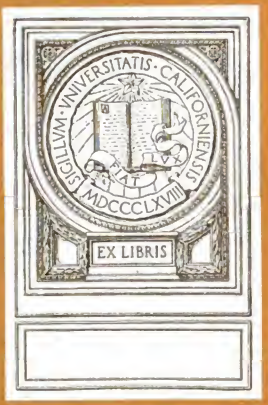
GLOBUS

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Globus.

XLII. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Zweiundvierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1882.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

G1
G5
v.42

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Das Tölowiren bei Europäern 125. Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes 348. 360. Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa 364.

Deutschland. Rückgang des polnischen Großgrundbesitzes in Polen 95. Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M. 172. Das ethnische Haus 249. Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland 254. Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches 254. Orographie des Wetterscheidegebirges und der Mieminger Kette 272. Das Verhältniß der Konfessionen 383.

Oesterreich-Ungarn. Physikalisch-statistischer Atlas von Oesterreich-Ungarn 95. Umlauft's „Die österreichisch-ungarische Monarchie" 206. Die Arbeiten des Militär-geographischen Instituts 319. Der Zeidner-Berg in Siebenbürgen. Von Dr. Paul Lehmann 378.

Niederlande. Der vierte Band der Nordlandfahrten 333.

Belgien. Mecheln 6. 22. Flämische und wallonische Schädel 250.

Skandinavien. Luftspiegelungen 112. Tromholt's Nordlicht-Beobachtungen 158. Rabot's Erforschung des Svartisen 159. Die ältesten Norweger 250.

Großbritannien. Ankauf der Lualer 112. Meereskanal nach Manchester geplant 285. Bevölkerung und Besuch der Insel Man 383.

Frankreich. Auswanderung 13. Weinernten 30. Sardinenfang 112. Französisches Urtheil über deutsche Prähistoriker 224. Neue Dampferlinie nach Australien 352.

Italien. Volkszählung in Rom 14. Analphabete 175. Prähistorisches aus Rom 333.

Griechenland. Die Meteora 1. Eisenbahnbau 30. Die neue Grenze gegen die Türkei und Nationalitätsverhältnisse in Thessalien 272.

Europäische Türkei. Neue volkswirthschaftliche Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet 383.

Rußland. Hebung der finländischen Küsten 14. 112. Vertheilung des Grundbesitzes im Gouvernement Uta 14. Salz- und Fischproduktion im Gouvernement Astrachan 30. Steinkohlen-Industrie in Polen 30. Die Juden in Rußland 95. Die Staatsforsten 96. Telegraphennetz 112. Statistisches aus dem Gouvernement Siedlez 112. Hydrographische Aufnahme des Onega-See's 128. Der Saltberg Arigaar 128. Ausgrabungen 143. Das alte Bulgarenland 143. Schiffahrtskanal von Kronstadt nach St. Petersburg 175. Der Suir-Kanal 190. Bewässerung im Gouvernement Astrachan 206. Berunstaltung des Schädels 250. Schulen mit finnischer Unterrichtssprache 304. Kanalisirung des Wolgaer 333. Kanal zwischen dem Onega-See und dem Weißen Meere 383.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Aufhebung des westsibirischen Generalgouvernements 14. 30. Steinzeger nach Kamtschatka 31. Jahrmarkt von Kurgan 112. Die Anninskischen Mineralquellen 144. Melville's Heimkehr 175. Handelsverbindung mit der Nordküste Sibiriens 190. 207. Die Zähne der Gingebornen in Nord-Sibirien 190. Eisenlager bei Bitimsk 239. F. Müller's „Unter Tungusen und Jakuten" 254. Statistik der Aginskischen Burjaten 285. Die Nachtlieder der Jakuten 285. Die Kaufleute von Kolymsk 319. Jürgens' Lenafahrt 334. Seltenheit des Bleis 334. Trunksucht 350. Eine Reise durch Kamtschatka 365. Wilhelm Jost's Reise durch Sibirien 366.

Mittelasiatische Gebiete. Die projektirte Eisenbahn von Orenburg zum Aralsee 14. Auswanderung aus Kaukasien 48. Der Kreis Jssyk kul 96. Gebreiz über das Amu-Darja-Delta 175. Die eingewanderten Sarten und Tarantschen 207. Neu-Margelan 239. Tod des Tunganenfürsten Bijanchu 350. Lessar's Reisen 367.

Kaukasischer Militärbezirk. Naphta im transkaspischen Gebiete 48. Petroleum auf der Insel Tscheleken 48. Romanow in Swanetien 96. Samurzanen und Abchasien. Nach Madame Carla Serena 177. 193. 209. 225. 241. Der galaphische Obsast 190. Kupferminen in Kachetien 239. Minnen von Ain 239. Eisenbahn nach Balu 285. Verfall des Gebietes von Kars 366.

Türkisches Asien. Die Meteora 17. 33. Ein Ritt durch Asien 93. 108. Das pontische Gebirge 96. Jozefowitsch' Reise 96. Der Dianatempel zu Ephesus 159. Einwanderung der Juden in Palästina 286. Prof. Hirschfeld's Reise im nordwestlichen Kleinasien 239. 319. Das heutige Syrien. Nach Lortet 257. 273. 289. 305. 321. Hummann's Reise nach Angora 285. Puchstein's Reise nach dem Nimrud-Dagh 285. Haußknecht's Routen im Orient 285.

Arabien. Eine Pilgerfahrt nach Neshd. Nach Lady Anne Blunt 81. 97. 113. 129. 145. 161. Erweiterung des britischen Gebietes in Südarabien 319. Die Juden in Südarabien 334.

Iran. Fischfang im Persischen Meerbusen 176. Angebliche Fortschritte 222. Nachtigallen 240. Das Schafthu-Thal und die Mohlud in Wajirkan 254. Gastgeber Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan 349.

Türkische Chanate. Post in Buchara 176. Vogel's neue Reise nach Darwaz 207. Lessar's Reisen 1882 367.

Britisch-Indien. Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881 60. Die Hindubergeneinschaft 250. Erdbeben-Beobachtung 319. Schriftstellerei in Assam 319. Aus- und Einfuhr von Britisch-Birma 334. Dr. Riebeck's Reisen 334. Colombo als Hafen 350.

Hinterindien. Garanger nach Ober-Birma 14. Septans' Reise geschildert 31. Ruelleyr Mikucho-Maclay's 31. Gautier bei den Meis 207. Brahmanenthum im Buddhismus. Von A. Bastian 240. Birmanische Typengießerei in Rangun 240. Delaneie's Reise nach dem Jsthmus von Kra 286. Karl Bock's Reise in Siam 319. Reise nach Cochinchina 320.

China mit Vasallenstaaten. Tele-

590032

Digitized by Google

graphenbau 31. Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen. Von E. Metzger 110. 119. Colquhoun's und Wahab's Reise durch das südliche China 190. 254. Anthropologische Messungen in Kuldscha 239. Die Sosnowski'sche Reise durch China 337. 353. 369. Der Handel in Tschugutschak 384. Aufnahme von Kuldscha 384.

Korea. Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten 175.

Japan. Japans wirthschaftliche Verhältnisse 48. Die Münze in Osaka 190. Oeffentliche Bibliotheken 320. Wollenbildung am Fujisjama 384.

Andere Inseln. Französische Reisende auf Sumatra 14. Tabakkultur auf den Philippinen 14. Tajalische Sitten und religiöse Gebräuche. Von F. Grabowski 25. 44. Die Erstiegung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch. Von F. Blumentritt 55. Gebedus und Sinten. Von E. Metzger 57. Der Hafen Telet-Semawe in Atjeh 96. Aufhebung der Frohndienste auf Java 96. Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen. Von E. Metzger 110. 119. Tawitawi ipanisch 175. Reisebriefe aus dem südlichen Borneo. Von F. Grabowski 190. 214. Die Bagobos. Von F. Blumentritt 219. Teli auf Sumatra. Ein Beitrag zur Kulturdistrage. Von E. Metzger 246. 269. 280. Zeitungen in Manila 255. Karl Bock über die Dajafs 286. Vorfälle im Sulu-Archipel. Von F. Blumentritt 298. Witti's Ermordung auf Borneo 320. Räuberei auf Sumatra 320. Porcellan-Liebhaberei der Dajafen 334. Salit Latuh. Von E. Metzger 381.

Afrika.

Società Africana d'Italia 255. Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde. Von John Baron Müller 317. 330. Steigen der Elfenbeinpreise 351.

Marokko. de Amicis's Marokko 351. Besetzung von Santa Cruz de Mar Pequena durch Spanien 367. Tessournour's Reise 367.

Algerien. Census 286.

Tunesien. Ausgrabungen in el-Tschem 14. Tessournay's Reise 367.

Türkisches Nordafrika. Unruhen in der Cyrenaika 64.

Sudan. Flegel in Adamaua 351.

Aegyptisches Reich. Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe. Von G. Berghoff 136. Abergläube im Sudan. Von G. Berghoff 157. Debes' Karte von Unter-Aegypten 191. Die französische Kolonie Obock 191. Keller über den Farbensinn der Nubier 207. John von Müller's Reise 208. Italienische Faktoren in Harrar 208. Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde. Von John Baron Müller 317. 330. Ermordung von Professor Palmer und Kapitän Gill 335. Der Aufstand im Sudan 351. Schuver am Bikuru 361 367.

Abessinien. Begräbnisse des abessinischen Reichs 191. Graf Antonelli nach Abessinien 240. Antinori's Tod 351.

Ostafrika. Projektirte englische Expedition nach den Schneebergen 191. 351. Der Irati-sein Schneeberg 191. Die deutsche Ostafrikanische Expedition 286. Zustände in Uganda 286. Portugiesische Expedition in das Innere der Provinz Mozambique 287. Dr. Fischer's Reiseprojekt 320. Anbau von Mohn am Zambesi 351.

Seengebiet. Aufnahme des Ostufers des Nyassa-Sees 176. Giraud nach dem Bangwelo-See 191. Ein schielender Wolf 249. Neuer großer See im Westen des Albert Nyanza 367.

Inneres. Junker's Reise am Uelle 14. 335. Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition. Briefe von Dr. Paul Pogge 167. Der Uelle und Schari identisch 335. Stanley auf dem Quango 351. Pogge und Wißmann erreichen den Lualaba 368.

Süden. Frank Cates' Reisen 15. Die Matabele und Mashona 64. Die Jagd im Matabele-Lande 96. Goldfunde in Transvaal 255.

Westen. de Brazza's Rückkehr 15. 368. Stanley's Arbeiten am untern Kongo 15. Burton's Reise nach der Goldküste 15. Kongo- und Central-Afrikanische Kompagnie 255. Stanley's Rückkehr 255. Dampferverbindung mit Portugal 256. Negerinski's Expedition aufgegeben 287. Projektirte französische Expedition nach Futa-Djalon 287. Stanley am untern Kongo 315. 351. Bapol und Borgnis-Desbordes nach dem obern Senegal 320. Flegel's Reise nach Adamaua 335. 351. Butikofer in Liberia 368. Französische Besitzergreifung am Stanley-Pol 368. Angriff auf die Stanley'sche Station 368.

Inseln. Die Capverdischen Inseln von Prof. Richard Greeff 9. 39. 71. Im Lande der Voilafretra auf Madagaskar. Von J. Rudebert 295. 312. 328. 349. Die Angolares-Neger der Insel São Thomé. Von Prof. Richard Greeff 362. 376.

Australien.

Von der Nordküste Australiens. Von H. Greffrath 12. Bereitung der Trunkenheit 144. Kohlenstation für die Dampfer nach Ostindien 141. Telegraphenwesen 144. Schäferkönige 223. Neue Dampferlinien von Frankreich nach Australien 352.

Südaustralien. Statistisches 31. Jones' Reise 64. Jinnlager im Northern Territory 159. Große Eisenbahnprojekte 208. Prof. Ralph Tate's Reise im Northern Territory. Von H. Greffrath 237. Jinnlager 256.

Victoria. Die Chinesen in Victoria. Von H. Greffrath 62. Spuren von Vulkanismus 223. Statistisches 240. Südeuropäerung 256.

Neusüdwales. Schiffbarmachung des Darling 159.

Queensland. Kaffeebau 336.

Westaustralien. Die Besiedelung des Kimberley-Distrikts 223. Forschungsreise unter Penterost 352.

Tasmanien. Riesenbäume 223.

Inseln des Stillen Oceans.

Hoffmann über die Korallenriffe 16. Miklucho-Maclay's Reisen 304.

Europäische Kolonien. Die Sprache der Fidschi-Insulaner 256.

Polynesien. Die Bevölkerung der Samoa-Inseln 16.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Census von Canada 176. Die Canadische Pacific-Bahn 256. Zeitungen in Manitoba 287. Deutsche meteorologische Stationen in Labrador 352. Errichtung von vier neuen Provinzen 352.

Vereinigte Staaten. Leadville in Colorado 49. 65. Streifzüge in Süd-Californien. Von Th. Kirchhoff 121. 141. 151. 170. 186. 216. 234. Rückkehr des Dr. Aurel Krause aus Alaska 191. Das Alter der Küchenreste in Alaska 191. Fortschritte des Mormonenthums 192. Verbreitung der Juden 287. Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880 302.

Mexiko. Einführung des französischen Weinbaues 176. Der Grenzstreit mit Guatemala beigelegt 176.

Centralamerikanische Staaten. Livingston-Freihaten 176. Kabel zwischen San Juan bei Sar und Panama 192. Eisenbahn-Eröffnungen 288. Der Vulkan von Chiriqui 288.

Südamerika.

Ureingeborenen. Von K. Lamp 28. Kiepert's Generalkarte von Südamerika 192.

Colombia. Perlenfischerei in der Bai von Panama 64. Eisenbahn im Staate

Digitized by Google

Cauca 288. Kohlenfelder im Staate Magdalena 288. Erdbeben in Panama 336. Zöller über den Panama-Kanal 368.
Venezuela. Anmaßung des Präsidenten 31. Neueintheilung der Republik. Telegraphenbau. Census 80.
Guayana. Indianische Töpferei 250.
Brasilien. H. Lange's Buch über Südbrasilien 31. Landwirthschaftliche Schulen 192.
Bolivia. Creaux' Ermordung 32. 336. Die Indianer des Gran Chaco. Von A. Amerlan 183. 201. Expeditionen gegen die Indianer des Gran Chaco 192. 288. Silberminen 288. Guierre nach dem Pilcomayo 336.
Argentina. Allaste-Ausfuhr 32. Neue Gesammttarife der Republik 32. Zuckerproduction und Weinbau 192. Fontana's Expedition nach dem Pilcomayo 192. 368. Bove's Expedition nach dem Feuerlande 284.
Chile. Steinmann und Güßfeldt nach den chilenischen Anden 192.

Polargebiete.

Die russische Nowaja-Zemsja-Expedition 32. 336. Geologische Aufnahmen in Südbergen 32. 256. 288. Nachrichtigungen nach der „Gira" 32. 128. 176. Fuß' astronomische Beobachtungen auf Nowaja Zemsja 96. 336. Die österreichische Expedition nach Jan Mayen 128. Der Walfischfahrer „Eclipse" 128. Hoogaard's Expedition auf der „Diymphna" 159. 288. Die niederländische Expedition 159. 256. Letzte Nachrichten von der Jeannette-Mannschaft 159. Die internationalen Circumpolarstationen 160. Rettung der Gira-Mannschaft 176. Die schwedische Polarexpedition 192. Die Besatzung des „Rodgers" 223. Bove's antarktische Expedition 223. 284. Die Nordfahrt der „Nara" 256. Eisverhältnisse im Karischen Meere 256. 288. Die Fahrt des „Neptune" 288. Deutsche Polarstationen 336. Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien 365.

Oceane.

Tiefsee-Forschungen des „Travailleur" im Atlantischen Oceane 32. 223. Telegraphiren auf hoher See 223. Merkwürdige Fluth bei den Scilly-Inseln 223. Karte der Sturmwege im nördlichen Atlantischen Oceane 224. Nichtexistenz der Insel Phönix 352.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Die Anthropologensammlung in Frankfurt a. M. 172. Anthropologische und ethnographische Miscellen. Von R. Andree 249. Schwanzmenschen 249. Anthropologie der Juden 333.
Ethnologisches. Das Brot im Volksaberglauben. Von C. Haberland 76. 88. 104. Das Tätowiren bei Europäern 125. Wie nennen sich Völker? Von Rudolf Kleinpaul 153. 203. Die Folklore Society 224. Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern. Von F. Birgham 224. 244. Das Salz im Volksglauben. Von C. Haberland 265. 281.
Vermischtes. Einfluß topographischer Bedingungen auf Durchschnittswinter-temperaturen 224. Ein Porträt des Golgothas 224. Die neue Katakombenforschung 346.

Vom Büchertische.

Frank Oates, Matabele Land and the Victoria Falls 15.
H. Lange, Südbrasilien 32.
Hirt's Geographische Bildertafeln, Theil II, 32.
Liebscher, Japans landwirthschaftliche und allgemein-wirthschaftliche Verhältnisse 48.
Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 80.
Chavanne, Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 95.
von Haardt, Wanderate der Alpen 95.
von der Brüggen, Rußland und die Juden 95.
Kleinpaul's Italienischer Sprachführer 160.
Umlauft, Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie 206.
Hartleben's Illustrirte Führer 206.
Thomson, Expedition nach den Seen von Central-Afrika 208.
Aus Persien 222.
F. Müller, Unter Tungusen und Jakuten 254.
A. Wattenberger, Orographie des Wetterleuchtgebirges 272.
Europäische Wanderbilder 285.
Karl Bod, Unter den Kannibalen auf Borneo 286.
de Amicis' Marokko 351.
von Hellwald's Naturgeschichte des Menschen 352.
Florence Tixie, Bei den Patagoniern 368.
H. Zöller, Der Panama-Kanal 368.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle: Creaux 32. Wahab 286. F. Witti 320. Palmer, Gill und Charrington 335. Antinori 351.

Aitchison 351. Antonelli 240. Bayol 320. Karl Bod 319. Böhm 256. Sir H. G. Booth 128. 256. Bove 223. 284. de Brozza 15. 367. Büchner 95. Burton 15. Bußleter 367. Clauß 365. Colquhoun 160. 254. Creaux 16. 32. Detournay 367. Delcole 285. Fischer 320. Flegel 335. 351. Fontana 367. Fuß 96. 336. Garanger 14. Gautier 207. Gedroiz 175. Geny 14. Gessi 367. Giese 336. Gilder 159. Gill 64. Giraud 191. Güßfeldt 192. Guierre 336. Guillemard 365. Harmand 285. Haußknecht 285. Hirschfeld 239. 319. Hoffmann 16. Hoogaard 159. Humann 285. Jones 64. Jozefowitsch 96. Jürgens 334. Junker 14. 335. Jwanowski 143. Kaiser 285. Keller 207. Kettlewell 365. Koch 352. Komorow 96. Krause 191. Langer 334. Lebar 367. Lupton 367. Mamoli 64. Matteucci 367. Melville 175. Mitlucho-Maclay 31. 304. de Mortillet 224. Jehu von Müller 208. F. Müller 254. O'Neil 191. Paul Reis 320. Oates 15. Pechuel-Loesche 367. Pentecoft 352. Petrow 191. Pogge 367. Puchstein 285. Rabot 159. Regel 207. Reichard 240. Riebel 334. Rogozinski 287. von Schulz 14. Schurer 367. Seristrang 32. Seemann 336. Septans 31. Sibiriakow 160. Soleillet 191. Stanley 15. 255. 315. 351. Stebnitzki 96. Steinmann 192. Steinger 31. James Stewart 176. A. Thomson 191. 351. Tromholt 158. de Besine Larue 14. Wahab 180. 254. Widmann 367. Wiesiek 224. Wood 159. Sir Allen Young 32. 128.

Mitarbeiter, so weit sie sich genannt haben.

Amerlan 183. 201.
R. Andree 249.
Andebert 206. 312. 328. 343.
A. Bastian 230.
C. Berghoff 136. 157.
F. Birgham 224. 244.
Blumenkritik 55. 219. 298.
F. Grabowski 25. 44. 109. 214.
R. Greeff 9. 89. 73. 362. 376.
O. Greffrath 12. 62. 207.
C. Haberland 76. 88. 104. 265. 281.
Th. Kirchhoff 121. 141. 151. 170. 186. 216. 234.
R. Kleinpaul 153. 203.
K. Lamp 298.
P. Lehmann 378.
E. Metzger 57. 110. 119. 246. 269. 280. 381.
John Baron Müller 317. 330.
Paul Pogge 167.

Illustrationen.

Europa.

Griechenland.

Trikkala 2.
Die Meteora in Thessalien 3.
Auffahrt im Korbe 4.
Aufstieg mittels Leitern zum Kloster H. Barlaam 6.

Belgien.

Die Tyle in Mecheln 6.
Das Standbild Margarethens von Oesterreich und die Tuchhallen in Mecheln 7.
Die Rombaldskirche und der Große Platz in Mecheln 8.
Alte Häuser in Mecheln 22.
Inneres der Liebfrauenkirche von Mecheln 23.

Digitized by Google

Das Brüsseler Thor oder die Oberste Poort von Mecheln 24.

Asien.

Transkaukasien.

Der Ingur 177.
Pfosten des englisch-indischen Telegraphen bei Otzarte 178.
Schamen (Magasa) in Saberia 179.
Eine Wohnung in Samurzakan 180.
Wohnung des adligen Samurzakanioten Junker Lakerbey 181.
Die Schule in Otum 182.
Der Bazar in Otum 182.
Gericht in Otum 184.
Der Begräbnißplatz der Familie Lakerbey unweit Otum 194.
Ansicht von Gischti 195.
Haus des Starschina in Gichteli 196.
Diener in Samurzakan 196.
Die Kirche von Bedia 197.
Fresken in der Kirche von Bedia 198.
Familie des Tschapar im Dorfe Bedia 210.
Ruinen des alten Palastes des Abu in Otschemschiri 211.
Glockenthurm der Kirche von Ilori 212.
Der Priester mit den Schätzen der Kirche von Ilori 213.
Haus des Priesters von Ilori 213.
Eine nach Georgien zurückkehrende armenische Familie 226.
Sonntag im Hause des Priesters von Motwa 227.
Die Klosterpforte in der Kirche von Motwa 228.
Frühstück bei dem Popen von Kvitauli 229.
Inneres der Kirche von Kvitauli mit dem Grabe der Fürstin Ketsoria Scherwachidze 230.
Suchum-Kale im Jahre 1870 242.
Ufer des Kodolur bei Suchum-Kale 243.
Das Haus des Abu in Lichni 244.
Kirche von Pitsunda 245.

Kleinasien.

Kloster bei Akuntasch im Murad-Dagh 18.
Kloster bei Alatschir im Sultan-Dagh 19.
Verlassenes Kloster im Gebirge Dipoitas am See Beischehr 20.
Ein durch Erdbeben zerstörtes Kloster bei Angora 21.
Aeußere Treppe an einem Felsen bei Ulu-burlu 84.
Kloster auf einer Insel in einem See bei Arkut-Chan 35.
Verlassenes Kloster im Salzsee 36.
Eingang des unterirdischen Weges zu einem Kloster im Kodscha-Dagh 37.
Kloster bei Kermes 38.

Mesopotamien.

Mohammedanischer Einsiedler in Mesopotamien 28.

Palästina. (Lortet's Reise.)

Das Kloster Mar Saba 238.
Zizyphus spina Christi 259.
Cucumis Heyii 260.
Arvan-Beduinen 261.
Ibex Sinaiticus 262.
Wadi es-Schuk 263.
Die Wüste über Ain Tschidi (Engeddi) 274.
Moabda, von Westen gesehen 275.
Ghawarineh-Beduinenzelten 276.
Das nördliche Ende des Todten Meeres 278.
Die Terrassen des Jordanthals 279.
Tell Tschedschik, das alte Gilgal 280.
Der Thurm in er-Riha 290.
Das heutige Jericho 291.
Die Quelle Ain-Sultân 292.
Reste der Wasserleitung bei Ain-Sultân und der Berg Karantel 292.
Der Apostelbrunnen 293.
Bettler in Tschefa 294.
Jerin und das Gilboa-Gebirge 306.
Das Schloß von Jerin 306.
Kreuzfahrerkirche in Gefrâjir 307.
Tiberias 308.
Jünin und Kinder von Tiberias 309.
Der See von Tiberias von Tell Hûm aus 310.
Die Quelle Ain el-Tin mit Papyrusstauden 311.
Ruinen der Brücke von es-Semak 322.
Die Höhlen von Arbela (Irbid) 323.
Einer der Thürme von Arbela (Irbid) 324.
Magdala 325.
Tabitha und seine Schwester Thabi, Ghawarineh-Araber 326.
Tiefstesfeld oberhalb Ain el-Tin 327.

Arabien. (Blunt's Reise.)

Mejârid 82.
Ruinen von Bojra 82.
Ghidelle von Salahad 83.
Sandsturm am Wadi-er-Rabschel 84.
Häuser in der Oase Kâf 85.
Rast am Brunnen 86.
Schloß Marid 87.
Oase von Tschif 87.
Festes Schloß von Tschif 98.
Schwerttanz in Tschif 99.
Meskaleh 100.
Alte Citadelle von Meskaleh 101.
Dschehar, Statthalter des Tschifdistriktes 102.
Ein Falbsch 103.
Die Felsen Aalem 114.
Die Berge von Dschebba 115.
Oase Dschebba 115.
Dorf Jgneb am Fuße des Dschebel Shammar 116.
Blick auf Dschebel Shammar 116.
Schloß des Emirs von Hail 117.
Wohnung der Neidenden in Hail 118.
Oeffentliche Gerichtssitzung im Hofe des Schlosses von Hail 120.
Zahme Gazellen im Garten des Schlosses von Hail 131.
Dschebridpferd vor den Thoren von Hail 132.
Ein Abend vor dem Emir 133.
Wilde Palmen im Thale von Aghe 134.
Jthelbaum in der Ebene von Hail 146.
Zug der persischen Pilger 147.
Die Sebcha von Tabbeisin 149.
Brunnen der Jobeydeh 150.
Wadi Rosch 162.
Das Lager der persischen Pilger 163.
Ein Abend vor Aufbruch 163.
Der See Rehdschel und Ansicht von Meschhed Ali 164.
Die Pilger vor den Mauern von Meschhed Ali 165.
Terrasse der britischen Residentur in Bagdad 166.

Hinterindien.

Portal aus Bat Ek in Kambodia 249.

China. (Sosnowski's Reise.)

Poststation und Reisewagen in der mongolischen Steppe 338.
Fähre über den Pei-Ho 339.
Der Kuluchta der Mongolen 340.
Blick auf die chinesische Mauer durch das Thor Huan-gou 344.
Mittlere Mauer in Peking 342.
Fan-jan, chinesischer Privatgelehrter 342.
Ländliche Gartküche am Pei-ho 354.
Nachtfuhl in Schanghai 354.
Halentzer und Quai des chinesischen Theiles von Schanghai 355.
Wu-tschang-fu vom Thurme Huan-ho-lou gesehen 356.
Han-tjou 357.
Vereinshaus (Hui-guan) der Kaufleute aus der Provinz Tzien-si 358.
Garten des Tzien-si-hui-guan 359.
Chinesischer Palankin 370.
Oeffentlicher Gerichtshof in Wu-tschang-fu 370.
Geköfte eines Mandarinen 371.
Chinesische Kriegsbarke vor Tan-guan 372.
Flößen des Bambusrohres 373.
Rudelbereitung 374.
Goldwäscherinnen am Han-tiang 375.

Borneo.

Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom 240.
Dajakische Fischereigeräthe und Jagdwaffen 215.

Afrika.

Aegyptisches Reich.

Mann vom Stamme der Schaikie 137.
Frau vom Stamme der Gaâlin 137.

Türkisches Nordafrika.

Theil der Katakomben zu Kyrene 347.
Arkosolium 347.

Nordamerika.

Vereinigte Staaten.

Denver 50.
Schlucht im Felsengebirge 51.
Der South Park 52.
Leadville von Süden gesehen 53.
Durchschnitte durch die Grube Iron Mine 67.
Kleine Pittsburgh 67.
Straße in Leadville 68.
Ein Bergwerk in Leadville 69.
La Plata 70.

Karten, Pläne u. s. w.

Umgebung von Leadville 66.
Windrosen für die Capverdische Insel St. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 72.

Berichtigung.

Seite 30, Spalte 1, Zeile 12 v. u. lies „Lariffa“ statt „Laurion und“.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Trée.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Weit weniger bekannt als die griechischen Klöster des Berges Athos ist eine Reihe anderer, die gleichfalls auf Bergeshöhen liegen, arm und fast verlassen, aber ebenso interessant, wenigstens hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, deren hauptsächlichste den Namen „Meteora“ führen. Solche finden sich am obern Salawrias (Peneios) nordwestlich von der kleinen thessalischen Stadt Trikkala, welcher M. de Trée in den sechziger Jahren — genau giebt er die Zeit nicht an — einen Besuch abstattete. Die schon bei Homer erwähnte Stadt Trikka, deren Namen erst bei Anna Komnena im 12. Jahrhundert zu Trikkolo erweitert erscheint, soll im vorigen Jahrhundert noch etwa 25 000 Einwohner gezählt haben, wurde aber 1770 zur Strafe dafür, daß sie mit den Russen im Einverständniß gestanden, von den Türken verwüstet und hat ihre frühere Bedeutung nicht wieder erlangen können. Ihre Häuser bedecken den südöstlichen Abhang eines Hügels, der ein auf altgriechischen Fundamenten erbautes Kastell trägt, und dehnen sich, von grünenden Gärten durchsetzt, nach Südosten bis auf das rechte, südliche Ufer des Flusses Trikkalino, des antiken Lethaios, aus. Prächtig ist die Aussicht, welche man von der Höhe der Burg über das breite, fruchtbare Thal des Salawrias und seiner Zuflüsse bis hinüber zu den Abhängen und Gipfeln der Pindoskette genießt. In archäologischer Hinsicht bietet die Stadt nur spärliche, unbedeutende Trümmer, und ihre griechischen Kirchen sind ebenso uninteressant wie ihre Moscheen; nur in dem Hause des Bischofs haben sich einige Reste byzantinischer Kunst, darunter eine bemerkenswerthe Galerie, erhalten. Drée bekam dieselben zu sehen, als er dem Bischofe einen Besuch abstattete, um von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Igumen der Felsenklöster zu erhalten; denn diejenigen, welche er bereits von dem Bischofe von Larissa besaß, waren ihm als nicht genügend bezeichnet worden.

Von einem Dolmetscher, seinem griechischen Diener und zwei Führern, die man ihm als Schutz gegen Räuber aufgenöthigt hatte, begleitet, brach der Reisende nach der kleinen Stadt Kalabaka, dem Aginion des Alterthums, auf. Anfangs führt der Weg gemächlich im Thale des Peneios aufwärts und wird erst schwieriger, wo die Berge der Landschaft Chassia von Norden und das Kotsiaka-Gebirge von Süden an den Fluß herantreten. Zum Ersatz dafür ist die Landschaft um so schöner. Nach drei Stunden war Kalabaka am untern Ende der nach der Stadt benannten Peneios-Schlucht erreicht. Vor allem zieht den Blick ein wahrer Wald von Felsen bis zu 300 m Höhe auf sich, welche auf die unregelmäßigste Weise durch einander geworfen sind und die verschiedensten Formen aufweisen: manche ragen als riesige Säulen senkrecht in die Luft auf, andere sind gewaltige oben überhangende Felsblöcke, die jeden Augenblick umzufallen drohen, wieder andere haben die Gestalt einer Pyramide oder eines kolossalen Menhir, und alle werden durch sonderbare Schluchten und Spalten von einander getrennt. Auf den Gipfeln derselben aber haben griechische

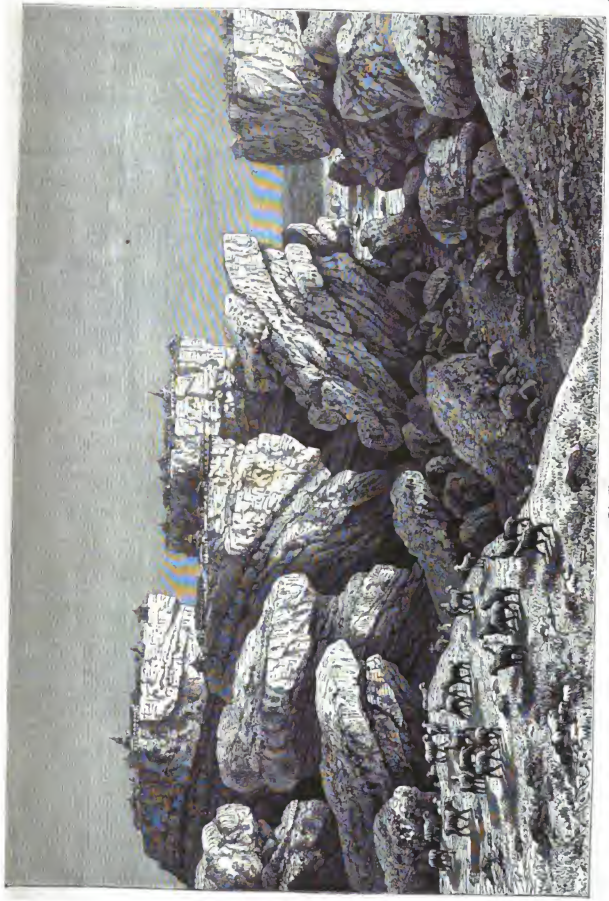
Digitized by Google

Mönche ihre Klöster erbaut, die heute zum größten Theil schon vollständig in Ruinen liegen; es waren Zufluchtsstätten für solche, die der Welt überdrüssig waren und ein gottbeschauliches Leben führen wollten, wenn auch bei vielen ihrer Insassen das weltlichere Motiv entscheidend gewesen sein mag, daß sie dort oben vor Feinden und Räubern Schutz fanden, welche jene Gegend stets unsicher gemacht haben und die Mönche bis auf den heutigen Tag zu allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln veranlassen.

Der Name Meteora kommt vom griechischen Eigenschaftswort *μετέωρος*, welches „hoch, erhaben“ bedeutet; die einen beziehen das einfach auf die natürliche Lage der Klöster, die anderen auf den erhabenen, der Welt abgewandten Sinn ihrer Insassen. Ueber ihren Ursprung berichtet ein Dokument, welches Leon Heuzey, der um die Geschichte Makedoniens und Thessaliens so verdiente französische Forscher, in einem der Meteoren aufgefunden und 1864 in der Revue archéologique bekannt gemacht hat. Dasselbe datirt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und sucht den Nachweis zu führen, daß die „Thebaïs“ (die Meteoren-Klöster) ursprünglich dem Bischofe von Stagi — dies war der byzantinische Name von Kalabaka, der in der Form Stagus bei den Griechen noch heute gebräuchlich ist — untergeben gewesen ist. Ihm zufolge bestanden die Bewohner der Felsen von Kalabaka anfangs aus Einsiedlern, welche gruppenweise sich Vorsteher setzten, die nur den Titel „Vater“ führten. Nilos war es, welcher im Jahre 1367 die ersten vier Kapellen erbaute und zuerst Igumen des damaligen Hauptklosters Dupiani genannt wird. Allmälig wuchsen dann die Einsiedeleien zu großen Klöstern heran, und der Vorsteher eines jeden derselben strebte nach dem Titel Igumen, wodurch lebhafte Streitigkeiten mit den Bischöfen in Stagi unten entstanden. Das Entstehungsjahr des speciell so genannten Klosters Meteoron — man muß stets zwischen diesem und der Gesammtheit der Klöster, zwischen dem Meteoron und den Meteoren, unterscheiden — ist uns ziemlich genau bekannt. Um 1356 flüchteten zwei Mönche, deren Kloster auf dem Athos durch Seeräuber zerstört worden war, nach Stagi und wohnten zuerst auf dem Dupiani benachbarten Felsen, welcher den Namen Stylos (die Säule) führt. Aber der eine von ihnen, Kyr Gregorios, fand die Aussicht zwar sehr schön, aber das Klima zu rauh und zog sich deshalb nach Konstantinopel zurück, während der unerschrockene Kyr Athanasios vom Bischofe von Stagi die Erlaubniß erbat, den sogenannten „großen Felsen“ ersteigen zu dürfen. Er fand oben eine Ebene, die viel größer war als diejenige der anderen Felsen, und errichtete eine kleine Kirche, aus welcher allmälig das Kloster Meteoron entstanden ist. Zu den Schülern dieses Athanasios, dessen Bildniß auf einem Wandgemälde von 1484 erhalten ist, gehört auch ein König, Joasaph mit Namen, ein Neffe des Stephan Duschan und Sohn des Symeon Uresi, welcher sich mit einem serbischen Heere in der Burg von Trikala festgesetzt und Thessalien zu seinem Reiche gemacht hatte. Später wurde er der Herrschaft überdrüssig und zog sich in das Kloster Meteoron zurück, wo er schon früher eine Kapelle,

Trikkala.

Digitized by Google



Die Meteora in Theſſalien.

Digitized by Google

die noch heute der großen Kirche dort als Apsis dient, hatte erbauen lassen.

Es kamen dann böse Zeiten für die Klöster, deren Insassen unter einander haderten und selbst zu den Waffen griffen. Im Kloster Hypapanti setzte sich ein gewisser Michael Manchurus, Vater zweier Kinder, fest und lebte dort wie in einer Burg an vierzig Jahre; das Kloster Pantokrator hatte lange Zeit als Bewohner nur den Thodoris den Narren, der die Weinberge des verlassenen Heiligthumes für sich ausbeutete und sogar eine Frau bei sich hatte, während doch jener Athanasios in seinem Testamente verordnet hatte, daß kein Weib die bestimmte Grenze überschreiten und daß man keiner, und wenn sie Hungers sterben sollte, von der Nahrung der Mönche geben dürfe. Ja, im Kloster Kalistratos hausten eine Zeit lang Zigeuner. Ein neuer Aufschwung trat unter der Regierung Soliman's des Prächtigen ein, als der H. Bessarion den Metropolitansitz zu Larissa inne hatte; aber auf die Dauer konnte alles Eifern der Vorgesetzten nichts ausrichten gegen die Hauptursache des Verfalles, gegen das Siechen des Glaubens.

Von den 24 oder 25 einstigen Klöstern sind heute nur noch sieben vorhanden, worunter nur drei einen Besuch lohnen, nämlich Meteoron, H. Barlaam und H. Stephanos. Sie beherbergen auch noch die meisten Mönche, deren Gesammtzahl in allen sieben sich damals (bei Dréo's Anwesenheit) auf etwa hundert belief. Der Felsen, auf welchem Meteoron liegt, steigt senkrecht zu einer bedeutenden Höhe an (die Ebene südlich von Kalabaka liegt 410 m hoch, die östlichen Klöster 700 m, die westlichen 770 m, die nördlichen 754 m). Gewöhnlich meldet man seine Ankunft durch Rufen, Schreien oder Blasen, worauf an einem Seile ein Mönch herabgelassen wird, um das Empfehlungsschreiben des Ankömmlings zu holen und es seinem Vorgesetzten zu überbringen. Erst wenn dasselbe in Ordnung befunden worden ist, wird dem Fremden gestattet, die Fahrt im Korbe durch die Luft anzutreten. Als de Dréo am Fuße des Felsens anlangte, fand er dort einen Mönch und zwei Männer beschäftigt, Lebensmittel in den Aufziehkorb zu packen; sein im Kloster bekannter Dolmetscher konnte deshalb sofort mit hinauffahren. Trotzdem verstrich nahezu eine halbe Stunde, ehe die Erlaubniß zum Besuche anlangte und der Reisende die keineswegs angenehme Luftfahrt, welche etwa 4 bis 5 Minuten dauerte, antreten konnte. Mit einem großen Haken wurde oben der Korb an eine Plateforme herangezogen, und einer Ohnmacht nahe betrat Dréo wieder festen Boden und konnte sich durch ein Gläschen Raki stärken, ehe er zum Igumen, einem liebenswürdigen und unterrichteten Manne von etwa 65 Jahren, geführt wurde. Cigarretten und Kaffee wurden gereicht und dann die Empfehlungsbriefe gelesen, von denen derjenige des Konstantinopeler Patriarchen besondern Eindruck machte; auf das Bereitwilligste ertheilte der Abt die Erlaubniß, das Kloster in allen Einzelheiten zu besichtigen. Bemerkenswerth ist eigentlich nur das Refektorium, ein gewaltiger Saal aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dessen Wölbung auf mächtigen Pfeilern ruht. Die Bibliothek soll noch immer sehr reich an Büchern und Manuskripten, darunter die Werke der Heiligen Basilius und Chrysostomus, sein; aber schwerlich hat sie für die Insassen des Klosters große Anziehungskraft. Studien und Wissenschaft sind für dieselben unbekannte Dinge. In der großen Kirche sind gut erhaltene Wandmalereien und die schon erwähnte 1388 erbaute Kapelle des Königs Joasaph von Interesse.

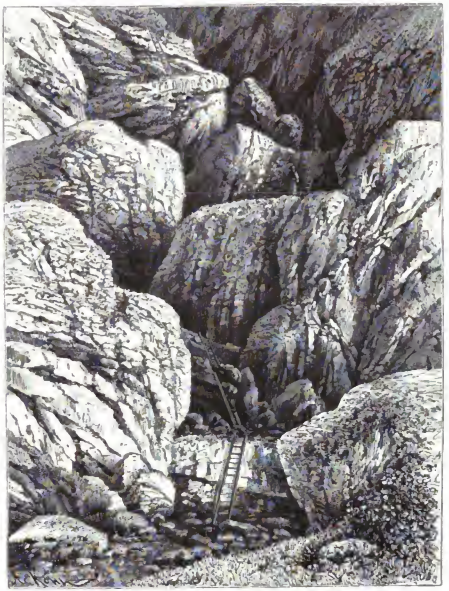
Auffahrt im Korbe.

Nach dreistündigem Aufenthalte im Kloster nahm Dréo freundlichen Abschied vom Igumen, trat die verhaßte Rückfahrt nach unten an und suchte sich in Kalabaka ein Nachtlager, welches überaus dürftig ausfiel. Auf den Besuch von H. Barlaam und H. Stephanos verzichtete er, da er genug über dieselben in Erfahrung gebracht hatte, um einzusehen, daß sie an Interesse hinter Meteoron zurückstehen. Um ersteres zu erreichen, müssen sich Freunde gleichfalls den Aufzug an einem Seile gefallen lassen, während sich die Mönche selbst, und ausschließlich nur diese, eines zwischen den Felsen versteckten Pfades bedienen; stellenweise müssen sie aber zu Leitern ihre Zuflucht nehmen, welche sie klüger Weise hinter sich in die Höhe ziehen. Die Aussicht von oben soll sehr schön sein, ist aber genau dieselbe, wie von Meteoron aus,

Digitized by Google

von wo Drée nach Weſten hin das prachtvolle Panorama der Pindoskette, nach Oſten zu das reiche Thal des Salamvrias hatte bewundern können. Refektorium, Bibliothek und die zahlreichen Zellen beweiſen, daß H. Barlaam einſt viele Bewohner barg; damals zählte es deren kaum noch ein Dutzend.

Um das einſt berühmte H. Stephanos zu erreichen, muß man ebenfalls zu Seil und Korb ſeine Zuflucht nehmen, und nur die Mönche haben es ſich auch hier bequemer zu machen gewußt. Denn ſtatt auf Felſenpfaden und Leitern den eigenen erſteigen ſie auf bequemerm Wege den ihm benachbarten Berg, deſſen einer Plateau ſo dicht neben dem das Kloſter tragenden Gipfel liegt, daß ſie von dort aus auf einer kleinen raſch aufzuziehenden Brücke leicht ihr Ziel erreichen. Das von 12 bis 15 Mönchen bewohnte Kloſter beſitzt als einzige Sehenswürdigkeit eine ſehr große Kirche; ausnahmsweiſe



Aufſtieg mittels Leitern zum Kloſter H. Barlaam.

unterſteht es weder dem Patriarchen noch irgend einem Biſchofe, und die Regel iſt dort viel weniger ſtreng als anderswo. Das iſt wahrſcheinlich auch der Grund, weshalb es ſich einer größern Zahl von Inſaſſen erfreut. de Drée benutzte den folgenden Tag dazu, eines der vier kleineren Klöſter zu beſichtigen. Der Weg führte zwiſchen den Felſen durch ſchauerliche Schluchten hin, in denen der Schatten oft ſo dunkel war wie die Nacht, während an einzelnen Stellen grell und blendend das volle Tageslicht bis in die Tiefe herabreichte. Zuletzt langte man vor einem höchſt maleriſchen Felſen an, welcher ein Kloſter des H. Nikolas Kophinas trägt. Der Aufſtieg zu demſelben iſt verhältnißmäßig leicht, wenn auch immer noch uneben genug; denn oft unterbrechen den Pfad rohe Stufen, theils von der Natur gebildet, theils von Menſchenhand etwas zurecht gemacht. Zu einer gewiſſen Höhe ließ man dem Reiſenden eine 5 bis 6 m lange Leiter herab, mittels deren er ein Plateau erklomm. Dann paſſirte er nach einander einen kurzen

Tunnel, einen Ziegenweg, noch eine Leiter und zuletzt einige Stufen zurück und befand sich vor dem Kloster. Durch eine lange hölzerne Gallerie, welche noch einige Reste von Malereien aufzuweisen hatte, gelangte Drée zu dem Zgumen, welcher von vier Mönchen, seinen gesammten Untergebenen, umringt war. Sie saßen im Schatten eines Felsblocks auf Matten, tranken Kaffee, rauchten, kurz hielten Kef, was wohl stets ihre Hauptbeschäftigung ist. Der Abt ließ dem Gaste Kaffee und Tschibuk reichen und dann die Reste seines Klosters zeigen, wobei er wegen der Armuth und des Verfalles desselben um Entschuldigung bat. Und das Elend war in der That dort groß. Von der Kirche war nur noch eine leidlich im Stande gehaltene Kapelle übrig. Von tiefem Mitleide ergriffen, legte Drée eine Spende an der Thür derselben nieder und entfernte sich. Heutigen Tages ist von dem Kloster vielleicht nur noch ein Haufen Ruinen übrig. Auf dem Rückweg passirte man diejenigen eines gänzlich verlassenen Klosters, versuchte aber vergeblich, zu denselben emporzuklettern: überall verleideten senkrechte Felsenwände das Unternehmen.

Nach Trikkala zurückgekehrt, setzte Drée seine Reise fort, deren nächstes Ziel die beiden schönen Thäler des Aspropotamo und Arta waren.

Mecheln.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wenn man auf der Linie Brüssel-Antwerpen die kleine alte Stadt Vilvorde passirt hat, führt die Bahn noch mehrere Meilen weit durch eine lachende, anmuthige Landschaft, die mit ihren großen, von langen Baumreihen durch-

Die Dyle in Mecheln.

schnittenen Wiesenflächen, mit ihren zahlreichen Dörfern, mit dem eigenartig feuchten Schwelz ihres Grüns wie eine Fortsetzung des Gartens von Brabant erscheint. Das eigentliche Antwerpener Land und seine wechselnde Folge von ausgedehnten öden Sandstrecken und gut kultivirten fruchtbaren Aeckern beginnt erst jenseits Mecheln sich zu zeigen, der an der Dyle belegenen „geistlichen Hauptstadt Belgiens“. Schon lange bevor man, den Löwener Kanal überschreitend, diese Stadt erreicht, sieht man ihr gewaltiges Wahrzeichen, den Thurm von St. Romuald, sich gegen den Himmel abzeichnen, von einer Menge anderer Thürme und hoch emporragender spitzer Dächer umgeben, die neben seiner massiven, eckigen Gestalt zierlich und unbedeutend erscheinen. Auf dem Bahnhof von Mecheln, wo die Linien Ostende-Lüttich, Brüssel-Antwerpen und Mecheln-St. Nicolas sich kreuzen, wo großartige Eisenbahnwerkstätten sich befinden, herrscht ein lebhafter, unaufhörlicher Verkehr, ein reges Treiben; aber nur wenige Schritte in die Stadt hinein genügen, um uns wie in eine andere Welt zu versetzen. Trotz ihrer 40 500 Einwohner, trotz der, wenn auch nicht großartigen, so doch immerhin blühenden und mannigfachen Industrie der Stadt liegt die Mehrzahl ihrer Straßen und Plätze wie ausgestorben, wie in einer andauernden Sonntagsruhe da. Das laute Zufallen einer Hausthür erweckt in gar vielen dieser schläfrig stillen, von keinem Wagenverkehr belebten Häuserreihen ein lang anhaltendes

Digitized by Google

Echo. Die Dyle, die in zahlreichen, von nicht weniger als 35 Brücken überspannten Armen die Stadt durchfließt, trägt freilich fortwährend eine große Anzahl von Fahrzeugen aller Art; allein auch diese vermögen das Bild der allgemeinen Ruhe und Verschlafenheit kaum zu beleben. Die Deutlichkeit, mit der man die taktmäßigen Ruderschläge der Bootsführer und das kreischende Geräusch der an die Quaimauern gestemmten Uferstangen der größeren Kähne vernimmt, ist an und für sich schon charakteristisch. Ebbe und Flut machen sich in dem kleinen Flusse ungemein bemerkbar; bald sind die ungefähr schmalen und breiten Wasserarme, welche die Stadt durchziehen, bis zum Rande gefüllt, und in ihrer träge dahinfließenden Flut erkennt man unschwer das trübe, schlammige Scheldewasser; bald wieder sind die Pfeiler und das Mauer- oder Holzwerk fast bis zum Grunde sichtbar, und die breiten, flachen Wellen des niedrigen Wassers schlagen mit dumpfklatschendem Tone langsam an die mit gelblichem Schlamme bedeckten Ufer. Nicht mit Unrecht hat man den Hauptgrund für die auf jeden Fremden fast bedrückend wirkende Stille der Stadt in dem Vorwiegen des geistlichen Elementes gesucht. Seitdem Papst Paul IV. im Jahre 1559 die Romualdskirche von Mecheln zur erzbischöflichen Metropolitankirche erhob, trat die Bedeutung des ehemals mächtigen bürgerlichen Elementes mehr und mehr in den Schatten. Mecheln theilte darin das Geschick Löwens; mit noch mancher anderen Stadt Belgiens aber theilt es heute das unvermeidlich traurige Aussehen der „Stadt, die einst bessere Tage gesehen hat“. Die Tage des höchsten Glanzes lagen für Mecheln aber in der Zeit, wo Margarethe von Oesterreich, die Tochter Maximilians I. und der Maria von Burgund, die nachmalige Erzieherin Karls V., hier als Statthalterin Hof hielt und die Stadt zu einem Mittelpunkt der schönen Künste und Wissenschaften machte. Selber gern als Dichterin und Philosophin sich hervorthuend, versammelte sie hier eine Schar von berühmten Männern um sich, unter

Das Standbild Margarethens von Oesterreich und die Tuchhallen in Mecheln.

denen wir Namen wie Erasmus, Cornelius Agrippa, Jean Lemaire und Jean Second, Mabuse, van Orley u. v. a. finden. Wahre Wunderdinge von Turnieren, Tanz- und Schäferspielen, von „allerhand zierlich ammuthigem Zeitvertreibe des Geistes und Körpers“ werden aus dem Leben des damaligen Hofhaltes von Mecheln berichtet. Der erste Erzbischof der Stadt war der berüchtigte Kardinal Granvella, der nachmalige Minister Margarethens von Parma. Der für ihn erbaute erzbischöfliche Palast liegt, von großen Gärten umgeben, unweit der beiden Hauptkirchen, der Romualds- und der St. Johanniskirche. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der malerische Große Platz, der, auf drei Seiten von Gebäuden umgeben, auf der vierten sich an den Platz der Romualdskathedrale anschließt. Ein im Jahre 1849 errichtetes Standbild der Margaretha von Oesterreich ziert heute den Großen Platz, auf dem sich mit den hier abgehaltenen Märkten auch der Hauptverkehr der Stadt konzentrirt. Die in weißem Marmor ausgeführte kolossale Figur der Statthalterin hebt sich ungemein wirkungsvoll von dem Hintergrunde der alten Tuchhallen ab, einem stattlichen Gebäude mit zierlichen Erkerthürmchen und schönen Giebeln, mit reichem Portal und tiefen Bogenfenstern, das nur leider seine Unvollendung ebensowenig verbergen kann, wie die in dem zusammengewürfelten Styl zu Tage tretende allmälige Entstehung seiner einzelnen Theile. Im Jahre 1340 begonnen, blieb es lange Zeit unvollendet liegen, wurde dann als Fragment nothdürftig zum Gebrauche hergerichtet, und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Oberbau versehen; heute dient es als Hauptwache der Stadt. Unter den Häusern, welche den Markt umgeben, verschwinden leider die schönen, alten Giebelbauten immer mehr und mehr, um nüchtern-modernen Gebäuden Platz zu machen; doch sind immerhin noch genug davon vorhanden, um uns nach ihnen eine Vorstellung von dem schönen Bilde machen zu können, das die Kathedrale mit ihrer Umgebung im Mittelalter dargeboten haben muß. Da ist vor allen anderen das sogenannte Schepenhuis, das Schöffenhaus, zu nennen, in welchem im Jahre 1473 der Große Rath tagte, und das heute die Kunst- und historischen Sammlungen der Stadt beherbergt. Zwischen dem Großen Platz und der Kathedrale erhebt sich das Stadthaus, das, seinerzeit als Prachtbau berühmt, durch eine gründliche Restauration im vorigen Jahrhundert leider viel von seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt hat. Was die Romualdskirche selber anbetrifft,

Digitized by Google

Die Romualdskirche und der Große Platz in Mecheln.

Digitized by Google

so wird sie mit Recht zu den schönsten gothischen Basiliken gezählt, die wir überhaupt besitzen. In Kreuzform angelegt, wirkt sie durch ihre großartigen Verhältnisse kaum minder, als durch die unbeschreiblich feine Gliederung ihres äußern architektonischen Schmuckes. Es gehört ein förmliches Studium dazu, um sich in dem Gewirr der Erker, Säulen und Säulchen, der Baldachine, Spitzen und Nischen zurechtzufinden, welche die hohen Spitzbogenfenster überragen und den Thurm umgeben. Dieser letztere, der ursprünglich für eine Höhe von 140 m bestimmt war, ist unvollendet und nur 90 m hoch; die Größe seiner vergoldeten Zifferblätter, die einen Durchmesser von über 13 m haben, gehört ebenso zu den Merkwürdigkeiten Mechelns, wie das in der That herrliche Glockenspiel. Im 12. Jahrthundert begonnen, wurde der Bau der gewaltigen Kirche um die Mitte des 14. beendet; ein großer Brand, der sie bald nach ihrer Vollendung in Asche legte, machte einen theilweisen Neubau nöthig. Die Kosten zu demselben wurden aus den Gaben der Pilger bestritten, die besonders reichlich einflossen, als Papst Nikolaus V., dem die Förderung des Baues besonders am Herzen lag, für die Wallfahrer zu den Reliquien des heiligen Romuald einen großen Ablaß ausschrieb. Das Innere der Kathedrale birgt eine Menge herrlicher Kunstschätze, darunter ein berühmtes Altarblatt von van Dyck, Christus am Kreuz; sowie 25 der standrischen Schule des 14. Jahrthunderts entstammende Bilder aus dem Leben des heiligen Romualdus. Auch die anderen Kirchen der Stadt sind in dieser Beziehung reich bedacht, so namentlich die Liebfrauen- und die Johanneskirche; doch wird, und auch mit Recht, das Interesse der meisten Reisenden mehr durch die alten Klöster von Mecheln in Anspruch genommen werden, als gerade durch diese Kunstschätze. Neben zahlreichen Ordenshäusern, deren ausschließlich moderne Gebäude mit den französischen Inschriften und Namen über ihren Läden ihre Entstehung unter dem neuen Regime nicht verleugnen können, neben gar vielen anderen, deren kahle nur hin und wieder von kleinen vorhanglosen Fenstern durchbrochene Mauern sie als Hintergebäude der zahlreichen Klöster und geistlichen Schulen Mechelns erkennen lassen, besitzt die Stadt auch eine Menge alter Gassen, deren herrliche Giebelhauten zu dem Sehenswerthesten auf diesem Gebiete der Architektur gehören.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

I.

Nach einem fast zweimonatlichen, naturwissenschaftlichen Untersuchungen gewidmeten, Aufenthalte an der portugiesischen Küste schiffte ich mich zur Fortsetzung meiner Studien am 5. November 1879 im Hafen von Lissabon auf dem der „Empreza lusitana" gehörigen Postdampfer „China" zur Reise nach der Guinea-Insel São Thomé ein. Gegen drei Uhr Nachmittags lichtete das große Schiff die Anker und dampfte langsam zum Hafen und zum Tejo hinaus. Noch einmal entfaltete sich vor meinen Blicken die stolze glänzende Hügelstadt mit den unvergleichlich schönen Ufern ihres Stromes. Bald lag Belem mit seiner herrlichen Klosterkirche und der auf der Höhe thronenden Ajuda hinter uns, bewundernd ruht das Auge noch auf der kühn in den Strom vorspringenden alten prächtigen Malteserburg, dem Torre da Belem, und schweift dann hinauf an dem wellenförmig sich erhebenden Ufer bis zu dem blauen, zackigen Gebirgskamm, von dessen Höhe die Pena de Cintra mit ihren Thürmen und Zinnen strahlend ins Land schaut. Unwillkürlich wendet sich bei dem schönen Schauspiel der Blick zurück in jene Zeit, als von den Ufern dieses stolzen Stromes die halbe Welt beherrscht wurde, als unter hochherzigen Fürsten von hier die kühnen Seefahrer auszogen und ganz Westafrika entdeckten und in Besitz nahmen, als Bartolomeus Dias das Kap der guten Hoffnung umschiffte, Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien und Cabral Brasilien auffand, als Camões, die Thaten seines Volkes verherrlichend, seine unsterblichen Lusiaden sang und das ganze geistige und materielle Leben Portugals zur höchsten Blüthe sich entfaltete.

Doch bald liegen auch diese glänzenden Bilder mit ihren schönen Erinnerungen hinter uns, immer mehr treten die schimmernden Paläste, Kirchen und Häusermassen der Tejo-Ufer zurück und mit raschen Schlägen eilt das Schiff, nachdem es aus den Fesseln des beengenden Stromes befreit ist, der Mündung und dem Meere zu. Links erscheint schon auf einem sandigen Vorsprung der Küste der schlanke Leuchtthurm Torre do Bugio und zur Rechten das den Eingang zum Tejo und zum Hafen von Lissabon bewachende Fort Julião; endlich lösen sich die letzten Verbindungen mit dem Lande, die Zollbeamten und der Lootse verlassen das Schiff und jenseits Cascaes, nachdem die den Tejo gegen das offene Meer absperrende Barre durchschnitten ist, taucht die „China" tief in die majestätisch anrollenden breiten Wogen des Oceans ein, nun nach Süden sich wendend und ihrem ersten Ziele, der Insel Madeira, zusteuernd.

Am frühen Morgen des 8. November fuhren wir in die Madeira-Gruppe ein, zuerst an dem öden Felseneilande Porto santo entlang und dann in die vielgepriesene Bucht von Funchal. Ein kurzer Besuch in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung gab mir Gelegenheit meine Erinnerungen an die liebliche Insel von einem früheren, auf einer Reise nach den Canarischen Inseln mir hier gewährten Aufenthalte zu erneuern. Ueberrascht war mir auch jetzt der große Unterschied des Klimas und der Vegetation selbst gegen die nahe und soeben verlassene portugiesische Küste. Während dort in der letzten Zeit der Herbst mit heftigen Regen und stürmischen Winden Einzug gehalten hatte, empfing mich hier wiederum feuchtwarme Frühlingsluft und Sonnenschein mit frischem Grün und neuen Blumen.

Auch ein für die Besucher des schönen Eilandes sehr erfreulicher Fortschritt machte sich mir bei der Ab- und Anfahrt bemerklich, nämlich die Herstellung eines besonderen Landungsplatzes. In früherer Zeit mußte die Landung auf dem mit Basaltgeröll bedeckten sehr abschüssigen Strande vor Funchal bewerkstelligt werden. Ein paar Ochsen wurden vor das Boot gespannt und dieses unter Hülfe einer bis an die Brust im Wasser watenden Schar halbnackter

Digitized by Google

Fischer mit Geschrei ans Land gezogen. Das Getöse erreichte seinen Höhepunkt in dem Augenblicke, wenn eine breite, das Boot hebende und treibende Welle ans Land rollte, die bei starkem Seegange dann freilich nicht immer nur gegen, sondern zuweilen auch spritzend über das Boot und seine Insassen schlug. Jetzt hat man gegen die Pontinha, einen aus der Bucht aufragenden und mit einem kleinen Fort gekrönten Felsen, einen Mòlo und Landungssteg gebaut, an den die Boote bei bewegter See mit mäßiger Bequemlichkeit anfahren können.

Bald nach Mittag an demselben Tage dampfte die „China“ wieder zur Rhede von Funchal hinaus, ihrer zweiten Station, den Inseln des grünen Vorgebirges, uns zuführend. Bei der Ausfahrt von Madeira ward uns die seltene Gunst des Himmels zu Theil, die herrliche Insel, deren hoher Gebirgsrücken meist in Wolken gehüllt ist, von der weißschimmernden und in den weiten grünen Abhang aufstrahlenden Stadt bis in die höchsten Gipfel hinauf unverschleiert und in schönster Beleuchtung vor uns ausgebreitet zu sehen, ein Anblick, dessen Zauber, so oft er sich dem Auge bieten mag, stets empfunden und unvergeßlich sein wird.

Die Meerfahrt von Madeira nach den Capverden ist vielleicht eine der schönsten der Erde, besonders wenn man jenseits der Canaren in den frischen, köstlichen Passat einfährt und mit ihm nach Südwesten geht. Spielend tauschen die mit dem Himmel im herrlichsten Blau wetteifernden Wellen an den Planken des Schiffes vorüber, und wenn man nicht, über die weite Wasserfläche hinblickend, durch die tief wallenden Arbeitsziege des Oceans an den Gewaltigen erinnert würde, könnte man glauben auf einem großen blauen Binnensee zu fahren. Auch an mancherlei interessanten und unterhaltenden Erscheinungen fehlt es dem aufmerksamen Auge nicht. Bald tauchen Delphine aus den Fluthen und treiben ihr seltsames Spiel an der Oberfläche, oft den Schiffen so nahe, daß man sie harpuniren könnte, bald springt ein Schwarm fliegender Fische auf und streicht mit den ausgespreizten Brustflossen und schillernd im Sonnenglanze eine Strecke über die Wellen und, merkwürdigerweise, fast immer gegen den Wind. Hier und dort fliegen Seevögel in sicherm, langsamem Fluge über die Fläche hin, tauchen plötzlich ein um Beute zu erhaschen oder wiegen sich eine Zeit lang schwimmend über die auf- und niedergehenden Wogen hin. Auch Landvögel, auf der Wanderung begriffen, vielleicht vom Wege abgelenkt und verschlagen, kommen ans Schiff, um eine Weile Gastrecht zu genießen. Lange beobachtete ich an einem Tage einen solchen einsamen Luftsegler, eine kleine Mauerschwalbe, die mehrere Stunden unserm Schiffe folgte und sich zeitweise auf demselben niederließ, um auszuruhen. Später war sie wieder verschwunden.

Dem aufmerksamen Beobachter und Kenner entgehen auch die kleineren an der Oberfläche schwimmenden Meerthiere nicht, jene zarten pelagischen Gebilde, die unter dem Namen der Siphonophoren oder Schwimmpolypen bekannt sind. Namentlich sah ich einigemale große Seeblasen (Physalien), die gerade in diesem Theile des Atlantischen Oceans besonders häufig vorzukommen scheinen, mit dem nach oben gerichteten aliziarinblauen Kamm ganz nahe am Schiffe vorbeischwimmen.

Am 13. November waren wir, als ich früh Morgens an Deck des Schiffes kam, bereits im Archipel der Capverden und liefen an der Süd-Ostseite der am meisten nach Nordwesten gelegenen Insel Santo Antão (S. Antonio) entlang. Vor mir lag ein hoher zackiger Gebirgsrücken, in seiner äußern Form eine auffallende Aehnlichkeit mit Madeira zur Schau tragend, an dessen steilen festigen Abstürzen ins Meer die Brandung weiß aufschäumte und der bis in die höchsten Gipfel hinauf fast überall mit einem niedrigen Grün bekleidet war. Baumwuchs war wenig zu erblicken, bloß an einigen Thaleinschnitten schien die Vegetation reicher zu sein. An einem dieser nach dem Meere zu sich öffnenden und hier in eine kleine lichte Strandfläche ausgehenden Thäler lagen einige weiße Häuser. Von diesem Orte, dem Porto des Carvoeiros, erhebt sich ein schmaler Pfad, der — ein merkwürdiger Anblick — über den ganzen Gebirgsrücken an den steilen oft senkrechten Felswänden entlang sich fortwindet und auf dem graugrünen Grunde weithin versolgt werden kann. Er stellt den einzigen Verbindungsweg von dieser Seite der Insel zu den anderen dar.

Die Insel S. Antão besteht in der That fast nur aus dem vor uns aus dem Meere auftauchenden, mächtigen vulkanischen, aus Basalt und basaltischer Lava gebildeten, Gebirgsrücken, dessen gipfelreicher bis über 2000 m aufsteigender Kamm von Westen nach Osten gerichtet ist. Nach Süden, wie wir nun bei der Weiterfahrt sehen, senkt sich derselbe allmälig zu einem wellenförmigen kahlen Vorlande, aus dem einige niedrige graubraune Kegel auftragen.

S. Antão ist nach S. Thiago (S. Iago) die größte Insel des Archipels und trotz der schroffen und anscheinend steilen Südostküste eine der fruchtbarsten. Doch liegen die mit Kulturen und zum Theil mit reicher Tropenvegetation erfüllten Thäler hauptsächlich auf der Ost-, Nord- und Westseite, vornehmlich bei Ribeira grande, der Hauptstadt der Insel, und Ribeira do Paúl an der Ostseite, sowie Ribeira da Garça, da Altomira und da Cruz an der Nordseite, dem Thale von Tarrafal an der Südwest- und Ribeira das Patas an der Südseite.

Die Haupterzeugnisse in diesen von Gebirgsbächen durchfrömten und zum Theil auch mit künstlichen Bewässerungsanlagen versehenen Distrikten sind Kaffee, Zucker, Mais, Tabak, Gemüse, Bananen, Apfelsinen u. s. w. Doch hat der Kaffee, der sich durch eine vorzügliche Qualität, namentlich ein sehr feines Aroma auszeichnet, fast allein für den Export eine größere und jährlich wachsende Bedeutung. Im Jahre 1879/80 betrug nach dem amtlichen Berichte des Gouverneurs der Capverden an die portugiesische Regierung der Kaffeeexport der Insel S. Antão 177 251 kg, einen Gesammtwerth von ungefähr 45 000 Milreis (1 Mlr. = ca. 4 M. 50 Pf.) darstellend, gegen 128 624 kgim Jahre 1872. Andererseits scheint die Zuckerrohrkultur abgenommen zu haben, so daß im Jahre 1879/80 der Zuckerexport sich auf nur 15 371 kg belief, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Produktion und Ausfuhr von Branntewein, der aus dem Zuckerrohr dort gewonnen wird, beträchtlich zugenommen hat und im Jahre 1879/80: 89 936 Liter in einem Gesammtwerthe von 6253 Mlr. betrug.

In früherer Zeit brachte der Insel und manchen anderen des capverdischen Archipels sowie ferner auch den Canaren eine eigenthümliches Produkt reichen Ertrag, das nun aber durch die fortschreitende europäische Industrie längst überflügelt und fast werthlos geworden ist, nämlich die „Urzella“, Orseille (Roccella tinctoria), eine an Felsen, vornehmlich an den Strandfelsen, wachsende Farbflechte, die zur Darstellung eines schönen blauen und röthlich blauen Farbstoffes diente und von den Eingeborenen in ausgedehntem Maße, oft unter Mühen und Gefahren, an den steilen Felswänden eingesammelt wurde. Im Jahre 1841 repräsentirte die „Urzella“, die damals Monopol der portugiesischen Regierung war und in jenem Jahre den Höhepunkt

Digitized by Google

ihrer kommerziellen Bedeutung erlangte, jährlich für den Archipel einen Gesammtwerth von 90 000 Milreis, während derselbe heute auf circa 2500 Mlr. gesunken ist, und im Besondern für S. Antão auf circa 127 Mlr. Auch die Indigo-Kultur wurde eine Zeit lang, von Engländern eingeführt, auf S. Antão und einigen anderen Inseln versucht, aber, zum Theil wohl wegen der Lässigkeit, mit der dieser neue Kulturzweig betrieben wurde, ohne erhebischen Erfolg und ist nun völlig aufgegeben. Einen nicht unwichtigen Zweig für den Wohlstand der Insel bildet noch die in den wasserreichen Distrikten von Ribeira grande und do Paúl mit Sorgfalt betriebene Viehzucht. Im Jahre 1880 betrug der Gesammt-Marktwerth des Bestandes an Rindern, Pferden, Eseln und Maulesein in den genannten Distrikten 46 000 Mlr.

Von Interesse mag noch sein zu erwähnen, daß der Gesammtwerth der im Jahre 1879/80 aus S. Antão ausgeführten Produkte bei einem Flächeninhalte der Insel von circa 600 qkm und circa 18 000 Einwohnern sich auf 52 840 Milreis belief, wovon, wie oben erwähnt, allein 45 000 Mlr. auf den Kaffee-Export kommen. Ein besonderer Vortheil in Rücksicht auf die Verwerthung ihrer Produkte erwächst der Insel S. Antão noch aus der unmittelbaren Nachbarschaft der sterilen, aber stark konsumirenden Insel S. Vincente, mit der ein lebhafter Verkehr unterhalten wird.

Inzwischen ist bei der Weiterfahrt eine neue, von S. Antão nach Südostsen gelegene, hohe Felseninsel, die schon früher in Sicht gekommen war, in ihrer vollen Ausdehnung hervorgetreten, die Insel S. Vincente, auf deren Hafen, den Porto grande, wir nun, von S. Antão und abwendend, zusteuern. Gerade vor seinem Eingang taucht ein hoher, spitzer Felsfegel, der Ilheo dos Passaros (Vogelinsel), von Seevögeln umschwärmt und an seinem Fuße mit dichter Algenvegetation bedeckt, einsam aus den Fluthen. Nachdem dieser umschifft ist, empfängt uns eine schöne blaue Meeresbucht, belebt von großen und kleinen Schiffen. Im Grunde derselben liegt dicht zusammengedrängt ein Städtchen mit frischweißen Häusern und einigen größeren Gebäuden, die Cidade do Mindello, und links von dieser auf einem ins Meer vorspringenden Hügel ein Stadt und Hafen beherrschendes kleines Fort, von dessen Zinnen auf hoher Stange die portugiesische Flagge weht. Der kleine linke Flügel der Bucht zeigt ein zerklüftetes felsiges Ufer, während der weite rechte Bogen von einem breiten, blinkenden Sandstrande umfaßt ist.

Hinter der Stadt behnt sich eine weite sandig-steinige Thalmulde aus. Dann aber steigt plötzlich ruubum ein hohes und malerisch schönes Felsengebirge gen Himmel, dessen kühne, phantastische Formen, scharfe Graten und Spitzen das staunende Auge gefangen halten. Wohin man sich suchend wendet an diesem merkwürdigen Gestade, in den tiefen Spalten und Schluchten und an den Höhen scheint Alles kahler, aber Fels und Steingerüll zu sein, von dem nur hier und dort graugrüne Flecken hervorschimmern.

Gegen 9 Uhr Morgens ertönt der bei der Ankunft unseres Dampfers übliche Kanonenschuß und hallt rollend an den zerklüfteten Felswänden des Eilandes wieder, der Anker fällt rasselnd in den Grund und wir sind im Porto grande de São Vincente, dem berühmten Hafen der Capverdischen Inseln, dem besten des Archipels und einem der besten an der ganzen Westküste Afrikas, der in den letzten Decennien als atlantische Kohlen- und nun auch Telegraphenstation eine große und stets wachsende Bedeutung erlangt hat.

Wie uns eine Umschau alsbald erkennen läßt, verdankt der Hafen von S. Vincente, dieses Kleinod der Capverden, seine geschützte Lage hauptsächlich jenem hohen Felsenmantel, der ihn nach innen von Nord über Ost und Süd nach West umschließt und somit auch dem Nordostpassat entgegensteht, und andererseits der Insel S. Antão, gegen die er sich nach Nord Nordwesten öffnet und die sich wie eine Riesenmauer vor ihn und ganz Vincente hinzieht. Während an der dem Passat ausgesetzten Nordnordost- und Ostseite der Insel die Brandung haushoch gegen die Felsen anstürmt, liegt das Wasser in der blauen Bucht des Porto grande ruhig oder ist nur von leichten, kräuselnden Wellen bewegt.

Mit großem Interesse bemerkte ich den mir gebotenen kurzen Aufenthalt zu einem Besuche des in mancher Beziehung merkwürdigen Eilandes, mußte aber bei der Ansicht ans Land die Erfahrung machen, daß, so sicher der Hafen für größere Schiffe ist, er doch nicht dieselbe Rücksicht kleineren Booten gewährt. Durch die tiefen Spalten und über die niedrigeren Felskämme des wildzerrissenen Felsenmantels blies nämlich der Passat, Strand, Stadt und innerer Theil des Hafens überdrückend, so heftig in die Bucht und über ihre Fläche nach außen hin, daß ich, vorn im Boote sitzend, von den scharf aufgeworfenen kurzen Wellen mehrmals überspritzt und völlig durchnäßt wurde.

Bei der Landung tritt uns alsbald als eine der auffallendsten Erscheinungen, die vorwiegend schwarze Bevölkerung, entgegen, die uns zu gleicher Zeit daran erinnert, daß wir uns auf einem dem großen dunkeln Erdtheil benachbarten und von ihm beherrschten Gebiete befinden. Die Neger von S. Vincente stellen im Allgemeinen einen kräftigen, hochgewachsenen und muskulösen Menschenschlag dar, seiten, wie auch auf den übrigen Inseln, ganz schwarz, meist von hellbrauner oder kaffeebrauner Hautfarbe in verschiedenen Nüancen, offenbar das Resultat langjähriger Vermischungen mit Europäern. Auch die Frauen, die ich sah, waren meistens groß und schlank und doch von kräftigen Formen.

Auf dem Strande fortschreitend kommen wir zuerst an mächtige Kohlenmagazine, die mit allen modernen Apparaten zum Transport, zur Hebung, Ein- und Ausladung u. s. w. versehen sind und von denen aus ein ununterbrochener lebhafter Verkehr, durch große und kleine Boote, selbst Dampfbarkassen mit den draußen im Hafen liegenden Schiffen behufs Verladungen von Kohlen und Waaren unterhalten wird. Ganz in der Nähe dieser Magazine zur Linken liegt die große Alfandega (Zollhaus) und einige der Konsulatsgebäude und hinter ihnen und nach rechts die kleine Stadt, die zum allergrößten Theil aus ganz neuen, frischweißen und einstöckigen Häusern besteht. Aber auch größere Gebäude finden sich unter ihnen und meistens an hervorragenden Plätzen, wie der „Palast" des Gouverneurs, das ansehnliche Municipal-Gebäude, die Kaserne, die kleine Kirche und andere. Selbst ein kleiner öffentlicher Markt ist vorhanden mit gedeckten Hallen zum Verkauf von Fleisch, Fisch und Gemüsen und mit einer hübschen Wasserfontaine in der Mitte. Alles macht den Eindruck einer neuen und im frischen Fortschritt begriffenen Kolonie. Hinter dem Städtchen, dessen Außenseiten von der in ärmlichen Hütten wohnenden Neger- und Arbeiterbevölkerung eingenommen wird, behnt sich eine breite sandig-steinige Mulde aus, die landeinwärts zu dem weiten Kranz des wilden Felsengebirges aufsteigt, der die Insel durchzieht und dem Hafen, wie wir oben sahen, Schutz gegen Nord und Ost verleiht. Ich war überrascht auf meinen Wanderungen hier doch weit mehr Pflanzenwuchs, namentlich frischen niedrigen Krautwuchses zu finden, als ich bei dem ersten Anblick der Insel von außen erwartet hatte. Freilich war gerade jetzt die Regenzeit, die in die Monate August, September und Oktober, hauptsächlich

Digitized by Google

in die beiden letzteren fällt, eben beendet. An einigen Stellen erheben sich in dieser Thalebene auch einige höhere Pflanzengruppen von grangrüner Farbe, die auf den kahlen Flächen scharf hervortreten, vornehmlich Tamarindengebüsche (Tamarix gallica), hohe, den Capverden eigenthümliche Lavendeln (Lavandula rotundifolia) mit violetten Blüthen und andere. Bald nach Eintritt der Regenzeit soll hier und in den Bergen, insbesondere an dem den meisten Pflanzenwuchs producirenden, circa 800 m hohen Monte verde, dem höchsten Berge der Insel, reichliches frisches Gras und Kraut hervorsprießen, das dann hier weidenden Ziegen genügende Nahrung bietet, das aber später unter der sengenden Sonne und den stetigen austrocknenden Passatwinden bald wieder verdorrt, zumal der Regen im Allgemeinen sehr spärlich fällt und zuweilen fast ganz ausbleibt. Im Innern der Insel befinden sich auch in besonders günstigen Lagen, Oasen gleich, einige kleine Pflanzungen, auf denen, mühsam und unsicher, Mais, türkische Bohnen, einige Kürbis- und Kohlarten, Bataten, Mandioca, sogar Feigen, Bananen und Apfelsinen in geringen Quantitäten gezogen werden. Alles das ändert indessen nichts an dem allgemeinen Vegetationscharakter der Insel S. Vincente, der vollkommen der einer Wüste ist.

Daß unter diesen Umständen auch die Thierwelt auf dieser Insel nur eine äußerst arme sein kann, ist wohl selbstverständlich. Außer den hier, wie auf fast allen Inseln und überseeischen Plätzen der Erde, die mit Schiffen im Verkehr sind, eingeschleppten Ratten und Mäusen, findet sich kein einziges wildlebendes Säugethier auf S. Vincente. Doch ist der Bestand an nutzbaren Hausthiergattungen im Verhältniß zu dem sterilen Boden ein auffallend großer, insbesondere an Ziegen, die in halbverwilderten Herden in den Bergen weidend umherziehen, während der Regenzeit reichliche Nahrung finden, aber in der langen trockenen und heißen Zeit, die oft bis in die erstere hinein, diese verkürzend, anhält, darbend von dem verdorrten Grase leben und zuweilen, trotz der in dieser Richtung erworbenen unglaublichen Zähigkeit verhungern und verdursten müssen. Bei der Dürftigkeit der Vegetation und dem Mangel an Wasser sind natürlich, mit Ausnahme der am Strande und hier von den Erzeugnissen der Meeres lebenden Seevögel, nur sehr wenige wildlebende Landvögel auf der Insel heimisch, die bloß zeitweilig auf ihren Wanderungen als Gäste sich hier niederlassen und dann auch wohl, wie die Wachtel, Gegenstand der Jagd bilden. Günstigere Existenzbedingungen finden im Allgemeinen die Reptilien auf dem trockenen Boden, von denen einige Eidechsenarten hier vorkommen, während Schlangen völlig fehlen, selbstverständlich ebenfalls Amphibien. Auch die Gliederfüßler, insbesondere die Insekten, sind verhältnißmäßig spärlich vertreten, und von Landgehäuseschnecken sind bisher zehn verschiedene Arten gefunden worden, von denen eine kleine sehr zierliche, frischweiße Form (Papa acarus) überaus häufig dort vorzukommen scheint, da sie, zu großen Schalten perlartig aufgereiht, als Schmuckgegenstand vielfach von den Negern zum Verkauf angeboten wird. Möglich freilich, daß dieselben auch von anderen Inseln nach S. Vincente, als der den meisten Fremdenverkehr bietenden Insel, gebracht werden.

In hohem Grade befriedigt von meinen kleinen Streifzügen und reich beladen mit den am Wege gesammelten Objekten kehrte ich in die Stadt zurück und fand nun noch Gelegenheit zu einer genaueren Umschau in der Stadt und dem Hafen, die mir noch manche interessante Beobachtungen boten und die auf Schritt und Tritt beredtes Zeugniß ablegen von der eigenthümlichen und raschen Entwickelung und der nunmehrigen Bedeutung der kleinen atlantischen Kolonie. Und wie eigenthümlich die Entwickelung dieser Kolonie gewesen ist, die früher die geringste aller war und deren Bewohner, oft unter unsäglichen Leiden, ein kümmerliches Dasein fristeten, und wie groß nun plötzlich ihre Bedeutung für den ganzen capverdischen Archipel geworden ist, möge uns ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des merkwürdigen kleinen Eilandes zeigen.

Von der Nordküste Australiens.

Von **H. Greffrath.**

Wir entnehmen aus dem Reiseberichte eines Engländers, welcher im März dieses Jahres den Osten der Nordküste von Australien besuchte, folgende Mittheilungen über die wichtigeren unter den dortigen Inseln.

Der Mittelpunkt und Hauptort der in der Torresstraße betriebenen Perlmuschel- und Trepangfischerei ist das an der äußersten Nordspitze der Kolonie Queensland in 10° 33′ südl. Br. und 142° 10′ östl. L. Gr. gelegene Thursday Island. Es wird in der Entfernung von ein bis zwei englischen Meilen von den kleinen Inseln Prince of Wales, Horn, Hamond, Friday, Wednesday und Goode im Kreise umschlossen. Das dortige Klima ist gesund, die Temperatur steigt selten über 25° R. Vor wenigen Jahren wurde die auf der Insel Somerset (30 Miles südöstlich davon gelegen) befindliche Regierungsansiedelung, wie es heißt, nach Thursday Island verlegt, weil diese Insel für Schiffe, welche den innern Kanal des Barrier Reef der Torresstraße passiren wollen, bequemer liegt und weil sie einen guten, gegen Sturmesgefahr sichern Hafen bietet. Die öffentlichen Gebäude, sämmtlich an der östlichen Küste, bestehen aus einem Gerichtshofe, einem Gefängniß, einem Magazin, aus Polizeibaracken und einer Wohnung des Polizeimeisters Mr. Chester. Auch an zwei sogenannten Hotels fehlt es nicht, welche mit den Fischern, die sich in der Regenzeit immer gern auf und bei der Insel aufhalten, glänzende Geschäfte in Spirituosen machen. Es kommt vor, daß in einem Tage 200 Pf. St. darin umgesetzt werden; die wilde Wirthschaft läßt sich denken! Die englische Regierung beabsichtigt, auf Thursday Island eine Kohlenstation anzulegen und auf dem Big Hill daselbst eine Batterie, welche im Stande ist, in Zeiten der Kriegsgefahr den Eingang der innern Passage des Barrier Reef zu beherrschen. Der vorgenannte Mr. Chester, bemerkt unser Gewährsmann, ist der König der Torresstraße; Todesstrafe ausgenommen, herrscht er absolut. Er ist dabei eine „walking encyclopaedia“ über alle sein Territorium angehende Angelegenheiten, und wenn man bei ihm anfragt, stellt er stets den ganzen Schatz seines Wissens bereitwilligst zur Verfügung. Gegen Ende vorigen Jahres besuchte der deutsche Natur-

Digitized by Google

forscher Dr. Otto Finsch Thursday Island. Er sammelte Schädel der Eingeborenen und legte ein Herbarium und der dortigen Pflanzenwelt an, und setzte dann seine Reise nach Neu-Guinea fort (vgl. Globus Bd. 41, S. 287).

Im März dieses Jahres waren in der Torresstraße 102 Fahrzeuge mit der Perlmuschelfischerei und 31 mit dem Fange des Trepang (bêche de mer, sea slug, sea cucumber) beschäftigt, und das dazu verwandte Personal bestand aus 50 Weißen und 800 Farbigen. Für den erforderlichen Gewerbeschein (licence) wurden jährlich ungefähr 400 Pf. St. vereinnahmt. Der Export des Jahres 1881 ergab 392 Tonnen Muscheln und 90 Tonnen Trepang, im durchschnittlichen Werthe von resp. 130 und 90 Pf. St. per Tonne.

Die Trepangfischerei findet meistens im Osten der Torresstraße statt. Sie wirft geringern Gewinn ab, weil die Mühe dabei größer ist, und weil, wenn die Zubereitung nicht sehr vorsichtig geleitet wird, das Ganze leicht unbrauchbar wird. Die schwarze, wie eine Gurke geformte Holothurie hängt an den Riffen, und an diese fahren die Fischer zur Zeit der halben Ebbe ihre Boote, welche dann bei voller Ebbe fast auf dem Grunde zu liegen kommen. Das Einsammeln geht nun rasch vor sich und ist mit eintretender Fluth zu Ende. Der Fang wird darauf an die betreffende Station, wie sie jede der Fischereigesellschaften auf einer der vielen kleinen Inseln besitzt, abgeliefert, hier gereinigt, halb abgekocht und in einer Art Räucherkammern getrocknet. Gerade das Trocknen verlangt große Vorsicht. Es kommen dabei drei verschiedene Temperaturgrade in Anwendung, und die geringste Abweichung davon verdirbt Alles. Wenn der Trepang als Handelsartikel fertig ist, sieht er aus wie Schieder oder dicke Baumrinde und geht meistens nach China, wo man daraus eine dort sehr geschätzte Suppe bereitet, welche selbst von Fremden nicht verachtet wird.

Eine sehr traurige Erscheinung, bemerkt unser Reisender, ist die durch die Fischer unter den schwarzen Frauen an der Küste des Kontinents und auf den Inseln veranlaßte Prostitution. Es entstehen dadurch nur zur häufig Konflikte, wobei dann die Eingeborenen, welche nur ihr gutes Recht vertheidigen, wie die Hunde niedergeschossen werden. „Christian Governments and Christian men take little account of the shooting of the natives" (für christliche Regierungen und christliche Männer ist das Niederschießen der Eingeborenen von wenig Belang), heißt es in dem Reiseberichte. Man nennt es „black crow shooting" (Rabenschießen), und spricht ganz vergnügt davon, wie der Jäger von seinem Jagdvergnügen. Man sucht ein Lager der Eingeborenen auf und da wird dann darauf losgeknallt, und die, welche so hingemordet werden, sind an dem vermeintlichen Unrechte, welches irgend wo irgend ein Schwarzer, indem er seine Frau gegen Prostitution vertheidigte, begangen haben soll, meist eben so unschuldig wie Queen Victoria. So unser Gewährsmann, der ein Engländer ist.

Das ebenfalls noch zu Queensland gehörige Booby Island, ehemals unter dem Namen „the Torres Strait Post office" bekannt, ist jetzt unbewohnt. Es befand sich dort früher ein Briefkasten, und vorbeifahrende Schiffe pflegten Briefe hineinzustecken und solche, welche etwa für die von ihnen zu berührenden Häfen bestimmt waren, zur Beförderung herauszunehmen. Auch war es Gebrauch, daß Schiffe dort Vorräthe für verunglückte, dorthin verschlagene Seelente lagerten. Als es sich aber dann heranstellte, daß diese Vorräthe von den Eingeborenen anderer Inseln und selbst von gewissenlosen Europäern geraubt wurden, ging die ganze Einrichtung wieder ein.

Port Essington wird durch eine tiefe, am Eingange 7 Miles breite Bucht im Norden der Coburg Peninsula gebildet, zu deren Seiten sich niedriges und flaches Land ausbreitet. Die Einfahrt in den Hafen ist wegen des davor liegenden Orontes-Riffes, sogenannt nach einem Schiffe, welches dort scheiterte, schwierig und gefahrvoll. Im Jahre 1831 ließ die englische Regierung durch Sir Gordon Bremer in Port Essington eine militärische Station anlegen und den Hafen als Zufluchtsort für Schiffe erklären. Aber schon nach 19 Jahren ging die Station wieder ein, und es erinnern jetzt nur noch Ruinen, sowie ein mächtiger Tamarindenbaum, der als Wunder der Insel gilt, an jene Zeit. Auch trifft man noch zahlreiche Büffelos, welche von jener militärischen Ansiedelung herstammen und verwildert sind. Ein Spekulant versuchte vor etlichen Jahren dieselben zusammen zu treiben und zu zähmen, und das Fleisch dann nach Port Darwin zu verkaufen, hatte aber damit wenig Erfolg. Eine Anzahl von Kapitalisten will jetzt einen neuen Versuch dieser Art machen. Eine vor nicht langer Zeit auf Coburg Peninsula unternommene Rindviehzucht hat bisher ebenfalls nur geringe Erfolge erzielt.

Melville Island, 75 Miles lang und 38 Miles breit, ist durch die 14 Miles weite Clarencestraße vom australischen Kontinent getrennt. Die Insel ist sehr fruchtbar und besitzt mehrere gute Häfen. Die zahlreichen Eingeborenen sind wild und blutdürstig wie die Millionen der dortigen Mooskitos. Aus diesem Grunde haben seit dem Jahre 1840, wo die in Fort Dundas am Kling Cove unter militärischer Aufsicht gegründete Ansiedelung von Sträflingen nach sechszehnjährigem Bestehen und vielen Kämpfen mit den Eingeborenen wieder einging, nur wenig Weiße gewagt, die Insel zu betreten. Das Land ist meistens niedrig und bis an die Küste hin dicht bewaldet. Hier und dort stößt man auf mächtige Felsen, die höchste Erhebung beträgt 320 Fuß. Die Insel besitzt zwei oder drei Flüsse, von denen der eine auf einer kurzen Strecke schiffbar ist.

Bathurst Island, durch die eine englische Meile breite Apolegstraße von Melville Island getrennt, hat einen Umfang von ungefähr 30 Miles und besitzt einen großen Hafen, in welchem eine ganze Flotte Schutz finden kann. An den mehr offenen Stellen der Insel wachsen die Sagopalme, Fächerpalme, Pandanus, Entalyptus u. s. w., wie überhaupt die Insel große Fruchtbarkeit anzeigt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Auswanderung aus Frankreich ist an sich wenig erheblich und geht in neuerer Zeit immer rascher zurück; denn es verließen die Heimath 1872: 9214 Personen, 1873: 7141, 1874: 6755, 1875: 4464, 1876: 2867, 1877: 3666, und auch diese Auswanderung wird zum größten Theil nur durch die unwirthliche Natur weniger Departements hervorgerufen,

Digitized by Google

wo Mangel an Erwerb die Bewohner zur Auswanderung zwingt.

— Als Resultat der am 31. December 1881 vorgenommenen Volkszählung in Rom sammt Vorstädten und dem sogenannten Agro Romano ergab sich eine Gesammtbevölkerung von 301 402 Seelen, wovon 170 110 dem männlichen und 131 292 dem weiblichen Geschlechte angehören. Seit 1871 ist das eine Bevölkerungszunahme von 55 808 Seelen. Auffällig ist das große Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung und die geringe Differenz, welche seit 1871 stattgefunden hat. Damals bestand das Verhältniß von 114 männlichen zu 100 weiblichen Individuen, und das hat sich nun zu dem Verhältnisse von 115 zu 100 gehoben. (Registrande Bd. XII.)

— Im Jahre 1881 wurden nördlich, westlich und südlich der Stadt Abo in Finland 1567 Quadratwerst aufgenommen. Ein Vergleich der neuen Aufnahme mit älteren Karten zeigt, daß die Inseln der Gegend um Abo an der stetigen Hebung theilnehmen, welche an der Festlandsküste von Finland schon lange beobachtet ist; denn Inseln, die vor 30 Jahren noch durch Meeresarme von der Küste getrennt waren, gehören jetzt ganz zum festen Lande.

— In der Sitzung der Sektion für Statistik der Russischen Geographischen Gesellschaft vom 16. (28.) April d. J. gab Herr Erischow eine kurze Uebersicht über die Vertheilung des Grundbesitzes im Gouvernement Ufa, das bekanntlich wegen Verschleuderung dortiger Domänen in letzter Zeit vielfach genannt wurde. An anbaufähigem Lande sind nach officiellen Angaben im Gouvernement vorhanden 10 310 341 Desjatinen (à 1,09 Hektar), an nicht anbaufähigem 478 578 Desjatinen. Von der ganzen anbaufähigen Fläche sind Staatseigenthum nach 372 876 Desjatinen, es gehören Landgemeinden 6 706 088 Desjatinen, Großgrundbesitzern 2 478 211 Desjatinen, Bergwerken 459 155 Desjatinen, dem Domänendepartement 83 764 Desjatinen, Städten 13 125 Desjatinen und Kirchen und Klöstern 8121 Desjatinen. Mit Wald bedeckt sind 5 337 909 Desjatinen Landes. Der Viehstand des Gouvernements beträgt: 571 565 Pferde, 358 707 Stück Rindvieh, 851 657 Schafe, 201 970 Ziegen, 222 Kameele und 111 785 Schweine. An reichsten an Pferden und Rindvieh ist der Kreis Birsk, an Schafen der Kreis Menzelinsk.

Asien.

— Der russische Regierungsanzeiger vom 2. Juni publicirt einen kaiserlichen Ukas, durch welchen das westsibirische Generalgouvernement aufgehoben und die Bildung eines Steppengouvernements, welches die Gebiete von Akmolinsk, Semipalatinsk und Semiretschensk umfaßt, angeordnet wird.

— Die Société Académique Indo-Chinoise hat kürzlich zwei ihrer Mitglieder, die Ingenieure Henri de Bésine Larne und Maurice Genx, beauftragt, die im Jahre 1879 den Herren Wallon, Guillaume und Courret übertragene Aufgabe zu lösen, deren Ausführung durch die am 30. März 1880 auf Sumatra erfolgte Ermordung der beiden ersteren so unglücklich unterbrochen wurde. Die Reisenden sollen von der Westküste Sumatras aus den See Putschut-Laut erreichen, denselben und seine Umwohner erforschen, dann nach der Ostküste gehen und weiter die kamesischen Provinzen der Halbinsel Malakka besuchen. — Eine andere Mission soll M. Georges Garanger, der bereits von Marseille abgereist ist, in Ober-Birma erfüllen. Neben wissenschaftlichen Zwecken wird er Daten über Ackerbau, Handel und Gewerbe in Birma, Naturprodukte und Manufakturen sammeln, durch welche die französischen Exporteure lernen sollen, sich dem Geschmacke und den Wünschen der Eingeborenen anzupassen und sich dort einen Markt zu erwerben. (Wird England, das die Mündungen des Irawadi in seiner Gewalt hat, und dem dieser Strom selbst eben von Birma zu freier Befahrung eröffnet worden ist, sich dort französische Mitbewerber gefallen lassen?)

— Manufaktur, Verkauf und inländischer Konsum des Tabaks auf den Philippinen sind vom 1. Januar 1882, Anbau und Kultur desselben vom 1. Juli 1882 ab völlig frei gegeben. Damit werden die Bewohner, welche sich mit dem Tabaksbau beschäftigen, aus einer Art Hörigkeit befreit, die ihnen von der Regie durch die Bestimmungen über Tabaksanbau und -Handel auferlegt war.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 13. (25.) April hielt der Ingenieur von Schulz, Mitglied der Orenburger Sektion der Gesellschaft, einen Vortrag über die im Jahre 1880 vom General Strunе veranstaltete Expedition zur Aufsuchung der vortheilhaftesten Trace für die in Aussicht genommene Eisenbahn von Orenburg bis zum Aralsee. Der Vortragende, welcher an der Spitze dieser Expedition gestanden hatte, fand, daß der ganze Weg von Orenburg bis Karatugai am Syr darja in der als vortheilhafteste gewählten Richtung einer Strecke von 720 Werst, durch ebene Steppengegend führt, die nur auf der letzten Strecke durch die Mahodshar-Berge ihren Charakter etwas ändert. Diese Berge aus krystallinischem Gestein bestehend, sind reich an Süßwasserquellen, aus denen zahlreiche Flüsse ihren Ursprung nehmen, die aber bei der Armuth des Landes an atmosphärischen Niederschlägen nicht besonders wasserreich sind. Nur die südliche Strecke des Weges durch die Sandwüste Kara-kum trägt einen eigenartigen Charakter.

Von Orenburg ging die Expedition zum Flusse Ilek und dann im Thale desselben zum Fort Aktjube, wo die bis 36° R. gesteigerte Hitze zu längerem Verweilen nöthigte. Das Fort liegt unweit des Zusammenflusses des Terekbutak, der Jaikcha und des Thamankargal. Diese drei Flüßchen schlängeln sich durch felsige Erhebungen, welche ersichtlich der tertiären oder Tertiärformation angehören. Die dort sich findenden Kalksteine, Gyps, rother Sandstein und Konglomerat sind zu Bauten sowie namentlich das letztere zur Anschüttung des Bahndammes gut geeignet. Jenseit Aktjube erhebt sich mit doppeltem Kamme der Berg Airjuk und südlich der Dhaffkan und Thamantan. In diesem Gebirgskamme wird Eisenerz und Magneteisen angetroffen. In der Nomadensteppe hinter den Mahodshar Bergen findet sich eine ganze Reihe ausgetrockneter Seen und Wasserleitungsgräben.

Die Untersuchung am Nordufer des Aralsee zeigte, daß die Anlage eines Hafens am zweckmäßigsten in der Schigebas-Bai erfolgt; der Perowski-Hafen hat nur ganz seichtes Wasser und ist mit Schlamm gefüllt, im Tschernuschow-Busen aber wäre eine Hafenanlage nur mittels Dammbauten möglich. Am 22. August a. St. kehrte die Expedition vom Aralsee zurück, dessen Spiegel, dem gleichzeitig mit den anderen Untersuchungen ausgeführten Nivellement zufolge, 175 engl. Fuß tiefer liegt als der Nivellementspunkt am Eisenbahnstationsgebäude zu Orenburg. Vom See ab steigt das Gelände stetig an und bildet nun eine Sandsteppe, die durch eine scharf ausgeprägte Linie von dem bisherigen Lehmboden abgegrenzt ist. Der größte Theil der Sandwellen ist mit Pflanzen bedeckt, deren Wurzeln sich zu einem förmlichen Netze verzweigen. Der Sand selbst ist der gewöhnliche anarzhaltige Flugsand, der hier und da auch kalkhaltige Stücke von mehr oder weniger cylindrischer Form enthält. Die Expedition kehrte anfangs Oktober nach Orenburg, das sie im Mai verlassen hatte, zurück.

Afrika.

— Von Susa in Tunesien haben die Franzosen eine kleine Kolonne nach el-Djem, den antiken Thysdrus, abgesendet, dessen mächtiges römisches Amphitheater auf S. 99 des 29. Bandes des „Globus“ abgebildet ist) und lassen dort regelrechte Ausgrabungen veranstalten. Es wurden schon sehr schöne Ruinen, Statuen und Münzen gefunden.

— Von Dr. Junker veröffentlichte die St. Petersburger Zeitung vom 10. (22.) April zwei Briefe vom November und December 1881, aus denen sich ergiebt, daß frühere

Digitized by Google

Schreiben Europa nicht erreicht haben; denn er setzt den Verlauf seiner Reisen als bekannt voraus und spielt auf dieselben nur an. Zu Beginn des Jahres 1881 schickte er seinen Begleiter Bohndorf nach Nordwesten zum Fürsten Sassa, verabschiedete sich von seinem Gefährten, dem Niamniam-Häuptlinge Mbrouma (5° nördl. Br., 27½° östl. L. Gr.), und zog südwärts durch das Land der Amadi, welche am Nordufer des durch Schweinfurth bekannt gewordenen Uelle sitzen. Er überschritt diesen Fluß, um den Fürsten Bakangai zu erreichen, wurde aber von den Abarambo ausgeplündert und mehrere Monate lang festgehalten, bis es ihm mit Hilfe von Sassa's Leuten gelang, wieder auf das nördliche Ufer des Uelle zu gelangen. Dort wartete er bei den Amadi bis zum August vergeblich auf eine Gelegenheit, wieder nach Süden vorzudringen, und begab sich dann nach der ägyptischen festen Station, welche zwei Tagereisen östlich von den Amadi, im östlichen Gebiete der Abarambo und auf dem südlichen Ufer des Uelle, errichtet worden ist. Der zweite Brief vom 26. December meldet, daß die Abarambo für ihren Uebersall gezüchtigt wurden, und daß der Reisende im Begriffe stand, zu Bakangai zu reisen. „Ein Diener, den ich zu Bakangai geschickt hatte, kam gestern mit guten Nachrichten zurück und brachte mir als Geschenk des Fürsten einen Schimpanse und drei Elephantenzähne. Bakangai schickt außerdem Leute, die mich in sein Land führen sollen." Junker hoffte Ende Februar 1882 von dort wieder im Monbuttu-Lande einzutreffen; indessen schrieb Emin-Bey (Dr. Schnitzler), welcher Junker's Briefe übermittelte, daß er selbst bei Bakangai mit jenem zusammentreffen, und in seiner Gesellschaft weiter nach Südwesten vordringen wollte, so daß vielleicht die Reise eine weit größere Ausdehnung erlangen und zu wichtigen Resultaten führen wird.

— Ein vielversprechender Reisender, ein gewandter Beobachter der Natur und ein offener ehrlicher Charakter ging der Afrikaforschung verloren, als am 5. Februar 1875, noch nicht 35 Jahre alt, Frank Oates nördlich von der armseligen Niederlassung Tati im Lande der Makalaka dem Fieber erlag. Der „Globus" zeigte damals nur kurz seinen Tod an (Bd. 28, S. 14 und Bd. 29, S. 49); erst jetzt aber ist es möglich den Werth des Mannes zu ermessen, nachdem seine hinterlassenen Tagebücher, geographischen Aufnahmen und Sammlungen in England bearbeitet und herausgegeben worden sind. Sein Bruder des Verstorbenen, Mr. C. G. Oates, hat sich in dem Buche „Matabele Lands and the Victoria Falls" (London 1881) dieser nicht sehr dankbaren Mühe unterzogen — es ist immer ein mißliches Ding, Tagebücher eines andern zu verarbeiten und eine Reise zu beschreiben, welche man nicht selber gemacht hat. Die Pietät der Familie gegen den Verstorbenen zeigt sich darin in dem besten Lichte: die Sammlungen wurden hervorragenden Fachmännern übergeben, und was sich darunter Neues fand, wurde von diesen in den wissenschaftlichen Anhängen beschrieben, zum Theil unter Beigabe vorzüglicher farbiger Abbildungen, so die Buschmann Scelete von G. Rolleston, die Vögel von R. Bowdler Sharpe, die Schlangen von A. Günther, die Insekten von J. O. Westwood, die Pflanzen von D. Oliver. Ein neuer Vogel, eine Schlange, zwei Pflanzen tragen von nun an den Namen Oates'. Auch sonst ist das Buch reichlich mit Farbendrucktafeln und schönen Holzschnitten ausgestattet, welche die zum Theil wenig anziehenden Landschaften des durchzogenen Gebietes, Thiere, ethnographische Gegenstände ꝛc. meist nach Zeichnungen von B. E. Oates, der seinen Bruder anfangs begleitete, darstellen. Unter denselben verdient die farbige Abbildung des westlichen Endes der Victoriafälle Hervorhebung; Franz Oates ist der einzige, welcher dieselben zur Zeit des Hochwassers besuchte, weshalb es doppelt zu bedauern ist, daß sein Tagebuch darüber nur die wenigen Worte vom Neujahrstage 1875 enthält: „Nach dem Frühstücke besuchte ich die Fälle — ein unvergeßlicher Tag." Wenige Wochen darauf mußte er sein Leben lassen, das Naturwunder gerade zu dieser Jahreszeit zu schauen, mit dem Loben bezahlen, und damit wurden auch seine größeren Pläne, welche auf die Länder im Norden des Zambesi und den Bangweolo-See gerichtet waren, zu Grabe getragen. Seine naturhistorischen Sammlungen und seine Kartenskizzen (es sind außer einer Uebersichtskarte deren drei dem Buche beigegeben) legen Zeugniß dafür ab, daß er auch größeren Aufgaben gewachsen wäre. Wir werden in den nächsten Nummern einige kurze Auszüge aus dem Buche mittheilen.

— Am 2. Juni ist Savorgnan de Brazza nach Paris zurückgekehrt, nachdem er 2½ Jahr im äquatorialen Afrika verweilt, dort drei französische Stationen, darunter die am weitesten landeinwärts gelegene von allen bisher existirenden, errichtet, zweimal das Gebiet zwischen dem oberen Ogowe und dem mittleren Congo gekreuzt und dort sogar einen Weg hergestellt hat. Zuletzt hat er das noch unbekannte Gebiet zwischen dem Ogowe und Loubana (an der Loangoküste) durchzogen.

— Der Rührigkeit Stanley's ist es gelungen, die Verbindung von Jangila und Manjanga am Congo ganz zu Wasser zu vermitteln. Den Dienst zwischen beiden Punkten besorgt der Stroydampfer „Royal", welcher nur 1 m Tiefgang hat. Bei tiefem Wasserstande ist indeß die Schifffahrt unmöglich; auch muß für gewöhnlich schon der Dampfer bei den Stromschnellen mittels eines Taues weitergezogen werden. Auf der ganzen Route ist der Fluß mit Felsen durchsetzt, wodurch die Fahrt sehr gefährlich wird. Oberhalb Manjanga verhindern die Katarakte von Ntombo Makata auf eine Strecke von 11 km die Schifffahrt vollständig; doch kann darüber hinaus auf einer Länge von 90 km ein Dampfer wieder in Thätigkeit treten. — Die Stationen der „Association internationale" am Congo sind bis jetzt Vivi, Isangila und Manjanga. Eine neue Niederlassung wird in Boma errichtet werden; außerdem hat Stanley noch eine Station zwischen Manjanga und Stanley-Pool in Aussicht genommen.

— Ende Mai stattete Kapitän R. F. Burton vor der Londoner Society of Arts Bericht über seine Reise nach der Goldküste ab. Als er am 25. Januar d. J. in Accra landete, hatte er den von vielen getheilten Zweifel, ob die Minen und Diggings auch ernsten würden — vollständig beruhigt ist er zurückgekehrt. Von den vier Hindernissen, welche als die schlimmsten gelten — Einfluß Seitens der Aschanti, die Kosten für den Transport von Maschinen und für geschickte Arbeit in einem wilden Lande, Mangel an Arbeitern und das Klima — sind nach seiner Ueberzeugung zwei nur Trugbilder und die anderen beiden lassen sich leicht überwinden. Jenes Land ist in der That von erhaunlichem Goldreichthume, dem nichts in Californien oder Brasilien gleichkommt. Die eingeborenen Weiber haben aus dem Sande der Meeresküste Gold ausgewaschen; nach Regengüssen sieht man in den Straßen Accras Goldsplitter glitzern und Gold ist enthalten in dem gelben Thon, mit welchem die Flechtwände der Hütten und Häuser beklebt sind. Durch Waschen wurden ⅓ bis 4 Unzen per Tonne erzielt. Während des letzten Jahrhunderts hat dieser Theil der Westküste Afrikas jährlich für 3 bis 3½ Millionen Pf. St. Gold in Gestalt von Staub, Körnern und Barren ausgeführt; in Folge der Abschaffung der Sklaverei und der Freilassung der Leibeigenen ist dieser Ertrag im letzten Jahrzehnte auf 126 000 Pf. St. gesunken. Durch Maschinen läßt sich aber dieser Ausfall mehr als ersetzen, und England braucht nur zuzugreifen, um seine in letzter Zeit von 25 Mill. Pf. St. auf 19 Mill. Pf. St. gesunkene jährliche Goldzufuhr wieder voll zu erhalten. (Auch Professor Gümbel in München, welchem Proben des goldführenden Gesteins vorgelegen haben, spricht sich dahin aus, daß es kaum ein Land geben dürfte, „welches eine so nachhaltige Gewinnung in Aussicht stellt, wie diese Binnenländer der Goldküste".)

Digitized by Google

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 7. Mai sprach in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Korvettenkapitän Hoffmann über „Wahrnehmungen an einigen Korallenriffen in der Südsee“ und kam dabei zu folgendem Schlusse. „Ich glaube — sagte er —, daß wir noch weit entfernt sind, diese wunderbaren Banten vollständig zu erklären. Man wird es aufgeben müssen aus einheitlichem Gesichtspunkte so außerordentlich mannigfaltige Erscheinungen zu deuten. Man wird, wie auf allen anderen Forschungsgebieten, sich zu systematischen Beobachtungen wenden müssen. Dazu ist bis jetzt kaum ein Anfang gemacht. Kaum irgendwo ist es möglich, mit Sicherheit Veränderungen nachzuweisen, die sich im Laufe der Jahre ergeben haben, da nirgends die Grundlagen für solche Beobachtungen geschaffen sind. Die Tiefen außerhalb und innerhalb der Lagunen sind nur ganz oberflächlich an wenigen Stellen untersucht. Der geologischen und chemischen Untersuchung ist hier noch ein offenes Feld gelassen. Mit dem Fortschreiten der geographischen Kenntniß der Südsee, mit der Erforschung der Tiefenverhältnisse und der Grundbeschaffenheit der Oceane wird sich erst eine hinlängliche Grundlage schaffen lassen für eine genügende Erklärung der Entstehung und Fortbildung der Korallenriffe. Zusammen mit vielen anderen Problemen der Physik der Erde weist auch das vorliegende darauf hin, daß früher oder später als dringliche Aufgabe der Geographie die systematische Meeresforschung speciell der Südsee auf die Tagesordnung treten muß.“

— Im Vereine für Erdkunde zu Halle sprach am 10. Mai d. J. Dr. von den Steinen über die Samoa-Inseln und namentlich über deren Bevölkerung, wie er dieselbe bei mehrmonatlichem Aufenthalt auf der selteer besuchten, am weitesten gen Ost gelegenen Untergruppe der Manua-Eilande kennen gelernt hat. Für größere Plantagenanlagen sind die letzteren zu klein, Savaii und Tutuila zu sehr gebirgig, nur Upolu dafür gut geeignet wegen seines breiteren ebenen Küstensaumes. Das Volk ist polynesisch streng in drei Stände geschieden: zwischen dem gemeinen Stande und der Häuptlingsaristokratie steht noch eine Art Gelehrtenkaste, deren Mitglieder die nationalen Traditionen zu bewahren haben und in den Volksversammlungen die Sprecher stellen, während dabei die Häuptlinge schweigen. Das geschlechtliche Leben vor der Verheirathung ist ungebunden, strengerer Sitte unterstellt das eheliche, die Scheidung jedoch leicht. Die unverheiratheten Burschen jeder Ansiedelung erwählen sich einen Führer, „Manaia“, d. h. der Schöne, genannt, ebenso die Mädchen eine Führerin, die „Taupo“, die bei Tanz und Spiel an ihrer Spitze steht, gleich dem „Manaia“ sogar eine Art von fündiger Gesolgschaft um sich schart und allein im Stamme verpflichtet ist, während ihrer Führerschaft eine Jungfrau zu bleiben. Auf Manua hat noch bis 1876 die Würde des priesterlichen Königthums, des „Tui Manua“, bestanden; merkwürdige Schöpfungssagen und historisirende Legenden, welche Dr. von den Steinen auf Manua sammelte, deuten darauf, daß von diesen östlichsten Samoa-Inseln erst die Besiedelung Savaiis, dann Upolus und Tutuilas erfolgt ist.

Südamerika.

— Berichtigung. Wir müssen leider einige Irrthümer in der Bezeichnung von Illustrationen des 40. Bandes des „Globus“ berichtigen, welche indessen nicht durch unsere Schuld entstanden sind. Uns machte darauf Herr Albert Frisch in Berlin, früher in Rio de Janeiro, aufmerksam, welcher seinerzeit 14 Monate lang am oberen Amazonenstrome gereist ist und damals die photographischen Originale der in Rede stehenden Bilder angefertigt hat. Wie Herr Crevaux dazu kam, dieselben mit falschen Bezeichnungen zu veröffentlichen, ist uns nicht klar; korrekt kann man solches Verfahren schwerlich nennen. So stellt das Bild auf S. 290 nicht den Amazonenstrom bei Tabatinga und die Absahrt von Kautschuksammlern dar, sondern den Rio Negro bei Manaos und bolivianische Indianer, wie solche in ganzen Trupps alljährlich in den Monaten Januar bis Mai in Manaos und weiter stromab, namentlich in Serpa, der Mündung des Madeira gegenüber, anzutreffen sind. Dieselben kommen als Ruderer auf den großen Handelsbooten den Rio Madeira herunter und gehen gewöhnlich mit demselben Herrn, der sie in Bolivia gemiethet hat, wieder dorthin zurück. Kautschuksammler wird man wohl nie in solcher großen Anzahl zusammentreffen, weil deren stets wenige genügen, um selbst ein großes mit Kautschukbäumen bewandertes Areal auszubeuten. Die auf S. 293 abgebildete Hütte gehört nicht den Orejones-Indianern am Iça, sondern Tecunas, welche etwa 10 spanische Legnas unterhalb Tabatinga die Ufer eines Sees bewohnen. Die beiden an Baumstämmen hängenden Schädel im Vordergrunde des Bildes sind in der Originalphotographie harmlose Körbe. Möglich ist es ja immerhin, daß auch die Orejones solche Hütten haben, zumal Crevaux wiederholt darauf hinweist, daß jene Gebiete vom Iça bis nach Guayana von körperlich und sprachlich unter einander nahe verwandten Stämmen bewohnt werden.

Der „Mestize Fortunato in Yuru-Yaco mit seiner Familie“ (a. a. O. S. 309) ist in Wahrheit ein Caixana-Indianer vom Rio Tonantins. Die Flecken sind nicht eine Folge des curale oder Schwindsuchten, sondern mit urucu-Farbe aufgemalt; daß dies der Fall war, war um so leichter zu erkennen, als die Caixana außerordentlich hellfarbig, aber nichtsdestoweniger reiner Race sind. Zur Zeit von Herrn Frisch's Reise waren sie sehr wenig zahlreich, und da damals unter ihnen, wie am ganzen Amazonenstrome, die Pocken wütheten, so wird sicherlich von ihnen nur noch ein kleiner Rest am Leben sein.

Die Carijonas- und Coreguajes-Indianer in Nr. 21 desselben Bandes lernte Herr Frisch unter dem Namen Amaúas und Miranhas kennen und fertigte die Photographien von ihnen an, welche bei der Ausführung der Bilder zur Vorlage gedient haben. Doch hält er es für möglich, daß die Amaúas auch Carijonas genannt werden; gewiß ist, daß sie Anthropophagen sind und die Quellgegend eines der Zuflüsse des Yapura bewohnen.

Jedenfalls ergiebt sich aus dem oben Gesagten die betrübende Thatsache, daß M. Jules Crevaux bei der Veröffentlichung anthropologischer Typen nicht mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe zu Werke geht, welche man von ihm als einem Manne der Wissenschaft, einem Arzte und Beauftragten der französischen Regierung zu erwarten berechtigt ist. Wie weit soll man nun seinen sonstigen Mittheilungen und seinen Kartenaufnahmen trauen?

Inhalt: Die Meteora I. (Mit vier Abbildungen.) — Mechelin I. (Mit drei Abbildungen.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln I. — H. Greffrath: Von der Nordküste Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. (Schluß der Redaction 4. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger. — 2. Prospect: Bibliothek Geographischer Handbücher. Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

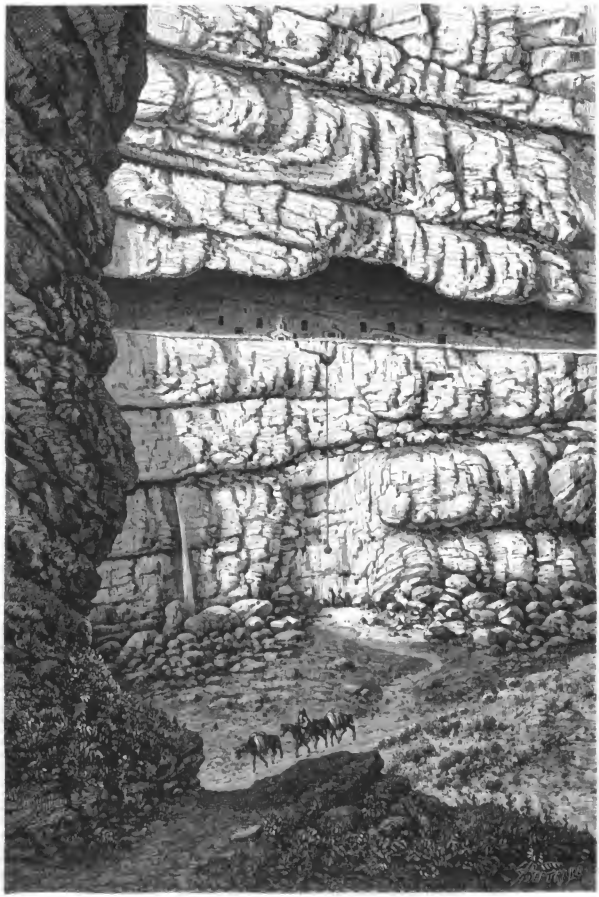
II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Im nächsten Jahre bereiste de Drée die asiatische Türkei und fand auch dort eine Anzahl griechischer Klöster, welche man wegen ihrer Lage wohl gleichfalls als Meteoren bezeichnen kann; allein die Wichtigkeit und das Interesse, welches sie haben, reicht noch nicht einmal an das der Klöster vom Athos und bei Trikkala heran. Drée glaubt, daß sie niemals viel Ruf gehabt haben, und daß sie vielleicht selbst der geistlichen Autorität des Konstantinopeler Patriarchats nicht bekannt sind. Im Ganzen sieht man in diesen kleinen asiatischen Klöstern keine Spur vergangenen Glanzes; ihre Mönche leben nur von Almosen, die sie von weither zusammenbetteln, und ertragen, ärmlich gekleidet, schlecht genährt, mit orientalischer Gelassenheit ihr Elend. Weder die Ueberlieferung noch Reisende berichten von ihnen. Ihr Aeußeres, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, ist mehr als bescheiden, und man kann in den Gebirgen Kappadokiens, Lykaoniens, Phrygiens u. s. w. dicht bei ihnen vorbeireiten, ohne ihr Vorhandensein auch nur zu ahnen; de Drée hat sie meistens ganz zufällig aufgefunden.

Er hatte beschlossen, Kleinasien von Brussa bis zum Golfe von Alexandrette zu durchreisen und dann die Landschaft Kozan (nördlich von Sis in Kilikien) zu besuchen, deren Beys sich gegen die Pforte aufgelehnt und faktische Unabhängigkeit erlangt hatten. Begleitet war er von einem Konstantinopeler Diener, Jussef mit Namen, der nicht besser war als alle seines Gleichen, aber wegen seiner Sprachkenntnisse — er beherrschte das Griechische, Türkische, Arabische, Armenische, Kurdische und Persische — sich als höchst nützlich erwies. Die Reise ging von Brussa zunächst nach Kjutahia, wo Drée von seinen griechischen Wirthen in Erfahrung brachte, daß an dem Wege nach Afiun Karahissar, am Abhange des Murad Dagh (den, nebenbei gesagt, noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht oder wenigstens beschrieben hat) unweit Altyntasch ein sehr malerisch gelegenes Kloster sich befinde. Das Gebirge selbst soll sehr schön und anziehend sein, aber dermaßen voll Räuber und Landstreicher stecken, daß Drée auf eingehendere Erforschung verzichtete. Bei Altyntasch verließ er die große Straße und bog rechts ab auf einen Seitenweg, der so schmal und schwierig war, daß oft nicht zwei Pferde neben einander zu gehen vermochten. Nach 4 bis 5 Kilometer beständigen Ansteigens erreichte man eine beiderseits von hohen Felswänden eingeschlossene malerische Schlucht, welche sich ab und zu erweiterte und an solchen Stellen eine reiche, von Quellen genährte Vegetation aufwies. Zuletzt mündete ein Seitenweg ein, und dort befand sich auch das gesuchte Kloster. Ein gewaltiger Felsen aus geschichtetem Gestein, den man von Weitem für ein kyklopisches Gemäuer hätte halten können, erhob sich dort. In einer Höhe von 20 bis 30 Meter über seinem Fuße waren mehrere Schichten in einer Länge von nahe an 100 Meter wahrscheinlich durch die langsame Wirkung des Wassers herausgelöst

Digitized by Google



Kloſter bei Altyntaſch im Murad-Dagh (Kleinaſien).

Digitized by Google

Kloster bei Afschehr in Sultan-Dagh (Kleinasien).

Digitized by Google

worden und herabgestürzt. Diese Kluft hatten sich arme Mönche zum Schlupfwinkel erkoren, den man nur mittels des herkömmlichen Seiles und Korbes erreichen konnte. Bei Trée's Ankunft plauderte am Fuße des Felsens ein Mönch mit einem Bauer. Nur mit Mühe ließ sich ersterer überreden, die Empfehlungsbriefe oben abzugeben, und überbrachte dann auch nach einer halben Stunde die gewünschte Erlaubniß zu einem Besuche des Klosters. Da der Korb nur für einen Menschen Raum hat, ließ der Reisende zuerst seinen Diener Jussef hinaufziehen, vertraute seine Pferde dem Bauern an und fuhr dann selbst in die Höhe. Nachdem er auf einer kleinen Höhlung unterhalb der Kluft gelandet, stieg er zu letzterer auf etwa zwanzig Stufen hinauf und erreichte einen kleinen hölzernen Portikus, den ein Glockenthurm von höchstens 2 Meter Höhe überragte. Ein dicker Mönch mit lustigem Gesichte stellte sich als Superior vor, nahm Empfehlungsschreiben und Firman in Empfang, verneigte sich lächelnd und übernahm die Führung durch sein kleines Reich. Das Ganze ist nicht ohne Originalität. Die Felskluft ist etwa 80 Meter lang und nur 12 bis 15 Meter breit, in der Mitte ihrer Erstreckung 8 bis 10 Meter hoch und nimmt nach beiden Seiten hin ab. Es befinden sich da einige leichte Holzbauten, und außerdem hat man die natürlichen Höhlungen und Vertiefungen der Felswand benutzt, um einige größere Räume herzustellen. In der Mitte führt ein hölzernes Portal, auf welchem ein Kreuz thront, in eine Kapelle, welche aus dem Felsen ausgehöhlt ist und wie die anderen Gemächer ihr Licht durch fensterartige Oeffnungen in der Felswand empfängt. Das Leben der vier oder fünf Insassen, welche sich hierher zurückgezogen hatten, um fern von der Welt ihr Dasein in Frieden hinzubringen, war ebenso dürftig, wie das ihrer Brüder in den thessalischen Meteoren. Einige religiöse Bücher waren zwar vorhanden, sonst aber nichts, was die geringste Neigung der Bewohner zu Studien verrathen hätte. Dafür trieben sie Gärtnerei; einige Stellen waren mit mühsam herbeigeschleppter Erde bedeckt worden, und dort zogen sie Gemüse und selbst einige Blumen, was ihrer Felshöhe immerhin einen heitern Anstrich verlieh. War der Superior schon über den unerwarteten Besuch, den ersten seit langer Zeit, erstaunt und erfreut gewesen, so wuchs seine Dankbarkeit noch, als ihm Trée eine Gabe hinterließ, wenn sie auch bescheiden war.

Ueber die große Stadt Afium Karahissar, welche den ersten Bestandtheil ihres Namens dem dort gebauten Opium (Afium), den zweiten einem hohen schwarzen Felsen mit der Ruine einer byzantinischen Burg verdankt, setzte er seine Reise ostwärts durch ein breites sumpfiges Thal nach dem See Aschehr und der gleichnamigen Stadt fort, vor deren Mauern im Jahre 1403 der Sultan Bajazet, Tamerlan's Gefangener, am Schlagflusse starb. Auch in der Nähe dieser Stadt befindet sich ein griechisches Kloster, wie Jussef durch vieles Umherfragen in Erfahrung brachte.

Dasselbe liegt auf einem 60 Meter hohen, fast senkrecht abfallenden Felsen, an dessen Fuße ein Fluß entlang strömt. Damals als Trée hinkam, war Niederwasser, so daß man ohne tiefer als bis zu den Knien einzutauchen, watend oder von Felsblock zu Felsblock springend an den Felsen gelangen konnte. Während des Hochwassers aber muß das Kloster von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten sein. Das Plateau oben auf dem Felsen ist mit Erde bedeckt und scheint einen ziemlich reichen Pflanzenwuchs zu tragen, so daß der Aufenthalt dort weniger traurig erscheint, als sonst in den Meteoren. Von oben steigt man zuerst auf einer freiliegenden Treppe längs der Felswand hinab, bis zu einer natürlichen Terrasse, und betritt dort einen steilen unterirdischen Gang, welcher auf eine zweite, ziemlich große Terrasse mündet, welche noch etwa 15 Meter hoch über dem Wasserspiegel liegt. Diese letzten 15 Meter müssen mit Hilfe des Seiles und Korbes zurückgelegt werden.

Verfallenes Kloster im Gebirge Dipotras am See Beischehr (Karamanien).

Einige Zeit darauf lernte Trée die Ruinen eines andern Klosters kennen und zeichnete sie ab, welche auf dem Gipfel eines hohen Felsens an den Abhängen des Dipotras-Gebirges liegen; die Wasser des großen See's Beischehr (westlich von Konia) bespülen seinen Fuß. Seinen Resten nach zu schließen, muß dieses Kloster einst eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Wahrscheinlich ist der Einsturz des Felsens in Folge der Wirkung des Wassers der Hauptgrund gewesen, daß es von seinen Bewohnern verlassen wurde.

Trée's weitere Reise durch Kleinasien, deren Hauptstationen Konia, Karaman und Adana waren, übergehen wir; er wurde durch Umstände gezwungen, von letzterer Stadt aus nach Konstantinopel zurückzukehren. Bald brach er von dort wieder auf, fuhr mit dem Dampfschiffe nach Sinope, lebte dort einige Tage auf dem Landsitze eines ihm bekannten armenischen Kaufmannes Hassun und trat dann mit demselben eine Reise über Amasia nach Angora an. Beide waren gut auf Pferden des Armeniers beritten und

Digitized by Google

mit allem versehen, um den Ritt so angenehm wie möglich zu machen. Der Weg führte anfangs an der Küste des Schwarzen Meeres entlang und wandte sich dann landeinwärts in die Berge. Am Kyzyl-Irmak (Halys) angelangt, fanden sie denselben zwar von großer Breite, aber so wenig tief, daß sie ihn durchfuhrten konnten. Ueber Vezirköprü und Mersiwan erreichte man in einigen Tagen Amasia, wo man bei einem Freunde Hassun's einkehrte. Nachdem dieser seine Geschäfte abgewickelt, schlug man den Weg nach Angora ein, d. h. statt der bisherigen südöstlichen verfolgte man nun eine beinahe westliche Richtung. Viel Mühe kostete es, den beträchtlich angeschwollenen Delidsche-Irmak zu durchfuhren; mitten im Flusse verloren ihre Pferde den Boden unter den Füßen und wurden durch die reißende Strömung ein gutes Stück mit hinabgeführt, ehe sie wieder Grund gewannen. Völlig durchnäßt erreichten sie

Ein durch Erdbeben zerstörtes Kloster bei Angora.

das jenseitige Ufer; aber die heiße Sonne trocknete sie bald. Am nächsten Tage erreichte man den Kyzyl-Irmak, der ruhig und in nicht allzu großer Breite dahinfloß, und noch am selben Nachmittage Angora, wo Trée erfuhr, daß sich unweit des letzten von ihnen passirten Flusses Ruinen eines Klosters befänden, und zwar auf einem gewaltigen, über das Thal überhängenden Felsen. Genauere Nachrichten über dieses „Meteoron" selbst oder über seine Geschichte waren in Angora nicht zu erlangen; nur erzählte man, daß der größte Theil der Baulichkeiten durch einen Felssturz vernichtet worden sei. Trée ließ sogleich die Pferde satteln und fand auch an der bezeichneten Stelle den Felsberg auf. Derselbe bildet das eine Ende einer kleinen Hügelkette. Deutlich ließen sich noch die Wirkungen des Felssturzes erkennen, welcher das Kloster zerstört und vielleicht die Mönche unter seinen Trümmern begraben hatte. Senkrecht fällt der noch stehende Theil des Felsens ab, so daß die Reste der Gebäude, welche ihn krönten, in der Luft zu schweben scheinen.

Nachdem Trée die interessante Oertlichkeit abgezeichnet

Digitized by Google

hatte, kehrte er auf demſelben Wege nach Angora zurück. Allmälig aber wurde ihm dort die Zeit lang, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, ſich einer Karawane aus Siwas anzuſchließen, welche nach Südweſten zog, und ſo die großen Steppen im Innern Kleinaſiens zu durchkreuzen. Zunächſt ging ihr Marſch in gerader Richtung nach Siwrihiſſar; von dort wollte er wiederum nach Aſium Karahiſſar gehen, von wo ihm ſein gutes Glück weiterhelfen ſollte. Die Karawane beſtand außer ihm und ſeinem Juſſef aus ſieben Berittenen, etwa vierzig mit allerhand Kaufmannsgütern beladenen Kameelen und fünfzehn ledigen Pferden aus Perſien und Kurdiſtan, welche ihr Eigenthümer, ein armeniſcher Roßtäuſcher, über Smyrna nach Konſtantinopel zu ſchaffen und dort mit großem Nutzen zu verkaufen gedachte.

Hinter Angora führt der Weg zwiſchen Hügeln hin durch ein fruchtbares Land mit anmuthigen Thälern, welche namentlich in der Nähe der Stadt gut angebaut ſind. Je weiter man kommt, deſto niedriger werden die Hügel, und etwa halbwegs nach Siwrihiſſar befindet man ſich auf einer faſt vollſtändigen Ebene, welche dem fleißigen Anbauer reichlich lohnen würde, aber nur ſehr wenig Bewohner hat. Ehe man Siwrihiſſar erreicht, iſt der Sakaria, der alte Sangarius, der ſich nach einem Laufe von 500 km unweit des Bosporus in das Schwarze Meer ergießt, zu überſchreiten; an jener Stelle iſt ſein Bett ſehr breit und die Furt leicht paſſirbar, auch wenn der Fluß mehr Waſſer mit ſich führt, als zu jener Zeit. Es iſt das eine große Annehmlichkeit, wenn man mit Kameelen reiſt, da dieſe nicht gern in tieferes Waſſer gehen. Siwrihiſſar hat etwa 2000 Häuſer, deren Bewohner nur vom Ertrage ihrer Felder leben, welchen ſie aber auch gänzlich verbrauchen. Denn an Ausfuhr iſt bei den ſchlechten Verbindungswegen nicht zu denken; dieſe ſind eines der hauptſächlichſten Hinderniſſe für die Entwickelung des Landes. Der Ort iſt zumeiſt aus den Ruinen der nahen altphrygiſchen Tempelſtadt Peſſinus, wo die Göttermutter verehrt wurde, erbaut. Texier fand 1813 dieſelben im Südoſten der jetzigen Stadt auf. Meiſt am Sakaria entlang, der im Emir Dagh entſpringt, zogen ſie von Siwrihiſſar aufwärts und ſtiegen dann hinüber in das ſumpfige Thal von Karahiſſar, wo Trde bei einem Griechen abſtieg, von welchem er mehr zu erfahren hoffte, als von einem der trägen Anhänger des Islam.

Mechèln.

(Nach dem Franzöſiſchen des C. Lemonnier.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Unter den zahlreichen Ueberreſten der alterthümlichen Privatarchitektur Mechelns, denen wir in den engen gewundenen Gaſſen und an den Quais der innern Stadt begegnen, befinden ſich freilich gar viele Häuſer, an denen

Alte Häuſer von Mecheln. (In der Mitte der „Duyvelsgevel“.)

Digitized by Google

wir beim erſten Anblicke weniger die Kunſt früherer Jahrhunderte bewundern, als das naiv-pietätsvolle Beſtreben der Neuzeit, die alten, dem Untergange ſichtlich verfallenen Gebäude künſtlich für den Gebrauch zu erhalten. Die Art, in welcher namentlich die in weiten Spalten auseinanderklaffenden, wurmzerfreſſenen und ſtellenweiſe grünbemoosten Holzfaçaden durch beliebig übergenagelte Bretter und Balken geflickt und zuſammengehalten ſind, findet an ſtädtiſchen Wohnhäuſern Nordeuropas wohl ſo leicht nicht ihresgleichen. Und doch ermangeln auch dieſe ohne jede Rückſicht auf ihre architektoniſchen Formen konſervirten und reſtaurirten Ruinen mit den weit vorſpringenden Stockwerken und den zackigen Giebeln nicht eines gewiſſen maleriſchen Reizes, vornehmlich im Frühjahr, wenn die morſchen Dächer ſich durch das aus allen Fugen luſtig emporwuchernde Gras und Unkraut in kleine hängende Gärten verwandeln, deren

Inneres der Liebfrauenkirche von Mecheln.

friſches Grün einen wirkungsvollen Kontraſt zu dem Verfall des Ganzen bildet.

Ueberall, wo eine derartige Nachhilfe noch nicht nöthig geweſen iſt, überraſchen uns die alten Privathäuſer der Stadt durch ihre mannigfaltigen Formen und ihre reichen, zum großen Theil barocken Verzierungen. Eine Gruppe von drei Häuſern am Quai aux avoines iſt vor allen anderen bemerkenswerth. Die Mitte nimmt der ſogenannte Duyvelsgevel ein, deſſen in Holz und Stein ausgeführte Façade drei Reihen hoher, aus kleinen, quadratiſchen bleigefaßten Scheiben beſtehender Fenſter zeigt. Weit vorſpringende Querbalken trennen die einzelnen Stockwerke des ſchöngegliederten Baues von einander; ſie ruhen zum Theil auf kleinen Säulen, zum Theil auch auf karyatidenartigen Figuren, unter denen namentlich drei über der Thür befindliche groteske Satyrgeſtalten durch lebendige Bewegung und treffliche Ausführung hervorragen. Rechts von dem Duyvelsgevel erhebt ſich ein hübſcher Arkadenbau,

Digitized by Google

der aber leider durch einen in seiner Schmucklosigkeit nüchternen spitzen Giebel verunziert wird. Fein ausgeführte Blumengewinden und Arabesken krönen die pfeilergetragenen Bogen des zierlichen Gebäudes. Die grellbemalten Reliefgruppen über den hohen Fenstern, Darstellungen des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradiese, wurden lange Zeit zu den hervorragendsten Merkwürdigkeiten Mechelns gerechnet; und in der That verdienten sie durch die Kühnheit ihrer Zeichnung diesen Ruf auch mehr, als das spätere Wunder der Stadt, der berühmte steinerne Oelberg. Zum Glück ist dieses letztere Produkt eines dunklen Künstlers, das feinerzeit zum Ziele so mancher Ballfahrt gemacht worden ist, heute so gut wie vergessen, und die lebensgroßen, buntbemalten Steinfiguren Christi und der zwölf Jünger, die, steif und unförmig, theils stehend, theils auf einem künstlichen Felsen ruhend, einen umgitterten Raum in der Ecke einer dunklen, feuchten Gasse einnehmen, haben ihre Rolle in dem religiösen Leben des belgischen Volkes ausgespielt. — Das Haus zur linken Seite des Dinweisgewölbe, das der Volksmund nach dem Gegenstande seines Schmuckes als Haus des verlorenen Sohnes bezeichnet, gilt wegen seines seltsam geformten und reich verzierten Giebels für eine Perle mittelalterlicher Baukunst. Ungleich großartiger aber und prächtiger noch ist das im westlichen Theile der Stadt am Quai au Sel belegene alte Haus der ehemals mächtigen Fischergilde von Mechelin, das den reichsten italienischen Renaissancestyl aufweist. Nach dem über der Eingangspforte angebrachten Wahrzeichen, einem kolossalen vergoldeten Lachs, führt das Haus noch heute den Namen des „grooten Zalm“. Von der frühern Bedeutung des Fischereibetriebes in Mechelin giebt übrigens nicht nur dieses stattliche Gildehaus Zeugniß: der berühmteste Kunstschatz der Liebfrauenkirche, Rubens' wunderbarer Fischzug, wurde im Jahre 1618 von dem Künstler im Auftrage der Fischergilde für den Preis von 1000 Gulden gemalt und dadurch dem schönen im 16. Jahrhundert aufgeführten spätgothischen Bau der Hauptschmuck gegeben. In der nämlichen Kirche befinden sich auch die von der Schiffergilde der Stadt etwa um dieselbe Zeit gestifteten Kirchen- und Beichtstühle, Meisterwerke der Holzschnitzerei, die an Reichthum der Komposition und an Feinheit der Ausführung kaum von den drei berühmtesten Kanzeln Mechelns, der der großen Kathedrale, der Liebfrauen- und der Johanneskirche, übertroffen werden. Nach heutigen Begriffen erscheint die Wahl der Motive in jenem Werke freilich etwas seltsam für Ort und Zweck seiner Bestimmung: zwischen modernen und antiken Attributen der Schifffahrt finden wir ganze Scharen von Tritonen und Sirenen, von denen den Dreizack schwingenden Neptun angeführt. Es entstand damals ein förmlicher Wettstreit unter den Bürgern und Zünften von Mechelin in dem Bestreben, die Kirchen der Stadt auszuschmücken; ein Wettstreit, der namentlich im folgenden Jahrhundert darauf ausging, die Pracht der Antwerpener Kirchen zu übertreffen. Daß auch die Einwohner des heutigen Mechelin es an kirchlichem Sinne nicht fehlen lassen, das zeigt der ungemein rege Kirchenbesuch, der Sonntags nicht nur die ungeheuren Räume der großen Kathedrale, sondern auch die zahlreichen anderen Gotteshäuser bis an die äußeren Pforten füllt, und nach jeder Messe die sonst so todten Straßen und Plätze für eine kurze Zeit belebt. Ein Blick auf diese Menge genügt aber, um uns erkennen zu lassen, daß die geistige und körperliche Regsamkeit, welche jene alten Bürger Mechelns groß gemacht und ihnen die Mittel zu so vielen Stiftungen gewährt hat, dem heutigen Geschlechte gänzlich verloren gegangen ist. Unverhältnißmäßig groß ist die Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechts, deren schlaffes, bleiches Aussehen von verkümmerter, bedrückter Existenz, von trauriger, schlechtbezahlter Einzelarbeit und absterbender, weil unzeitgemäßer Kleinindustrie erzählt. So ist die Spitzenfabrikation der Stadt, welche eine Zeitlang einen Weltruf hatte, seit vielen Jahren schon durch die Konkurrenz anderer belgischer Städte weit überholt worden, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, durch großartigen Betrieb dagegen anzukämpfen. Dieser Industriezweig wurde einfach als zu wenig lohnend aufgegeben, und nur noch ganz vereinzelt soll er heute von alten Frauen der ärmsten Volksklasse und von einigen Bewohnerinnen des Beginenhofes betrieben werden.

Das Brüsseler Thor oder die Oberste Poort von Mechelin.

Von den alten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Befestigungen Mechelns ist außer den zu Promenaden umgeschaffenen Wällen nur noch ein einziges Thor an der Westseite der Stadt erhalten. Es ist die sogenannte Oberste Poort oder das Brüsseler Thor, ein starker von zwei ungeheuren runden Thürmen flankirter Bau, schwer und unschön in seinen massigen Formen, aber eine ungemein interessante Probe des mittelalterlichen Festungsbaues und ein Stolz der heutigen frommen und friedfertigen Stadt.

Digitized by Google

Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski.**

I.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Endlich habe ich meinen vorläufigen Bestimmungsort erreicht. Am 24. Januar sandte ich den letzten Brief von Soerabaja und am 26. dampfte ich zwischen der Insel Madoera und dem Festland von Java hindurch in die Sunda-See hinein. Sie schüttelte unsern kleinen „Minister Fransen v. d. Putte" so, daß ihm die Rippen oft knarrten, und er nicht ohne Mühe am 27. Mittags das Inselchen Bawean anlaufen konnte, um von hoher Rhede aus 200 Mekkagänger ans Land zu setzen. Hier sind unter den vielen Arabern und Malaien der Assistent-Resident und seine zwei Schreiber die einzigen anständigen Europäer. Das Inselchen ist sehr gebirgig. Am 29. legten wir uns zum Ankern der Flinty vor die Sandbank, welche die Einfahrt in die 2300 Fuß breite Mündung des Barito-Stromes während der Ebbe hindert, und mit dem Anbruch des Tages begrüßte ich in deutlicher Sehweite das ersehnte Land, die Küste von Borneo; im Osten erheben sich die Berge von Tanah Laut, während das übrige Gestade weit hinein niedrig und mit dichtem bis in die See reichendem Walde bedeckt war. Mittags passirten wir die Barre und gelangten an schön und undurchdringlich bestandenen Ufern und einigen einsamen auf Pfählen stehenden Dajakenhütten vorüber nach zwei Biegungen erst in westlicher, dann östlicher Richtung in ein Becken, das den Charakter eines großen Landsees zur Schau trägt und an der Insel Kagit vorbei bis zur Schanz von Tuyl, einer früheren holländischen Befestigung, bei der wir in den Fluß von Martapoera oder Bandjermassing — von den Eingeborenen Kajoe Tangi genannt — nach N.-O. einfuhren, um am Nachmittage hier anzukommen, wo schon auf dem Flusse durch die kleinen Tembangans und größeren Prauen und Segelschiffe ein lebendiges Leben herrscht und ein reger Fruchthandel zumeist von banjaresischen Frauen, kenntlich an ihren 4 Fuß im Durchmesser großen Hüten aus Nipa-Blättern, betrieben wird. Im chinesischen Viertel war noch außerdem große Lebendigkeit, da gerade Sylvester — ko-niën — gefeiert wurde, worauf das vierzehntägige Neujahrsfest — niën ta'eh njiët — folgt, und habe ich natürlich die Gelegenheit wahrgenommen, um mich nach glücklich erledigter Installation bei einigen vornehmen Chinesen über diese feuerwerkreichen, licht-, lärm- und tafellustigen Vergnügungen durch eigene Theilnahme zu unterrichten.

Bandjermassing schätzt man — aber vielleicht etwas zu hoch — auf 33 000 Einwohner, von denen 500 und zwar inclusive der 350 Mann starken Besatzung Europäer, circa 3000 Chinesen, wenige Araber und der Rest Inländer sind. Demgemäß ist auch der Anblick der Straßen bunt genug. Da sieht man neben den genannten Nationalitäten Banjaresen, Javanen mit ihren farbenreichen, zuweilen mit Goldfäden gestickten Gewändern, Buginesen, deren Frauen an einem rechts bis zur Hüfte offenen Sarong kenntlich sind, und hiesige Dajaken in einer Tracht, welche der javanischen oder malaiischen ähnlich ist. Die Dajaken aus dem Innern, welche nur selten und dann auch nur von benachbarten Stämmen hier zu erblicken sind, tragen den tjawat oder eva um die Hüfte und eine offene Jacke, welche die Tatnirung sehen läßt. Ich selbst habe mich der Situation anbequemt und mich mit einer weiten und sehr bunten Hose (tjelana), welche oben nur durch ein Band festgehalten und auch in der Nacht nicht abgelegt wird, einer weißen chinesischen Jacke (kabaija) und geflochtenen Pantoffeln (tjenelas) an den bloßen Füßen bekleidet.

Eigenthümlich ist die Art der Namengebung bei den Inländern; heißt z. B. der Mann Djalan, seine Frau Budha und ihr ältestes Kind Linda, so lassen sie von der Geburt desselben an ihre bisherigen Namen fallen und nennen sich Bapalinda oder Palinda und Indoelinda, d. h. Vater und Mutter der Linda. Jedes Kind hält es für sündhaft, den Namen seines Vaters auszusprechen, und bleibt, nach demselben gefragt, entweder stumm, oder ersucht einen andern Anwesenden, darüber Auskunft zu geben. Baden, Rauchen und vor allem Spielen sind die Hauptleidenschaften der hiesigen Eingeborenen, letzteres in dem Grade, daß mancher Dajake zu diesem Zwecke seine Frau an einen Chinesen, meistens auf drei Monate, verkauft, wofür er gewöhnlich 50 Gulden erhält, und kann sie, die im Ehevertrhältniß seine vollständige Sklavin ist, erst nach dieser Frist eine Scheidung herbeiführen. Ein harmloseres Spiel ist „Dako", zu welchem ein großer Klotz mit achtzehn kleinen und zwei großen Löchern und 162 Muscheln oder Steinchen gehören. Es ist ganz anziehend und muß mit einiger Aufmerksamkeit gespielt werden. Wer nicht raucht, kaut desto eifriger Sirih, bestehend aus einem fingligen Konglomerat von Kalk, Sirihblättern und den Früchten der Pinang-Palme, welche Ingredienzien oft in geschmackvollen Döschen von Silber oder anderm Metall mitgeführt werden. Dieser Genuß, welcher verhängnißvoll für die Zähne ist, färbt diese sowie die Lippen, Gaumen und den Speichel blutrothe. Die Leidenschaften nehmen bei diesen Menschen, häufig durch Eifersucht angefachelt, eine gefährliche Höhe an, welche nicht selten mit Mord in den Straßen der Stadt endet. Der betreffende erregte Eingeborene stürmt dann wie wahnsinnig mit gezückter Klinge durch die Menge und sticht nach dem ersten begegnenden Menschen. Natürlich wird er dadurch selber zu einem Objekt der Verfolgung und ist dem sofortigen strafsolen Niederstoßen durch jeden ausgesetzt, und während die Wehrlosen in die Häuser eilen, alarmiren die Gardoes in ihren Wachthäusern durch zwei kurze Schläge auf das Tongtong, ein an einem Strick hängendes, ausgehöhltes Stück Baumstamm, ihre Mannschaften und suchen des Verbrechers habhaft zu werden. Ein solcher Vorgang heißt amok und ist leider gar nicht selten. Wird der Verfolgte lebend gefangen, so ist er bis zu seinem Tode ein ranteian, oder orang peranté, d. h. Kettengänger, und arbeitet mit einem zur Vereinigung vieler Gleichartiger durch ein Seil dienenden, um den Hals geschmiedeten Ring an den öffentlichen Straßenbauten unter der Peitsche des mandoer, welcher freilich selbst nur ein ranteian ist, der wegen guter Führung diesen Posten erhalten hat. Fragt man einen dieser Kettengänger nach seinem Vergehen, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: Membonoek sa-orang sadja — ich habe nur einen Menschen getödtet.

Die Sprache der hiesigen Dajaken, das Poeloepetakische,

Digitized by Google

ist melodisch. Weiter ins Land werden die Dialekte sehr zahlreich und es scheinen dort ganz neue Idiome aufzutreten, so daß sich Dajaken aus verschiedenen Distrikten oft nicht verständigen können. Auch ist das geistige Leben der Dajaken, welche von hier bis ungefähr an die Kulturgrenze unter dem Einfluß der holländischen Forts leben, nicht gering. Hier einige Proben. Zunächst ein „dindang“.

Padi muda djangan dilurut,
Djaka dilurut rusak batangnja,
Hati muda djangan diturut,
Djaka diturut rusak badanja.

Nicht über die junge Saat gestreift,
Wenn drübergestreift, verdirbt ihr Stengel.
Dem jungen Herzen, nicht ihm gefolgt,
Wenn ihm gefolgt, verdirbt der Leib.

Ferner einige leläi: Handaä basila sindä bulat, en koam? — Zweimal gefalten, einmal rund, was dein Sagen? — (der Mond). Papan pandak pangumang lewu, en koam? — Kurze Planke, stets durchgehend das Dorf, was dein Sagen? (Fußspuren). Kakidjak anake, lalantong indoe — Stets springend ihr Kind, still liegend seine Mutter — (Reisstampfblock und Stampfstock). Inedjep halit — Mit dem Schwert gehauen heil (Wasser). Tanding fund Gleichnisse oder Sprichwörter, z. B. Kindjap pilus babuntat mariam. Oft eine Nadel hat zum Schwanz eine Kanone (kleine Ursachen, große Wirkungen). Nachstehend auch eine Fabel:

Eine blinde Ziege und ein lahmer Blandal, Zwerghirsch (dieser spielt in ihren Erzählungen die Rolle des Fuchses), waren übereingekommen, mit einander auf die Weide zu gehen, was sie in der Weise ausführeten, daß der lahme Blandat sich auf den Rücken der blinden Ziege setzte und dieser nun sagte, ob sie rechts oder links gehen und wo sie still stehen solle, um einen guten Weideplatz zu genießen. Der Bär und der Tiger (?), die auch in Freundschaft mit einander lebten, beschlossen der Ziege und dem Hirsch aufzulauern. Kurze Zeit darauf traf denn auch der Bär zuerst auf die beiden und wollte sie fressen. Aber der schlaue Hirsch sprach: Friß uns nicht; wir suchen dich, weil wir deine Freunde sind, um dir etwas Wichtiges zu erzählen: der Tiger spält nach dir, um dich zu zerreißen. Der Bär glaubte ihm und beschloß ob dieses Freundschaftbruches dem Tiger aufzulauern. Mit diesem machte es der Hirsch gerade so und als nun die beiden verfeindeten Thiere sich anschickten mit einander zu kämpfen, ersahen sie aus ihren gegenseitigen Vorwürfen, daß sie betrogen waren und schworen dem Blandaf gemeinschaftliche Rache. Der Hirsch war gerade mit der Ziege in der Nähe, hörte den Beschluß und trieb seine Gefährtin zur eiligsten Flucht vor der Gefahr an. Indem sie diesem Rathe Folge gab, lief sie so heftig gegen einen Baum, daß sie durch diese Erschütterung ihre Sehkraft und der abgeworfene Hirsch durch den Sturz die Gelenkigkeit seiner Beine wieder erhielt, wodurch es beiden ermöglicht wurde, dem Verderben zu entrinnen. Die bedenkliche Moral dieser Fabel über den Nutzen der Lüge und Gewaltthätigkeit kehrt in den meisten dajakischen Erzählungen dieser Art wieder.

Kwala Kapoeas.

Die Gebräuche, Sagen, religiösen Vorstellungen und das Ritual der Dajaken ist zum Theil sinnreich und durchaus nicht so einfach, daß man ihre Kulturstufe als eine der niedrigsten bezeichnen könnte. Auch ihre Geschicklichkeit und Erfindungsgabe bei der Einrichtung ihrer Lebensbedingungen ist nicht gering und ihre körperliche Gewandtheit sehr groß. Hier einige Proben ihrer Sitten und Ueberzeugungen. Will der Dajake sich ein Reisfeld anlegen, so sucht er zunächst nach einem geeigneten Boden, wobei er acht giebt, ob die Bäume desselben hartes oder weiches Holz haben, schlägt dasselbe im günstigen Falle um und pflanzt zwischen den Baumstümpfen seinen Reis. Nach drei oder vier Jahren wird das Feld verlassen und ein anderes gesucht, um erst nach 15 oder 20 Jahren wieder als ertragsfähig zu gelten. Dann ist das Holz groß und das Land von Neuem fruchtbar geworden. Ist ein seinen natürlichen Eigenschaften nach vortheilhaft scheinendes Terrain gefunden, so werden 10 bis 15 Quadratfuß Wald gelichtet; ein Zeichen für jeden andern, daß dieses Land einen Eigenthümer hat, der sich beeilt, die Gottheiten Djata, Dewa oder Sangiang nach ihrem Willen häuslichlich seines Vorhabens zu befragen. Er schneidet von einem jungen Stamme ein Stück, welches der Länge seines Körpers, seiner Arme und dreier Fingerbreiten entspricht, theilt dieses möglichst gleich und giebt einer der gewonnenen Hälften durch Schnitzen ein Gesicht, welches unter gewissen Anrufungen auf die Erde gelegt wird. Scheint nun bei dem Nachmessen dieser Hälfte an den vorhergenannten Maßen seines Körpers der Stab kürzer geworden zu sein, so ist das erste Zeichen für die Gunst der Gottheit seinem Vorhaben gewonnen. Die weitere Entscheidung bringt ein Traum, um den der Dajake in diesem Falle vor dem Einschlafen bittet. Auch hier sind natürlich die Zeichen wiederum zahlreich. Das Bild eines reichen Fischfanges ist günstig, bringt aber der Traum Krebse oder saure Früchte, so wird von dem Terrain Abstand genommen. Ja dieses geschieht in Folge unheimlicher Warnungen sogar mit bereits bebauten Feldern. Das Auftauchen eines Krokodiles bei dem Besuch des Herrn, ja das Auffinden eines todten Krebses wird hier unter Umständen als entscheidend betrachtet.

Bevor der Reis gepflanzt wird, sucht der Dajake durch Opfer von Hühnern den Sangiang zu bewegen, ihm von Nadja Tontang matanandan, der im Fluß Njara Mangtai njako hinter der Stadt des Hatalla (identisch mit „Gott“) wohnt, die gaana (Seele) für den Reis zu holen. Ist die Seele angekommen, so wird der mit einem Ei gemengte Saatreis und zwar nur an einem Montag ausgesäet. Ist der Reis 8 bis 10 Zoll lang, so wird er ausgezogen und mittels eines Töndong, eines Stabes aus Tabalien-(Eisen-)Holz verpflanzt. Nach einem Monat wird er dann zum letzten Mal gezogen und definitiv verpflanzt, doch so, daß die ganze Bestellung an einem Montag endet. Am folgenden Tage wird dem Bruder des Sangiang, dem Nangai, ein Opfer an Eßwaaren gebracht, welches in einem Körbchen an einem in die Mitte des Reisfeldes gesteckten Stabe aufgehängt wird. Desgleichen findet Djata ein ähnliches Opfer an einem überhängenden Zweige des Flußufers. Finden sich nun nach ein oder zwei Monaten verdorbene Halme oder unfruchtbare Aehren, so werden sie ausgezogen und an dem Stock im Felde sowie am Flußufer befestigt, damit sich Djata durch persönlichen Augenschein von der Schlechtigkeit des Reisertrages überzeugt und dadurch bewogen fühlt, wenigstens einen reichen Fischfang zu geben.

Den ersten Reis, den der Dajake erntet, wagt er zunächst nicht für sich zu verwenden. Er gebört dem Weil (bliong) und dem Messer (pisau), die den Wald gefällt, dem Schleifstein und allen Werkzeugen, welche beim Pflanzen gebraucht wurden. Dieselben werden in eine Reige gelegt und zum Essen genöthigt. Man streut den zuerst reif gewordenen Reis auf die Geräthschaften, läßt ihn eine halbe Stunde lang darauf liegen, damit sie gemächlich essen können, holt ihn dann aber wieder fort, um ihn schließlich doch zur eigenen Speise zu verwenden. Diesen und ähnlichen zum Theil sehr umständlichen Riten liegt die Ueberzeugung

Digitized by Google

des Dajaken zu Grunde, daß auch sonst jedes leblose Ding eine Seele, „gana“, hat. Jede gana hat aber wiederum einen König, der immer ein „Dämon“ ist, und da auf diese Weise nach dajakischen Begriffen die ganze Welt unter der Macht von Dämonen steht, so ist das Bemühen, dieselben in Gunst zu erhalten, erklärlich.

Die Ernte dauert zwei Monate, weil stets nur die reifen Aehren geschnitten werden. Dieselben werden auf besonderen Gestellen getrocknet, mit den Füßen gestampft, und dann die Körner von allen Beimengungen durch den Wind befreit, indem man sie von einer hohen Bühne herabschüttet. Die letzten geernteten Aehren werden zu einem Bündel vereinigt in einer Ecke des Hauses aufbewahrt. Sie dienen der gana des neu zu pflanzenden Reises als tahasang (Athem).

Die Reiskultur der Dajaken befindet sich mithin noch in den ursprünglichsten Formen und wenn, wie in den letzten vier Jahren, die Ernte völlig mißräth, d. h. durch Ratten und Insekten vertilgt wird, so herrscht große Noth. Bei der Zähigkeit des dajakischen Charakters ist keine Aussicht, daß die intelligentere Art der Javanen, den Reis zu bauen, in naher Zeit Eingang findet, zumal das holländische Gouvernement sich dahin zielender Einwirkungen enthält. Während des Reisbaues wohnen die Dajaken in kleinen Häuschen (passah). Außerdem stehen in gewissen Entfernungen am Felde Hütten (podok oder auch goeboeg), von denen aus zur Verscheuchung der Reisvögel (boeroeng pipit) mit Hülfe einer Leine (rottan) Wedel von Nipa oder Kokos und Grasbüschel, die sich in aufrechter oder umgekehrter Stellung an langen Stangen befinden, in Bewegung gesetzt werden.

Beabsichtigt der Dajake ein Haus zu bauen, so geschieht das nie auf einer Stelle, an der nachweislich bereits ein anderes gestanden hat; ein solcher Ort ist pali (unrein). Auf dem Platz, welcher den Wünschen des Erbauers entsprechend erscheint, wird ein Loch von circa 1 Fuß Tiefe mit den Worten gegraben: „O Djata, o Sangiang, wir wollen hier ein Haus bauen, gieb uns ein Zeichen, ob wir damit Glück haben und recht krank werden. Ist der Boden fett und wohlriechend, so soll uns das ein Zeichen zum Bauen sein; stinkt er aber, dann bauen wir nicht.“ Danach wird die Erde berochen. Doch es wäre wunderbar, wenn dem Dajaken dieses eine Zeichen genügte. Zunächst muß er wieder träumen. Kommt in seinem Traum Regen oder Wind vor, so wäre Krankheit oder Streit in dem neuen Hause zu erwarten. Glaubt er aber im Schlaf einen Berg oder einen hohen ästelosen Baum zu besteigen, so ist der Erbauer überzeugt, reich und glücklich zu werden. Ist das Haus fertig, so wagt der Dajake nicht, es sofort zu bewohnen; es muß erst durch Blut geweiht werden. Es findet eine Besprengung des Gebäudes mit Opferblut statt, doch giebt keiner über die Bedeutung der Ceremonie gefragt eine andere Antwort als „tawa“, d. i. ich weiß es nicht. Die Dajaken haben auch eine Art Taufe, wenn ich es so nennen darf. Das Neugeborene darf nicht früher das Haus verlassen, bevor in einem Garantong (kupfernes Musikinstrument) Wasser mit Blut eines jungen Hühnchens gemischt und das Kind damit besprengt ist. Nachdem darauf durch Laub eine Verbindung vom Hause bis zum Fluß hergestellt und der Anlegeplatz bekränzt ist, wird das Kind dorthin getragen, ins Wasser getaucht und dem Wassergott Djata zur besondern Gunst empfohlen.

Schon in der frühesten Jugend wird die Verlobung der Kinder von den Eltern geschlossen; ja es ist vorgekommen, daß noch ungeborene Kinder bereits verlobt wurden. Die Eltern im Verbande mit sämmtlichen Blutsverwandten bringen die Sache in Ordnung und dann sind die Kinder gebunden. Oft sehen sich die Verlobten nicht vor der Hochzeit. Es ist dann unter anderm auch vorgekommen, daß der Bräutigam, als er am zweiten Hochzeitstage seine Braut anschauen durfte, sich in Folge des angenehmen Eindruckes schleunigst aus dem Staube machte. Doch wird ihm das Aussehen der Braut, vielleicht aber mitunter unzuverlässig, vorher beschrieben. Der erste Schritt zur Verlobung geht von der Mutter des jungen Mannes aus. Von uneheren Frauen begleitet begiebt sie sich in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegertochter, wo sie mit der Mutter derselben und den Tanten spricht. Findet sie geneigtes Gehör, so wird nach einigen Tagen die Frage durch drei oder vier Männer wiederholt. Dann beginnen die Unterhandlungen über die Geschenke, welche der Bräutigam geben muß und bei deren Festsetzung alle Blutsverwandten, welche nach dajakischem hadat (Gesetz) ein Recht auf solche Berücksichtigung geltend machen können, d. h. außer den Eltern alle Onkel, Tanten, Schwestern, Brüder u. s. f., zu bedenken sind. Oft scheitert eine geplante Verbindung an der Unzufriedenheit eines entfernten Verwandten mit dem ihm angebotenen Antheil. Ist alles in Ordnung, so wird als Hochzeitsmonat immer der September oder Oktober, jedenfalls aber ein Zeitpunkt nach der Ernte festgesetzt. Die Hochzeit findet im Hause der Braut statt, da nach dajakischer Sitte der Mann seiner Frau folgt und in dem Anwesen derselben zu wohnen hat. Der Bräutigam wird an dem Tage, an welchem er das elterliche Haus verläßt, „manjaki“ (mit Blut gereinigt), und ein Fest zu seinen Ehren gegeben. Die Mutter verwendet das Blut einer Henne oder eines jungen Ferkels, um ihm Füße, Knie, Brust, Hände, Ellenbogen und Stirn zu bestreichen. Darauf wird gegessen und getrunken und schließlich begiebt sich der Bräutigam, von vielen Freunden begleitet, nach dem Hause der Braut. Hier empfängt man die Gäste ziemlich kühl, nöthigt sie zum Sitzen und fragt endlich, warum sie eigentlich gekommen wären. Der vorher bestimmte Wortführer setzt nun in größtmöglicher Breite den Grund auseinander, worauf der Wortführer der anderen Partei, als ob nicht schon alles abgemacht wäre, antwortet, davon könne nur die Rede sein, wenn der Frager genug mitgebracht hätte. Darauf geht es an ein beiderseitiges Feilschen, bis man sich bei den ursprünglichen Festsetzungen einigt. Der Bräutigam spricht dabei kein Wort und die Braut ist ganz unsichtbar. Die beiden Wortführer, wozu immer Leute gewählt werden, die besonders bilderreich sprechen können, machen die Sache allein ab. Sodann wird eine Akte gemacht, in der die vom Bräutigam zu zahlende Summe (100 bis 400 Gulden) genannt ist. Später werden 500 Duite oder 4 Gulden 16 Kreuzer unter die Gäste vertheilt. Dieses Geld wird tärâs kasakasi, „Pfahl des Zeugnisses“, genannt und verpflichtet die Empfangenden, zu jeder Zeit Zeuge des geschlossenen Kontraktes sein und insbesondere bei Ehescheidungen dafür einstehen zu wollen, daß der schuldige Theil die gelobte Summe bezahlt. Darauf wird bis spät in die Nacht hinein gegessen und getrunken. Bevor man auseinander geht, wird der Vater des Bräutigams und alle, die mit ihm gekommen waren, mit Oel gesalbt. Sobald sie das Haus verlassen haben, brechen sie die Treppe hinter sich ab. Der Bräutigam wird nun bewacht, doch kann er sich in einem Winkel zur Ruhe legen. Der nächste Tag bringt die eigentliche Hochzeit. Schon früh werden Schweine und Hühner oder bei einem großen derartigen Fest ein handangan (Büffel) geschlachtet. Die blian (Priesterinnen des schlechtesten Wandels), sieben an der Zahl, erscheinen, von allen Seiten kom-

Digitized by Google

men geladene und ungeladene Gäste, es wird geschossen und überhaupt soviel Lärm als möglich gemacht. Ist das Festessen fertig, so werden Braut und Bräutigam auf Garantongs (kupferne Trommeln) neben einander gesetzt und können nun, wenn sie den Muth dazu haben, sich in die Augen schauen. Die Blians bringen Opferbrot und bespengen beide damit, werfen ihnen Reis auf die Köpfe, wobei sie Segenswünsche doch ohne jede Andacht aussprechen. Dann folgt wiederum großer Schmaus, worauf der Bräutigam die Hunde füttern muß. Die Gäste bleiben die ganze Nacht zusammen. Das junge Ehepaar zieht sich zurück und kommt in den nächsten sieben Tagen, die pali sind, nicht zum Vorschein. Dann wird den Eltern des Mannes ein Besuch gemacht, wo beide sofort mit Opferblut gereinigt werden und die junge Frau neue Kleider von der Schwiegermutter erhält. Damit endigt das Hochzeitsfest und die Frau hat dann — zu gehorchen.

Eine unerlaubte Heirath wird tulab, d. h. Blutschande, genannt und findet statt: Wenn Jemand seine Enkelin oder Urenkelin heirathet; 2. wenn eine Frau den Bruder ihres Vaters oder ein Mann die Schwester seines Vaters oder seiner Mutter heirathet; 3. wenn ein Mädchen mit ihrem Stiefvater in Berkehr tritt; 4. wenn ein Mann seine Nichte oder deren Tochter oder eine Frau ihren Neffen oder dessen Sohn heirathet; 5. wenn Jemand die Schwester von der Frau seines Oheims heirathet; 6. wenn ein Wittwer die Schwester seines Schwiegervaters heirathet.

Hat eine solche Heirath stattgefunden, so tritt die ganze lewu (Dorf) als Ankläger auf, weil dadurch die gesammte Gegend verunreinigt ist. Früher wurden solche Personen meist getödtet, indem sie an einen mit Steinen gefüllten Korb gebunden und ertränkt wurden. Da dieses Verfahren unter holländischem Gouvernement nicht mehr ausführbar ist, ohne Strafen nach sich zu ziehen, so begnügt man sich damit, das Land durch das Blut eines Schweines oder Büffels zu reinigen. Die Häuptlinge begeben sich zu dem Paar; dort werden die Opferthiere geschlachtet und mit dem Blute die Reisfelder und das Dorf bespreugt. Etwas wird auch in der Richtung der Sonne geschleudert, damit sie ihren Zorn fahren lasse. Das Fleisch wird dann durch die Vorsteheratheten des Ortes gegessen, doch ist sein Genuß den Unvorheiratheten streng untersagt, damit sie später nicht auch tulab werden. Für die beiden Schuldigen wird alsdann ein besonderes Essen bereitet, das beste, was man haben kann; aber es wird in einem schon gebrauchten Schweinetrog hingesetzt. Wenn die Schuldigen an den Trog gekommen sind, setzen sie ihre Wanderung, der Mann aufwärts, die Frau abwärts, in entgegengesetzter Richtung fort. Sind beide ungefähr hundert Schritte vom Trog entfernt, so ruft Jemand rirririrh, rirririrh! die hier gebräuchliche Lockung für die Schweine, und klopft auf den Trog, worauf sie zurückkommen und aus dem Trog essen müssen. Was sie damit eingestehen, ist klar; aber von nun an darf es Niemand mehr wagen, sie der Blutschande zu beschuldigen, das Land ist gereinigt, und beide können als rechtmäßige Ehelente mit einander leben. Auf diese Ceremonie folgt eine zweite, die aber nur die Familie betrifft und auch im Hause vorgenommen wird, nämlich das tambalik djela (das Umdrehen der Zunge), d. h. die Zunge z. B. des Schwiegervaters muß umgedreht werden. Denn während er früher Neffe, Nichte oder Enkel sagte, hat er jetzt die Bezeichnung Schwiegersohn und Schwiegertochter zu gebrauchen. Dies Umdrehen geschieht dadurch, daß der Mann jedem Familienglied drei Gulden giebt. Das hilft; das dreht die Zunge auch hier sehr schnell. Merkwürdig ist es, daß die Dajaken versichern, unter dem Hause, in welchem ein Paar tulab wohnen, entstehe eine tambon tulab, d. h. die Erde hebt sich in Form von zwei dicken langen Schlangen auf, die den Mann und die Frau vorstellen. Dieser tambon tulab verschwindet aber, wenn die beschriebene Reinigung vollzogen ist.

Zur Charakteristik der gesitteten amerikanischen Ureingeborenen.

Von **Karl Lamp.**

Wäre es möglich, das Wesen einer Race mit einem Worte zu bezeichnen und würde die Aufgabe gestellt, dem der Ureingeborenen Amerikas in dieser Weise einen Namen zu geben, so müßte man es „Starrheit“ nennen. Jahrhunderte lang haben die Eingeborenen Yucatans und der Hochebene von Mexico, Peru, Bolivia unter der Herrschaft der Spanier gestanden. Die Spanier sind während dieser Zeit dorthin in so großer Zahl ausgewandert, daß sie ihre heimathliche Halbinsel, wie bekannt, mehr als zu Hälfte entvölkerten, und wenn die Auswanderer sich auch auf einen sehr großen Raum vertheilten, so muß doch auf jedes der genannten Länder ein ansehnlicher Bruchtheil gekommen sein. Und was noch mehr als die Zahl ins Gewicht fällt: die Spanier haben, gleich den Portugiesen, ein besonderes Geschick, auf die Menschen der Tropen einzuwirken. Dafür erfüllen sie zunächst schon die unumgängliche Vorbedingung, daß sie das Klima verhältnißmäßig sehr gut ertragen; der Sonnenbrand, der gebirgige Boden, die trockene Luft ihrer fast afrikanisch gearteten Heimath, sodann die Blutmischung, die sie mit Afrikanern während der mohammedanischen Herrschaft eingegangen sind, mögen dazu mitwirken, daß ihnen dies so leicht wird. Ferner halten die Spanier den Dunkelfarbigen gegenüber sich nicht so vornehm zurück, wie es die Engländer und Niederländer in Indien thun. Vielmehr wollen sie ihr natürliches Uebergewicht über sie als ein höchst persönliches genießen; schon ihre lebhafte Sinnlichkeit treibt sie dazu, sich, so zu sagen, gemein zu machen. Dies sind sie übrigens auch im guten Sinne: so gut wie ein Altspanier weiß nicht leicht ein anderer Fremder, nicht einmal ein Kreole, mit dem Indier umzugehen, und besser als mancher spanische Geistliche wird Niemand sie behandeln.

Trotz der starken Befähigung der Spanier zur Einwirkung auf die Indier haben diese sich nun wenig seit der Zeit vor der Eroberung geändert. Ihr sprödes Wesen ist entweder bis zur Vernichtung gebrochen worden oder hat sich in feiner alten Form so ziemlich erhalten; ein Anschmiegen kennt es nicht. Es wäre freilich Uebertreibung, wollte man sagen, daß gar keine Aenderung stattgefunden hat, daß, wenn die obere Schicht der Herrschenden durch einen Ausbruch der unten liegenden Masse auf die Seite geschoben würde, die Dinge genau auf denselben Standpunkt zurückkehren

Digitized by Google

würden, auf dem sie vor der Eroberung waren. Das möchte für das englische und niederländische Indien gelten; im spanischen Amerika könnte davon nicht die Rede sein. Umlengbar haben die Indier manches von den Spaniern angenommen, darunter einiges, wofür sie diesen Dank schulden. Vor Allem gehören sie, Dank den Spaniern, wenigstens der Form nach, was das Aussschlaggebende ist, der christlichen Welt an. Aber wie alles andere, was ihnen von den Spaniern gekommen ist, haben sie auch den katholischen Kultus sich zu eigen gemacht und halten ihn jetzt als ein Eigenes — so haben sich die Rollen vertauscht — zähe gegen die Nachkommen der Spanier fest, die zum Theil seitdem von Europa her ein anderes Dogma, das des Nationalismus und der französischen Revolution, in sich aufgenommen haben. Sie sprechen noch ihre alten, freilich mit vielen spanischen Wörtern gemischten Sprachen, die sogar der Fremde an vielen Stellen, wie in Yucatan und in der Sierra von Peru, zu lernen sich entschließen muß. Sie bauen ihre Wohnungen, wie es nicht anders sein kann, mit den Materialien, die der Boden hergiebt, und auf dieselbe Art, wie ihre Altvorderen. Das Mobiliar ihrer Wohnungen, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, hat sich nur etwa um ein Heiligenbild vermehrt; dem Indier und selbst dem Mestizen, auch wenn er gut gestellt ist, dünkt es viel bequemer, auf dem Boden zu hocken, wenn er sich gehen lassen kann, als auf einem Stuhl zu sitzen; die thönernen Geräthschaften sind von althergebrachter Form und Verzierung. Ebensowenig hat sich die Nahrung der Indier geändert; sie machen sehr selten Gebrauch von dem Fleisch des Schlachtviehes, das die Spanier eingeführt haben, essen vielmehr nach wie vor ihren Mais, den sie auf dieselbe Weise wie ihre Vorfahren bestellen und zubereiten, eine Weise, die neben vielem anderen, was den Ackerbau angeht, die Spanier von ihnen angenommen haben. In ihrer ganzen Kleidung findet sich in der Regel kein Stück, das nicht sie selbst oder Stammesverwandte anderer Gegenden angefertigt haben. Sieht man sie mit ihren Hühnern, Eiern, Holzkohlen, thönernen und hölzernen Geräthschaften auf dem Rücken im Gänsemarsch zum Markte traben, dann kommt Einem unwillkürlich der Eindruck, daß ihre Vorfahren vor 400 Jahren schwerlich viel anders ausgesehen haben. Es giebt indische Familien, die ganz nach ihrer Weise leben, selbst in der Stadt Mexico, und die in der Nähe derselben auf der das Thal umschließenden Höhe wohnenden bieten keinen anderen Anblick; sie sind in keiner Weise durch die spanische städtische Civilisation belekt. Haben sie in der Stadt ihre Waaren verkauft, dann lagern sie sich auf den öffentlichen Plätzen, in den Portalen, ihre Maistortillas und Bohnen zu verzehren. Neben ihnen, fast über sie hinweg, schreiten hochelegante Damen, stutzerhafte Herren; alle Pracht einer unter den Tropen gelegenen und daher doppelt üppigen Großstadt entfaltet sich vor ihnen. Es läßt sie ganz und gar gleichgiltig, sie haben dafür gar kein Auge, schlagen es nicht einmal auf; in ihren Gesichtern zeigt sich nicht Neid noch Neugier, sondern der gewöhnliche Ausdruck der Starrheit. Sie kehren in ihre Dörfer ebenso zurück, wie sie gegangen sind. Fürt den Spott, den sie häufig genug zu erdulden haben, zeigen sie, wenn er nicht allzuarg wird, nur geringe Empfindung; dafür sind sie viel zu fest befangen in dem Vorstellungskreise ihrer heimathlichen Scholle. Und man schelte sie nicht Barbaren, weil sie so harte Köpfe haben. Sie sind ehrlich, zuverlässig, gebunden durch die Sitte, das einzige Material, auf das sich fest bauen ließe. Und werden sie durch irgend ein Bethängniß losgerissen von ihrer Sippschaft, von ihrer Scholle, dann verlieren sie allen Halt und verfallen gleich den Mischlingen der Stadt — die des platten Landes nähern sich in ihrer Art den Indiern — einer vollständigen Verlumpung, aus der es eine Erhebung nicht mehr giebt, während sie auch der Civilisation damit nur insoweit einen Dienst erweisen, als sie Abnehmer ihrer Kattune werden.

Eine Regierung, die etwas Dauerndes zu schaffen vorhätte, müßte hierauf vor Allem Rücksicht nehmen. Sie brauchte für das geordnete Zusammenleben der Menschen nicht neue Formen einzuführen; sie würde vielmehr nur dann ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie die alten kräftigte und zur Grundlage des Ganzen machte. Sie müßte, so weit es mit dem Interesse der Gesammtheit verträglich ist, die Indier in ihren Dorfgemeinden nach ihrer Weise leben lassen; einen Gesetzes, wie das war, wodurch der russische Zar Boris Godunow jedem seiner Unterthanen eine feste Heimath anwies, die er nur mit einem Paß verlassen konnte, bedürfte es bei diesen wenig wanderlustigen Menschen nicht. Wohl aber wären sie kräftig zu schützen nach oben und außen gegen ein Kapital und eine Intelligenz, die fesselos nur auf Ausbeutung der Unentwickelten gerichtet sind. Dazu bedürfte es einer gewissen Abschließung und, um diese aufrecht, sowie jene Elemente niederzuhalten, eines Heeres, das Einem Willen gehorchte.

Nach ähnlichen Grundsätzen regierten die Jesuiten in Paraguay und dadurch ist das Volksthum dieses kleinen Landes das geordnetste, in sich einigste, eigenartigste und, so schwach es an sich ursprünglich war, widerstandsfähigste in ganz Südamerika geworden. Daß es in letzter Zeit einen großen Rückschlag erlitten hat, führt ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", der kürzlich dort als Wegweiser des Handels, so zu sagen, reiste und als solcher gewiß keine Sympathie für Abschließung an sich hat, eben darauf zurück, daß es diese zu früh aufgegeben habe. In der That kann ein unentwickeltes Volksthum nur auf diese Weise sich der Civilisation, die schon so viele geknickte Volkscristenzen auf dem Gewissen hat, erwehren und zugleich, indem es durch den Schutz stärker wird, das von ihr, was ihm zusagt, allmälig in sich aufnehmen.

Aehnlich war das System der peruanischen Incas. Ein Ausland gab es für sie eigentlich überhaupt nicht; denn rings um das befriedete Gebiet wohnten Wilde. Innerhalb desselben aber war alles aufs Beste geregelt. Alle hatten ihren Platz, den sie ein- für allemal beibehalten mußten, der ihnen aber auch gesichert und, weil sie beides wußten und zugleich geduldig von Natur waren, lieb war. Dies wollte, wie Pedro Cieza de Leon in seiner Crónica del Perú bemerkt, schon die Natur des Landes, welche die Menschen zwingt, in den Thälern sich zusammenzudrängen, die sie rings von dem rauhen wüsten Hochgebirge umgeben sehen, in dem sie unzukommen fürchten müssen. Das Charakteristische der Regierungsweise der Incas ist nun eben dies, daß sie allen Verkehr zwischen den isolirten Gemeinden in ihrer Hand vereinigten, ihn verstaatlichten. Es war ein ausgebildeter Staatssocialismus, wenn nicht für alle, so jedenfalls für unentwickelte Völker der gebeihlichste und natürlichste Zustand. Ganz aus der Natur hervorgegangen war er übrigens in Peru keineswegs, wie denn die Dinge sich überhaupt nicht von selbst, ohne Anstoß, entwickeln. Dazu war das Staatsgebäude viel zu symmetrisch und die bewußte Vorsorge der Incas hatte einen wesentlichen Antheil an seiner Ausführung, wenn sie auch die Grundlagen vorfanden. Eine solche Vorsorge ist übrigens, scheint mir, nur unter den amerikanischen Eingeborenen, nicht unter einer andern wenig entwickelten Race, z. B. nicht unter den Negern, denkbar.

Es ist, denke ich, im Allgemeinen gefährlich, die verschiedenen Racen gleichsam als Einzelwesen zu betrachten und

Digitized by Google

sie demgemäß zu vergleichen. Die Summe dessen, was sie alle mit einander gemein haben, ist viel größer, als die Differenz. In jeder finden sich die verschiedenen Temperamente, mag auch in der einen das eine mehr hervortreten als bei der andern, mag auch im Ganzen das Blut der einen schneller fließen als bei der andern. Eine Vergleichung sollte sich mehr an die festen Formen des Zusammenlebens halten, wie sie bei den verschiedenen Völkern sich einerseits durch die Natur des Landes, andererseits durch die Geschichte, in der einer der wichtigsten Faktoren der Grad und die Art der Einwirkung von außen ist, verschieden gestaltet haben. Doch wird diese Regel nicht schlechthin gelten und, wenn man eine Ausnahme zugeben will, so mag am ersten die Verschiedenartigkeit der Neger und der amerikanischen Eingeborenen eine sein, die wohl größer ist, als eine solche zwischen anderen Racen.

Eine Dynastie, die an staatsbildender Kraft den Incas gewachsen wäre, wird es nicht unter den Negern geben. Vom Staatsbildung kann bei ihnen überhaupt kaum die Rede sein. Es herrscht in den Negerreichen die Willkür, die Laune des Herrn; er erhebt aus dem Staub zu den höchsten Würden, wen er will, an einem Tage, um ihn am nächsten wieder hinunterzustoßen. Daher ein ewiger Wechsel und doch so wenig Entwickelung aus eigener Kraft. An Auffassungsgabe fehlt es ja den Negern durchaus nicht, und andererseits sind die Indier keine besonders begabte Race. Aber sie haben alles, was ihnen eigen ist, aus sich selbst. Die Neger dagegen, die in manchem, z. B. in der Bearbeitung der Metalle, weiter vorgeschritten waren, als die Indier, haben das Meiste von Fremden überkommen. Die frühere Abgeschlossenheit der Indier, die stets geübte Berührung der Neger mit höher stehenden Racen, wie Arabern und Europäern, ist hierfür ein naheliegender Grund; ein tieferer ist die im Charakter begründete sich selbst genügende, gleichsam vornehme Starrheit der Indier, die überaus große Empfänglichkeit der Neger. Wie sehr haschen diese nach dem Neuen, wie leicht wechseln ihre Stimmungen! Sie sind fast wie die Affen in ihrer Nachahmungssucht und gleichen den Kindern z. B. darin, daß sie, wie es scheint, nur für die greifbare Gegenwart Sinn haben. Dagegen erzwingt sich das gesetzte gleichmäßige Wesen der Indier eine gewisse Achtung und die festen, gleichmäßig höflichen Formen in ihrem Verkehr müssen uns als Zeichen einer uralten Gesittung erscheinen, ja muthen uns mitunter fast als etwas Greisenhaftes an.

Mit der Zeit werden jedenfalls die europäischen Nationen ein völliges Uebergewicht über die Neger gewinnen. Es wird alsdann eine große Masse tropischer Nahrungs- und Genußmittel für den europäischen Markt in Afrika erzeugt werden. Dagegen werden die Neger leiblich gute Abnehmer der Erzeugnisse der Industrieländer sein. Der civilisirten Welt müssen sie also brauchbar erscheinen. Aber sie werden schwerlich je in ihr einen vollbürtigen Platz einnehmen, sondern wahrscheinlich immer nur ihre Herrbilder sein, wie es sich in Haiti zeigt. Das zutreffende Bild eines Negers der Zukunft ist ungefähr, scheint mir; das eines Menschen, der die abgelegten Kleider der Europäer trägt. Würde hinzugen den Indiern eine Regierung nach ihrem Sinne zu Theil, so könnten sie dazu gelangen, eine eigenartige, wenn auch beschriebene Rolle unter den Völkern der Erde zu spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Frankreich war die Weinernte des Jahres 1875 mit 78 Millionen Hektoliter die reichste im Laufe dieses Jahrhunderts, fand dann im folgenden Jahre auf 41 Millionen und ging 1879 und 1880 bis zum Ertrage der schlechtesten Ernten zurück (resp. 25 und 29 Millionen). 1881 fiel sie besser aus, als man anfänglich vermuthete und ergab 34 Millionen Hektoliter. Zum Vergleiche diene, daß nach den von Giovanni Boschiero 1873 angestellten Untersuchungen die Weinproscenz in Italien auf circa 33, in Spanien auf 30, Oesterreich-Ungarn auf 18, Rußland auf 16 und Portugal auf 3 Millionen Hektoliter geschätzt wird.

— Am 6. Juni fand in der griechischen Kammer die dritte Lesung des Gesetzes statt, durch welches die Verträge über den Bau von Eisenbahnen zwischen Athen und Patras mit Abzweigung nach Nauplia, zwischen Athen und Laurion und in Thessalien ratificirt werden.

— Die Steinkohlen-Industrie entwickelt sich im Königreiche Polen von Tag zu Tag. Im Jahre 1880 wurden 77½ Millionen Pud (à ⅛ Centner) Kohlen gefördert, d. h. um fast 12 Millionen Pud mehr als im Vorjahre. Im Ganzen giebt es in Polen 30 Kohlenwerke, die 4857 Arbeiter beschäftigen; die Zahl der thätigen Maschinen beträgt 60.

— An Salz und Fischen wurden im Jahre 1880 im Gouvernement Astrachan nach Mittheilung des statistischen Comitée dieses Gouvernements gewonnen: a) an Salz von den Salzseen, welche eine Fläche von 900 Quadratwerst bedecken, und aus dem Steinsalzlager auf dem tschaptschatschinskischen Höhenzuge zusammen 14 486 424 Pud; aus dem Vorjahre war ein Bestand verblieben von 11 042 269 Pud. Von diesen insgesammt 25 528 693 Pud wurden aus dem Gouvernement ausgeführt 11 627 286 Pud, kostenfrei an Kazaken des Terek- und Kuban-Oblast abgegeben 560 043 Pud, auf den heimischen Verbrauch kamen 2 835 878 Pud, der Verlust beim Eintrocknen betrug 25 401 Pud, zusammen wurden verbraucht 15 048 611 Pud und in das Jahr 1881 übernommen 10 480 082 Pud Salz. Die Gesammteinnahme des Jahres betrug 4 278 998 Rubel 74 Kopeken. b) an Fischen wurden 1880 aus Astrachan und den nahe dabei liegenden Höfen ausgeführt 14 008 352 Pud im Werthe von 24 937 162 Rubel. Einschließlich des im Winter in gefrorenem Zustande zu Lande Verschachteten erreicht der Werth der Fischereiprodukte 30 Mill. Rubel. Berechtigungsscheine zu Fischerei und Seehundsfang waren ausgegeben 7945, wofür die Staatseinnahme 217 850 Rubel 40 Kopeken betrug.

Asien.

— Außer der bereits S. 14 mitgetheilten Aufhebung des Generalgouvernements Westsibirien und Errichtung des Steppengeneralgouvernements, die unterm 18. (30.) Mai d. J., offiell angeordnet sind, ist betreffs der militärischen Landeseintheilung durch kaiserl. Prikaz vom 25. Mai (6. Juni) 1882 befohlen worden, daß an Stelle des jetzigen westsibirischen Militärbezirks aus den drei Oblasts (Akmolinsk, Semipalatinsk und Semirjetschensk) des Steppengeneralgouvernements und den beiden Gouvernements Tobolsk und Tomsk ein neuer Militärbezirk Omsk ge-

Digitized by Google

bildet wird. Der Name Westsibirien verschwindet damit ganz aus der Reihe der officiellen Benennungen russischer Gebietstheile.

— Im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ist am 22. März D. J. Herr Steineger aus Christiania nach Kamtschatka abgegangen, um dort eine meteorologische Station erster Klasse und auf der Beringinsel und in Petropawlowsk, solche zweiter oder dritter Klasse einzurichten, über die dortigen Fischereien zu berichten und naturwissenschaftliche Sammlungen, namentlich von der ausgestorbenen Rhytina, von Phoca lobnina, Otaria ursina u. s. w., zu machen.

— Der Telegraphenbau macht in China Fortschritte. Erst wenige Monate ist die Linie Schanghai-Tientsin im Betrieb, und jetzt soll Kanton durch eine Landleitung mit Hongkong verbunden werden. Die Unternehmer sind ausschließlich chinesische Kaufleute in Kanton. Merkwürdig ist, daß die Linie vorläufig in Kaulun an der Grenze des britischen Territoriums endigen soll, weil die britischen Behörden nur einer britischen Gesellschaft die Legung eines Kabels durch den Hafen von Hongkong (zur Verbindung dieser Stadt mit Kaulun auf dem zu China gehörigen Festlande) gestatten wollen.

— Der Gouverneur von Französisch-Cochinchina meldet am 17. April, daß Lieutenant Septans (s. „Globus" XLI, S. 225) und sein Gefährte Gauroy ihre Reise im Innern von Hinterindien nicht haben zu Ende führen können. 120 km von Quinhon entfernt wurden sie von den Laos festgehalten und mußten, nachdem sie ihr ganzes Gepäck verbrannt, in Eilmärschen nach Kambodja zurückflehen. Es scheinen auch hier in Asien, wie in Afrika, die Sklavenhändler zu sein, welche sich dem Eindringen von Europäern widersetzen. Frankreich hofft jedoch, von seiner Kolonie aus diesem schändlichen Treiben wenigstens Abbruch zu thun, wenn nicht es ganz zu unterdrücken.

— Einer Mittheilung des „Golos" aus Singapur zufolge befand sich Miklucho-Maclay am 10. April daselbst auf seiner Heimreise. Seine Sammlungen bleiben jedoch in Australien, wohin er bald wieder zurückkehren will. Sein Gesundheitszustand ist in Folge von Fieber und Neuralgie schlecht, und obwohl er erst 37 Jahre alt ist, sieht er wie ein alter Mann aus. Seine zwölfjährigen Reisen und die damit verknüpften Entbehrungen haben seine Kraft gebrochen, und es steht zu fürchten, daß die Verarbeitung seiner Resultate dadurch sehr verzögert werden wird.

Australien.

— Die Kolonie Süd-Australien (vergl. „Globus" XXXII, S. 104 und 207) ist mit ihren 42501 deutschen Quadratmeilen 6,73 Mal so groß wie das jetzige Preußen. Der südliche Theil mit 17875 Quadratmeilen — davon waren am 30. Juni 1881 reichlich $^3/_4$ meist werthloses Wüstenland, unbesessen und unbetzt — heißt Süd-Australien im engern Sinne und bildet die eigentliche Kolonie. Die gesammte Bevölkerung zählte nach dem revidirten Census vom 3. April 1881 erst 286211 oder 6,73 auf der Quadratmeile, und am 1. Juli 1881, nach amtlicher Berechnung 288537. Die freie Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates ist zwar gegen früher bedeutend beschränkt worden, aber das Parlament hatte für das Finanzjahr 1880/81 immer doch noch 15000 Pf. St. dazu bewilligt. Hauptsächlich war es dabei auf Dienstmädchen abgesehen, an welchen es, zugestandet das hohen Lohnes von 10 bis 12 Sch. pro Woche[1]) bei völlig freier Station, in allen australischen Kolonien sehr mangelt. Im Uebrigen ist der Arbeitermarkt in allen Branchen überreichlich besetzt.

Die Revenue des Jahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, schloß mit einer Einnahme von 2010681 Pf. St., gegen 1831164 Pf. St. im Vorjahre oder mit 7 Pf. St. pro Kopf. Die Ausgaben dagegen stellten sich auf 1979425 Pf. St., gegen 1853112 Pf. St., oder auf 6 Pf. St. 17 Sch. pro Kopf. Die öffentliche Schuld war am 30. Juni 1881 auf 11196400 Pf. St. oder 38 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf gestiegen, zu deren jährlicher Verzinsung 452000 Pf. St. erforderlich waren. Davon war der größere Theil auf den Bau von Eisenbahnen verwendet worden. Eine weitere Anleihe stand bevor. Unter Kultur befanden sich 2574489 Acres (ein Acre = 40,46 Ar.). Süd-Australien ist eine vorzugsweise ackerbautreibende Kolonie und behauptet in dieser Beziehung den ersten Rang unter allen australischen Kolonien. An Getreide wird durchschnittlich Weizen gebaut, und waren damit im letzten Jahre 1733542 Acres bestanden. Der durchschnittliche Ertrag von nur 4,86 Bushels vom Acre bezahlt aber die Farmer keineswegs. Es war ein großer Fehler der Regierung, daß jene Gegenden, welche sich jenseit der Höhe des Spencer Golf ausbreiten, gewöhnlich „the Far North" genannt, wo die jährliche Regenmenge höchstens acht bis zehn Zoll beträgt und Wassermangel allgemein ist, als Agrikulturdistrikt erklärt wurden. Es kommt bei der häufigen Dürre vor, daß die eingesteente Saat nicht einmal zum Keimen gelangt. Man hätte die Squatter mit ihren Viehherden ruhig dort belassen sollen.

Der Export des Jahres 1880 bewerthete 5574505 Pf. St., gegen 4702727 Pf. St. im Vorjahre oder 19 Pf. St. $9^1/_2$ Sch. pro Kopf der Bevölkerung. Man darf aber dabei nicht außer Acht lassen, daß in diesem Ansatze auch der Reexport von importirten Waaren (im Jahre 1880 744923 Pf. St.) eingeschlossen ist. Der Import dagegen hatte einen Werth von 5581497 Pf. St., gegen 5014150 Pf. St. im Vorjahre oder 19,105 pro Kopf. Es liefen im Jahre 1880 insgesammt 1045 Schiffe mit 680065 Tonnen ein und 1111 Schiffe mit 610819 Tonnen aus.

Der Bau von Eisenbahnen schreitet rasch vorwärts. Am 1. Juli 1881 waren 765$^3/_4$ Miles (166 deutsche Meilen) in Betrieb und 221 in Bau begriffen. In dem Finanzjahre 1881/82 sollen 764000 Pf. St. auf Eisenbahnen verwendet werden. Dem jetzt tagenden Parlamente sind wieder Vorlagen über eine Reihe neu zu bauender Bahnen unterbreitet worden. Namentlich soll auch die Nordbahn, welche jetzt 200 Miles über die Spitze von Spencer Golf hinaus bis zu den sogenannten „Government Gums" fertig ist, weiter ins Innere des Kontinents fortgesetzt werden. Die Telegraphenlänge belief sich auf 4754, die der Drähte auf 6904 Miles.

Der Viehbestand der Kolonie belief sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 157915 Pferde, 307177 Rinder, 6463897 Schafe und 131011 Schweine.

Südamerika.

— Durch Dekret vom 16. März 1882 verbietet der „Justre Americano" Guzman Blanco, Präsident von Venezuela, als Hochverrath (!) die Einführung und den Verkauf eines kleinen bei Hachette in Paris erschienenen Atlas von E. Cortambert, weil — in demselben Britisch-Guayana bis an den Orinoko reicht, also angeblich venezolanisches Gebiet umschließt. Als ob überhaupt die Grenzen der sogenannten Republik Venezuela irgendwo, von der Meeresküste abgesehen, feststünden! Und als ob England seine Ansprüche auf die Strecke bis zur Orinoko-Mündung, speciell bis zum Rio Amacuro, dem ormieligen Venezuela gegenüber nicht durchsetzen könnte, wenn es wollte!

— Das Beste und Ausführlichste, was jetzt über die südbrasilianischen Provinzen Sao Pedro do Rio Grande do Sul und Santa Catharina existirt, ist das eben erschienene

[1]) Die Angelegenheit kam auch im September 1881 im Parlamente wieder zur Sprache. Es wurde einstimmig votirt, daß der Generalagent der Kolonie in London so viel Mädchen wie möglich frei nach Süd-Australien beförderen lassen solle. Die Lage der Hausfrauen in der Kolonie wurde bei dem großen Mangel an Dienstmädchen als eine verzweifelte geschildert. Die Ungleichheit der Geschlechter in Australien — das weibliche ist in beträchtlicher Minorität — trägt wohl die Hauptschuld daran.

Digitized by Google

Buch von Dr. Henry Lange: „Südbrasilien“ (Berlin 1882, VII und 166 S., 3 Karten und 11 Abbildungen in Holzschnitt und Lichtdruck). Es ist eine systematische Beschreibung der beiden Provinzen, deren Hauptwerth in zahlreichen, anderswo nicht zu erlangenden Daten der topographischen Abschnitte liegt, welche dem Verfasser in Folge seiner langjährigen Verbindung mit jenen Hauptsitzen der Deutschen in Südamerika zu Gebote standen. Für den Auswanderer wird sich das Buch von besonderm Nutzen erweisen; freilich mag ein solcher zuerst beherzigen, was ein so gründlicher Kenner Südamerikas, wie Dr. W. Reiß, jüngst (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 268) über die deutschen Kolonien im südlichen Brasilien geschrieben hat. Es sind „wesentlich die schlimmen Elemente, welche das Leben in der Kolonie loben, während arbeitsame Familien, welche es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, bittere Klagen über die allmälig über sie hereinbrechende Verwilderung führen. Die tief liegende, durch nichts auszugleichende Ursache dieser wohl zu beherzigenden Thatsache ... liegt in der Verschiedenartigkeit der Charaktere und des Kulturzustandes der hier zusammentreffenden Nationalitäten. Der Deutsche wird in Brasilien stets ein Fremder bleiben, mit Mißtrauen, vielleicht gar mit Haß und Verachtung betrachtet werden, und die ihm angeborenen Anschauungen des 19. Jahrhunderts werden in stetem Widerspruch stehen mit den Bestrebungen der dem Gedankenkreise der Conquistadoren noch nicht ganz entwachsenen Bevölkerung, welche das Land und somit auch die neuen Kolonien beherrscht“.

— Die Oesterreichische Brig „Vice“ hat kürzlich den Hafen von Buenos Ayres mit 3000, für London bestimmter Ballen getrockneter Alfalfa (Luzerne) verlassen. Wegen des großen Raumes, welchen dieses Viehfutter einnimmt, war bisher dessen Export unmöglich; seitdem aber der Schotte Francis Jonager dasselbe mittels Pressen derart komprimirt, daß ein Kubikfuß davon 35 bis 45 Pfund wiegt, sind die Exportbedingungen viel günstiger. Glückt der Versuch, so gewinnt Argentinien damit ein neues Ausfuhrprodukt, von welchem es fast unbeschränkte Mengen zu liefern im Stande ist.

— Professor Arthur Seelstrang von der Universität Cordoba hat von dem Geographischen Institute in Buenos Ayres den Auftrag erhalten, eine Gesammtkarte der Argentinischen Republik zu bearbeiten. Bereits haben sich mehrere Provinzgouverneure bereit erklärt, Material und Informationen dazu zu liefern.

— Dr. Crevaux ist nach einem Telegramm aus Rio de Janeiro mit seinen 4 europäischen und 14 südamerikanischen Begleitern am Rio Pilcomayo von den Tobas-Indianern erschlagen worden.

Polargebiete.

— Ein Theil der russischen Nowaja-Zemlja-Expedition und zwar der Arzt Dr. Griniwetzki und Herr Nik. Krinwoschei von der Universität Petersburg als Naturkundiger nebst drei Matrosen der fünften Flotten-Equipage sind am 22. Mai (3. Juni) zu Schiff, auf dem Dampfer Tschistjow von Petersburg nach Archangelsk abgereist. Der Führer der Expedition, Lieutenant Andrejew, mit seinem Gehilfen ist auf dem Landwege ebendahin abgegangen. Von Archangelsk aus gedenkt die Expedition Mitte Juni a. St. auf Nowaja Zemlja einzutreffen und im December 1883 nach Petersburg zurückzukehren.

— Die Stockholmer Geologische Gesellschaft wird im kommenden Sommer einen Theil der Insel Spitzbergen durch ihre beiden Mitglieder Dr. Nathorst und Baron de Geer geologisch aufnehmen lassen. Dieselben traten am 1. Juni von Drontheim aus ihre Reise auf dem Walfänger „Bjona“ an.

— Am 23. Juni hat die „Hope“ unter Befehl von Sir Allen Young und mit einer Besatzung von 4 Officieren und 32 Mann die Themse verlassen, um nach dem Polarfahrer Leigh Smith und seinem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land befindlichen Schiffe „Eira“ Nachforschungen anzustellen. Einer der Officiere und 8 von der Mannschaft haben bereits Bekanntschaft mit der Eisschiffahrt gemacht, letztere unter Young's Befehlen; 8 andere haben schon auf derselben „Hope“ sich am Walfischfange betheiligt. Die „Hope“ faßt 450 Registertonnen, ist durchweg gegen das Eis verstärkt worden und führt Proviant für 40 Mann auf 2 Jahre und für die 25 Mann der „Eira“ Provisionen auf 1 Jahr. Für den Fall, daß sie im Eise sitzen bleibt und verlassen werden muß, ist sie mit 6 Eisbooten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten und kondensirten Lebensmitteln versehen. Doch hat Sir Allen Young die Instruktion, möglichst das Eindringen in das Eis zu vermeiden, da die Strömungen bei Franz-Josef-Land nach Nordwesten gehen und in Folge dessen bei etwaigem Einfrieren auch das Leben der Hope-Bemannung gefährdet würde. Auch Sir Henry Gore Booth in seiner Yacht „Kara“ betheiligt sich an der Aufsuchung von Leigh Smith; am 20. Juni war derselbe schon in Tromsö angekommen.

Oceane.

— Der französische Unterrichtsminister hat wiederum eine Kommission ernannt, welche die Tiefsee-Untersuchungen im Atlantischen Ocean durch den „Travailleur“ im Juli und August d. J. leiten soll. In Aussicht genommen sind die Meerestheile längs der Küsten von Spanien, Portugal und Marokko. Die Mitglieder des Ausschusses sind Milne-Edwards, L. Vaillant, E. Perrier, Marion, Folin und P. Fischer.

Vermischtes.

— Von Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln (s. „Globus“ XL, S. 48) ist eben der zweite Theil (Preis 4.40 M.) erschienen, welcher auf 26 Tafeln 172 typische Landschaften aus sämmtlichen fünf Erdtheilen enthält. Dieselben sind für die außereuropäischen Gebiete nach drei Hauptgruppen gegliedert, welche resp. Küstenbildungen, Relieflandschaften und Vegetationsbilder umfassen. Die Auswahl der Landschaften ist wohl durchdacht; man wird wohl manches vermissen, sich dabei aber immer daran erinnern müssen, daß rein äußere Gründe ein Zuviel verbieten. Die technische Ausführung der Holzschnitte ist meist vorzüglich; Bedenken über die Zuverlässigkeit der Originale werden kaum hier und da sich regen. Ein kurzer Begleittext zu den Tafeln ist in Vorbereitung. Dieselben werden hoffentlich noch Kräften dazu beitragen, den geographischen Unterricht anschaulicher und lebendiger zu gestalten.

Inhalt: Die Meteora II. (Mit vier Abbildungen.) — Mechelen II. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — F. Grabowski: Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche I. — Karl Lamp: Zur Charakteristik der geschteten amerikanischen Ureingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 20. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 2. — 2. Prospect: Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Verlag von A. Hartleben in Wien.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Trée.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

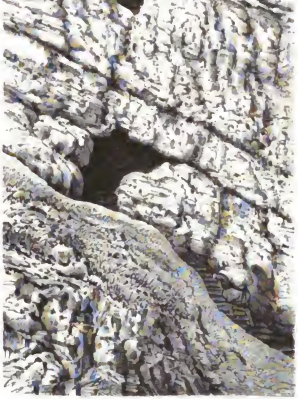
Der Grieche, dessen Gastfreundschaft Trée in Karahissar genoß, theilte ihm bald mit, daß keine Aussicht vorhanden sei, daß bald eine Karawane nach Osten aufbrechen würde; auch sei die Stadt kein gewöhnlicher Durchgangspunkt für solche. Das Beste wäre, wenn er nicht lange Zeit warten wolle, nach Isparta (genau südlich von Karahissar) zu gehen; dort wohne einer seiner Freunde, der oft Reisen mache, und dem er sich anschließen könnte. Trée beschloß diesem Rathe zu folgen und wurde darin nur noch mehr bestärkt, als er eines Abends seinem Wirthe von seinen Reisen erzählte, ihm seine Skizzen, darunter diejenigen von den Meteoren, zeigte und dabei die Mittheilung erhielt, daß sich in der Nähe von Isparta etwas Aehnliches finde. Am folgenden Tage verließ er Karahissar, mit einem Briefe seines Wirthes an dessen Freund in Isparta versehen.

Der Weg dorthin bietet wenig Malerisches; er führt durch Berge, wo es schwer hält, eine erträgliche Unterkunft zu finden. Einmal mußte sich der Reisende mit dem Schuppen begnügen, in welchem die Pferde untergebracht waren, und sich fast unter die Füße des seinigen legen. Aber schließlich erreichte er doch heil und gesund sein Ziel, Isparta am Oberlaufe des pamphylischen Al-fu (Kestros), und wurde von dem Manne, an den er gewiesen worden, gut empfangen.

Isparta liegt auf dem direkten Wege für den, welcher zu Lande von Smyrna nach Cypern reist, sei es, daß er in Adalia oder erst in Mersin in Kilikien die unumgängliche Seefahrt antreten will. Aber nach Osten hin hat es noch weniger Verkehr, als selbst Karahissar; den Gedanken, sich einer Gesellschaft anzuschließen, mußte Trée völlig aufgeben. Sein Wirth hatte indessen vor, bald in Geschäften nach Kaisarieh zu reisen, und nun handelte es sich für ihn nur darum, seine Zeit in Isparta möglichst gut auszufüllen. Das Kloster, von welchem er in Karahissar gehört hatte, sollte in einer Entfernung von 7 bis 8 Kilometer am Abhange des Taurus-Tagh (südlich der Stadt) und unweit des kleinen Flusses Aksoa liegen. In Gesellschaft eines jungen Griechen machte sich Trée zu Fuße auf den Weg. Der Fluß macht nämlich unterhalb (südlich) von Isparta einen Bogen, so daß es viel näher war, die für Pferde unpassirbaren Bergpfade einzuschlagen, als die gewöhnliche Straße. Der Weg wurde bald sehr schwierig und führte durch höchst malerische Schluchten; beiderseits stiegen die Berge meist in Gestalt steil abfallender Felsen zu großer Höhe auf, mitunter aber waren sie auch mit einer dichten und üppigen Vegetation bedeckt. An Quellen und Bächen klaren Wassers war kein Mangel. Nachdem sie dem Pfade, der bald über nacktes Gerölle, bald über Gras und Moos dahinführte, eine Weile gefolgt, standen sie plötzlich nach einer scharfen Biegung vor einer riesigen Felswand von sonderbarem Aussehen. Dieselbe bestand aus sehr regelmäßigen Schichten, welche in Zwischenräumen von 8 bis 10 Meter breite Gesimse bildeten, welche sich fast in der ganzen Länge der Wand hinzogen. Auffallend war der

Digitized by Google

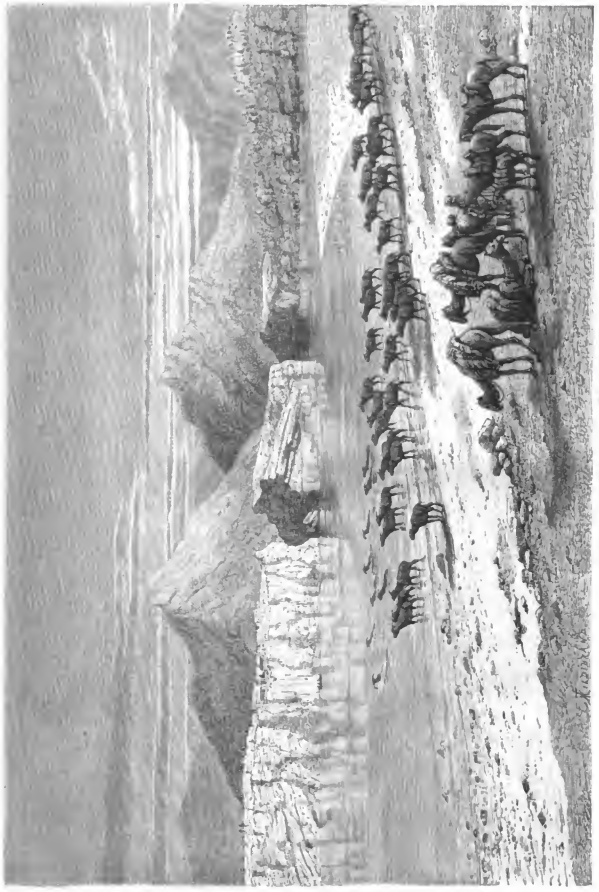
reiche Pflanzenwuchs, welcher den ganzen Felsen bedeckte; aus jeder Spalte wuchs eine Pflanze, ein Strauch oder ein Baum heraus, und auf allen Absätzen fast bis zum Gipfel des Felsens hinauf gediehen lustig wahre Dickichte. Sonst aber war auf eine geringe Entfernung nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen. Um so mehr war der Reisende erstaunt, als bei seiner Annäherung zwei Mönche aus einer großen Höhlung hervortraten, welche sich am Fuße des Felsens befand und durch die üppige Vegetation vollständig verdeckt wurde. Es war das der Eingang zu einem unterirdischen Wege, welcher unter Benutzung der zahlreichen Spalten und Höhlungen im Gestein durch Menschenhand leichthin und ohne große Kosten hergestellt worden war; derselbe führte zum ersten Felsabsatze hinauf und mündete dort in einer großen Oeffnung. Von einem der Mönche dazu eingeladen, stieg Drée mit seinem Diener hinauf. Die Stufen sind sehr ungleich und zum Theil sehr hoch, so daß das Hinaufklettern ziemlich unbequem ist. Licht empfängt die Passage zur Genüge durch natürliche Spalten, welche sich ab und zu finden; aber dennoch ist man froh, wenn man wieder ins Freie tritt. Dort muß man sich etwa 10 Meter hoch am Seile hinaufziehen lassen, und dann folgt ein steiler Fußpfad, schwierig und für nicht schwindelfreie Personen selbst gefährlich zu begehen, welcher zu dem auf dem Gipfel befindlichen Kloster führt. Dort wurde Drée durch den einzigen, noch oben befindlichen Mönch, zugleich den Vorsteher, empfangen; aber das Elend und der Verfall war so groß, daß er kaum das Wort zu ergreifen wagte. Das ganze Kloster bestand aus zwei kleinen Gebäuden, deren eines vollständig in Trümmern lag; das andere war eine kleine Kapelle, so einfach, wie sie vielleicht die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung errichteten. Die armen Leute hatten ihr Möglichstes gethan, das Heiligthum zu schmücken; es waren einige rohe Bilder und eine bescheidene Täfelung vorhanden, welche letztere vielleicht ein im Tischlern etwas bewanderter Mönch hergestellt hatte. Und zwischen diese Armuth hatte sich ein wirkliches Gemälde, ein Triptychon von anscheinend sehr hohem Alter, verirrt. Ueber seine Entstehung oder Herkunft aber war nicht das Geringste zu erfahren; so groß war die Unwissenheit und Unbekümmertheit der Leute, daß sie sich nie um seinen Ursprung oder Werth gekümmert hatten. Auch war es schon zu sehr durch die Zeit geschwärzt und hing zu hoch, als daß Drée seine Güte hätte beurtheilen können.



Aeußere Treppe an einem Felsen bei Ulubarlu.

So arm aber das Klöstercken war, so wurde der Fremde doch nicht entlassen, ehe er nicht Kaffee getrunken und einige Cigaretten geraucht hatte, wofür er seinen Dank in Gestalt einiger Silbermünzen abstattete. Da der Tag noch nicht weit vorgerückt war, kehrte er auf einem andern Wege nach Isparta zurück, und zwar längs des Flusses Aleſoa, was ohne große Anstrengungen möglich war und ihm den Genuß einer ganzen Reihenfolge schöner Landschaften gewährte. Bald ist der Fluß zwischen hohen Felsen von den mannichfaltigsten Formen eingeschlossen, bald strömt sein klares Wasser ruhig zwischen flacheren Ufern dahin, die mit üppiger Vegetation bedeckt sind. Die nächsten Tage verwandte er zu einem Besuche des großen Sees Ejerdir (nordöstlich von Isparta), dessen Schönheiten ihm sein Wirth in Karahissar gerühmt hatte und der in der That solches Lob verdient: an seinen Ufern könnte man sich in die Schweiz versetzt glauben. Mit Papier, Bleistift und kluger Weise auch mit einer Flinte versehen durchstreifte Drée die herrliche Gegend. Entzückend ist namentlich die Lage der Stadt Ejerdir am Südende des Sees, deren Häuserzahl nicht über 600 beträgt. Eines Tages folgte Drée dem östlichen Ufer bis zu dem großen Flecken Koiran; den Rückweg nach Ejerdir machte er auf dem noch malerischern westlichen, in dessen Mitte nördlich von dem Orte Barla ein Ausläufer des Dauras-Tagh als Vorgebirge scharf in die Gewässer vorspringt. Sein Gipfel gewährt eine herrliche Aussicht: zur Rechten überblickt man die ganze südliche Hälfte des Sees und dahinter die Hochgipfel des Dauras Tagh, an dessen Fuße Isparta liegt, zur Linken die Nordhälfte, welche grüne Hügel von großer Lieblichkeit einfassen. Ein anderer Ausflug hatte Ulubarlu, nördlich von Isparta in schöner Umgebung gelegen, zum Ziele; auch dort fand sich eines der armseligen Klöster, deren Besuch trotz aller ihrer Einförmigkeit für den Reisen-

Digitized by Google



Kloster auf einer Insel in einem See bei Artat-Chan.

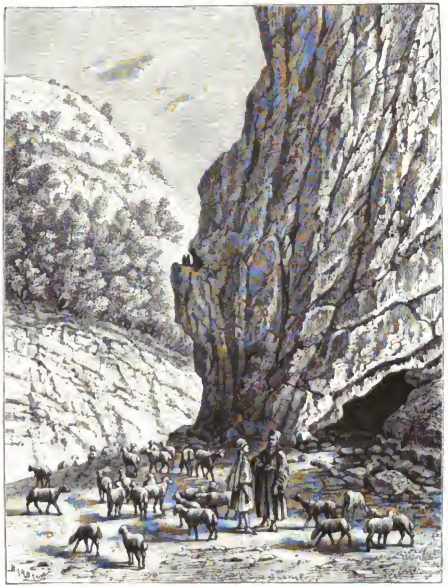
Digitized by Google

Verlassenes Kloster im Tafelse.

Digitized by Google

den ſo große Anziehungskraft beſaß. Der Zugang zu demſelben iſt leicht: kein Seil, kein Korb, nur eine Treppe, deren roh in den Fels gehauene Stufen unter Benutzung aller Höhlungen und Spalten im Zickzack nach oben führt, bald unter freiem Himmel, bald unter einem Felsblock dahin. Das ärmliche Kloſter, wenn es dieſen Namen überhaupt verdient, gleicht demjenigen im Dauras-Dagh, nur daß es kein Tripnychon beſitzt.

Bei ſeiner Rückkehr nach Isparta empfing ihn ſein Wirth mit der angenehmen Nachricht, daß er zwei Tage ſpäter nach Kaiſarieh reiſen werde. Raſch ſchloſſen ſich andere Einwohner der Stadt an, ſo daß die Karawane zuletzt aus zehn Reitern, ebenſovielen Laſtpferden und etwa 20 mit Waaren beladenen Kameelen beſtand. Der Weg ging über Eyerdir, dann am öſtlichen Ufer des Sees bis zum Nordende des Dipoſras-Gebirges und nun nach Nord-



Eingang des unterirdiſchen Weges zu einem Kloſter in Kodſcha-Dagh (unweit des Salzſees).

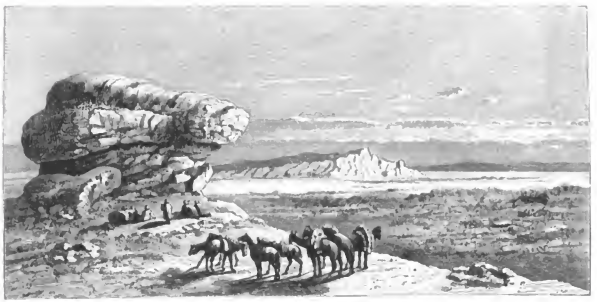
oſten über den Sultan-Dagh nach Arkut-Chan (köſtlich des oben erwähnten Aſchehr). In der Nähe dieſer ganz kleinen Stadt befindet ſich ein See, deſſen Namen Drée nicht in Erfahrung bringen konnte, und an demſelben ein gleichfalls nicht bedeutendes Meteoron. Daſſelbe liegt an ſeinem einen Ende auf einem etwa 25 m hohen, rings von Waſſer umgebenen Felſen, ſo daß ſeine Inſaſſen nur mittels Booten mit dem feſten Lande verkehren können. Zu jener Jahreszeit waren mindeſtens 200 m Waſſer zwiſchen dem Ufer und dem Fuße des Felſens; eine Herde Büffel wurde gerade von ihren Hirten in den See getrieben, um zu ſaufen und zu baden. Die Lage des Kloſters iſt keine rauhe, unfreundliche; zahlreiche Bäume umgeben ſeine Gebäude und die Mönche konnten gewiß durch Gartenbau einen Theil ihres Unterhaltes erwerben.

Unter den verſchiedenen Straßen, welche von Arkut-Chan nach Kaiſarieh führen und ſämmtlich die große Steppe des innern Kleinaſien kreuzen, ſchlug die Karawane natürlich die nächſte über Akſeraj und Newſchehr ein, welche im Süden der ſumpfigen Ufer des großen Salzſees,

Digitized by Google

des Tuz Tschöllü (d. i. Salzwüſte), wie ihn die Türken nennen, hinführt. Letztern und namentlich ſein Oſtufer beim Kodſcha Gebirge zu beſuchen war Trée's Wunſch und ſein Gaſtfreund widerſprach dem nicht, daß er ſich in Al-

Kloſter bei Kermes.



Mohammedaniſcher Einſiedler in Meſopotamien.

ſeraj auf einige Tage von der Karawane trennte; nur wollte er ihn nicht allein gehen laſſen und gab ihm einen ſeiner Diener mit. In Kaiſarieh wollten ſie wieder zuſammentreffen. So ritt er denn ein Stück des Weges,

Digitized by Google

den er gekommen war, wieder zurück, passirte ein sumpfiges Gebiet und erreichte nach zwei anstrengenden Tagemärschen ein Dorf an dem kleinen See Mnrab-su, welcher nur noch wenige Kilometer von dem Großen Salzsee entfernt ist. Nach einer elend verbrachten Nacht ritt er am nächsten Morgen trotz den Anzeichen eines nahenden Ungewitters zu demselben hinüber; kaum hatte er aber das Ufer erreicht, so brach auch der Sturm los. Der Himmel verfinsterte sich, mächtige schwarze Wolken jagte der Sturm vor sich her und Blitz folgte auf Blitz, während das vom Winde aufgewühlte Wasser des Sees, schwarz wie der Himmel, mit Getöse gegen die Felsen anschlug. Gegenüber der Stelle, wo sich Dr6e befand, erhob sich ein gewaltiger Felsen von mehreren hundert Meter Höhe aus dem See, und auf seiner Oberfläche zeigten sich Ruinen, die einem längst verlassenen Kloster angehören. Ringsum ist der Felsen schon angefressen und zerfetzt, und Wind und Wasser werden ihn eines Tages zum Einsturz bringen.

Eine Art Wasserhose durchnäßte den Reisenden zuletzt bis auf die Haut, bezeichnete aber auch das Ende des Unwetters, und die wieder hervortretende Sonne wurde von den fröstelnden Menschen und Pferden mit Freude begrüßt.

Eine Reise rings um den ganzen See mußte sich Dr6e leider versagen; er kehrte nach Akserai zurück und schlug von dort den direkten Weg zwischen dem Ostufer des Salzsees und dem Kodscha-Dagh ein, der ihn nach einem starken Tagemarsche zu einem noch bewohnten Kloster in dem Gebirge brachte. Dort fand er am Fuße einer hohen, fast senkrechten Felswand einen Mönch im Gespräche mit einem Schäfer. Dicht dabei befand sich eine tiefe Höhle im Gestein, der Anfang eines unterirdischen Ganges, welcher an der entgegengesetzten Seite des Felsens münden und dort unter freiem Himmel weiter aufwärts führen soll. Die Einwohner des Klosters belaufen sich nur auf drei Mönche, die eine jämmerliche Existenz führen; so theilte ihm der eine, welchen er angetroffen, mit. Das Kloster selbst hat der Reisende offenbar nicht besucht.

Ueber Akserai erreichte er Kaisarieh, wo er sich einer andern, nach Südosten ziehenden Karawane bis nach Hadschin (im Gebiete der unabhängigen Afscharen am Bindogha-Dagh) anschloß. Von dort besuchte er ein Kloster bei Kermes, einem großen Flecken etwa 15 km von Hadschin entfernt. Dasselbe ist wie gewöhnlich auf einem großen klippenartigen Felsen in einer sehr bergigen Gegend erbaut und anschreinend nur mittels des Seiles zugänglich. Vielleicht giebt es auch noch andere Wege zu demselben, welche die vier oder fünf armen Mönche an Fremde zu verrathen sich scheuen, obwohl nicht recht abzusehen ist, was selbst Räuber bei ihnen holen können.

Das war das letzte Meteoron, welches Dr6e auf seiner Reise traf; etwas Aehnliches jedoch bekam er noch weiter im Osten zu Gesicht, und zwar auf dem Wege nach Mosul südlich von Diarbekir. Es war ein mohammedanischer Einsiedler, ein Hadschi von großer Heiligkeit und bedeutendem Rufe, der wie ein Säulenheiliger auf einem unzugänglichen Felsblocke hauste. Derselbe ist oben breiter als unten an seinem Fuße; nahe dem Gipfel sitzt in einer Höhlung, die ihm als Wohnung dient, der gottesfürchtige Mann. Vorüberziehende Muslim sollen niemals verstummen, dort Halt zu machen, dem Hadschi ihre Verehrung zu bezeugen und Gaben am Fuße des Felsens niederzulegen. Ohne Zweifel steigt der Heilige zur Nachtzeit herab um sie zu holen, und zwar vielleicht durch irgend einen unterirdischen Gang.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

II.

S. Vincente ward wahrscheinlich schon vor 1465 gleichzeitig mit der benachbarten Insel S. Nicolau von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen; denn in dem genannten Jahre wurden, alten Urkunden zufolge, beide Inseln dem Herzoge von Vizen durch König Affonso V. als Schenkung verliehen. Beide waren bei ihrer Entdeckung unbewohnt; aber während S. Nicolau alsbald kolonisirt ward und sich im 16. Jahrhundert bereits einer ansehnlichen, hauptsächlich Viehzucht treibenden Bevölkerung erfreute, blieb S. Vincente als wüstes, völlig unbenutzbares Gebiet mehr als drei Jahrhunderte hindurch unbeachtet. Im Jahre 1781 erließ die portugiesische Regierung den ersten Befehl zur Kolonisation von S. Vincente, der aber erst 1795 dadurch zur Ausführung gebracht werden konnte, daß die Insel als Schenkung einem reichen Eigenthümer der capverdischen Insel Fogo, João Carlos da Fonseca, unter dem Titel eines Oberkommandanten verliehen wurde. Durch die Regierung ausgerüstet mit allen Bedürfnissen zur Kolonisation, mit Lebensmitteln für zwei Jahre versehen und befreit von allen Abgaben siedelte Fonseca mit seinen Sklaven, nebst zwanzig auf anderen Inseln aufgehobenen Negerpaaren, nach S. Vincente über, aber mit traurigem Erfolg. Nach unnnterbochenen Kämpfen mit Hunger und Noth aller Art auf dem harten streiten Boden starb er in Dürftigkeit und hatte 1819 eine in elenden Hütten lebende, arme Hirtenbevölkerung von 120 Seelen hinterlassen. Im Jahre 1832 war die Zahl der Bewohner durch fortgesetzte Unterstützungen Seitens der Regierung auf 300 angewachsen, die indessen zum größten Theil einer den ganzen Archipel von 1831 bis 1833 heimsuchenden schrecklichen Dürre und Hungersnoth zum Opfer fielen. Unter diesen Umständen wurde S. Vincente als selbständige Kolonie wieder aufgehoben und der Nachbarinsel Antão untergeordnet, durch deren Verwaltung und Unterstützung die Zahl der Bewohner im Jahre 1844 wiedernm auf 400, meistens freilich in großer Dürftigkeit lebende Ziegenhirten und Fischer, gestiegen war.

Bereits im Jahre 1838 war von der „Englisch-westindischen Gesellschaft", in Erkenntniß des vorzüglichen Hafens und der Lage S. Vincentes mitten auf dem Seewege zwischen Europa und Südamerika ein Kohlenlager, aber vorübergehend, errichtet worden. Im Jahre 1850 folgte die „Royal Mail" mit einem zweiten und ständigen Kohlenlager für ihre brasilischen Postdampfer. Und so groß war die Wirkung der auf einmal hierdurch erschlossenen Bedeutung von S. Vincente in Lissabon, daß

Digitized by Google

die kleine, bisher gering geachtete Felseninsel nun durch königliches Dekret vom 3. September 1850 zur Hauptinsel des Archipels mit dem Sitz der Provinzialregierung erhoben werden sollte, ein Befehl freilich, der, wahrscheinlich an dem Widerstande der übrigen Inseln, insbesondere von S. Thiago, scheiterte, nicht zur Ausführung kam, und vorläufig nur zur alsbaldigen Erbauung einer größern Alfandega und im Jahre 1852 zur Lösung der bisher bestandenen Abhängigkeit von S. Antão und zur Einsetzung eines besondern Verwaltungsrathes auf S. Vincente führte.

Nachdem im Jahre 1851 ein drittes, freilich später wieder aufgehobenes Kohlenlager der englischen Gesellschaft „Patent Fuel“ auf der Insel entstanden war, etablirte 1853 ein englisches Haus, Bieger und Miller (später Miller und Nephew), hier große Kohlenmagazine, mit welchen 1860 auch dasjenige der „Patent Fuel“ verschmolzen wurde. Im Jahre 1875 folgte endlich noch ein anderes englisches Haus mit der Etablirung von Kohlenlagern, das durch unmenschige wohlthätige Konkurrenz niedrige Kohlenpreise schuf und hierdurch den Dampfschiffverkehr im Hafen außerordentlich steigerte.

Noch einmal traf in dieser Zeit des Aufschwunges die Insel eine schwere Heimsuchung durch eine im Jahre 1856 durch Schiffe eingeschleppte Cholera-Epidemie, die, von einer abermaligen Hungersnoth begleitet, einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte, unter den Ueberlebenden Furcht und Schrecken säete und zur Flucht antrieb. Von Neuem schien die Insel in eine Wüste verwandelt. Doch schon nach zwei Jahren hatte sie sich durch die Macht des in dem einzigen Hafen einmal entwickelten Schiffs- und Handelsverkehrs auch von diesem Schlage wieder erholt und hat von dieser Zeit ab stetig an Ansehen und kommerzieller Bedeutung zugenommen. Im Jahre 1857 wurde auf S. Vincente vor allen anderen afrikanischen Kolonien Portugals durch königliches Dekret zuerst die Sklaverei aufgehoben und 1873, ebenfalls durch besonderes Dekret, diese Insel von dem traurigen Attribut einer Verbrecherkolonie befreit, einer Würde, die für alle anderen afrikanischen Kolonien noch bestehen blieb und leider noch auf ihnen lastet. Ein neuer Vortheil ward endlich im Jahre 1874 der Insel dadurch zu Theil, daß die „Brasilian Submarine Telegraph Company“ hier eine atlantische Telegraphenstation für die Europa mit Brasilien über Lissabon, Madeira, S. Vincente und Pernambuco verbindende Linie errichtete. Nach allem diesem kann es nicht überraschen, daß im Hafen von S. Vincente im Jahre 1879 nicht weniger als 1205 Schiffe der verschiedensten Art und Flagge einliefen, unter diesen fast alle die großen zwischen Europa und Südamerika, West- und Südafrika, Australien u. s. w. verkehrenden Postdampfer, und daß im Jahre 1879/80 123 021 Tonnen Kohlen in einem Gesammtwerthe von 436 839 Milreis nach S. Vincente importirt wurden, während der Gesammtimport aller Handelsartikel in diesem Jahre sich auf 575 807 Milreis belief. Und wie verhältnißmäßig bedeutend die durch diese Zahlen sich darstellende Handelsbewegung für S. Vincente und für die ganze Provinz der Capverdischen Inseln ist, erhellt daraus, daß in demselben Jahre der Werth des Gesammt-Importes nach allen übrigen Inseln des Archipels 296 085 Milreis betrug, eine Summe, die mit dem Exportwerthe eigener Produkte (mit Einschluß von S. Vincente) ungefähr gleichen Schritt hält. Auf S. Vincente fällt hiervon nur für ca. 4000 Milreis, wovon indessen ein vielleicht nicht unbeträchtlicher Theil auf Rechnung des Rückexportes von S. Antão und anderen Inseln entstammenden Produkten zu setzen ist, da die zum Export kommenden eigenen Produkte der Insel minimal sind und sich in Wahrheit vielleicht nur auf eine Quantität von Ziegenfellen beschränken.

In gleichem Maße mit diesem neuen Aufschwung hat auch die Bevölkerung der Insel und ihr Wohlstand zugenommen. Die Hafenstadt Mindello, die im Jahre 1838 unter diesem Namen als ein kleines Strandörfchen gegründet worden war, konnte nun erst zur wirklichen „Cidade“ ausgebaut werden, mit ihr neue öffentliche Gebäude, eine Kirche, Schule, in welcher im Jahre 1879/80 219 Kinder unterrichtet wurden, ferner neue Hafenanlagen, unter welchen sich die weit in die Bucht vorgebaute Landungsbrücke besonders bemerklich macht und denen vielleicht bald ein Leuchtthurm auf dem Alheo des Passaros folgen wird. Fast alle bedeutenderen Seehandel treibenden Staaten von Europa, Nord- und Südamerika haben nun eine Konsularvertretung auf S. Vincente, und während die Bevölkerung der Insel im Jahre 1870 1915 Seelen betrug, war sie 1879 auf 3717 angewachsen, bestehend aus 3497 eingeborenen Negern und Mulatten von S. Vincente, den übrigen Inseln und der benachbarten Küste, 106 Portugiesen der Capverden und Portugals und 114 Fremden, unter welchen letzteren allein 86 Engländer, die natürlich die Haupthandelsbewegung in Händen halten.

Möge die kleine Felseninsel, die nach mancherlei Prüfungen und Kämpfen mit Noth und Elend in vergangener Zeit nun einer bessern und, wie es scheint, gesicherten Zukunft entgegengeht und der außer ihrer kommerziellen Bedeutung vielleicht auch noch ein Antheil an dem civilisatorischen Werke Westafrikas verliehen ist, auf der bisherigen Bahn fortschreiten! Ob es auch gelingen wird, dem starren Boden und dem heißen trockenen Klima dauernde Kulturerfolge abzuringen, muß die Zukunft lehren. Große Hoffnungen setzt man neuerdings auf die Einführung der „Purgueira“, einer Kulturpflanze (Jatropha Curcas), deren Samen behufs Oelgewinnung in den Handel kommt, und die auf einigen anderen Inseln des Archipels, insbesondere auf S. Thiago, Fogo, Brava, reichen, auf S. Thiago sogar von allen Kulturen den reichsten Gewinn bringt. Immerhin bleibt, wie mir scheint, vorläufig eine für die fortschreitende Entwickelung ohne Zweifel segensreiche Anlage noch in hohem Grade wünschenswerth, deren Ausführung auch schon von der Regierung ins Auge gefaßt ist, nämlich die Herstellung einer den Bedürfnissen entsprechenden Wasserleitung aus dem Gebirge, da die in der Stadt mehrfach vorhandenen Brunnen und Cisternen hierzu nicht ausreichen, und zum Theil auch schlechtes, als Trinkwasser ungeeignetes Wasser führen. Unter den wenigen Quellen, die die Insel besitzt, scheinen diejenigen in den ca. 12 km von der Stadt entfernten Distrikten von Madeiral und Madeiralzinho die reichsten, das ganze Jahr hindurch am meisten ausdauernden und diejenigen zu sein, die das beste Wasser führen. Die Anlage einer Wasserleitung von dort nach der Stadt Mindello würde wohl ohne Zweifel nur mit bedeutenden Kosten auszuführen sein, aber sie würde ein Unterpfand bieten für das fernere Gedeihen der jungen Kolonie und einen sichern Schutz gegen wochenmalige Wiederkehr der schrecklichen Dürre mit ihrem Wasser- und Nahrungsmangel, die früher mehrmals die Insel verheerend heimsuchten.

Am Nachmittage dampften wir wieder aus der schönen Bucht des Porto grande hinaus und konnten nun noch, an der Westseite der Insel entlang fahrend und dann um die Südwestspitze herum nach Süden der Insel S. Thiago zusteuernd, einige Stunden die prächtigen und kühnen Gebirgsformen von S. Vincente, die sich während der Fahrt immer reicher entfalteten, bewundern. Aus einem der dem

Digitized by Google

Meere zugewandten Felsenkämme tritt, ähnlich wie z. B. an dem Lurleifelsen am Rhein und an anderen Orten, das nach oben gerichtete riesige Profil eines menschlichen Gesichtes in ernstem, geisterhaftem Ausdrucke hervor. Die Schiffer nennen es das „Nelson-Gesicht", die Portugiesen auch kurz „Cara" (Gesicht).

Ohne Zweifel bietet die Insel, insbesondere von dieser West- und Südwestseite aus betrachtet, ein hohes, landschaftliches Interesse und erinnert zuweilen an viel gepriesene Gebirgszüge Europas, wie die Dolomiten Südtyrols. Auch diese sind zunächst nur durch ihre in abenteuerlichen Zacken und Zinnen hochaufragenden Felsgebirge Gegenstand der Bewunderung, während die ihren Fuß bekleidende, oft dürftige Vegetation landschaftlich weniger Bedeutung hat und hier gewiß durch das die Insel umgürtende herrliche blaue Meer und einen fast stets heitern Himmel ersetzt wird. Freilich fehlt hier der den röthlichen Kalkfelsen Tyrols eigene Zauber der Beleuchtung. Ernst, kalt und scharf treten die Spitzen und Grate der wildzerrissenen Basaltfelsen S. Vincentes in die klare Luft, wenn nicht zeitweise die tropische Sonne, wie nun gegen Abend, ihnen Glanz verleiht. Immerhin erscheint es als ein einseitiger Standpunkt, die originelle und in mancher Beziehung interessante und von der See aus landschaftlich großartige Felseninsel bloß nach ihrer Vegetationsarmuth zu beurtheilen und, wie das gewöhnlich geschieht, als öde und langweilig darzustellen.

Südöstlich von der Insel S. Vincente und an diese noch näher als S. Antão liegt Santa Luzia, eine kleine, zur Linken nun vor uns auftauchende, völlig kahle Felseninsel, deren Kultivirung man einigemale, aber ohne dauernden Erfolg, versucht hat. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich hier ein Grundbesitzer der benachbarten Insel S. Nicolau, Julio José Dias, mit seiner Familie niedergelassen und durch Mauthziehzucht einigen Wohlstand erlangt. Durch die schreckliche Hungersnoth von 1831 auf 1833 aber ward fast die ganze Kolonie wieder vernichtet. In späterer Zeit scheinen die Erben der Familie Dias, von der Regierung hierzu gedrängt, die Versuche der Kultivirung erneuert zu haben, aber ebenfalls vergeblich, und nun ist das Eiland wegen Wassermangels ganz verlassen.

Nach Santa Luzia erscheinen in derselben Richtung nach Südosten noch zwei kleine unbewohnte Felseneilande, Branco und Razo, Heimstätten zahlreicher Seevögel, früher auch behufs Einsammlung der „Urzella" von S. Nicolau aus besucht, und dann erblicken wir und wiederum in südöstlicher Richtung S. Nicolau selbst, während zu gleicher Zeit vor uns in weiter Ferne wie ein Nebelstreifen die hohe Insel Fogo bei sinkender Nacht noch in Sicht kommt.

Am folgenden Tage bei Morgengrauen hatten wir bereits die Insel S. Thiago (S. Iago) erreicht und fuhren ganz nahe an deren Südwestseite entlang, zur Rechten die Insel Fogo mit ihrem mächtigen Pic, dem höchsten Berge der Capverdischen Inseln. Fast gleichmäßig und isolirt, als ob die ganze Insel nur aus ihm bestehe, steigt dieser Kegel, dem der Vulkan gewissermaßen an der Stirn geschrieben steht, bis über 2000 m Höhe auf und ist an der Spitze plötzlich abgeschnitten und hier tief eingesunken, so daß man unwillkürlich die Vorstellung eines dort oben sich befindlichen großen Kraters erlangt. Fogo ist mit S. Thiago und S. Antão eine der produktivsten Inseln des Archipels, auf welcher Kaffee, Mais, Früchte und Gemüse, vor Allem aber auch „Purgueira" kultivirt und mit besonderm Erfolge Rinderzucht betrieben wird. Der Export dieser Insel belief sich in den letzten Jahren auf 15 000 bis 16 000 Milreis und in gleicher Höhe steht ungefähr der Werth des Importes.

Die Insel S. Thiago, an deren Küste wir nun bis zu ihrer Hauptstadt Praia entlang laufen, zeigt landschaftlich einen ähnlichen Charakter wie S. Antão und die übrigen Inseln, hochgebirgig mit breiten und wellenförmigen Terrassen, die vom Strande sich erhebend tiefe Maiden und Thäler zwischen sich fassen und oben in spitz zackige Graten und Gipfel übergehen. Der auffallendste und höchste dieser Gipfel, an dem der Blick immer wieder haftet und der auf allen Seiten sichtbar wird, ist das kühn geschwungene an 1400 m hohe Horn des Pico da Antonia, das aus einem das Centrum der Insel einnehmenden gewaltigen und vielfach zerklüfteten Gebirgsstock aufragt.

Bei der Wendung des Schiffes von der Südwest- zur Südseite öffnet sich nach dem Meere zu ein liebliches Thal, erfüllt mit reicher Vegetation. Wir fahren der Küste so nahe, daß man die Kokospalmen über den Strand sich neigen sieht. Von den grünen Wänden des Thales schimmern einige weiße Häuser hervor und rechts auf einer Anhöhe am Meere steht träumerisch eine große, halbverfallene, doppelthürmige Kirche und daneben hohe Mauern und palastartige Ruinen. Das ist die frühere Hauptstadt der Insel und des ganzen Archipels, die Cidade da Ribeira grande mit der im 17. Jahrhundert erbauten großen Kathedrale, dem bischöflichen Palast, Konvent u. s. w. Alles das ist nun, nachdem den Bedürfnissen einer neuen Zeit entsprechend, die Hauptstadt nach der hafenbesitzenden Praia verlegt worden ist, verfallen. Die einst stolze Cidade ist zu einem Negerdorf herabgesunken, das freilich an malerischem Reiz noch einen hohen Rang behauptet.

An dieser Süd- und Südwestküste wird seit einigen Jahren durch eine italienische und französische Gesellschaft mit Erfolg Korallenfischerei betrieben. Der Insel ist dadurch eine neue Erwerbsquelle erschlossen und andererseits hat die Kenntniß des Verbreitungsbezirkes der rothen Koralle, die früher allein im Mittelmeere und zwar hauptsächlich an der tunesischen, algerischen und sicilianischen Küste gefischt wurde, eine höchst interessante Erweiterung erfahren, so daß zu hoffen steht, daß dieses werthvolle Meeresprodukt sich auch noch an anderen Theilen des Atlantischen Oceans finden werde. Im Jahre 1879/80 wurden an der Küste von S. Thiago nach dem amtlichen Berichte 2914 kg Korallen im Gesammtwerthe von 17 000 Milreis gefischt und exportirt. Wenn man erwägt, daß die algerische und tunesische Küste, woselbst die Korallenfischerei seit Jahrhunderten einen wichtigen Industrie- und Handelszweig bildet und mit bedeutendem Aufwand von Mitteln und Kräften betrieben wird, jährlich ungefähr 30 000 kg Korallen liefert, so ist das oben erwähnte in den letzten Jahren an der Küste von S. Thiago erlangte Resultat gewiß ein beachtenswerthes. Ich zweifle auch nicht, daß bei einer größern methodischen Ausbeutung noch mehr wird erreicht werden können. Sicher stellt auch die Capverdische Koralle dieselbe Art dar, wie die des Mittelmeeres und wird sich auch wohl, namentlich bei weiterer Erfahrung und größerm Betriebe, als dieser in der Qualität nicht nachstehend erweisen. In Praia erhielt ich eine Anzahl der dort gefischten Korallenzweige und konnte mehrere prüfen. Die meisten derselben waren mehr oder minder dunkelroth, wie das auch bei denen des Mittelmeeres der Fall ist, andere indessen zeigten ein helleres, zartes Roth, das an das Rosaroth der besonders geschätzten Korallen des Mittelmeeres erinnerte. Fast alle Zweige waren ziemlich kräftig mit einer im Allgemeinen schönen, gleichmäßigen Ausbreitung.

Hinter Ribeira grande flacht sich die Südküste allmä-

Digitized by Google

lig ab und geht gegen die ins Meer vorspringende felsige Ponta da Temerosa, die Südostspitze, die von dieser Seite den Hafen von Praia umfaßt, in ein wellenförmiges Uferland über. Nachdem diese Spitze umschifft ist, fahren wir in den schönen Hafen von S. Thiago, den Porto da Cidade da Praia, ein. Derselbe liegt im Grunde einer nach Süden weit offenen Bucht, die von zwei Borgebirgen, einem westlichen mit der Ponta da Temerosa, die wir eben umfahren haben, und der östlichen mit der Ponta das Bicudas gebildet wird. Links taucht aus dem Hafen ein Klippenriff mit Leuchtthurm und Kohlenmagazinen auf, ähnlich dem Felsriegel im Hafen von S. Vincente und auch wie dieser die Vogelinsel (Ilheo dos Passaros) genannt. Rechts erhebt sich auf dem hier breiten und inselartig hervortretenden Strande ein prächtiger Wald von Kokospalmen und hoch oben auf einer gleich hinter dem Strande steil aufsteigenden Felswand, die dann in ein kahles Plateau übergeht, liegt die freundliche Hauptstadt von S. Thiago, die Cidade da Praia, hart bis an den mit Festungsmauern, Thürmen und einigen Geschützen umgebenen Rand des Plateaus gerückt und schon von fern mit ihren weiß, gelb und roth getünchten Häusern hervorglänzend.

Auch weiter nach rechts gegen den Ausgang der Bucht und über die Ponta das Bicudas hinaus fällt das Ufer von ansehnlicher Höhe steil ins Meer ab und bietet hier einen eigenthümlichen Anblick, der das Auge des in den Hafen Aus- und Einfahrenden auf sich zieht und fesselt. Die fast senkrechte Felswand, die eine Höhe von 15 bis 20 m hat, zeigt nämlich oben eine Schicht schwarzen Gesteins, dann folgt nach unten eine hellgelbe und auf diese wiederum eine, in die zerklüfteten Strandklippen und das Meer eintretende, dunkele Schicht. Die helle Mittelschicht zieht sich wie ein langes weißes Band mitten zwischen den beiden schwarzen Schichten hin und ist nur zuweilen dadurch unterbrochen, daß die schwarzen Schichten, sie durchdringend, sich vereinigen. Dieses auffallende, in geologischer Hinsicht höchst interessante Gesteinsprofil, auf das schon frühere Naturforscher, namentlich Darwin auf seiner Reise um die Erde, ihr Augenmerk richteten, legt ein beredtes Zeugniß ab für die dereinstige, vielleicht nicht allzuweit zurückliegende vulkanische Thätigkeit der Insel, sowie ferner für ihre allmälige Erhebung aus dem Meere. Die beiden schwarzen Schichten der Felswand bestehen nämlich, wie eine genaue Prüfung erkennen läßt, aus basaltischer Lava, offenbar Lavaströmen entstammend, die dereinst aus den Vulkanen der Insel hervorbrachen und ins Meer sich ergossen. Der helle, von ihnen eingefaßte Mittelstreifen aber ist nicht vulkanisch, sondern eine Kalkschicht, die eine große Anzahl organischer Ueberreste von Mollusken-, Seeigelformen ꝛc. enthält, die zum Theil noch heute Bewohner des Capverdischen Meeres sind. Man kann nun aus diesem merkwürdigen Profile mit einiger Sicherheit schließen, daß die untere schwarze Schicht einem ältern Lavastrom ihren Ursprung verdankt, der auf den Grund des Meeres abgeflossen war, daß dann auf diesem sich im Laufe der Zeit die zweite, die Kalkschicht, aus dem Meere abgelagert habe, dann aber dieselbe wiederum von einem zweiten ins Meer sich ergießenden Lavastrom — der jetzigen obern Basaltschicht — bedeckt worden sei und nun durch eine Erhebung des ganzen Bodens alle drei allmälig aus dem Meere aufgelandet und bis zu ihrer jetzigen Höhe von ca. 15 m über dem Niveau des Wassers gestiegen seien. An der Bai von Tarrafal im Norden der Insel soll sich ein ganz ähnliches Gesteinsprofil an den Strandfelsen finden und ohne Zweifel würde sich, abgesehen von dem geologischen Interesse, das diese Formationen bieten, durch eine genaue vergleichende Untersuchung der in jenen Kalkschichten enthaltenen organischen Thierreste mit den jetzt an den Küsten der Capverdischen Inseln noch lebenden Arten auch in anderen Richtungen ein reiches Feld interessanter Studien eröffnen [1]).

Der bis zum folgenden Tage dauernde Aufenthalt unserer „China" im Hafen von Praia gab mir willkommene Gelegenheit zu einem Besuche der Insel, den ich auf meiner Rückreise durch ein mir hier gewährtes noch längeres Verweilen vervollständigen konnte.

Der Hafen von Praia liegt bei weitem nicht so geschützt als der von S. Vincente, die Bucht ist meistens mehr oder minder bewegt, so daß zuweilen bei starkem Seegang die Schiffe ohne Gefahr nicht einlaufen können und auch die Landung dann mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Namentlich soll dieses in der Regenzeit, während der Monate August, September, October, in welchen bei Voll- und Neumond bisweilen starke Springfluthen eintreten, häufiger vorkommen. Durch die Anlage eines vor dem Andrang der Wellen geschützten Landungsquais im Grunde des Hafens hat man neuerdings diesem Uebelstande in etwas abzuhelfen gesucht.

Von dem Hafen leitet ein schöner, mit Mauerbrüstung versehener Weg an der steilen Felswand zur Stadt empor, die beim Eintritt mit ihren breiten, geraden und gut gepflasterten Straßen, den schmucken, meistens freilich niedrigen und einstöckigen Häusern und dem großen, mit Bäumen bepflanzten Platz in der Mitte einen sehr freundlichen und für den Wohlstand der Bewohner günstigen Eindruck macht, wie man ihn bei südeuropäischen Städten von diesem Umfang sehr selten erhält.

Als Hauptstadt und Sitz des „Governo geral da Provincia de Cabo verde" besitzt Praia auch mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, den Palast des General-Gouverneurs, die Municipalgebäude [2]), das große Hospital, die Militärkaserne, die neue, schöne Alfondega unten am Strande u. a. Eine der bemerkenswerthesten öffentlichen Anlagen ist aber jedenfalls die neue Wasserleitung vor der Stadt, mit Recht der Stolz Praias. Wenn man einer der von dem großen Hauptplatze der Stadt ausgehenden und landeinwärts führenden Straßen folgt, werden die anfangs hübschen und reinlichen Häuser immer unansehnlicher und gehen schließlich in niedrige Hütten über, die die Flanken und die nächste Umgebung des Städtchens einnehmen und der ärmeren Neger- und Mulattenbevölkerung zur Wohnung dienen. Außerhalb der Stadt steht man vor dem eine Strecke landeinwärts sich ausdehnenden tafelförmigen Plateau, dessen äußere Ränder, wie wir sahen, nach dem Meere in hohen Felswänden abfallen, und auf dem Praia selbst liegt. Aus der Mitte dieser kahlen Fläche ragt, wie eine Oase in der Wüste, von kleinen Gärten mit prächtigem tropischen Strauchwerk und Blumen umgeben, ein stattliches, thurmartiges Gebäude hervor: „O deposito da Agoa do Montagarro", die vorzüglich konstruirte, große Wassercisterne, welcher von der einige Stunden entfernten und mit Praia in fast gleicher Höhe gelegenen Quelle von Montagarro reichliches und, wie ich mich selbst überzeugte, vortreffliches

[1]) Auch auf den Canarischen Inseln, auf Madeira, insbesondere an den Strandfelsen von Porto santo, sowie auf den Azoren sind ähnliche Formationen wie auf S. Thiago konstatirt, so daß man hiernach für diese sämmtlichen atlantischen Inselgruppen eine in jüngeren Erdepochen erfolgte, vielleicht noch andauernde allmälige, sekulare Erhebung aus dem Meere annehmen darf.

[2]) Dieselben wurden im Jahre 1880 durch eine Feuersbrunst zum großen Theil zerstört.

Trinkwasser zugeführt wird. Diese für das Eiland großartige und kostspielige, aber wahrhaft segensreiche Anlage bietet auch den wirksamsten Schutz gegen die in früherer Zeit durch schlechtes Trinkwasser häufig erzeugten Krankheiten und gegen die schreckliche Folgen anhaltender Dürre, die auch Praia, wie S. Vincente und die übrigen Inseln des Archipels, einigemale heimsuchte, und der bei gleichzeitiger Hungersnoth dann, wie z. B. in den für die Geschichte S. Thiagos traurigen Jahren von 1770 bis 1773 und 1831 bis 1833, mehr als die Hälfte der Bewohner unter unsäglichen Leiden zum Opfer fiel.

An dieser Cisterne, aus welcher von einem hier wohnenden Aufseher das Trinkwasser gegen eine geringe Abgabe verabreicht wird, herrscht namentlich Morgens und Abends buntes Leben und ist reiche Gelegenheit geboten zu interessanten Beobachtungen über die Bevölkerung. Die schwarze Race ist natürlich auch in S. Thiago der Zahl nach die bei weitem überwiegende, aber nicht die schwarze Farbe. Man sieht auch hier wie in S. Vincente alle möglichen Nüancen der Hautfarbe von den Mulatten- bis zum reinen Negerschwarz, das letztere indessen, wie mir namentlich auf den kleinen Märkten der Stadt, den vorzüglichen Sammelplätzen der Landbevölkerung, entgegentrat, viel häufiger als in S. Vincente. Doch scheint, insbesondere in Praia selbst, die leichtbraune oder etwas dunklere, sogenannte kaffeebraune, Farbe unter der Negerbevölkerung die vorherrschende zu sein.

Von jenem Plateau, auf welchem die Cisterne liegt, hat man eine prächtige Aussicht auf die Insel. Man blickt über ein anfangs weites, wellenförmiges und dann zu hohen Gipfeln aufsteigendes Gebirgsland, aus welchem im Centrum der Insel das kühne Horn des Pico da Antonia hervorragt. Aber auch hier wie in S. Vincente sieht man wieder auf kahle, graubraune Stein- und Sandflächen von offenbar wüstenähnlichem Charakter, fast an jene Insel erinnernd und wiederum wenig zu den Vorstellungen stimmend, die man sich im Allgemeinen daheim von den Inseln des grünen Vorgebirges zu machen pflegt. Und doch ist S. Thiago neben S. Antão und Fogo eine der fruchtbarsten und ertragfähigsten von den Inseln des Archipels, aber fast jede reichere und frische Vegetation ist auf die durch Wasser belebten Thaleinsenkungen des Gebirges, insbesondere auf die nach dem Meere auslaufenden Flußthäler beschränkt, die sich dem Auge des über das kahle, wüste Land Hinblickenden entziehen. Ein solches mit schönen Gärten und einem herrlichen Kokospalmenhain erfülltes Thal, das ich bald nach meiner Ankunft durchwanderte, liegt in der unmittelbaren Nähe der Stadt in der nördlichen Abdachung des Plateaus.

Zwischen den beiden von dem oben erwähnten großen Platze landeinwärts führenden und parallel neben einander laufenden Hauptstraßen liegen auch die hübschen kleinen Marktplätze von Praia, zu denen meine Schritte sich alsbald und immer wieder hinlenkten, denn gerade die Märkte geben immer ein getreues Bild von Land und Leuten, insbesondere von der Ertragsfähigkeit und der Kultur des Bodens. Aber auch zu mannigfachen interessanten Beobachtungen über die Bevölkerung, über ihren Typus, Charakter, Sitten, Kleidung ꝛc. bieten sie fast immer reiche Gelegenheit. Das Haupterzeugniß der Insel S. Thiago ist, wie uns schon eine Umschau auf dem Markte erkennen läßt, die „Purgueira", die schon früher erwähnte zu den Euphorbiaceen und speciell zu den Crotoneen gehörige baumähnliche, 2 bis 3 m Höhe erreichende Staude der Jatropha curcas, aus deren Samen ein ausgezeichnetes Brennöl gewonnen wird und das auch als ein in seiner Wirkung dem Rieinusöl verwandtes Abführmittel dient. Außerdem liefert die Pflanze auch den hauptsächlichen Bedarf an Brennholz. Ueber die hohe Bedeutung der „Purgueira" für S. Thiago, die wie keine zweite Pflanze sich für Boden und Klima zu eignen scheint und gegenwärtig fast den Wohlstand der Insel bedingt, giebt uns wohl die beste Vorstellung ein Blick in den amtlichen Bericht über ihre wirthschaftlichen Leistungen. Der Gesammtwerth der aus S. Thiago ausgeführten eigenen Produkte belief sich im Jahre 1879/80 auf 185612 Milreis[1]), von welchen allein auf den Export des Purgueira-Samens 128041 Milreis in einer Quantität von 4789920 kg fallen, wobei der Werth des für die Insel sehr schätzbaren Brennholzes außer Rechnung kommt. Die Purgueira ist außerdem die einzige Pflanze von Bedeutung, deren Kultur in den höheren Regionen der Gebirgsinsel bis zu 800 bis 1000 m Höhe in allen Einsenkungen und Mulden, denen zur Regenzeit noch reichlich Wasser zufließt, mit Erfolg betrieben werden kann. Auch auf einigen anderen Inseln des Archipels, wie Fogo, Brava, Nicolau, ist die Purgueira-Kultur neuerdings eingeführt und man scheint große Hoffnungen auf die weitere Ausbreitung derselben für die Zukunft der ganzen Inselgruppe zu setzen. Abgesehen von S. Thiago beläuft sich der Export des Purgueira-Samens von den übrigen Inseln bis jetzt freilich nur auf 16000 Milreis.

Auf die „Purgueira"-Kultur folgt in Rücksicht auf die Bedeutung für den Export ein Erwerbszweig, dessen Betrag freilich nur zum geringen Theile den Inselbewohnern zufließt, nämlich die seither schon erwähnte von französischen und italienischen Unternehmern hier betriebene Korallenfischerei mit 17000 Milreis. Hieran schließt sich die Kaffeekultur mit einem jetzigen Export von ungefähr 58000 kg im Werthe von 15000 bis 16000 Milreis. Der Kaffee von S. Thiago gehört neben dem von S. Antão, die allen anderen Inseln in der Produktion desselben voransteht, zu den besten Kaffeesorten Westafrikas und zeichnet sich namentlich durch ein sehr feines Aroma aus, so daß er in dieser Beziehung vielleicht den Kaffee der Insel S. Thomé übertrifft, der ihm aber wiederum an kräftigem Geschmack voransteht. Die Kaffeekultur ist indessen auf S. Thiago, sowie auf den übrigen im Allgemeinen wasserarmen Inseln des Archipels eine unsichere und auf die durch natürliche und künstliche Bewässerung günstig gelegenen Thäler beschränkt.

Von den übrigen Erzeugnissen der Insel, die für den Handel nach außen von geringerer Bedeutung sind, geben ebenfalls die Märkte von Praia ein anschauliches Bild. Hügel von Apfelsinen und Bananen lagen hier aufgethürmt. Die ersteren sollen zu den besten der Erde gehören und lassen in der That an Saftfülle, Süßigkeit und Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig, sogar frisch vom Baume gepflückt in noch grüner Schale. Daneben finden sich auch Kürbis- und Melonen-Arten, Bataten, türkische Erbsen, Bohnen, vor Allem auch Mais, Mandioca, „Manearra" (Erdnuß, Arachis hypogaea), Wachs, Kokosnüsse und andere Tropenfrüchte.

Auch die „Urzella" wird auf S. Thiago noch in anschnlicher Quantität gesammelt und repräsentirt einen jährlichen Exportwerth von ca. 1600 Milreis. Stets auch trifft man zahlreiches Geflügel auf dem Markte. Selten sah ich größere prächtige Truthühner als hier, deren Zucht auf der Insel mit besonderer Sorgfalt und in ausgedehntem Maße betrieben wird, so daß die Truthühner von

[1]) Die Insel S. Thiago hat einen Flächeninhalt von beinahe 967 □km und ungefähr 32000 Einwohner, unter diesen vielleicht 1000 Weiße. Die Gesammtseelenzahl der Capverdischen Inseln ist ungefähr 80000.

Digitized by Google

S. Thiago eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Von Interesse war mir auch, Perthühner hier zu finden, die in den Bergen, ebenso wie auch auf einigen anderen Inseln des Archipels, wie namentlich Maio, ähnlich wie unsere Rebhühner, wild leben und Gegenstand der Jagd bilden. Auch ein paar Affen, von denen eine grünlich-graue, zu den Meerkatzen gehörige, auch in Westafrika verbreitete Art (Cercopithecus sabaeus) auf der Insel vorkommt, waren zum Verkauf ausgestellt, der einzige Affe und (mit Ausnahme von Ratten, Mäusen und Fledermäusen) das einzige wildlebende Säugethier der Capverden, das zudem auf S. Thiago beschränkt ist.

Einen Hauptfaktor für den Wohlstand der Insel S. Thiago bildet ihre Viehzucht, die zu gleicher Zeit ein Zeugniß ablegt von der verhältnißmäßig reichen Vegetation in einigen Distrikten. Im Jahre 1880 stellte der gesammte Viehstand der Insel einen Marktwerth von ca. 279 000 Mitreis dar[1]). Den ersten Rang nimmt die Rinderzucht ein, hierauf folgt die der für den Verkehr und Transport auf dem gebirgigen Terrain wichtigen Pferde, Esel und Maulesel und dann die der Schweine, Ziegen und Schafe. Auch für den Handel nach außen hat die Viehzucht von S. Thiago einige Bedeutung, da im Jahre 1879/80 allein an Thierhäuten für mehr als 12 000 Mitreis exportirt wurden.

[1]) Nach S. Thiago findet sich die größte und beste Viehzucht auf der nordöstlich gelegenen im Uebrigen wenig productiven Insel Boa Vista. Der Viehbestand repräsentirt hier einen Werth von 112 000 bis 113 000 Mitreis. Dann folgt S. Nicolau und Fogo. Der Marktwerth des gesammten Viehbestandes auf dem Archipel der Capverden betrug im Jahre 1880 nach amtlichen Berichten 711 000 Mitreis.

Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski.**

II.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Nach dajakischen Begriffen hält sich die Seele eines Verstorbenen so lange in der Nähe des Hauses auf, in dem er bei Lebzeiten gewohnt hat, bis sie für ihn das weiter unten beschriebene tiwa (Todtenfest) gefeiert worden ist. Wenn jemand gestorben ist, so wird dieses den Geistern unter dem Himmel durch drei Schüsse, meist aus kleinen Messingkanonen, angezeigt. Der Leichnam wird schön gekleidet, d. h. man zieht ihm alle seine Kleider an, oder deckt ihn damit zu und stellt alle Geräthschaften, die er im Leben gebraucht hat, um ihn her. Dann wird er mit Reis bestreut und auf jedes Auge ein Geldstück gelegt. Freunde und Verwandte heben eine Todtenklage an, wobei die Tugenden des Verstorbenen gerühmt werden und oft auf die Götter energisch gescholten wird. Die Nachbarn fertigen inzwischen den Sarg an, der jetzt nur noch bisweilen aus einem dicken Baumstamm besteht, meistens aber aus Brettern angefertigt wird. In der folgenden Nacht wird auf drei kupfernen Trommeln Trauermusik gemacht, indem in der ganzen Zeit abwechselnd auf jede Trommel je ein Schlag geführt wird. Kurz vor dem Begräbniß wird die Leiche in den Sarg gelegt, wieder drei Schüsse gelöst und nach einem bestimmten Takt auf die Trommeln geschlagen. Ist der Sarg geschlossen, so wird er nach der Familienbegräbnißstelle gebracht, wo er auf ein drei Fuß hohes Holzgestell gesetzt und mit einer Matte von Blättern (kadjang) bedeckt wird. Das Haus wird sofort nach dem Verlassen der Leiche mit Wasser besprengt. An dem Begräbnißplatz bleibt der Sarg stehen, bis das tiwa gefeiert wird, was oft erst nach 25 bis 30 Jahren geschieht, denn, da es mit großen Kosten verknüpft ist, die das Vermögen einer Familie übersteigen, so wartet man, bis so viele Leichen da sind, daß alle Betheiligten zusammen den Aufwand tragen können, und feiert dann das oft 14 Tage lang dauernde Fest mit großen Gelagen, bei denen die Bliands, besonders die älteste derselben, Upo genannt, eine Hauptrolle spielen und die Gesänge der Sangiangs unter Trommelbegleitung und Gesticulationen hersagen müssen. Da die Seele nach dajakischen Begriffen vor dieser Feier nicht zur Ruhe kommt, so bittet jeder Sterbende die Angehörigen um Beschleunigung derselben. Eine neue Ehe darf weder von Wittwer noch Wittwe eingegangen werden, bevor nicht der dahingeschiedene Gatte des tiwa theilhaftig geworden ist.

Einige Wochen vor dem Hauptfest wird ein vorbereitendes Fest begangen, das schon einige Tage dauert. Es gilt nämlich, im Hause des Gastgebers die Musikinstrumente aufzuhängen, Gandangs, hohe Trommeln mit einem Ziegenfell oder Schlangenhaut bespannt, und Garantongs von 6 bis 60 Gulden Werth. Dabei wird manches Schwein verzehrt und kräftig Arak getrunken.

Einige alte Männer bringen die Instrumente erst vor die Thür, schwingen sie dreimal stromaufwärts und stromabwärts, indem sie sagen: „Schnell verschwinde die Geschichte des guten Namens des Mannes, der dieses Fest giebt. Ich habe ihr den Weg zur Sonne gewiesen, sie ist verschwunden. Ebenso möge das Unglück unterziehen." Dann wird auf den Instrumenten Tag und Nacht gespielt, um die bösen Geister zu vertreiben und der Seele des Verstorbenen mitzutheilen, daß ihm Erlösung nahe ist. Gleichzeitig werden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, eine Festwohnung gebaut, Reis gestampft, Holz gehackt, Flaggenstöcke geholt und aufgestellt und Büffel gekauft. Wenn diese Thiere in die Nähe des betreffenden Hauses kommen, werden sie mit Musik und Tanz empfangen und zu ihrer Ehre ein Fest gefeiert, denn sie werden zum Opfer für die Seelen gebraucht. Früher wurden hier — und noch jetzt geschieht das weiter im Innern — Menschen bei dieser Gelegenheit geopfert, die den Seelen als Sklaven in der Seelenstadt dienen sollten. Jetzt ist man hier mit Figuren aus Holz zufrieden, da das Gouvernement jenes Verfahren nicht zuläßt, und mit dem Tödten der Büffel an einem Pfahl, der in ein Menschenhaupt endigt. Doch werden die Schädel früher geschlachteter Menschen, die sorgfältig in den Familien aufbewahrt werden und für keinen Preis zu haben sind, bei dem Todtenfeste hervorgeholt und dadurch geehrt, daß man um sie her tanzt.

Ist nun alles vorbereitet, so beginnt der erste eigentliche

Digitized by Google

Festtag damit, daß man die Gebeine der betreffenden Todten ins Haus bringt, wobei kräftig geschossen wird, um die bösen Geister zu vertreiben. Dann werden die Särge verziert mit allem, was im Hause des Gastherrn von Werth ist. Besonders Geld wird angeklebt. Ist in dem Sarge ein Mann, so wird am Kopf- oder Fußende eine von Holz gemachte Schlange („naga") angemacht, von der man erzählt, daß ihr Original, wenn es sich auf der Oberfläche des Wassers zeige, durch seine Spiegelung einen Regenbogen erzeuge. Bewegt es sich, so bebt die Erde, welche es trägt. Liegt eine Frau im Sarge, so wird ein hölzerner Vogel, „sangkowai" genannt, festgemacht. Von diesem Augenblick an muß der Wittwer oder die Wittwe Tag und Nacht am Sarge sitzen und weinen. Die Wittwe mit einem weißen Strick, der Wittwer mit einem weißen Tuch um den Kopf. Dies nennt man „sambalajong". Dabei werden die Trommeln ohne Aufhören geschlagen, um die bösen Geister fern zu halten. Nach drei Tagen werden alle Frauen aus der Umgegend eingeladen, um Reis in Pukofblätter (junge Triebe von Nipa) zu sammeln, was takopat heißt und den Zweck hat, für die Seelen Nahrung zusammen zu bringen. Die Hauptsache ist aber das Essen und Trinken der lebenden Festgenossen. Nach der ersten Mahlzeit stellt eine Frau Speisen für die Seelen hin und sagt: „Ich habe für Euch hier Peteng Pukof (gagawar, d. i. gesammelter Reis). Damit breche ich allen Widerstand, alles, was unrein ist, alle bösen Geister, alle bösen Träume und mache ein Ende allem Weinen." Dann werden sieben zusammengerollte Päckchen Reis für die Gestorbenen und sieben für die bösen Geister gegeben (Reis ist ein Zaubermittel, um reich zu werden). Taranf erscheint der Zauberer. Er ruft den Tempan Tilaun und seine Sklaven Telo und Hamparang und einen weiblichen Geist, „Baliang Babilem". Diese Gottheiten der Luft müssen die Seelen durch Feuer nach einem seligen Ort bringen. Gleichzeitig rufen sieben Bliand die Sangiang (Götter der Luft) an, um Tempan Tilaun bei seiner Arbeit zu unterstützen. Diese Bliands und der Zauberer schreien Tag und Nacht, bis sie vollständig heiser sind. Dafür erhalten die sieben Bliands 116 Gulden, der Zauberer für jede Seele 2 Gulden nebst einer Matte, einem bliong (Beil), einem pisau (Art Messer), einer Tasse und einem Teller.

Am folgenden Tage werden die Gebeine aus den Särgen herausgenommen und in den sandong durch die Bliands hineingelegt (sandong ist ein auf Pfählen ruhendes, mit Puppen verziertes Häuschen, in dem die Knochen definitiv bleiben). Bei dieser Handlung ist Essen, Trinken und Tanzen die Hauptsache. Soviel Gäste als möglich werden eingeladen, wohl 500 bis 700, und jeder ist und trinkt soviel, als er irgend bekommen kann. Dann folgt ein Ruhetag zum Schlafen bestimmt und schließlich der größte Schmaus, zu welchem 3 bis 6 Büffel und eben so viel Schweine und Hühner geschlachtet werden. Je größer dabei die Anzahl der Gäste ist, desto größer auch die Ehre, die man dem Verstorbenen anthut. An diesen Tage legen Witwen und Wittwer die Trauerkleider ab und dürfen sich baden. Verzehrt wird an diesem Tage ungemein viel. Können die Gäste trotzdem nicht alles auffessen, so stellt sich der Gastgeber in ihre Mitte und sagt: „Ist es Euch nicht möglich gewesen, meine Büffel, Schweine, Hühner und meinen Reis zu essen, dann habt Ihr verloren und ich bin stark." Dabei trinkt er auf seine Gesundheit. Haben dagegen die Gäste alles aufgegessen, dann sagen sie: „Wir haben alles gegessen; wäre mehr dagewesen, so hätten wir das auch noch gegessen. Du bist schwach und wir sind stark; Du hast verloren und wir gewonnen," und dann schließen sie mit Jubel über ihre Leistung. Am nächsten Tage wird ein Schwein an den Füßen gebunden und durch die Umstehenden todt getreten. Die Ursache dieses Gebrauches habe ich nicht erfahren können. Dann werden auch die Büffelköpfe gekocht, deren Ohren der Zauberer als Ruder für die Verstorbenen erhält. Zuletzt wird jeder Festtheilnehmer menjaki. Viele stürzen sich bei einem solchen tiwa in Schulden, aus denen sie nicht wieder herauskommen.

Besonders häufig findet bei ihren religiösen Gebräuchen das Safi-Opfer statt. Es liefert das Blut, wenn jemand menjaki, gereinigt, werden soll. Dieses geschieht z. B. bei Kindern durch ihre Eltern am Krankheit und Unheil fern zu halten, bis zum zehnten oder zwölften Jahre. Braut und Bräutigam werden an ihrem Hochzeitstage injaki, d. h. mit Blut bestrichen. Auch streitende Parteien, die zur Versöhnung geneigt sind, sowie Kranke erfahren diese Behandlung, desgleichen Kinder, welche gestraft sind (was sehr selten stattfindet, dann aber in außerordentlich heftigem Grade), damit die Seele derselben nicht durch Betrübniß Schaden leide. Auch auf heilige Gefäße, Häuser, Reisfelder, Staubgold und Zaubermittel, die man in seinem Hause bewahrt, erstreckt sich das menjaki. Benutzt wird das Blut von Schweinen, Büffeln oder Hühnern; sehr arme Leute nehmen Eidotter.

Drei oder vier Personen, von denen gewöhnlich die eine ein Zauberer und eine zweite eine Zauberin ist, sind zum menjaki erforderlich. Das Bestreichen wird mit in das Blut getauchten Geldstücken oder einem Stück Eisen ausgeführt und zwar zunächst auf der linken Fußsohle mit den Worten: „Alle bösen Dinge, Krankheit, Unglück, Armuth, mögen vertrieben sein;" dann auf der rechten Fußsohle: „auf daß Du fruchtbaren Boden behalten mögest;" dann auf den Schenkeln: „damit Ihr Euch alle sial (d. i. Krankheitsursachen) und alle peres (Krankheiten) streben;" darauf die Knie: „damit Du Blanga und Harimaung (heilige Töpfe im Werthe von 1000 bis 2000 Gulden) bekommen mögest;" demnächst die linke Hand: „damit alles, was Uebel für Dich ist, verschwinden möge;" die rechte Hand mit der Ermahnung: „Ziehe zu uns heran Blanga und Harimaung." Sodann werden beide Pulse bestrichen mit dem Zusatz: „Stoßt alle Unglücksfälle und Krankheiten von Euch;" darauf die Magengrube, indem gesagt wird: „Mögest Du viel Reichthum und Glück bekommen;" die Schultern von vorn: „damit Ihr alle bösen Dinge, die unter dem Himmel sind, vertilgt;" beide Schultern von hinten: „damit Ihr alle Unglücksursachen, Krankheiten und Hinterhalte vertilgt;" die Stirn: „damit Du allein berühmt, reich und angesehen sein mögest;" zuletzt der Kopf: „damit alles, was schlecht ist, an Dir vorübergehe, möge es nun viel oder wenig auf sich haben." Nun wird dem Bestrichenen Reis auf den Kopf gestreut mit den Worten: „So zahlreich wie diese Körner mögen Deine Kinder und Reichthümer sein," und Wasser mit dem Wunsch aufs Haupt gegossen: „So lange sei Dein Athem, als Du bittest; gleich der Kühle des Wassers sei die Kühle Deines Athems." Sodann nimmt jemand Erde und bestreicht damit die Fußsohlen und die Magengrube und spricht: „So groß als die Erde sei Dein Reichthum. Die Erde kann nicht kleiner, noch alt werden; möge Dein Reichthum später auch nie abnehmen." Schließlich bindet man dem Bestrichenen eine Perlenschnur um den Puls, durch welche alle angesprochenen Wünsche festgebunden werden. Sie bleibt sieben Tage am Gelenk. Fällt sie früher ab, so ist das Opfer kraftlos. Das Fleisch der Opferthiere wird gekocht und mit besonderer Gier gegessen.

Digitized by Google

Leidet der Dajake an Kopfschmerz mit Brechneigung, so leitet er diese Krankheit von pudjin-bau her, d. h. ein Dämon hat ihm gestinkt. Dagegen hilft keine Medicin, sondern nur der tukang hantok, der Zauberdoktor. Dieser drückt sein Knie gegen den Rücken des auf der Erde sitzenden Patienten, windet eine Strähne vom Haare des Kranken um seine Finger und fragt: „Welcher Todte hat Dir gestinkt?“ Nun singt der Kranke an, unter den kürzlich Verstorbenen zu rathen, und auf jeden Namen antwortet der Zauberer im Sinne des Verstorbenen: „Joh ah a no (einen gewissen nennt er); Du bist so froh gewesen und hast mit Deinen Freunden gescherzt und gelacht. Ich bin todt; lebte ich noch, dann könnte ich auch scherzen. Ich habe Dir gestinkt, weil Du nicht auf mich hören wolltest und davon hast Du Schmerz und dreht sich alles vor Deinen Augen.“ Und nach einer Pause: „Hätte ein anderer Todter Dir gestinkt, so würdest Du wie ein Krokodil schlagen und Dich winden, wie biegsames Holz.“ Dann läßt er den Haarknoten los. Hört man in dem Moment einen Klang, so hat der Verstorbene gesprochen. Dann bindet der Zauberer die Haare des Kranken zwei- oder dreimal zusammen und löst sie wieder auf, indem er spricht: „Ebenso schnell, wie ich diese Haare binde und löse, weiche die Krankheit von dem Leidenden,“ berührt mit einem Teller dreimal den Kopf des Kranken unter den Worten: „Möge die Krankheit weichen.“ Schließlich nimmt er aus einer Pfanne etwas Reis und macht auf die Brust des Kranken ein Kreuz und auf seinen Rücken ein Dreieck, worauf er sein Honorar erhält. Hört man in obigem Falle keinen Klang, so wird die Procedur bis zum Eintreten desselben bei anderen Namen wiederholt. Der Dajake tödtet gewöhnlich kein Krokodil, weil er dieselben als Sklaven des Djata betrachtet, den er sich selbst in dieser Gestalt denkt, so daß er beim Anblick eines recht großen Exemplares ausruft: tō Djata toto (das ist wahrlich Djata). Hat ein Krokodil aber jemand gebissen oder getödtet, so erlaubt und fordert das Gebot der Rache die Vergeltung. In solchem Falle wird der Panga reran (Krokodilzauberer) gerufen und ersucht, auf ein Krokodil Jagd zu machen. Während dieser Beschäftigung darf er zu niemand kommen, selbst nicht vor die Fenster eines Hauses, nicht kochen noch andere Tagesgebräuche beobachten, weil er unrein ist. Zunächst wird für ihn am Flußufer ein Häuschen gebaut, in welchem er auf drei Stücke Bambu allerlei Figuren und unter diesen auch ein Krokodil zeichnet. Diese Bambustücke werden mit den Kleidern des Getödteten verbrannt. Die Hitze läßt den Bambu zerspringen. Wird dabei von dem Riß eine Pfote des gezeichneten Krokodiles getroffen, so wird die Jagd wirksam werden; wird aber sein Leib zerrissen, so geht alles nach Wunsch. Die Frau (Kahn), welche zum Fang benutzt wird, muß gelb und roth gefärbt sein, und werden in ihrer Mitte Lanzen mit den Spitzen nach oben aufgestellt. Dann wirft der Zauberer das Loos, um zu entscheiden, ob Schweine-, Hunde-, Affen- oder Hirschfleisch als Lockspeise verwendet werden soll. Dieses Fleisch bindet der Zauberer an große Stöcke oder Angeln aus Eisen und ruft: „Ihr Krokodile, die ihr stromaufwärts seid, kommt herunter“ (dabei hebt er die Lockspeise in die Höhe), „und ihr, die ihr stromabwärts seid, kommt heraus; denn ich will euch allen gute Speisen geben, so süß als Zucker und so fett wie Kokosnuß. Ich will euch ein zierliches und schönes Halsband geben. Wenn ihr es bekommen habt, bewahrt es in eurem Halse und Leibe, denn diese Speise ist sehr pahuni“ (d. h. man sündigt, wenn man sie nicht gebraucht). Hat ein Krokodil angebissen, so ruft er: „Wühle dir einen Platz, wo du liegen willst; denn viele Menschen sind gekommen, um dich zu sehen. Sie sind gekommen mit Freuden und Jauchzen und geben dir kilatbaho, tampar dada, gulang kana, d. h. Messer, Lanzen und ein Leichenkleid.“ Ist das Krokodil ein weibliches Thier, so nennt er es Poetir, ist es ein männliches Raden, d. i. Prinz und Prinzessin. Der Beschwörer muß so lange thätig sein, bis er ein Krokodil gefangen hat. Dann ist ihm das Gelingen ein Zeichen von Djata, und es muß, um diesen Gott des Wassers nicht zu erzürnen, den Krokodilen eine Katze geopfert werden. Die Köpfe der erlegten Thiere werden auf Gestellen am Flußufer befestigt.

Nachstehend auch einige religiöse Vorstellungen und Sagen der Dajaken. Die Sangiang (Götter der Luft) sind gute, behülfliche Wesen und leben in einem Nebelsee irgendwo im Himmel, im Sangiangland, durch welches 160 Flüsse gehen. Das Leben daselbst stimmt mit dem irdischen überein, nur ist dort alles viel schöner und herrlicher. Dort reifen Früchte, die das Leben verlängern, grüne Bäume, die das Herz rein machen. Die Blätter anderer Pflanzen liefern die schönsten Gewänder. Die Blüthen sind goldene Ringe und die Früchte Kalbsteine. Der Saft von diesem Garing-Baum ist herrliches Lebenselixir. Ursprünglich lebten die Sangiang unter den Menschen; doch hatten diese tödtende Waffen, welche jene nicht besaßen. Daher ging Subuaja, der Stammvater der Sangiang, mit den Seinen nach der lewa, Sangiang. Dieser Subuaja hatte einen Sohn und zwei Enkel, Kanjaraman Katingan und Pampula bawan. Beide wurden Stammväter von zwei Sangianggeschlechtern. Der erste ist der Sitzer eines Reiches im Sangianglande am Fluß Barirai, der Bruder der eines andern am Djalai-Fluß. Jeder von ihnen hatte sieben Söhne und sieben Töchter, woraus noch andere Geschlechter entstanden; doch verehrt der Dajake vornehmlich nur die beiden ersten. Zu ihnen geht seine Bitte um Hilfe, wenn von einer andern Gottheit etwas verlangt wird, um als Vermittler aufzutreten. Hat z. B. der König des Unglücks jemand krank gemacht, so bittet man ihn durch die Sangiang, ihn wieder genesen zu lassen. Will man vom König des Glückes (Radja untang) etwas erbitten, so müssen die Sangiang die Bitte überbringen und den Radja untang herbeirufen. Das Glück kommt nie von den Sangiang selbst, sondern von Radja untang, von Djata, von Pampahiep und anderen. Aber die Sangiang schützen vor Unglück. Geht jemand auf Reisen, so besiehlt er sich dem Sangiang an und gelobt ihm ein Opfer für die glückliche Heimkehr. Unglück bringen die Sangiang nur über den, der ein solches Gelübde nicht erfüllt. Die zwei Aeltesten und zwei jüngsten Söhne der obengenannten Stammväter sind bei den Dajaken die beliebtesten Sangiang. Sie heißen Radja nggalang, Thupang Kanaradan, Radja dahang und Tempan Tilam. Es steht jedem frei, sich gerade an den zu wenden, welchen er am meisten verehrt. Gewöhnlich bleibt der Dajake bei dem Sangiang, der in seiner Familie seit vielen Jahren angerufen wird, wenn sich derselbe nicht ohnmächtig erweist. Hat aber ein anderer plötzlich den Ruf bekommen, gern und schnell zu helfen, so wendet man sich zu dem neuen. In vielen Fällen richtet sich das Gebet an alle, doch zumeist an Tempan Tilam, der auch die Verstorbenen durchs Feuer leitet. In hohem Ansehen stehen auch die Sangiang: der große Sangomang, Sakenot und Papaloi.

Daneben wirken überall die Dämonen und bösen Geister. So fand ich bei den Dajaken Ba-sipir, einen Stockheiden, auf einer Jagd am Soengei Bariri, einem Nebenfluß des Poeloepetak, über der Thür ein Salantoetoep aus

Digitized by Google

verschiedenen eigenartig gewachsenen Hölzern bestehend, um den feindlichen Mächten den Weg zu versperren. Und nicht weit von seiner Wohnung hatte er sich ein Pangantoho (Opferhäuschen) errichtet, worin er den bösen Geistern opfert, damit sie ihm feindlich gesinnte Menschen aus dem Wege schaffen möchten. Von den vielen Mythen über die hausfachsichsten Sangiang erwähne ich die nachfolgenden. Ueber Tempan Tilam. Er ist ein unzeitig Geborener und seine Mutter warf ihn ins Wasser. Er wurde ans Land getrieben am Fuße des Langkongberges, wo sich gerade Pusan baluto, ein weiblicher Sangiang, badete. Sie nahm ihn auf, erweckte ihn zum Leben und nannte ihn Kampang balan panarasan langit, d. h. die goldene Scheibe des Schwertes, welches dahintrieb unter dem Himmel. Als der Findling groß geworden war, kam seine Nichte Tempan Tiawan zu ihm, die eben vor einem mächtigen Sangiang, Manjamäi, der sie heirathen wollte, jedoch von ihr verschmäht wurde, flüchtete. Er kam der Verfolgten zu Hilfe und überwand den Gegner. Tempan Tiawan bot sich ihm nun zur Frau an, forderte aber, er solle mit ihr in ihre Heimath zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ihm seine Pflegemutter, wer er wäre. Er ging mit und wurde als der Ueberwinder des Manjamäi mit großer Freude aufgenommen. Der mächtige Tilam unterwirft sich ihm und wird sein Sklave, und deshalb nimmt er den Namen Tempan Tilam an. Er heirathet Tempan Tiawan, und an demselben Tage heirathen seine sechs Brüder ihre sechs Schwestern, und ihre sieben Brüder seine sieben Schwestern. So ist er der angesehenste Sangiang geblieben.

Ueber Sangomang: Das Wesentliche dieser anführlichen Sage ist folgendes. Der Held ist sehr schlägriger Natur und äußerst arbeitsscheu. Auf seinen Wunsch versucht seine Mutter für ihn 1000 ringgit zu leihen. Sie begiebt sich daher zu Maha Radja, der ihr aber ihre Bitte, nachdem er sie gastfrei aufgenommen hat, ebenso abschlägt, wie alle seine Töchter bis auf die jüngste Prinzessin: diese erweist sich dem Wunsche Sangomangs gefällig, und er gelobt, als er das Geld empfängt, diese Gutthat nicht unvergolten zu lassen. Nachdem er drei Tage und drei Nächte geschlafen hat, entschließt er sich über See zu fahren. Dieses Vorhaben kommt nach sieben Tagen zur Ausführung auf einem Schiff des Sambarati, dessen Verdeck er zu einem siebentägigen Schlafe verwendet. Als er erwacht, ist das Schiff gelandet, und er ersieht am Landungsplatze für seine 1000 ringgit einen Hund, eine Katze und zwei Schlangen, mit denen er sich wiederum an Bord begiebt — um zu schlafen. Nach anfänglich glücklicher Fahrt tritt Windstille ein und Sangomang erwacht bei Nacht, worauf er mit seinen Schlangen zu spielen anfängt. Dazu singt er: „O, wie schön sind meine Schlangen, sie sind schmackhaft zu essen. Ihr Fleisch ist für mich, die Köpfe bekommt der Hund, die Schwänze erhält die Katze." Diesen Gesang hört endlich Djata und ihm jammert seiner Kinder. Zunächst schickt er bienende Geister nach oben, um für die Schlangen Geld und Edelsteine zu bieten, da aber Sangomang hierauf nicht eingeht, so steigt er zuletzt selber aus den Fluthen und erwirbt die Schlangen gegen seinen Zauberring. Die erste Wirkung desselben ist, daß Sangomangs mit ihm berührte Zunge jede Speise herbeiwinken kann, wovon der Besitzer ausgiebig Gebrauch macht. Heimgekehrt erregt er, da er den Besitz des Ringes verschweigt, durch den Einkauf der beiden Thiere die Betrübniß seiner Mutter und den Zorn des Mata Radja, welcher in seinem Grimme die jüngste Tochter, welche Sangomang zu dieser Verschwendung verholfen hatte, verstößt. Sie findet bei Sangomang und seiner Mutter Aufnahme, mit der sie zufrieden ist; doch muß sie ersterm die niedrigsten Dienste thun. Gelegentlich bemerkt sie neben dem schlafenden Gebieter den Ring und bringt ihn, da er auf ihren Finger nicht paßt, zum Goldschmied, welcher seinen wahren Werth erkennend sich fort und in einen von einer Dornenhecke und von Finsternis umgebenen, nach dajakischen Begriffen glänzenden Haussstand hineinwünscht. Bei Sangomang und den Seinen kehrt großer Kummer ein. Er weissagt ihnen den Hungertod und unterbricht jetzt seine gewohnte Beschäftigung des Schlafens auch mit Weinen. Endlich entschließen sich Hund und Katze ihrem Herrn zu helfen. Sie erkunden zunächst durch das Umsinken eines auf die Spitze gestellten Kürbis die Richtung, in der sie zu suchen haben. Dann begeben sie sich auf die Reise, bringen durch die Dornen, durchschwimmen, die Katze vom Hunde getragen, einen See und gelangen im Dunkel vor dem Hause des Goldschmieds an, in welchem eine glänzende Stelle ihnen den Ort bezeichnet, an dem der Ring liegt. Mit Hilfe des Königs der Ratten gelingt es, denselben zu fischen. Doch läßt ihn bei der Rückkehr die Katze aus Schreck vor einem großen, nach ihr schnappenden Fisch ins Wasser fallen, wo ihn der Fisch sofort verschlingt. Dieser fällt aber einem Raubvogel, der Raubvogel der Katze und der Ring dem Hunde zur Beute. Nach der Rückkehr der treuen Thiere wünscht und erhält Sangomang durch den Ring für sich, die Prinzessin und seine Mutter Schönheit, sowie Häuser mit goldenen Thüren, gläsernen Mauern und fuyfernen Dächern. Diese Wunderstadt umgiebt Musik und erfüllt Jauchzen, so daß Maha Radja am Morgen veranlaßt wird, die Herrlichkeit zu besuchen. Dabei erschrickt er so sehr über alles Wunderbare, daß er erst in einen Teich mit wohlriechendem und dann in einen zweiten mit rothem Oel fällt. Doch Sangomang giebt ihm neue Kleider, heirathet die Tochter des Beschämten, wird König und lebt fortan in großem Glück und Ueberfluß.

Ueber Satanat. Er ist zunächst ein armer, bei seiner Mutter lebender Fischer, welcher aus Verdruß über den Regen und schlechten Erwerb folgende Worte mit Kohle an die Thür des Königs schreibt: Manok bangkela, patak salaka kiaklian, danda wajang sangiang, dahang njako, karis kilas (Huhn, Silber, Seele des Vogels, Nadel, Schwert des Donners, Dolch des Blitzes). Er wird durch eine Probe als der Urheber dieser Schrift ermittelt und von dem erzürnten König gezwungen, die von ihm selbst nicht gekannten Gegenstände aufzusuchen. Auf seiner Irrfahrt tödtet er ein übernatürliches Wesen in Schlangengestalt und tritt, durch einen Dewa (Mitglied einer bestimmten Geisterorte) in Gestalt einer großen Heuschrecke mit Rath und That unterstützt, als Erbe desselben auf, wodurch er die gesuchten Zaubermittel, unter anderen auch ein Gold sprechendes Huhn, einen Dolch, bei dessen Entblößung es blitzt, und ein Schwert, dessen Zücken Donner und die Verjüngung der Anwesenden erzeugt, erwirbt. Da er allein die Kunst versteht, von seinem Besitz Gebrauch zu machen, erwählt der König den Heimgekehrten zum Schwiegersohn, welcher durch seine geheimnißvolle Macht zu großem Ansehen gelangt.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkas“ mittheilt, gehen im transkaspischen Gebiete die Bohrungsarbeiten zur Versorgung der transkaspischen Eisenbahn mit Naphta nur langsam vorwärts, weil die gewöhnlichen Arbeiter scheuen und die Werkstätten 90 Werst entfernt sind. Es arbeiten dort Soldaten des Eisenbahnbataillons. Das Vorhandensein von Naphta im Bohrloch, welches eine Tiefe von 18 Saschen (à 2,133 m) erreicht hatte, ist festgestellt; in einer kleinen Destilliranstalt ist auch schon Kerosin daraus gewonnen. Die Destilliranstalt hat einen Kessel von 100 Pud Gehalt. Aus je 4 Pud Naphta wird 1 Pud Kerosin gewonnen.

Der Oberkommandirende Fürst Dondukow-Korsakow, der die Arbeiten am 6. Mai u. St. besichtigte, gab seine Zustimmung zur Anlage von noch 2 bis 3 Bohrlöchern, um das übhaltige Terrain an dem Naphtaberge (Nefkjannaja gora) genauer kennen zu lernen.

— Auf der Insel Tscheleken ist der „Kaspija“ zufolge in einer Tiefe von 50 Saschen (106,7 m) eine reiche Petroleumquelle angebohrt worden.

— Der „Turkest. Ztg.“ zufolge ist die Zahl der Auswanderer aus dem Kuldscha-Gebiete, welche in den russischen Unterthanenverband übertreten, größer als die im Herbst 1881 angemeldete Zahl von Familien erwarten ließ. Die Zahl der Uebertretenden wird am Tscharyn und an anderen Stellen faktisch festgestellt durch diejenigen Beamten der Verwaltung von Semirjetschensk, die zum Empfange der Einwanderer kommandirt sind. Das Verhör der Kuldscha-Kirgisen beim Uebertritt erfolgt durch chinesische und russische Beamte gemeinschaftlich.

— „Japans landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse“ von Dr. G. Liebscher (Jena, G. Fischer, 1882) ist ein vortreffliches Buch, das mehr bietet, als der Titel besagt, und dem Erhnographen manche sehr interessante Aufschlüsse gewährt, die er anderswo vergeblich sucht. Während eines achtmonatlichen Aufenthaltes in Japan wurde dem Verfasser deutlich, daß sich die japanische Landwirthschaft keineswegs auf so hoher Stufe befinde, als gewöhnlich angenommen wird, vielmehr höchst gedankenlos betrieben werde. Auf eine Schilderung landwirthschaftlicher Details verzichtet er; der Gang seiner Deduktion ist folgender: Kap. 1 und 2 Klima und Bodenbeschaffenheit in ihren Beziehungen zur Bodenproduktion; Kap. 3 behandelt die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse vor 1868 und zeigt, wie die Eigenthümlichkeiten der japanischen Landwirthschaft, soweit sie nicht durch natürliche Verhältnisse sich erklären, als Resultat der wirthschaftlichen Zustände aufzufassen sind. In Kap. 4 wird die Umwälzung seit 1868 behandelt und nachgewiesen, daß das frühere Streben der Landwirthschaft, lediglich den Rohertrag der Felder zu steigern ohne jede Rücksicht auf den Reinertrag, jetzt durch einige der staatlichen Veränderungen unhaltbar geworden ist, daß aber das Bestehen mancher anderer Zustände aus früherer Zeit den Fortschritt der Landwirthschaft noch so gut wie unmöglich macht. Das 5. und letzte Kap. betrachtet den Export und Import Japans und zeigt einerseits die Fortschritte auf, welche die moderne Kultur während der letzten Zeit in Japan gemacht hat, andererseits die Mängel, an welchen die japanische Produktion leidet. Zugleich sollen diese Angaben den deutschen Exporteuren und Producenten ein Mittel zur Beurtheilung der ausländischen Bedürfnisse der Japaner abgeben. Hier wird u. a. bewiesen, wie gewaltig meist der Metallreichthum Japans überschätzt wird (S. 140), wie die fremden Kaufleute und Rathgeber der japanischen Regierung sich anhäufendes nur auf ihren Vortheil bedacht waren (S. 146), daß sich für Rechnung der Regierung schwerlich eine große Rübenzuckerindustrie wird schaffen lassen (S. 152), daß aber die Hebung der Baumwollenkultur und der Anbau von Oelfrüchten sehr viel verspricht (S. 161), ja eine totale Aenderung der Finanzlage des Staates zum Bessern hervorrufen kann (S. 167). „Zur Evidenz — schließt das beachtenswerthe Buch, das jedem, der sich für Japan interessirt, vielfache Aufklärung und Anregung bietet — geht aus den Zahlen unserer Tabellen (über Export und Import) hervor, wie schnell und bedeutend die Bedürfnisse der Japaner nach den Erzeugnissen europäischer Kultur gewachsen sind, und daß die Versuche, durch eigene Produktion die letzteren selbst zu beschaffen auf manchen Gebieten von besten Erfolge gekrönt waren. Es zeigte sich aber auch, daß diese Fortschritte nicht auf denjenigen Gebieten zu suchen sind, wo sie von den tonangebenden Kreisen durch Aufwendung ungeheurer Geldsummen bisher angestrebt wurden und wo man sie zur Zeit sowohl in Japan als auch bei uns meistens zu sehen meint, nämlich in der Schaffung einer Großindustrie nach amerikanisch-europäischen Mustern. Alle Bestrebungen, moderne Fabriken, Bergwerke und Farmen zu schaffen, haben vielmehr bis jetzt nur Mißerfolge aufzuweisen, da die ganzen Verhältnisse Japans noch nicht die Existenzbedingungen für dieselben enthalten. Die unlengbar vorhandenen wirthschaftlichen Fortschritte treten uns dagegen überall dort entgegen, wo an die Japaner ein Bedürfniß herantrat, welches durch die Arbeit der niederen Volksklassen gedeckt werden mußte. Wir sahen daher z. B. ohne alle fremde oder obrigkeitliche Unterstützung ein so schnelles Emporblühen neuer Handwerke, wie man es kaum für möglich halten sollte. Es berechtigt uns dies zu der Erwartung, daß den gleichen Fortschritt auch die jetzt noch zurückgebliebenen Erwerbszweige, namentlich die Landwirthschaft, zeigen werden, sobald die Regierung die Hindernisse beseitigt, welche der Entwickelung derselben noch im Wege stehen, sobald also namentlich eine bessere Vertheilung der Steuerlast und brauchbare Landstraßen geschaffen sind. Endlich sind wir berechtigt, an die Entwickelung des deutschen Exportverkehres nach Japan die besten Hoffnungen zu knüpfen, denn jeder Fortschritt der modernen Kultur und die naturgemäße Entwickelung seiner Produktivität muß die Kaufkraft des japanischen Volkes, sowie seinen Bedarf an unseren Erzeugnissen und damit unsern Exporthandel vermehren.“ Zu bemerken ist noch, daß fünf tabellarische Karten beigegeben sind, welche die Verbreitungsbezirke einiger Kulturpflanzen und die Ertragsfähigkeit der Reisfelder in den verschiedenen Landestheilen darstellen.

Inhalt: Die Meteora III. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln II. — F. Grabowski: Daiakische Sitten und religiöse Gebräuche II. — Aus allen Erdtheilen: — Asien. (Schluß gelesen.) der Redaction 18. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Im Jahre 1878 unternahm der Ingenieur Edouard de Lavelaye eine Reise nach den Vereinigten Staaten, hauptsächlich um die kürzlich entdeckten Mineralreichthümer und die zu ihrer Ausbeutung in Anwendung gebrachten metallurgischen Processe kennen zu lernen. In New York rieth man ihm dringend zu einem Besuche der Silberminen von Colorado, und da ihm dies zugleich die Gelegenheit bot, eine jener Ortschaften, welche vielleicht dereinst mit den heutigen Hauptstädten Amerikas wetteifern werden, in ihrer Kindheit kennen zu lernen, so entschloß er sich bei der schon vorgerückten Jahreszeit rasch und fuhr nach Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado. Dieselbe, heute einer der blühendsten Orte, wurde 1858 gegründet; ein Jahr später war das schöne Geschlecht erst durch drei Frauen vertreten, und erst im März 1859 wurde dort der erste Mensch geboren. 1878 zählte es 25 000 Einwohner und war der Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen. Es besitzt mehr Banken, Schulen und Zeitungen, als manche europäische Residenz; überall trifft man auf Pferdebahnen, und die Luft durchkreuzt nach allen Richtungen ein Netz von Telegraphen- und Telephondrähten. Sicherlich ist der Komfort nur in wenigen unserer großen Städte so vortrefflich organisirt, als in Denver, dieser in einer Wüste verlorenen Stadt, deren Holzhäuser und stellenweise noch ungepflasterten Straßen ihren jungen Ursprung verrathen.

Auf den ersten Blick fühlt man sich in eine neue Welt versetzt: Wäschereien mit chinesischen Aufschriften, Bergwerksarbeiter in Anzügen aus starker brauner Leinewand, zahlreiche berittene Trapper, den Karabiner umgehangt und den Revolver im Gürtel, geben der Stadt ihr ganz besonderes Aussehen, das sich durch die Mischung wilden und civilisirten Lebens charakterisirt. Die Unterhaltung dreht sich nur um Bergwerke und Erze; so viel Unzen Silber, so viel Procent Blei, Zink oder Zinn auf die Tonne. Man wechselt mit dem ersten besten seine zehn Worte, ohne daß es sich um gekaufte oder verkaufte Aktien und Antheilscheine von Bergwerken handelt. Lavelaye hätte binnen zwei Tagen an 50 Bergwerken kaufen können, die alle ihm angeblich Millionen gebracht hätten. Ja, ein geschickter Industrieller bot ihm umsonst die Konzession eines Erzlagers, das 60 Proc. Blei und 100 Unzen Silber auf die Tonne erhielt, ein Vermögen für europäische Verhältnisse; freilich stellte er als Bedingung den Bau einer Straße von der Grube zur Eisenbahn. Wie dem aber auch sei, so viel erscheint Lavelaye sicher, daß Jedermann, der eine gehörige Dosis guten Willens und Lust besitzt, mehrere Jahre lang angestrengt zu arbeiten, noch heutigen Tags in den Weststaaten rasch sein Glück machen kann. Woher es kommt, daß so wenige Menschen dieses Ziel erreichen? Einfach, weil fast alle den sichern, aber längern Weg verschmähen und den direkten, aber gefährlichen vorziehen. Jeder sagt sich: „Mein Nachbar hat eine „Bonanza" gefunden und ist in wenigen Tagen reich geworden. Warum soll ich Jahre warten?" Aber Bonanzas finden sich nicht alle Tage, und diejenigen, welchen sie das Glück zuspielte, verschleuderten sie meistens in der Einbildung, daß der Zufall ihnen

Digitized by Google

immer neue Schätze in den Schoß werfen würde. Comstock, der Entdecker jener berühmten Ader, die seinen Namen trägt und die schon über eine Milliarde abgeworfen hat, nahm sich im Elend selbst das Leben.

Wie allen nöthigen Auskünften versehen, reiste Lavelaye auf der Fairplaylinie nach Leadville, anfangs auf der Eisenbahn. Dieselbe folgt zunächst einem Wasserlaufe, der ruhig die leicht gewellte Ebene durchströmt, auf welcher Denver liegt. In der Ferne erheben sich die Zacken der Felsengebirge, alle, selbst die höchsten nicht ausgenommen, ohne Schnee. Die Amerikaner nennen Colorado die „amerikanische Schweiz“ und stellen in ihrem Lokalpatriotismus die Felsengebirge über die Alpen. Aber ersteren fehlt, was die Alpen so unvergleichlich großartig macht, der Schnee und die Gletscher. Nirgends sieht man so strahlende, in makellosem Weiß funkelnde Spitzen, wie die Jungfrau, das Silberhorn oder den Monte Rosa [1]).

Rasch erreicht die Bahn das Gebirge und dringt an einem der dort entspringenden Flüsse aufwärts in dessen Inneres ein. Sofort ändert sich auch das Aussehen und der Charakter der Landschaft: in wenigen Minuten wird man aus der gewellten Ebene in eine tiefe enge Felsschlucht versetzt, wo der abenteuernde Geist des Pioniers und die Geschicklichkeit des Ingenieurs alle Kräfte haben daran setzen müssen, um den für die Bahn erforderlichen Platz zu finden. Senkrecht fallen die Felsen in den Fluß ab, dessen scharfe Biegungen und zahlreiche Mäanderwindungen jeden Augenblick neue Bilder darbieten. Mitunter scheinen die Wände beiderseits gleichsam durch einen Schwerthieb von einander getrennt, wie den Rolands zu Ronceval. Der Zug rollt im Grunde des Thales auf einer Bahn dahin, welche zur einen Hälfte dem lebenden Gestein abgewonnen wurde, zur andern auf Gitterpfahlwerk über dem Wasser schwebt. Die dadurch frei gelegten Schichten, meta-

Denver.

morphischer Natur, erscheinen wie geglüht; sie zeigen buntschectige Färbung, perlgrau mit rothen Streifen durchsetzt, oder mit goldgelben Flecken genuntert. Weiterhin steigt ein Berg wie eine riesige mit Fichten bedeckte Pyramide an, prächtig heben sich die dunkeln Nadeln derselben vom blauen Himmel ab. Mitten aus dem Grün ragen Felszinnen auf, mittelalterlichen Burgtrümmern ähnlich, und Spitzen, auf denen bizarr geformte Steinblöcke liegen. Dann wieder fährt man mehrere Kilometer weit bei Abhängen vorbei, wo das Feuer gewüthet hat und nur noch einzelne verkohlte Stämme und Stümpfe traurig zum Himmel emporweisen. Was am Boden liegt, ist schon von Moos und Farrn überwachsen. Ab und zu erweitert sich auch das Thal und bietet Raum für ein kleines Weizen- oder Maisfeld; an solchen Stellen strömt auch der Fluß klar und ruhig zwischen Erlengebüsch hin. Von Zeit zu Zeit hält der Zug an einer Sägemühle, oder einer Hütte von Holzhauern; dort kreuzt er sich mit anderen, welche das gefchlagene Holz in die Ebene hinabführen. Charakteristisch ist, daß an allen Haltestellen an

[1]) „Von Denver aus gesehen erscheinen die Felsengebirge wie ein mächtiger Wall, dessen Gleichförmigkeit nur wenige vorspringende Gipfel unterbrechen, der schroffe Long's-Peak im Norden und Pike's Peak mit seiner breiten Kuppe im Süden. Der Grundton des Gebirges ist braun, jener der Steppe im Vordergrunde gelb und das Gesammtbild in Folge dessen von einer Eintönigkeit, welcher nur die gewaltigen Dimensionen einen gewissen Stolz verleihen. Mit einer unserer reich gegliederten und durch farbenreichen Vordergrund gehobenen Alpenansichten kann das Bild sich in keiner Weise messen. Was schöne Natur anbetrifft, bin ich zwar ein Feind aller Vergleiche, allein hier wird der Beschauer förmlich zu Vergleichen gedrängt durch die namenlosen Lobhudeleien, welche der Amerikaner aus Nationaleitelkeit dem vielgerühmten Gebirgsblick von Denver angedeihen läßt. Großartig und schön zugleich zeigen sich die Felsengebirge erst, wenn man ihr Inneres betritt.“ Freiherr Max von Thielmann. Vier Wege durch Amerika S. 78 (vergl. „Globus“ XLI, S. 177).

Schlucht im Felsengebirge.

Digitized by Google

Leute, deren Kleidung deutlich ihren niedern Stand verräth, Zeitungen vertheilt werden; bei jeder Hütte, wo mitten in der Wüste eine Brettschneiderfamilie haust, wirft der Zugführer einem Kinde, welches durch den Pfiff der Lokomotive benachrichtigt wurde, ein Bündel von allerlei Druckſachen zu. Das iſt die Folge des allgemein verbreiteten Schulunterrichtes, welcher es dem in der Einöde lebenden Pionnier möglich macht, den Ereigniſſen ſeiner Heimath und der ganzen Welt zu folgen.

Oft ſind die Krümmungen des Fluſſes ſo ſcharf, und die Kurven der Bahn ſo jäh, daß die Lokomotive langſamer fahren muß, um nicht zu entgleiſen. Doch kommt dergleichen oft vor, und niemand erſchreckt dabei; alles ſteigt aus; vor die Räder des entgleiſten Wagens wird ein Geräth in Geſtalt einer geneigten Ebene geſtellt, auf welches derſelbe, von der Lokomotive gezogen, hinaufrollt und wieder in die Schienen gelangt.

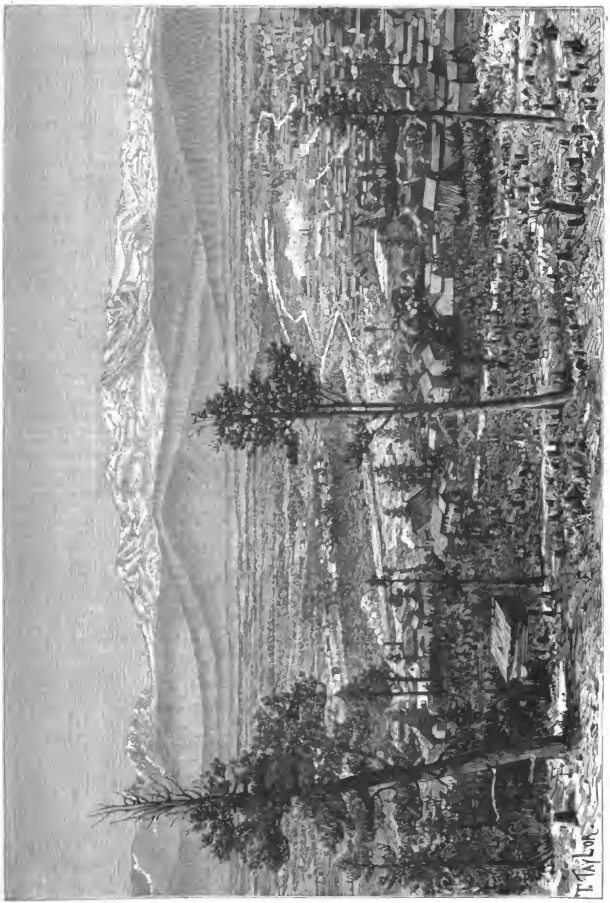
Die Bahn erreichte damals anderthalb Tage Wagenfahrt vor Leadville ihren „Terminus“, ein kleines proviſoriſches Dorf, wo zumeiſt Arbeiter hauſten, die an dem Bau einer Seitenlinie beſchäftigt waren. An Stelle der Lokomotive trat die „stage coach“, ein alter vorſintfluthlicher Kaſten, der hoch in ſtarken Riemen von rohem Leder hing und je nach der Beſchaffenheit des Weges von vier bis ſechs Pferden gezogen wurde. Der Weg aber war nur ein breiter Pfad im Walde, der alle Hinderniſſe direkt kreuzte. Bald geht es anwärts auf ſcharfe Bergrücken hinauf, bald herab im tollſten Jagen in eine Thalſchlucht, deren Gewäſſer auf einer Brücke aus kaum behauenen Baumſtämmen überſchritten werden muß. Zuweilen geht es über Stellen dahin, wo die Stümpfe der umgehauenen Bäume noch einen Fuß über dem Erdboden aufragen; dann wieder einen ſo ſteilen Abhang hinab, daß der Wagen eine höchſt bedenkliche Neigung nach vorn annimmt. Den erſten Pferdewechſel benutzten Lavelene's Reiſegenoſſen, den Whisky der Station zu koſten, bis ein kräftiges „Hallooh, Cap!“ zum Wiedereinſteigen aufforderte. Namentlich in den Weſtſtaaten wird der erſte Beſte, deſſen Namen man nicht kennt, wenn er nicht offenbar ein Hand-

Der South Park.

werker oder ein Geiſtlicher iſt, mit „Cap“ (d. i. Kapitän) angeredet — obwohl kein Volk weniger zum Militarismus neigt, als die Bewohner der Vereinigten Staaten. Als Lavelene in Chicago vergeſſen hatte, ſich im Gaſthofe als Ingenieur zu bezeichnen, paradirte er am nächſten Tage als „Oberſt“ de Lavelene in der Fremdenliſte. In Colorado iſt jeder Bergwerksbeſitzer General und jeder Werkführer Kapitän. In Denver war Lavelene wohl zehn Generälen vorgeſtellt worden, von denen gewiß kein einziger jemals, ſelbſt nicht während des Seceſſionskrieges, dem Heere angehört hatte. Man erzählt ſich in dieſer Hinſicht folgende Anekdote. Ein Mann plauderte mit dem Beſitzer eines Kaffeehauſes und wurde von demſelben gefragt, welchen Grad er im Heere der Konföderirten eingenommen. „Ich war gemeiner Soldat,“ lautete die Antwort. „Gemeiner Soldat!“ rief der Wirth, „wahrhaftig, Sie ſind der erſte Gemeine, den ich ſehe. Ich muß Ihnen eine gute Flaſche poniren wegen der Seltenheit.“ Während der drei Wochen, welche Lavelene in Colorado zubrachte, iſt er ſtets Kapitän oder General geweſen.

Noch vor Anbruch der Nacht ſollten die ſchlimmſten Stellen des Weges überwunden und der Anfang des South Park erreicht ſein; als aber die Dämmerung begann, war letzterer noch eine Stunde Weges entfernt. Die „Parks“, deren es dreі wichtige in dieſer Gegend giebt, der South Park, Middle Park und North Park, ſind eine charakteriſtiſche Erſcheinung in dieſem Theile der Rocky Mountains. „Man verſteht hierunter in den Felsengebirgen ein von höheren Bergzügen eingeſchloſſenes Gebiet, welches in ſich jedoch keineswegs eben zu ſein pflegt, ſondern vielmehr in allen Richtungen von niedrigeren Quer- und Nebenketten durchſchnitten wird. Die Grenzen dieſer Parks nach oben bilden die waſſerſcheidenden Gebirgszüge, nach unten laſſen ſie ſich nicht genau beſtimmen, da die ganze Bezeichnung im Munde der wenigen Anſiedler eine ſehr wandelbare iſt“ (v. Thielmann, a. a. O. S. 85). Der South Park begreift nicht weniger als 5000 qkm, mißt 100 km in der Länge und 50 in der Breite. Er iſt von dichtem Graſe bedeckt und arm an Wild, da die Indianer, welche dort den ganzen Sommer zubringen, faſt das ganze Thierleben ausgerottet haben. Im Middle Park iſt noch mehr vorhanden, namentlich im weſtlichen Theile deſſelben, und der

Digitized by Google



Leadville von Süden gesehen.

Digitized by Google

schwerer zugängliche North Park ist reich an Wapiti und Blacktailhirschen und beherbergt auch Bären, Bielfraß, Puma und Wildschafe.

Hätte die Kutsche während der Dämmerung die letzte Schlucht passirt und den Park erreicht, so wäre man auch in völliger Dunkelheit noch rasch vorwärts gekommen. So aber verließ der Kutscher, welcher der Flasche zu viel zugesprochen hatte, erst nach Sonnenuntergang die letzte Station; bei einem mächtigen Lagerfeuer, um welches ein Trupp Fuhrleute lagerte, schenten die Pferde, am Wagen zerbrach etwas, mußte nothdürftig geflickt werden und erst gegen 9 Uhr wurde der South Park erreicht, wo die Thiere ruhig dahintraben konnten. Um 2 Uhr Nachts langte man in Fairplay an, einem frühern Lager von Goldgräbern mitten im South Park. Damals war dort eine kleine Stadt entstanden; jetzt lebten da kaum 200 bis 300 Menschen. In goldhaltigen Gebieten findet man überall Ruinen von solchen Städten, welche es nicht über einige Jahre Lebensdauer gebracht haben.

Am nächsten Morgen ging die Fahrt über den 12 500 Fuß hohen Hamilton-Paß hinüber in das Thal des obern Arkansas, an dessen einem Zuflusse Leadville liegt. Obwohl der Paß nicht bedeutend hinter der „Jungfrau" an Höhe zurück bleibt, linden sich doch nahe seiner höchsten Erhebung noch Bäume. Die Schneegrenze liegt hier überall viel höher, als in der Schweiz, wahrscheinlich in Folge der großen Trockenheit der Luft. Die Vegetation steigt bis 11600 Fuß an; Leadville, 10230 Fuß hoch, liegt in einem Fichtenwalde und die Parks, wo treffliches Gras wächst, und selbst Getreide gebaut wird, haben eine mittlere Höhe von 9500 Fuß. In der Schweiz dagegen reicht der Schnee bis gegen 7000 Fuß hinab.

Den letzten, sehr rauhen Abstieg legte Lavelepe zu Fuß zurück; den Genuß sich die Beine zu vertreten begrissen seine Reisegefährten, meist Bergwerksarbeiter, nicht, und sie fragten ihn, ob er etwa Fußgänger von Profession sei. Unterwegs überholte man eine Schar Ochsen und Maulthiere, welche Lebensmittel und Geräthe nach Leadville schafften. Solche Karawanen brauchen bis dahin nicht weniger als sechs Tage von der nächsten Eisenbahnstation, und mindestens ebenso viel, um mit Erz beladen letztere zu erreichen, zusammen also 13 bis 14 Tage. Wie reich müssen die Minen sein, um solche Kosten zu tragen! Doch sind schon zwei oder drei Bahnen im Bau, die sich anfangs einen heftigen Tarifkrieg machen werden; in zwei bis drei Jahren werden die Actionäre der neuen Bahnen abwechselnd ruinirt und steinreich werden[1]). Einstweilen aber trifft man noch auf Schritt und Tritt auf Gerippe und Leichen gefallener Lastthiere. Auf der letzten Station stiegen zwei Mädchen in die Postkutsche, ein seltenes Ereigniß in dieser Gegend, wo sich das weibliche zum männlichen Geschlechte wie 1 : 500 verhält. Dann hinab ins Thal des Arkansas und dasselbe drei Stunden lang aufwärts bis Leadville, wo der California Gulch in den Hauptfluß endet.

Wie bei allen Bergwerksorten verkündigt sich die Nähe von Leadville durch die völlige Abwesenheit von Bäumen. Ein ganzer Wald ist verbraucht worden, um die junge Stadt aufzubauen, und so weit das Auge reicht, sieht man Baumstümpfe, welche zwei bis drei Fuß über dem Boden abgehauen worden sind. Nur das niedrige Gebüsch blieb verschont und verbirgt die neuen Häuser dem Auge. Zuerst erblickt man Hütten aus Zweigen und Lehm; dort hausen die zuletzt Angekommenen, die ruinirten Bergwerksarbeiter und sonstigen Unglücklichen. Dann folgen mehrere „corrals", große Vierecke, welche auf zwei Seiten von Pallisaden aus Tannenstämmen, hinten durch Ställe und vorn durch Schuppen für die Menschen umgrenzt sind; drinnen stehen Wagen und irren Zugthiere umher. Das Ganze erinnert an Mexiko und Südamerika.

Endlich ist die Stadt selbst erreicht; in der Hauptsache besteht sie (oder besser bestand sie im Jahre 1878[2]) nur aus einer breiten, etwa 1000 m langen Straße aus Holzhäusern, meist mit Veranden, welche den Bürgersteig überragen und zu beiden Seiten eine Art gedeckten Ganges bilden, der gegen Regen und Sonne schützt. Von den Balkonen hängen Schilder aller Art in schreienden Farben und mit riesigen Lettern herab und machen sich gegenseitig die Aufmerksamkeit des Publikums streitig. Es ist die amerikanische Reklame in ihrer ganzen Gewaltsamkeit, in Verbindung mit jenem sonderbaren gesellschaftlichen Zustande, wo aus der primitiven Barbarei schon Elemente der vorgeschrittensten Civilisation sich hervorheben. In scharfem Galoppe hält der Kutscher seinen Einzug in die Stadt; aber schon im Vorüberfliegen bemerkte Lavelepe einen Laden voller nouveautés, eine Zeitungsredaktion, zwei Gasthöfe und eine Anzahl „bars", deren mehrere sich als Konzertkaffeehäuser ankündigten, eine Species, welche sich über die ganze Welt zu verbreiten anfängt. Das Gasthaus, wo der Reisende absteig, wies eine sonderbare Mischung von gewöhnlichsten Gebrauchsgegenständen und von europäischem Luxus auf. Keine Teppiche, die man sonst in Amerika überall findet; als Waschtisch ein roher Holztisch, Decken von grober Wolle, aber ein prachtvolles Bett aus polirtem Nußbaumholz und ein Kleiderschrank mit Spiegel, der im Astor House in New York hätte paradiren können. Derselbe Zustand unten im Speisesaale, wo nur Verglente als Gäste zu finden waren und ihre stereotypen Gespräche über Gruben und Erze führten; rohe Holzwände, ein Tischtuch, dreibeinige Sessel, gewöhnliches Geschirr neben geschliffenen Krystallgläsern und höchst eleganten Messern mit Elfenbeingriffen.

[1]) Jetzt ist Leadville mit Denver durch eine den South Park kreuzende schmalspurige Bahn verbunden, s. Sartorius von Waltershausen „Eine junge Stadt in dem Felsengebirge Colorados." Allgemeine Zeitung, 16. April 1882, Beilage.

[2]) Jetzt zählt sie mit den sie umgebenden Ansiedelungen nach Sartorius von Waltershausen a. a. O. etwa 20000 Einwohner, zwei Haupt- und eine Anzahl Querstraßen, mehrere große Hotels, ein geräumiges Postgebäude, eine City hall u. s. w.

Digitized by Google

Die Ersteigung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch.

[Nach dem „Diario de Manila“ [1]).]

Von Prof. **F. Blumentritt.**

Den ersten Versuch den Vulkan Apo zu ersteigen unternahm der Gouverneur des Distrikts Davao, Don José Oyanguren, im J. 1859. Er rüstete einen förmlichen Heereszug aus, denn ihn begleiteten zwei Offiziere, 20 Soldaten, 30 beportirte Catalanen und 13 Bagobos, es hatten sich ihm auch zwei Private (Spanier?) angeschlossen. Die Expedition brach von Davao auf und stieg das Thal des Rio Tagulaya oder Sibulan bergan. Oyanguren sah sich bald genöthigt von seinem Vorhaben abzustehen und nach Davao zurückzukehren, zwanzig von den Mitgliedern der Expedition erlagen den Mühseligkeiten des Marsches, sie starben wenige Tage nach der Heimkehr.

Nach einem Zeitraume von 11 Jahren erneuerte der Commodore der im Golfe von Davao stationirten Kriegsschiffe, Hr. Real, den Versuch, aber ebenso vergeblich, wie sein Vorgänger. Erst dem französischen Reisenden Dr. Montano und dem Distriktsgouverneur Rajal gelang das Unternehmen. Rajal knüpfte mit den am Fuße des Vulkanes wohnenden Bagobos Unterhandlungen an, um sich ihrer Unterstützung und der Stellung von Führern und Lastträgern zu sichern. Der Bericht über diese Expedition ist bereits von Dr. Montano veröffentlicht worden (Bulletin de la Soc. de Géogr. 1881, Juin, p. 552 seq., vgl. Globus XL, S. 144), es genügt daher zu erwähnen, daß es dem Dr. Montano und dem Herrn Martinez gelang, im Oktober 1880 die nordöstliche Spitze des Berges zu ersteigen, dessen Höhe mit 3130 m angegeben wurde.

Die deutschen Doktoren A. Schadenberg und O. Koch, welche seit Spätherbst 1881 in Davao verweilen, unternahmen am 20. Februar l. J. den zweiten Versuch, den Vulkan zu ersteigen. Sie brachen von dem Dorfe Sibulan auf, welches nordnordöstlich vom Vulkane liegt. Sieben Bagobos begleiteten sie als Lastträger, welche auf dem Marsche sich durch Gesang ermunterten. Man überschritt hierauf den Rio Baracatan auf einer Bambu-Brücke. In dem Dorfe Bitil wurde Halt gemacht, um ein Individuum näher zu untersuchen, welches als Hermaphrodit gilt; es war wie ein Weib gekleidet, seine Stimme war grob, die Bagobos nannten es Capitan (Häuptling). Man wandte sich dann gegen Westen und durchwatete den Rio Balangan, einen Nebenfluß des schon erwähnten Tagulaya oder Sibulan. Von da an begannen dem Weitermarsche sich große Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Zum Glücke war, als man um 2 Uhr an den Tagulaya selbst gelangte, noch die Brücke vorhanden, welche im Jahre 1880 von Rajal über den Fluß geschlagen worden war. Nach kurzer Rast brachen Schadenberg und Koch in westlicher Richtung auf und erstiegen auf diesem Wege einen konisch geformten Berg von 2000 (spanischen?) Fuß Höhe. Beim Herabsteige trafen sie den Rio Balacio; dieser fließt von Süden nach Norden und ergießt sich weiter unten in den Tagulaya. Die im Bette des Balacio liegenden großen Felsblöcke ermöglichten einen leichten Uebergang. Nach Ersteigung einer niedrigen Wasserscheide kamen die Reisenden um 4½ Uhr zu einem zweiten Nebenfluß des Tagulaya, dem Rio Bernein, seine Richtung ist von Südost gegen Nordwest. Seine Tiefe ermöglichte den Uebergang nur durch Schwimmen, was trotz der reißenden Strömung glücklich ablief. Man befand sich nunmehr am Fuße des Vulkans, dessen Abhänge zu ersteigen waren. Ein dichter Nebel verschleierte die Landschaft und durchnäßte die Kleider der Bergsteiger. Man marschirte jetzt parallel dem Tagulaya und zwar so, daß der Fluß, der in der Tiefe schnell dahinfloß, zur rechten Hand blieb. Um 5 Uhr 45 Min. war der Tagemarsch zu Ende, man machte im Bagobo-Dorfe Tagodeia Halt. Dieses liegt circa 1000 m hoch, hundert Fuß tiefer fließt der Tagulaya, der hier Sibuan heißt, vorbei. Die Bagobos räumten den Reisenden das geräumigste der zwölf Häuser ein, welche die Niederlassung bilden, und bewirteten sie mit Aïac (Reisbranntwein) und anderen Erfrischungen. Die Bagobos drängten sich um die Weißen, wohnten ihrem frugalen Nachtessen bei und umschwärmten sie mit ihrer gutmüthigen Zudringlichkeit, bis sie von den der Nachtruhe bedürftigen Reisenden freundschaftlich hinausgewiesen wurden. Die Nacht war bitterkalt und windig.

Um 5 Uhr 30 Min. Morgens erhoben sich die deutschen Reisenden und nahmen ein Bad in dem sehr kalten Wasser des Tagulaya, der Himmel war heiter, die Temperatur kühl (13° C. um 6 Uhr Morgens). Um 9 Uhr wurde aufgebrochen und zwar in nordwestlicher Richtung, der Tagulaya floß dreihundert Meter tiefer mit reißender Schnelligkeit. Die durch drei Bagobos von Tagodeia verstärkte Expedition gelangte um 10 Uhr zur letzten Hütte, welche zum Dorfe Tagodeia gehörte. Von hier aus genossen sie eine herrliche Aussicht auf die Ostküste des Busens von Davao und die in demselben liegende Insel Samal und Talicut, sowie auf Davao selbst. Diese Hütte liegt 1150 m über dem Meeresspiegel.

2½ Stunden ging der Weg durch dichten Urwald, in welchem man auf Bäume von 100 Fuß Höhe und auf Farnkräuter bis zu 30 Fuß Höhe oder Länge stieß. Um 1 Uhr langte die Expedition an den Ufern des Uaig-mainit an, der Name des Flusses, der hier 1320 m hoch liegt, bedeutet in der Bagobo-Sprache „Warmes Wasser“; an der Stelle, wo Schadenberg und Koch sich befanden, war das Wasser nur lauwarm, im Oberlaufe aber sollte nach den Angaben der Bagobos die Wasserwärme eine intensivere sein. Man findet hier eine Varietät des Kampherbaumes, beim weitern Aufstieg begann aber die Vegetation einen andern Charakter anzunehmen: die hohen Bäume fehlten, ebenso begannen die Laurineen, die man noch an den Ufern des Uaig-mainit getroffen hatte, zu verschwinden, dagegen zeigten sich Farnkräuter in großer Fülle, sowie Exemplare von Abies-Species und einzelne Species von Dracaena.

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alex Schadenberg y Otto Koch (im XXXIV. Jahrgang Nr. 88 und 89).

Digitized by Google

Alles triefte von Nässe und wies an Bäumen und Steinen die Spuren der Regenzeit auf, Stämme und Gesträuch waren alle mit Moos bedeckt. Man drang dann in einen förmlichen Wald von Farnkräutern ein. Um 3 Uhr erreichten die Reisenden den Rio Siriban, einen Nebenfluß des Tagulana. Der Lauf des Flusses ist durch das Terrain so verdeckt, daß man ihn erst auffand, als man in die unmittelbare Nähe desselben kam. Im Bette des Siriban lagen große Stücke Schwefel, Lavablöcke und andere Auswurfsstoffe des Vulkans. Eine Zeitlang maschirte die Expedition im leeren Flußbette, doch bald stieß man auf fließendes Wasser, das aber seines Gehaltes an Schwefelsäure und Schwefelwasserstoff wegen nicht zu trinken war. Die Vegetation an den Ufern des Siriban war gänzlich erstorben, das Moos an den Steinen hatte eine schwefelgelbe Farbe angenommen.

Um 4 Uhr gelangten die Reisenden wieder zu einem schönen Aussichtspunkte; vor ihnen präsentirte sich der Apo mit seinen zahlreichen Solfataren, denen Dampfwolken entstiegen. Auch der gänzlich veränderte Charakter der Vegetation fesselte die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher. Die Farnkräuter waren verschwunden, dagegen zeigten sich Rhododendren, die mitunter 20 Fuß hoch waren, und zahlreiche, verschiedene Species angehörige Myrtaceen, die eine Höhe bis zu 50 Fuß erreichten. Alles stand in Blüthe. Nicht weit vom rechten Ufer des Siriban in einer Höhe von 2060 m über dem Meeresspiegel wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die Nacht war so bitterkalt [1]), daß von Schlaf wenig zu reden war. Trotz der nordischen Morgenfrische nahm Herr Schadenberg ein Bad im Siriban. Man nahm dann mit den mitgeschleppten Apparaten den Apo auf. Um 9 Uhr wurde der Weitermarsch angetreten, ein Bagobo blieb aber im Lager zurück, um die durchnäßten Gepäckstücke zu trocknen. In südlicher Richtung marschirte man durch einen Wald von blühenden Rhododendren und Myrtaceen, in dem man viel Honig wilder Bienen antraf, eine willkommene Erquickung. Später wurde der Marsch sehr beschwerlich; man mußte mit dem Bolo (Waldmesser) sich den Weg durch das dichte Gestrüpp bahnen. Die Myrtaceen wurden spärlicher, dagegen Wachholder sehr häufig. Man stieß einigemal auf Höhlen, in denen süßes Wasser vorhanden war. Dann kam aber ein Gewirr von abgestorbenen Farnkräutern und Rhododendren; über einen Kilometer zog sich der Marsch über dieses Chaos dahin, man mußte förmlich wie ein Seiltänzer auftreten, Dr. Schadenberg that einmal einen Fehltritt und verfank bis zu den Schultern in Moder. Endlich änderte man die bisher südliche Marschrichtung und ging gerade aus auf die Bergspitze zu. Bald wies die Vegetation ein ganz europäisches Bild auf, keine Rhododendren waren mehr zu erblicken, dagegen nur Wachholder und Baceinien, darunter erreichte eine (mit schwarzen Beeren) eine Höhe von 4 Fuß! Moose und Flechten waren häufig. Man befand sich auf 2420 m Seehöhe.

Um 1 Uhr gelangten Schadenberg und Koch zur ersten Solfatare, die in einer Seehöhe von 2700 m [1]) lag und zwar in einer mächtigen Erdspalte. Man sah von hier aus, wie die Berglehne zahlreiche Solfataren aufzuweisen hatte, schwefelige Dämpfe wirbelten in die Höhe und der Boden, auf dem die Reisenden standen, fühlte sich warm an. An einigen Stellen sah man Pfützen, in denen klares Wasser brodelte. Auf dieser Höhe stand ein Erinnerungszeichen der Expedition von 1880, ein Stein mit der Inschrift „Apo. Unsen expedicion Rajal. 1880.“ Der Aufstieg ging nun leicht und ohne Mühsal von statten, so daß man um 1 Uhr 45 Min. bereits die 3150 m hohe nordöstlichste Spitze des dreigipfligen Vulkan erreicht hatte. Während Dr. Koch mit photographischen Aufnahmen sich beschäftigte, erstieg Dr. Schadenberg den höchsten (südwestlichen) Gipfel des Apo, dessen Seehöhe er mittels der Barometermessung auf 3300 m bestimmte. Die Aussicht war lohnend: südöstlich von dem Pico, auf welchem Schadenberg stand, lag im großen Krater des Vulkans etwa 400 Fuß tiefer ein See mit ziemlicher Wasserumenge, zur Linken des Sees erhob sich eine natürliche Pyramide von durch den Schwefel gebleichten Felsblöcken, rechts stieg die dritte bis jetzt noch unerstiegene Gipfelspitze in die Höhe. Der ehemalige Krater ist im Nordwesten von den drei erwähnten Picos abgeschlossen, gegen Südosten zu aber offen und ohne Wald. Die beschriebene Felspyramide liegt so ziemlich in der Mitte. Schadenberg konnte genau Davao und die im gleichnamigen Golfe gelegenen Inseln Samal und Talicut unterscheiden, ebenso die im Osten des Golfes gelegenen Landmassen. Im Süden sah Schadenberg das Meer und den erloschenen Vulkan Matutum, gegen Westen konnte er sehr deutlich die großen Seen Buluan und Liguasan wahrnehmen. Auf dieser Seite des Apo zeigten zahlreiche aufsteigende Dampfwolken die Existenz von Solfataren an. Der Stand der Sonne hinderte in der Gegend von Cottabato etwas deutlich zu unterscheiden, dagegen erblickte Dr. Schadenberg in nordnordwestlicher Richtung am Abhange des Apo einen zweiten See, der aber kleiner als der Kraterfee erschien und auch viel tiefer lag. Der Horizont wurde im Nordwesten und Norden durch den Monte Parac und dichtbewaldete Berge abgeschlossen. Heidelbeerspecies und Wachholder bildeten die Vegetation. Der Himmel war nur schwach bewölkt, eine glückliche Ausnahme von der Regel, denn der Apo ist gewöhnlich in Wolken gehüllt, auch sind Regengüsse häufig. Dr. Schadenberg grub an der höchsten Spitze eine Flasche, welche einen von der Ersteigung berichtenden Zettel enthielt, bis zum Halse in den Erdboden und kehrte dann zu Dr. Koch zurück.

Um 3 Uhr 30 Min. begann der Abstieg und zwar auf einem andern Wege, als man gekommen. Bei einer Solfatare fand Dr. Schadenberg ein circa 10 Pfund schweres Stück Schwefel, aus schönen Krystallen zusammengesetzt. Die Bagobos, welche den Vulkan für den Wohnsitz eines bösen Dämons halten, weigerten sich, das Stück zu tragen, so mußte sich denn Dr. Schadenberg entschließen, sich selbst damit zu schleppen. Der Boden war sehr heiß; stieß man mit dem Messer in die Erde, so fuhren Schwefeldämpfe hervor. Der Weg wurde immer mühseliger; oft glitten die Reisenden aus oder mußten eine Strecke steilen Abhange herunterkriechen, so daß die Kleider zerfetzt wurden und die Haut Kratzwunden erhielt. Gegen Abend langten sie glücklich in dem Lager an, wo sie den einen Bagobo zurückgelassen hatten. Der Abend war heiter und schön, das Thermometer zeigte um 8 Uhr Abends 10° C. Am andern

Temperaturmessungen am 21. Februar:

5 Uhr	40 Minuten	Nachmittags	.	15,6° C.
7 „	30 „	„	.	9,2° „
8 „	— „	Abends	.	7,4° „

Temperaturmessungen am 22. Februar.

3 Uhr	— Minuten	Morgens	.	4,2° C.
5 „	30 „	„	.	3,7° „
5 „	45 „	„	.	2,1° „
6 „	— „	„	.	3,1° „
7 „	30 „	„	.	8,7° „
9 „	— „	„	.	12,7° „

[1]) Die Expedition von 1880 ermittelte die Seehöhe der ersten Solfatare auf 2400 m.

Digitized by Google

Morgen, den 23. Februar, um 6 Uhr waren 12,5° C. Wärme und der Himmel ganz klar. Dr. Koch photographirte die Umgegend des Nachtlagers. Mit leeren Mägen brach man auf und langte nach schweren Mühen um 9 Uhr Abends in Sibulan, dem Ausgangspunkte der Expedition, an. Bemerkenswerth ist, daß man am Rio Siriban weite Strecken mit abgestorbener Vegetation fand, in denen sich einzelne Myrtaceen- und Rhododendren-Inseln erhoben.

Der Erfolg dieser Expedition ermuthigte die deutschen Forscher zu einer zweiten Ersteigung. Sie verließen am 16. März Tagodeia um 8 Uhr 45 Min. Morgens und erreichten um 1 Uhr 45 Min. ihr altes Nachtlager am Rio Siriban, die neuerliche Höhenmessung ergab nun 2040 m. Dichter Nebel verschleierte die ganze Landschaft und der Regen floß in Strömen bis 5 Uhr. Das Thermometer zeigte um 6 Uhr Abends 13,8° C. und zwei Stunden später 12,5° C. Die Nacht war heiter. Die Temperatur der Luft wies am 17. um 5 Uhr 45 Min. Morgens 10° C. auf. Die Temperatur des (mitgebrachten?) süßen Wassers betrug um 6 Uhr Morgens 12,5° C. und jene des Flußwassers des Siriban zur selben Zeit 15° C.

Bei bewölktem Himmel brachen Schadenberg und Koch um 8 Uhr Morgens auf und erreichten die erste Solfatare um 10 Uhr 45 Min. Ihre Seehöhe wurde jetzt auf 2680 m bemessen. Sie stiegen zur selben herab um Schwefelproben zu holen und die Quelle des Rio Siriban sich anzusehen. Die Temperatur des Quellwassers betrug 31,2° C.; schwefelige Gase stiegen in Blasen empor. Man stieg nun weiter, aber der Regen hatte sich wieder eingestellt und der Nebel war so dicht geworden, daß man kaum auf zehn Schritte weit sehen konnte. Trotzdem gelang es den von Dr. Schadenberg am 22. Februar erstiegenen Pico, dessen Höhe zu 3280 m bestimmt wurde, zu erklimmen. Eine zweite Flasche wurde hier eingegraben; sie enthielt einen Zettel mit den Namen der Bergsteiger und dem Datum der Ersteigung. Das Wetter war abschenlich, Wind und Regen wiesen eine große Heftigkeit auf, die Temperatur war sehr frisch: 5° C. Der Abstieg wurde am westlichen Hange vorgenommen, man stieß hier auf drei Krater, welche früher Seen gebildet haben müssen, fand auch am Grunde derselben etwas Wasser und Schlammboden. Der erste Krater war ringförmig mit einem Durchmesser von 40 m Länge, die beiden anderen besaßen eine oblonge Form, bei beiden letzteren betrug der längere Durchmesser (von O st gegen West gerichtet) circa 100 m, der kürzere (von Nord gegen Süd gezogene) 20 m. Die beiden oblongen Krater waren nur durch eine wenige Meter hohe Wand von einander getrennt, die Reisenden schätzten die Seehöhe der beiden Kraterbodenflächen auf 3220 m. Schadenberg und Koch wollten dann den See erreichen, den der erstere vom höchsten Pico des Apo aus am 22. Februar erblickt hatte, aber der dichte Nebel sowie der heftige Regen zwangen sie von diesem Vorhaben abzustehen. Aus gleichen Gründen unterblieb die Besteigung des dritten und niedrigsten (westlichwestlichen) Gipfel des Apo. Koch und Schadenberg sprechen die Ansicht aus, daß man auf den Höhen des Apo an vielen Tagen Eis (am frühen Morgen) antreffen könnte und daß Schneefälle nicht selten eintreten dürften.

Beim Abstiege stießen die deutschen Forscher dicht unter dem höchsten Gipfel auf zwei neue Solfataren und 100 m tiefer sahen sie aus einem Loche geruchlose Wasserdämpfe aufsteigen. Um 6 Uhr langten sie nach beschwerlichem Marsche bei ihrem alten Lagerplatze am Rio Siriban an, wo sie die Nacht zubrachten, doch wurde ihr Schlaf durch das Bellen der verwilderten Hunde gestört, welche an den Abhängen des Apo sehr zahlreich sind und eine solche Verwegenheit aufweisen, daß sie selbst die Pagodas angreifen, wenn diese im Walde nach Honig suchen oder auf dem Jagdpfade streifen. Am 18. März zeigte das Thermometer 13° C. um 6 Uhr Morgens. Der Abstieg erfolgte auf dem alten Wege, um 12 Uhr war die Gesellschaft schon in Tagodeia und um 4 Uhr 30 Min. hatten sie den Ort Sibulan, wo Schadenberg und Koch damals ihren Aufenthalt genommen hatten, erreicht.

Gedebus und Sintren.

Von **E. Metzger.**

Vor etwa zwanzig Jahren befand ich mich in einer damals noch ziemlich wenig besuchten Gegend der Preanger Regentschaften auf Java, mit den Vorarbeiten für die Anlage einer Eisenbahn beschäftigt (die endlich im März dieses Jahres eröffnet ist). Um ganz in der Nähe meiner Arbeit zu sein, hatte ich mein Lager in einem kleinen Dorfe aufgeschlagen, welches so ziemlich im Mittelpunkt der mir zugewiesenen Strecke gelegen war. Mehr als eine Meile von mir entfernt wohnten zwei Gutsbesitzer, mit denen ich gute Nachbarschaft hielt; gleichwohl sahen wir einander nur gelegentlich, denn über Tag hatte jeder von uns seine eigene Arbeit, die wohl einmal eine zufällige Begegnung herbeiführte, aber doch nur selten Gelegenheit zu längerem Verweilen gab, und Abends waren wir zu müde, um noch aufs Pferd zu steigen, Besuche zu machen und in tiefer Nacht auf ziemlich schwierigen Bergwegen nach Hause zurückzukehren. Unter diesen Umständen war es mir sehr lieb, daß der Häuptling des Distrikts — Wedhono oder Bedana ist sein Titel (was „Stier“ bedeutet) —, der auch in meiner Nähe wohnte und der sehr viel Vergnügen an meinem Umgang zu finden schien, mich häufig Abends besuchte und manchmal bis spät in die Nacht bei mir verweilte. Ich gebrauchte oben den Ausdruck „Häuptling“. Damit dieses Wort nicht die Erinnerung an irgend welchen Mohikaner oder Irokesen erweckt, will ich, obwohl es dem Gegenstand, mit dem sich diese Zeilen beschäftigen, vollkommen fremd ist, dem weniger mit Java bekannten Leser anzudeuten suchen, in welcher Art er sich einen solchen Häuptling eigentlich vorzustellen hat.

In der Zeit, von der ich spreche, waren die meisten derselben von altem Blute oder behaupteten wenigstens es zu sein. Mit wenigen Ausnahmen führten sie einen Geburtstitel und waren, wenn auch nicht sehr unterrichtete, doch meist sehr scharfsinnige Männer. Wenn man berücksichtigt, daß die eigentlichen Volkssprachen von Java (sundanesisch, javanisch und maduresisch) je drei mehr oder weniger verschiedene Ausdrucksweisen (niedrige, mittlere und hohe Sprache) besitzen, die neben- und durcheinander gebraucht werden je nach der Stellung der Personen, welche mit einander sprechen oder über die gesprochen wird — eine

Digitized by Google

Schwierigkeit, von welcher sich selbst der keine Vorstellung machen kann, der sich mit dem Gebrauch von tu, voi und lei im Italienischen recht vertraut gemacht hat, da in den Landessprachen Javas für viele Ausdrücke in jeder der drei Klassen besondere Wörter bestehen —, daß außerdem jeder eingeborene Häuptling oder Beamte die malaische Sprache, das Mittel für den gewöhnlichen Verkehr, kennen muß, daß viele derselben Holländisch wenigstens einigermaßen verstehen, so wird man gern zugeben, daß wenn auch in jenen Tagen ihre formelle Bildung, zu deren Erwerbung die Gelegenheit manchmal fehlte, oft viel zu wünschen übrig ließ, doch der Geist schon durch die Erwerbung der nöthigen Sprachkenntnisse — und die Etikette für den Gebrauch der hohen, mittlern und niedern Sprache ist sehr streng — ziemlich viel „Hirngymnastik“ geübt hatte, mehr vielleicht, als sehr viele Europäer, welche mit solchen Leuten in Berührung kommen, anzunehmen geneigt sind. Gewöhnlich schicken die eingeborenen Beamten mittlern Ranges, welche eine Ehre darin suchten, ihren Sprößlingen einen einigermaßen europäischen Schliff zu geben, ihre Söhne im Alter von 8 bis 12 Jahren, auch wohl früher und später, in das Haus eines Europäers, am liebsten eines Beamten, mit dem sie auf gutem Fuß standen. Der Junge wuchs da auf einigermaßen gleichem Fuße mit den Kindern des Hauses auf, lernte wohl mit ihnen, besuchte auch manchmal eine Schule; wurde er älter, so verrichtete er allerlei Dienstleistungen; dafür aber sah er, wie es in einem europäischen Haushalt zuging und lernte sich an den Umgang mit Europäern gewöhnen. Später trat er womöglich als Schreiber bei einem Beamten ein, gewann so einen Einblick in die Verwaltung, kam, wenn er sich Freunde erworben hatte, in eine Stellung als Beamter und rückte je nach Umständen weiter vor. Eine solche Erziehung hatte denn auch mein Nachbar genossen und er hatte eine große Vorliebe für alles Europäische und einen ungeheuren Wissensdurst, der manchmal selbst unbequem werden konnte, aus der Zeit seines Aufenthalts in einem europäischen Hause mitgebracht. Nachdem wir erst einmal mit einander etwas vertraut geworden waren, brachte er, wie gesagt, viele Stunden bei mir zu und quälte mich mit allerlei Fragen, wogegen ich ihm dies mit Zinsen heimzahlte und viel von ihm über Land und Leute lernte.

Meine Wohnung war nicht sehr anlockend; ich hatte mir ein gewöhnliches Wohnhaus eines Eingeborenen — es hatte übrigens Holzwände, ein Luxus, den man ziemlich oft in den Preanger Regentschaften findet — etwas ausbessern lassen; farbige Leinwand bildete die Decke, damit mir nicht etwa eines Abends ein Gekko (Platydactylus guttatus), deren eine Anzahl im Dachstuhl hauste, auf den Kopf fiel; ebenso waren die Seitenwände mit ähnlichen Tüchern geschmückt und durch Vorhänge zu beiden Seiten des Eingangs zwei Zimmer hergestellt worden, welchen ich versucht hatte durch wenige, größtentheils aus Bambu verfertigte Möbel ein etwas häusliches Aussehen zu geben. Der Mittelraum war eigentlich ein Durchgang zwischen der Küche und der offenen Veranda; letztere diente — bei gutem Wetter wenigstens — zu jeglicher häuslichen und wissenschaftlichen Beschäftigung. Da wurde gegessen und gezeichnet, studirt und Toilette gemacht, wenn nicht etwa in der Westmonsoon der Wind den strömenden Regen hinein peitschte. Der Flur, der sich, wie es im westlichen Java allgemein üblich ist, einige Fuß über den Erdboden erhob, bestand aus Bambu; nämlich zunächst aus einigen mit Zwischenräumen liegenden ganzen Bambus, welche die Stelle der Balken vertraten, darüber ein Flechtwerk aus gespaltenem Bambu anstatt der Bretter. Daß es bei einer solchen Zusammensetzung des Gebäudes einiger Uebung bedurfte um Tische und Stühle so aufzustellen, daß sie auf den durchlaufenden Bambus ruhten, ist leicht ersichtlich, und dies war nothwendig, wenn man vermeiden wollte plötzlich ein Stuhlbein durch den gestochtenen Flur hindurchstoßen oder den gedeckten Tisch in stürmisches Schwanken gerathen zu sehen. In diesem Raum nun saßen wir einen Abends; unser einfaches Essen war eben abgetragen und das Gefolge des Bedana that sich mit meinen Leuten an den Resten des Mahls gütlich; da kam der Tjamat (ein Häuptling, der unter dem Bedana steht), der in meinem Dorfe wohnte, ließ sich vor der Veranda auf einer für diesen Zweck da bereit liegenden Matte nieder, brachte die zusammengelegten Hände zum Gruß an die Stirn und rauchte, in der Erwartung, daß der Bedana, der sich noch mit mir unterhielt, ihn anreden würde, seine Cigarette weiter [1]).

Nachdem ich eine kurze Pause im Gespräch hatte eintreten lassen und der Bedana auf die Gegenwart seines Untergebenen aufmerksam geworden war, entspann sich zwischen beiden eine kurze Unterhaltung, von der ich — ich befand mich erst seit wenigen Monaten in den Sundadistrikten — kein Wort verstand. Dann fragte mich der Bedana: „Wünscht der Herr das Gedebusspiel zu sehen?“ Natürlich ging es mir ebenso, wie es wohl dem größten Theil meiner Leser gehen dürfte; ich wußte nicht, was das war. Nach einigen Mißverständnissen wurde mir die Sache deutlich gemacht und will ich die erhaltene Belehrung in den folgenden Worten zusammenfassen: „Die „Gebedus“ sind fromme Diener des Propheten, die durch Reinigung, Fasten und Gebet, namentlich aber durch das Gebet eines frommen Mannes gar wunderbare Eigenschaften erlangen. Kein Eisen verwundet sie, kein Feuer brennt sie, kein Strick ist im Stande sie zu binden. Sie zeigen ihre Kunst nur um den Ruhm Allahs und seiner Propheten zu erhöhen und zu diesem Zweck wandern sie umher, um die Herzen der Gläubigen zu stärken und die Ungläubigen zum Glauben zu erwecken, nehmen aber keine Bezahlung an.“ Die Truppe, welche uns eine Vorstellung geben wollte, lebte ganz in meiner Nähe als eine Art religiöser Gemeinschaft; soweit der Bedana wußte, gab es nur wenige derselben und zwar nur in den Sundatanden; ich selbst habe sie weder vorher noch nachher wieder in gleicher Form angetroffen und auch nur einige wenige Notizen über sie gefunden, die ich weiter unten mittheilen will; zunächst gebe ich zu der Beschreibung des merkwürdigen Schauspiels über, welches mir geboten wurde, nachdem ich die Erlaubniß zur Aufführung desselben gegeben hatte.

Einer nach dem andern traten einige Leute in der gewöhnlichen Tracht der Eingeborenen der Sundaländer ein, einige von ihnen trugen allerlei Geräthschaften in der Hand; ihnen folgte ein älterer Mann, der das Zeichen eines Hadji (Mekkapilgers), ein in der Art der Türken um den Kopf geschlungenes Kopftuch [2]), trug; in der Hand hatte er zwei kupferne Gefäße. Er trat bescheiden auf uns zu, begrüßte uns und erbat die Erlaubniß mit seinen Genossen einige Uebungen in meinem Hause vornehmen zu dürfen. Nachdem dies alles abgemacht war, erfuchte ich ihn mit seinen Gefährten Platz zu nehmen. Er ließ sich an einer Seite der Veranda nieder, auf einer Matte, die ich hatte hintegen lassen; er erbat sich etwas gekochten Reis

[1]) Ich erwähne absichtlich diese den Sundanesen eigenthümliche Gewohnheit in Gegenwart von Höherstehenden und selbst im Gespräch mit ihnen unaufgefordert weiter zu rauchen.

[2]) Alle männlichen Eingeborenen von Java tragen es immer, aber in sehr verschiedener Art, nur Hadjis in der Form eines Turban.

Digitized by Google

und reines Wasser aus dem Fluß, womit er die mitgebrachten Gefäße füllte; den Reis stellte er etwas links, das Wasser gerade vor sich hin. Rechtwinklig zu ihm, an der andern Wand der Veranda, den Zuschauern gegenüber, saßen drei seiner Begleiter, jeder mit der Kendang (einer Art Trommel) vor sich; ihm gegenüber die drei Personen, welche bestimmt waren ihre Kunst zu zeigen, alle mit gesenktem Kopf ohne sich viel umzusehen. Bei ihrem Eintreten hatten sie uns schweigend gegrüßt. Zwei ihrer einfachen Lampen hatten sie, obwohl der Raum gut erleuchtet war, zu beiden Seiten der Musikanten aufgestellt. Als die Leute Platz genommen hatten, ließ ich ihnen Kaffee und Backwerk anbieten; nur der Hadji nahm dies an, für seine Begleiter aber wies er jede Erfrischung ab. Vor den Künstlern lagen ihre Apparate, ziemlich lange Stilette mit starkem Griff und rundem Stichblatt; ich bat um die Erlaubniß dieselben besehen zu dürfen, die auch bereitwilligst gegeben wurde. Da der Wedana mir mittlerweile erzählt hatte, was sie mit diesen Stiletten ausführen würden, prüfte ich dieselben genau, konnte aber keine verborgene Feder (siehe unten) daran finden, die Klingen waren rund etwa von der Dicke eines Gänsekiels mit sehr langer, scharfer Spitze, also mehr Priemen. Nachdem ich Platz genommen, bat der Hadji um die Erlaubniß anfangen zu dürfen, die ich ihm, da ich neugierig geworden war, gern ertheilte.

Die Trommelschläger fingen an ihre Instrumente zu bearbeiten und begleiteten diese weniger schöne als geräuschvolle Musik mit eintönigem wilden Gesang; der Hadji fing an zu beten; ein altes Exemplar des Koran lag aufgeschlagen vor ihm. Dies dauerte einige Minuten; immer schneller flossen die Worte von seinen Lippen, immer schneller bog sich sein Oberkörper vorn über und erhob sich wieder, dann fing er an bei jeder Verbeugung mit trockenen Lippen gegen das Wasser zu spucken [1]). Plötzlich hielt er inne, dann rief er dreimal den Namen Allahs, dann den Namen des Propheten, des Scheik Abdul Kader Djilani, des Scheik Mahomed el Djanad Djemi und einiger anderer (die ich mir natürlich erst später habe nennen lassen). Nun erhoben sich die drei Leute, denen die Hauptrolle zugedacht war, jeder ein Stilett in der Hand. Wieder fingen die Trommeln an zu lärmen, die Trommelschläger erhoben ein wüstes Geschrei, die drei handelnden Personen mischten ihre Stimmen in die der anderen und fingen an im Takt rund zu gehen; der Hadji betete wieder, wieder flossen die Worte schneller und schneller von seinen Lippen, Schweiß perlte auf seiner Stirn, er schien in Todesangst. Auch der Takt der Musik war beschleunigt, endlich rasend wild. Die Schnelligkeit der Tänzer (so will ich sie der Kürze wegen nennen) hielt damit gleichen Schritt; plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sie die Stilette und setzten sie zwischen Schlüsselblatt und Hals und schienen mit aller Gewalt auf dieselben zu drücken, ohne daß sie sich im geringsten verletzt hätten, dann erhoben sie die Waffen aufs Neue und brachten sie mit einer andern Stelle ihres Körpers in Berührung mit demselben Erfolg. — Jetzt wurde das Gebet und die Musik langsamer, die Tänzer nahmen ihre Plätze ein. — Ich muß bekennen, bis dahin hatte mir die Sache nur sehr mäßig imponirt; ich war darauf vorbereitet die Waffen, wenigstens scheinbar, in den Körper eindringen zu sehen und hatte dann, trotzdem ich die Klingen geprüft hatte, noch an einen Betrug gedacht, der aber mit Rücksicht auf die scharfen Spitzen doch wohl auch seine gefährliche Seite gehabt haben würde. So aber hatte ich deutlich gesehen, daß, obwohl die Hand durch die Spitze eingedrückt wurde, die Klinge nicht einzudringen schien, und ich konnte in dem Schaukpiel nichts anderes sehen, als eine mit staunenswerther Sicherheit ausgeführte, sehr gefährliche Uebung, bei der sie den Weg des Stoßes genau berechnet hatten, um im entscheidenden Augenblick einzuhalten, worauf auch die scheinbar große Kraft, mit welcher die Stöße geführt wurden, hinzuweisen schien. Ich erbat mir nun die Erlaubniß die Tänzer genau betrachten und die Stilette nochmals untersuchen zu dürfen. An den Personen, welche die Kunststücke gemacht hatten, war auch nicht die kleinste Wunde zu bemerken, die Spitzen waren ganz scharf und fest; ein Austausch konnte nicht stattgefunden haben, da die Tänzer nur Beinkleider und Kopftuch trugen und die Oberkleider an der Wand aufgehängt hatten. Nun setzte ich mich wieder zum Wedana und bat ihn den Hadji heran zu rufen. Ich sprach ihm meine Bewunderung über die Geschicklichkeit seiner „Söhne“ aus; doch er betrachtete mich mit einem mitleidigen Lächeln und sagte: „O Herr, Du kennst die Kraft des Gebetes noch nicht; wenn Du erlaubst, werde ich Dir andere Proben zeigen.“ Die Erlaubniß wurde gegeben, die eben abgespielte Scene wiederholte sich, nur gingen die Tänzer bei ihrem Umgang beinahe auf derselben Linie, der mittelste schwang sein Stilett hoch über seinem Kopf, die beiden anderen umfaßten seine Hüfte. Das Tempo der Musik war noch rasender als das erste Mal, der alte Hadji meinte beinahe, seine Worte waren durch Schluchzen unterbrochen, plötzlich mit einem Ruck hielten die Tänzer still; die beiden rechts und links warfen sich zur Erde und beteten, der dritte stand einen Augenblick wie erstarrt, dann aber stieß er sich das Stilett beinahe bis zum Heft in die Wange, so daß die Spitze an der andern Seite weit heraus kam. Dann saßten ihn die beiden anderen an den Schultern und führten ihn zu mir, wo er auf die Knie fiel. „Prüfe, Herr!“ sagte der Hadji.

Es war ein schauerlicher Anblick, dieses verzerrte, aufgeregte branne Gesicht mit weit aufgerissenen Augen und weit aufgesperrtem Munde, in dem man die Klinge deutlich zwischen den Zähnen sah, so nahe vor mir; trotzdem wollte ich meinen Augen nicht trauen und fühlte mit beiden Händen den Verlauf der Klinge; daffelbe that der Wedana. Während wir unsere blutigen Finger abwischten, rief der Hadji: „Komm her, mein Sohn.“ Dieser kam, kniete nieder, der heilige Mann murmelte Gebete, dann ergriff er die Waffe und zog sie heraus, benetzte die Stelle von außen und im Innern des Mundes mit seinem geweihten Wasser und schickte ihn zu mir zurück, um sich nochmals untersuchen zu lassen; keine Wunde war mehr zu fühlen, die Feuchtigkeit, die an meinen Fingern blieb, war nicht mehr gefärbt. Wieder fing der Lärm an; der zweite Tänzer wurde wieder in die Mitte genommen; die beiden, welche zur Seite gingen, schwangen jeder ein Stilett in der Hand; nach einigen Umgängen ließen sie den dritten los und hielten die Spitzen der Stilette in die Lampen und murmelten eine Beschwörung. Dieselbe Steigerung wie vorher; der dritte Tänzer warf sich nieder und betete; wie auf ein gegebenes Zeichen stürzten sich die beiden anderen die erhitzten Klingen durch beide Wangen, daß es zischte. Wieder näherten sie sich mir um mich die Sache näher untersuchen zu lassen; ich fühlte sehr vorsichtig wegen der Wärme des Eisens, und der blutige Speichel klebte an meinem Finger. Dann folgte wieder Niederknien vor dem

[1]) Ich weiß nicht, wie ich diese bei verschiedenen Beschwörungen und der Heilung von Schlangenbissen vorkommende Handlung anders nennen soll; die Lippen bewegen sich zum Spucken, man hört den Ton, die vorgehaltene Hand aber bleibt trocken, obwohl man, wenn der Hauch behaarte Körpertheile trifft, ein Gefühl von Feuchtigkeit hat.

Digitized by Google

Hadji und Heilung wie vorher und zum Schluß zweite Untersuchung durch den Bedana und mich; wir konnten keine Blutspur, keine Narbe mehr finden.

Jetzt kam eine neue Aufführung; die Musik schwieg, einer der Musikanten ging einen schweren Feldstein holen; der Hadji und die Tänzer beteten; dann erhoben sich zwei der letzteren. Der eine stellte sich mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände auf die Knie gestützt, auf; der andere erhob den Stein mit Anstrengung, wiegte ihn in den Händen und schleuderte ihn gegen den Rücken seines Genossen. Dieser blieb unbeweglich, ohne zu zucken. Ich veränderte meinen Platz, um den Vorgang genau von der Seite betrachten zu können; keine Bewegung war zu bemerken, der Stein kam im richtigen Bogen und fiel nieder, anscheinend ohne den Geworfenen zu berühren. Ich muß gestehen, daß mich diese Probe der Kunst der „Gedebus“ am meisten überrascht hat, weil es mir ganz unerklärlich ist, wie der Mann unter der Wucht des Steines (ganz abgesehen vom Schmerz) so unbeweglich bleiben konnte, und daß der Anprall kein stärkeres Geräusch verursachte. Ich will mich an keinen Erklärungsversuch wagen; ein Engländer, der lange in Britisch-Indien gelebt hat, und mit dem ich diese und ähnliche Vorgänge besprochen habe, meinte die Erklärung darin finden zu müssen, daß der Hadji alle Zuschauer in hypnotischen Zustand versetzt und sie dann habe sehen lassen, was er wollte. Diese allerdings sehr einfache Erklärung würde zu entsetzlichen Konsequenzen führen.

Es ist dies das einzige Mal, daß ich die „Gedebus“ gesehen habe. In dem Werke Veth's (Java III, 254) sind sie erwähnt und ist dort von Hoevell citirt, der in seinen Reisen über Java von ihnen spricht. Ich habe mir dies Buch nicht verschaffen können und weiß nicht, wie er die Sache auffaßt; Veth schreibt: „ohne, vermuthlich weil die Spitze durch eine unsichtbare Feder nach innen ging, eine Beschädigung davon zu tragen.“ Kigg, den Veth auch citirt, sagt in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuche, S. 124 und 125: Gedebus, games in which are exhibited feats of address with various sharp weapons, as stabbing the body with krisses or knives etc. but which are merely clever sleights of hand. The games are mostly practised by men who pretend to be great proficient in the knowledge of the Mahomedan religion and thereby to have attained their skill.

Beide Ansichten scheinen mir zur Erklärung des vorliegenden Falles nicht ausreichend, wenigstens scheint bei dem zweiten und dritten Fall Heilung im ekstatischen Zustand — oder Traumzustand bei den Zuschauern — angenommen werden zu müssen.

Gewiß ist der „Gedebus“ ein Erzeugniß des Islam, obwohl die Lampen und die regelmäßigen, im Takt stattfindenden Umgänge an den Hindudienst erinnern. Dagegen findet sich eine andere auffallende Erscheinung im malaiischen Archipel, die man auch auf Java oft genug sehen kann, welche dem Hindudienst verwandt ist; es ist dies der Sintren. Ein kleines Kind, Knabe oder Mädchen, wird, manchmal gebunden, unter einen Korb gesetzt; die Musik spielt, der Chor singt, der Zauberer beschwört die Seele des Kindes den Körper zu verlassen, um Platz zu machen für eine Dewa, welche den Frommen in sichtbarer Gestalt zu erscheinen wünscht. Wenn dann der Korb aufgenommen wird, erscheint das Kind seiner Bande ledig, mit verwildertem Aeußern und ganz verändertem Gesicht. Es tanzt einige Zeit und wenn der Geist den Körper verlassen hat, fällt der „Sintren“ (Berauschte) regungslos zur Erde; nach seinem Erwachen weiß er sich nichts mehr zu erinnern. Ich muß bekennen, daß ich hierbei immer an ein reines Gaukelspiel gedacht habe, obwohl andere Europäer auch hier eine Ekstase annehmen wollen (z. B. van Eck, Ind. Gids 1881, I, S. 184). Ich habe keine Ursache, die Möglichkeit derselben zu bestreiten und will nur meine Gründe für das Ebengesagte kurz anführen: In den Sundadistrikten ist es ein gewöhnliches Sprichwort: Wo der Sintren ist, ist auch Zauberei (Taschenspielerei). Das Losmachen von den Stricken habe ich zu häufig als ganz gewöhnliches Taschenspielerkünstchen, das noch viel weiter, selbst bis zur scheinbaren Ermordung des unter dem Korbe versteckten Kindes, getrieben wurde, gesehen, wobei sich ein klägliches, immer schwächer werdendes Geschrei hören ließ, welches die Zuschauer mit Entsetzen erfüllte, bis der Korb aufgenommen wurde und das Kind seelenlos dastand. Hierbei dieser allerdings ein Kreis, dessen Klinge beim Stoß zurückspringt, eine Rolle gespielt haben; denn bei diesem Kunststücke habe ich die Waffe wohl hundertmal deutlich in den Korb eindringen sehen. Das Losmachen der Stricke ist ja jetzt seit der Zeit der Brüder Davenport in Deutschland bekannt, und es wird Niemand überraschen, der indische Gaukler gesehen hat.

Uebrigens haben alle eingeborenen Häuptlinge, mit denen ich auf so vertraulichem Fuße stand um solche Sachen offen zu besprechen, mit ziemlicher Zurückhaltung und Scheu über die „Gedebus“ gesprochen, während sie über „Sintren“ die Schultern zuckten und durchblicken ließen, daß letzteres Betrügerei sei; hierbei kann aber sehr wohl der Umstand mitgewirkt haben, daß „Gedebus“, wie schon erwähnt, sein Entstehen dem Islam, „Sintren“ das seinige der vorislamitischen Zeit verdankt, und meine Freunde vielleicht Anstoß genommen haben, über eine Sache, welche mit ihrem Gottesdienst in so enger Beziehung steht, ganz offen zu sprechen und sie dem „Sintren“ gegenüber nicht von solchen Rücksichten geleitet wurden.

Doch, wie gesagt, will ich der Ansicht eines Beobachters, wie Herr van Eck, durchaus nicht entgegentreten, um so mehr, da er das „Sintren“ auf Bali, wo der Hindugottesdienst noch blüht, gesehen hat, während sich meine Erfahrung auf das mittlere und westliche Java beschränkt, wo vielleicht Taschenspieler ein nachgemachtes „Sintren“ vorführten.

Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881.

Das Juniheft der Proceedings of the R. Geographical Society bringt eine interessante Zusammenstellung sämmtlicher während des Jahres 1880-81 in Britisch-Indien ausgeführten Aufnahmearbeiten, die das großartige Werk des Indian Survey in erfreulichster Weise gefördert haben. In der That ist durch die in dieser Vermessungskampagne beendete Triangulirung des östlichen Sindh die letzte noch vorhandene Lücke in dem über das ungeheure Gebiet des indischen Reiches gelegten Hauptdreiecksnetze geschlossen worden. Daneben hat man in den Kollektoraten von Bombay, in My-

Digitized by Google

sore, Centralindien und Radschputana, in Assam und Britisch-Birma die umfassendsten Detailaufnahmen fortgesetzt und somit ein reiches Material gesammelt, das jetzt in den Bureaux von Calcutta, dem Hauptquartier des Indian Survey, zusammengestellt und verarbeitet wird. In diesen Bureaux, in denen, wie bei den Vermessungen selber, viele auf britisch-indischen Hochschulen ausgebildete gelehrte Eingeborene thätig sind, soll, dem Berichte zufolge, augenblicklich mit demselben rastlosen, unermüdlichen Eifer gearbeitet werden, der die Thätigkeit des „Land-and-Marine-Survey-Departements“ ja auch im Großen charakterisirt und die in der That bedeutenden Leistungen dieses Instituts erklärlich macht.

Die Triangulirung von Tenasserim, dem südlichen Theile von Britisch-Birma, die sich an die Vermessung des Gebietes von Bangkok schloß, mußte leider früher als beabsichtigt unterbrochen werden, da ein Anfangs Januar eintretender, dichter atmosphärischer Nebel, der das schmale Küstenland andauernd bis zum Oktober, dem Beginne der kalten Jahreszeit, bedeckt, bald die Beobachtungen unmöglich machte. In dem hügeligen, mit dichtem Walde bestandenen Lande stießen die Arbeiten ohnedies schon auf große Schwierigkeiten; namentlich hielt es schwer, ein zur Messung einer Basis nur einigermaßen geeignetes Terrain ausfindig zu machen. Nach mancherlei vergeblichen Exkursionen durch das waldige Hügelland mußte man sich schließlich für einen schmalen, etwa drei Miles langen Streifen alluvialen Bodens im Gebiete der Stadt Mergui entscheiden. Hier maß man, bevor man an die Aufnahme des Mergui-Archipels ging, die Verifikationsbasis für die im Laufe des nächsten Jahres zu beendigende „östliche Grenzreihe“, die zu einem andern Vermessungsgebiete, als dem des eigentlichen Indiens gehört.

Die Arbeiten im Mergui-Archipel, dessen an einigen Stellen dicht zusammengedrängtes Inselgewirr die größte Geduld, Vorsicht und Aufmerksamkeit der Schiffer erfordert, brachten die Mitglieder der hier beschäftigten Survey-Abtheilung in mehrfache Berührung mit den Selungs, den Hauptbewohnern dieser Inselgruppen, einem kleinen Stamme seltsam scheuer, wilder Geschöpfe, die keine festen Wohnungen besitzen. Im Archipel sieht man nicht selten ganze Flotten ihrer Boote, doch ergreifen sie bei dem Anblick von Fremden stets die Flucht. Sie leben fast ausschließlich in ihren Booten, und nur während der Regenzeit machen sie sich am Lande rohe Wohnungen auf Bäumen und Pfählen.

Mit großen durch verschiedene Ursachen hervorgerufenen Schwierigkeiten hatte die in Sylhet (östlich des untern Brahmaputra) arbeitende Abtheilung zu kämpfen; das hier vermessene Land besteht aus Hügeln, Wald und Sumpf, freier Boden oder Lichtung ist nur wenig vorhanden; die Flüsse, Seen und Ströme schwellen während der Regenzeit unverhältnißmäßig stark an. Der Hakuki Howhar z. B., den man im Winter zu Fuß passiren kann, nimmt während der Regenzeit die Ausdehnung eines 20 Miles langen und 9 Miles breiten Sees an, in dem alljährlich mehrere Menschen umkommen und der von eingeborenen Beamten jener Gegend als „ein wildes, stürmisches Meer“ beschrieben wird. Ein nicht geringes Hinderniß für den ungestörten Fortgang der Vermessungen bestand auch in der Schwierigkeit, sich zunächst Kulis, dann aber auch den nothwendigen Proviant zu beschaffen. Mehr als einmal wußten einige angesehene und einflußreiche Personen die Reishändler in den Bazars dahin zu bringen, daß sie sich hartnäckig weigerten, selbst für den höchsten Preis den Leuten der Expedition etwas von ihrer Waare abzulassen; mehr als einmal gelang es auch, sie zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten gegen die Fremden aufzureizen. Zum Glück fand der Hauptanstifter aller dieser Belästigungen, ein großer Grundbesitzer der Gegend, sich gerade um diese Zeit veranlaßt, einem alten Haß gegen einen seiner Nachbarn dadurch Ausdruck zu geben, daß er in das Haus desselben einbrach und ihn und seine Familie fast zu Tode mißhandelte; die Landespolizei nahm ihn in sichern Gewahrsam, und die geodätische Expedition, Major W. F. Badgley und seine Offiziere, wurden etwas weniger belästigt.

Die Aufnahme von Mysore wurde schon im Jahre 1875 begonnen, durch die große Hungersnoth aber für lange Zeit gänzlich unterbrochen. Während des Jahres 1880/81 arbeitete man hier sowohl bei der Triangulation als auch bei der Detailaufnahme ausschließlich unter schwierigen Bedingungen, in theils wilden und schroffen, theils sumpfigen und mit Gestrüpp überwucherten Gegenden. Major Strahan, der Chef dieser Abtheilung, hält die bis jetzt noch gültige Schätzung des Flächeninhalts von Mysore (27 000 □ Miles) für viel zu niedrig gegriffen; er schätzt die wirkliche Größe des Landes auf 30 500 □ Miles, von denen etwa noch 17 800 zu vermessen sind. Der Südrand des früher schon triangulirten Landes wird von den Bababuden-Bergen gebildet, deren Abhänge von einer dichten Masse meist aus Bambu bestehender, undurchdringlicher Dschungels bedeckt ist, in denen wilde Elephanten und Bisons hausen. Auch der größte Theil des jetzt vermessenen Landes bot ähnliche schwer zu besiegende Hindernisse dar. Die Wälder, die sich in einer ununterbrochenen Linie von über 100 Miles Länge längs der Ghats hinziehen, sind fast gänzlich unerforscht. Die Eingeborenen wagen sich nur äußerst ungern hinein, theils aus Aberglauben, theils auch aus Furcht vor Fieber und wilden Thieren. Es hält hier ungemein schwer, sich Nahrungsmittel zu verschaffen; denn die wenigen überhaupt vorhandenen Niederlassungen liegen weit auseinander, und die Kommunikation wird durch wilde und schroffe Berge, die an mehreren Stellen sich zu einer Höhe von mehr denn 6000 Fuß über dem Meere erheben, noch bedeutend erschwert. Die wenigen von Wald oder Gestrüpp freien Stellen, die man hin und wieder antrifft, sind gewöhnlich kleine nasse Felder, tief unten in den Thälern, von wo aus man keinen hervorragenden Punkt für die Vermessung erblicken kann, und wo nichts anderes übrig bleibt, als die langweilige Anwendung der Meßkette. Die Träger der Kette müssen dabei oft genug bis zu den Knien im tiefen Schlamme waten. Es giebt jedoch auch einige vorzügliche Wege durch die Ghats, und so lange man glücklich genug ist, sein Lager immer neben einem derselben aufschlagen zu können, kann man sich nichts Genußreicheres wünschen, als in dieser Gegend zu reisen, wo man auf allen Seiten von einer Landschaft umgeben ist, die an Schönheit vielleicht kaum ihresgleichen in der Welt hat.

Die Triangulirungsarbeiten in Katsch (Cutch) erstreckten sich zuerst über einen Theil des „Großen Runn“ und das weitausgedehnte, unter den Namen „Bani“ bekannte Grasland, sowie auch über die niedrige, schilfbewachsene Ebene, die sich im Süden und Südwesten der Stadt Lahypat ausbreitet; danach kam ein dicht bewaldetes, von tiefen Schluchten zerrissenes Hügelland an die Reihe, und endlich das freie, gut angebaute Land an der Meeresküste. Das „Runn“ wird als ein einzig in seiner Art dastehender Landstrich geschildert. Während der trockenen Jahreszeit ist es eine sandige Wüste, ohne eine Spur von Vegetation, nur hier und da von gefährlichen Sümpfen und ausgedehnten Salzstrecken unterbrochen, während des Südwestmonsuns aber ein ungeheures, flaches Binnenmeer. Bei heißem Wetter wehen die Winde wie ein höllischer Gluthauch über das Runn hinweg, und gewaltige Staubwolken machen

Digitized by Google

jedes Vordringen über das todte Gebiet zu einer Unmöglichkeit; der Weg ist auf seiner ganzen Länge durch die Knochen von Kameelen und Rindern bezeichnet, die hier in Folge von Erschöpfung und Durst oder bei heftigen Gewitterstürmen und Regengüssen umgekommen sind; bei einem derartigen Unwetter, das im April 1881 stattfand, als das letzte Ende eines Cyclon über das Runn hinwegzog, kamen über tausend Stück Rindvieh um. Eine seltsame Erscheinung im Runn ist das Salz, das in einer zwei bis zwölf Zoll starken Schicht den Boden auf einer Strecke von mehreren Miles Anddehnung bedeckt; es besteht aus sehr harten, schneeweißen Krystallen und ist von scharfem, brennendem Geschmack. Selten schön zeigt sich die Luftspiegelung über dem Runn; sie vergrößert die Gegenstände hier in so ersstaunlichem Maße, daß beispielsweise ein Wasserkrug in der Entfernung einer englischen Meile wie ein zehn bis fünfzehn Fuß hoher Baum erscheint, und ein wilder Esel die Größe eines Elephanten annimmt.

Auch jenseit der Sindh-Grenze wurden in Beludschistan, Sewestan und im Marri-Gebiete Aufnahmen gemacht. In den heißen Monaten Juni, Juli und August hält es hier ungemein schwer, genaue Beobachtungen anzustellen und schnell zu arbeiten, da die Luft während des größten Theils der Zeit dick und undurchsichtig ist. Das früher bedeutende Sewestan hat sich durch immer weiteres Vordringen der Marri und der Beludschenstämme allmälig so beträchtlich verkleinert, daß Sibi, die Hauptstadt der alten Provinz, nach der diese letztere ja auch benannt wurde, jetzt ganz isolirt und von den Ueberresten ihres alten Gebietes vollständig getrennt liegt. Das heutige Sewestan kann man geographisch ungefähr als das Gebiet des Nari und seiner Nebenflüsse bezeichnen. Es ist im Wesentlichen ein von wilden, zerklüfteten Gebirgszügen durchsetzter Landstrich. Von sehr verschiedener Höhe, steigen die Berge an mehreren Stellen bis zu 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel an.

In der Nähe der Ebene tritt meist Sandstein zu Tage, weiter hinauf zeigen sich Kalksteinformationen. Die einzelnen Höhenzüge laufen in vorzugsweise ost-westlicher Richtung. Einer der hervorragendsten und merkwürdigsten Punkte des Landes ist der Zarghun, der höchste Berg des südlichen Afghanistan, dessen Gipfel sich 11 730 Fuß (engl.) über dem Meeresspiegel erhebt. Er besteht gänzlich aus einem Konglomerat von fest verkitteten, abgerundeten und vom Wasser abgeschliffenen Geröllen. Der obere Theil des Berges zeigt eine allmälige, sanfte Abdachung, ist aber durch gewaltige Spalten und furchtbare Abgründe zerklüftet und zerrissen. Major Beavan, der hier die Aufnahme leitete, sagt von dem Zarghun und seiner Umgebung, „daß die Schrecken des Orkus jeder Beschreibung spotten, und daß man sich noch am ersten nach Dorè's Illustrationen zur Dante'schen „Hölle" eine Vorstellung davon machen könne."

In den Tera-, Jemail-, Khan- und Bannu-Distrikten war eine mauzawar oder Dörferaufnahme-Sektion des Survey-Departements thätig; Katasteraufnahmen fanden in Mirzapur, Dschaunpur, Ghazipur und Ballia in den Nordwestprovinzen, sowie in den Hanthawaddy-, Bassein- und Tharawaddy-Distrikten von British-Birma statt.

Die dabei beschäftigten eingeborenen Zeichner zeigten sich ebenso brauchbar und tüchtig, wie die hindostanischen Beamten des Survey Office; Major Sandeman, der mit ihnen gearbeitet hat, glaubt, daß gerade die Birmanen vorzügliche Feldmesser abgeben würden. Die Aufnahmen im Tharawaddy-Distrikte gaben Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen über die Karen, die einen kleinen Theil dieses Gebietes bewohnen. Mr. Talbot giebt an, daß ihre Niederlassungen sich meist in der Nähe der Wälder befinden, denen sie ihre Ländereien durch eigene angestrengte Arbeit abgewinnen. In Bezug auf Fleiß, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit sollen sie den Birmanen weit überlegen sein. Die meisten Karen, mit denen er in Berührung kam, waren Christen, und zwar gehörten sie ausschließlich dem anabaptistischen Bekenntnisse an. Mr. Talbot, der dem Einfluß dieser reinen einfachen Lehre alle die guten Charaktereigenschaften zuschreibt, durch welche die Karen vor den Birmanen sich auszeichnen, erzählt, daß jedes größere Karendorf eine eigene Kirche besitzt, die an den Wochentagen als Schullokal benutzt wird. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinde, Jung und Alt, versammeln sich Sonntags zu den Gottesdiensten und am Schlusse jedes Tages zu einem gemeinschaftlichen Abendgesange. Der Gottesdienst, der von einem der älteren Gemeindemitglieder geleitet wird, besteht im gemeinsamen Herjagen von Gebeten und Absingen von geistlichen Liedern, die aus dem Englischen in die Karensprache übersetzt sind. Auch auf die „weltliche", die Schulbildung, wird ein nicht geringer Werth gelegt; kurz, die Karen stehen nach Talbot's Meinung auf einer viel höhern Stufe als die Mehrzahl ähnlicher Gemeinden im Oberen Indien. Nicht wenig überraschte es ihn anfangs, wenn er Abends durch ein Karendorf kam, von allen Seiten die Melodien englischer Volkslieder zu vernehmen, die namentlich von den Frauen bei der Arbeit gesungen wurden, und unter denen das alte „Auld Lang Syne" vorzugsweise beliebt schien.

Die Chinesen in Victoria.

Die Einwanderung der Chinesen in die australische Kolonie Victoria begann im Jahre 1853 nach Entdeckung der Goldfelder. Nach dem im nächsten Jahre aufgenommenen Census war ihre Zahl bei einer Gesammtbevölkerung von 336 798 schon auf 2000 gestiegen, und viele Schiffe mit zahlreichen Passagieren wurden noch aus China erwartet. Eine so schnelle Vermehrung fing an zu beunruhigen, und das Parlament votirte eine Chinesenbill, welche am 12. Juni 1855 Gesetzeskraft erhielt. Nach derselben durften die in einen Hafen von Victoria einlaufenden Schiffe auf je zehn Tonnen ihres Gehaltes nur einen Chinesen landen, welcher überdies eine Kopfsteuer von 200 Mark zu erlegen hatte. Aber dies Gesetz wurde dadurch illusorisch, daß die Chinesen in einem Hafen Südaustraliens landeten und dann über Land nach Victoria wanderten. So ward es möglich, daß ihre Zahl trotz der Bill sich nach dem Census vom 29. März 1857 mit 410 766 Seelen auf 25 370 und am Schlusse des Jahres 1859, wo die

Digitized by Google

gesammte Bevölkerung der Kolonie auf 530 262 gestiegen war, sogar auf 42 000 vermehrt hatte. Damit war der Höhepunkt erreicht.

Im Juni 1860 wurden in der Kolonie Neu-Süd-Wales die letzte reichen, jetzt aber nur noch wenig bearbeiteten Lambing Flat oder Burrangong Allluvialgoldfelder (34° 25' südl. Br. und 148° 18' östl. L. Gr., 394 km südwestlich von Sydney) entdeckt. Auf diese Nachricht hin verließen gegen 11 000 Chinesen die Kolonie Victoria, und als dann am 7. April 1861 eine neue Volkszählung mit dem Resultate von 540 322 Seelen stattfand, war die chinesische Bevölkerung wieder auf 24 732 gesunken.

Man hatte sich mittlerweile überzeugt, daß die obige Bill, so lange sie nicht auch in den angrenzenden Kolonien Geltung hatte, ihren Zweck verfehlen mußte; auch fing man in den Kreisen der Regierung und des Parlaments an zu begreifen, daß dieselbe gegen das internationale Völkerrecht gröblich verstoße und den sich ihrer freien Institutionen rühmenden Kolonien keineswegs zur Ehre gereiche. Kurz, die Bill wurde, nachdem sie in letzter Zeit kaum noch Anwendung gefunden hatte, am 7. Mai 1866 auf Parlamentsbeschluß aufgehoben.

Wie der Census vom 2. April 1871 auswies, hatte die Beseitigung der Bill keine vermehrte Chineseneinwanderung in Victoria zur Folge gehabt. Die Bevölkerung war freilich auf 731 528 gestiegen, die Zahl der Chinesen aber auf 17 935 (davon 17 899 Männer und 36 Weiber) gefallen. Und einen abermaligen beträchtlichen Rückgang ergab die letzte Zählung vom 3. April 1881, nach welcher die Chinesen unter einer Bevölkerung von 862 346 nur noch 12 132 (11 871 Männer und 261 Weiber) stark waren.

Das Betragen der Chinesen wird von allen australischen Behörden als mustergiltig anerkannt. Es sind ruhige, harmlose Menschen, welche sich den Gesetzen und Anordnungen willig fügen. Sie sind fleißig und zuverlässig, und wenn auch dem Opiumrauchen zugethan, so vermeiden sie dagegen den Genuß aller Spirituosen, der Quelle viel größerer Uebel.

Und dennoch haßt man in Australien die Chinesen und behandelt sie grausam. Man ist dort über die Verfolgung der russischen Juden empört und sammelt für sie, übt aber gleichzeitig dieselbe Barbarei gegen die Chinesen aus. Man haßt sie, weil sie auf den Diggings eben so gut Gold finden wie die Europäer; man haßt sie, weil sie bei ihrer mäßigen Lebensweise und ihrem ausdauernden Fleiße billiger arbeiten; man haßt sie, weil sie ihren Verdienst lieber zurücklegen als verprassen. Der australische Pöbel, nach moderner Sprachweise Larrikins genannt, leistet in seiner scheußlichen Behandlung und Verfolgung der Chinesen das denkbar Gemeinste, und wenn auch die besseren Klassen unter den Kolonisten sich zu derartigen Ausbrüchen roher Gewalt nicht hergeben, so hegen sie doch im Allgemeinen einen ähnlichen Haß oder wenigstens eine tiefe Verachtung gegen die Race der Mongolen.

So erklärt es sich, daß jene Chinesenbill vom Jahre 1855 von Neuem und zwar dies Mal in fast allen australischen Kolonien Giltigkeit erlangen konnte. Nachdem Queensland vorangegangen, folgten im vorigen Jahre der Reihe nach Neu-Seeland, Südaustralien, Neu-Süd-Wales und Victoria. Tasmanien schloß sich aus, und in Westaustralien, wo man gern Chinesen hätte, giebt es keine. Die Bill ist aber dahin verschärft, daß auf je hundert Tonnen eines einlaufenden Schiffes nur ein Chinese gelandet werden darf und daß die Kopfsteuer von 200 Mark sich immer erneuert, sobald derselbe Chinese eine andere Kolonie betritt oder nach kurzer Abwesenheit zurückkehrt, und in Fällen der Uebertretung auf 400 Mark steigt. Ein in dem Städtchen Echuca am Murray (Victoria) seit 13 Jahren ansässiger und christlich verheiratheter Chinese kam im Mai dieses Jahres von einer Geschäftskreise nach Südaustralien zurück und hatte bei seiner Heimkehr die Polltaxe von 200 Mark zu zahlen!

Aber noch mancherlei anderen Chikanen sind die Chinesen ausgesetzt. Sie finden bei öffentlichen Arbeiten keine Verwendung; es ist ihnen der Verkauf von Früchten u. s. w. auf den Eisenbahnstationen untersagt; in Queensland — und in Südaustralien verlangt man für das Northern Territory jetzt dasselbe — dürfen sie auf keinem Goldfelde erscheinen, welches von einem Europäer entdeckt wurde, aber nicht umgekehrt, und haben für den Erlaubnißschein (license) nach Gold zu suchen 3 Pf. St. und für den Betrieb irgend eines andern Gewerbes auf den Diggings 10 Pf. St. per Jahr zu entrichten, während Europäer nur resp. 10 Sch. und 4 Pf. St. zahlen u. s. w.

Und sind denn die Chinesen wirklich so zahlreich in Australien, daß sie durch ihre billigeren Leistungen die Europäer in ihren Existenzmitteln, wie man behaupten will, wesentlich beeinträchtigen? Wir müssen das verneinen. Nach dem Census vom 3. April 1881 belief sich die Bevölkerung der australischen Kolonien auf 2 751 164. Die Chinesen zählten in Victoria 12 132, in Queensland 11 229, in Neu-Süd-Wales 7500, in Neu-Seeland 4941, in Südaustralien und dem dazu gehörigen Northern Territory 2734 und in Tasmanien 844 — mithin insgesammt 39 380 oder 14 auf je Tausend der Bevölkerung. Erwägt man nun noch, daß der größere Theil der Chinesen auf den Diggings (im Jahre 1880 in Victoria 8486) mit Goldsuchen beschäftigt ist, wo sie meistens das von Europäern schon früher bearbeitete und dann verlassene Allluvium von Neuem durchsuchen, so begreift man nicht, woher die gefährliche Konkurrenz kommen soll.

Aehnlich wie unter den Eingeborenen Australiens ist auch unter den dortigen Chinesen Schwindsucht sehr verbreitet. Im Jahre 1880 starben in Victoria 134 Chinesen oder 11,05 vom Tausend, und unter diesen 25 oder 19 Procent in Folge jener Krankheit. Auch Selbstmord kommt unter ihnen häufiger vor als bei anderen Nationen. Im Jahre 1880 verheiratheten sich in Victoria 13 und in den letzten 15 Jahren insgesammt 254, und zwar, sieben Fälle ausgenommen, mit Mädchen anderer Nationen. Es waren unter ihnen 150 geborene Australierinnen, 50 Engländerinnen, 24 Irländerinnen, 15 Schottinnen u. s. w. Auch zwei deutsche Mädchen hatten einen Ehebund mit Chinesen geschlossen. In den meisten Fällen wurden die Ehen von Geistlichen christlicher Konfessionen eingesegnet, und nur ein kleiner Theil blieb bei der Civilehe stehen.

A. Greffrath.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mamoli, Delegirter der Mailänder Gesellschaft zur Erforschung Afrikas und Verwalter der Station zu Derna (Kyrmaika), ist während einer Reise auf Befehl des Kaimakams von Derna verhaftet und vom Volke insultirt worden. Die Station scheint darauf geräumt worden zu sein. Ebenso haben die türkischen Behörden vor Kurzem den englischen Ingenieurhauptmann Gill drei Tagereisen von Benghazi anhalten und dorthin zurückbringen lassen. Die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen, ist ihm verweigert worden. Es sind das zwei neue Beweise dafür, wie erregt die Stimmung der Bevölkerung von Türkisch-Afrika gegen die Europäer ist, seitdem die Franzosen Tunis besetzt haben.

— Die Matabele zwischen Zambesi und Limpopo — sagt Frank Oates in seinem Reisewerke, S. 152 (s. oben S. 15) — halten zwei andere Völker, die Makalaka und Maschona, in Knechtschaft, welche weit erfindsamer und in den Künsten erfahrener sind, als ihre Unterdrücker, da sie schon seit Menschengedenken Bergwerke betreiben, Metalle verarbeiten und Stoffe weben. Doch sind sie noch nicht alle unterworfen; sondern Lobengula, der Matabelekönig, sendet beständig Kriegertrupps aus, welche jenen das Vieh wegnehmen, die alten Leute tödten und die Kinder in die Sklaverei schleppen. Letztere wachsen dann in den Familien der Matabele auf, werden bei Erlangung des heirathsfähigen Alters frei und in die Nation aufgenommen, wodurch Lobengula's Volk und Macht beständig zunimmt. Die Sklaven nennen diejenigen unter ihren Besiegern, denen sie zugetheilt werden, „Vater", und müssen für dieselben arbeiten, werden aber mehr wie angenommene Kinder behandelt. Viele von den Unterjochten treten jedoch auch nicht in die Nation der Matabele ein, sondern dürfen unter einem Matabele-Häuptling für sich weiter leben.

Australien.

Mr. J. W. Jones, der Vice-Generalfeldmesser der Kolonie Südaustralien, kehrte Ende April dieses Jahres von einer Reise zurück, welche er im Auftrage seiner Regierung von Herzogt Springs, der Endstation der Nordbahn in 30° südl. Br. und 137° 54' östl. L. Gr., in nordöstlicher Richtung bis zur Grenze von Queensland auf Kameelen unternommen hatte. Die Gegend, welche man zunächst passirte, war eine sehr traurige; es fehlten Wasser, Graswuchs und Bäume, von letzteren sah man nur einige schlechte Exemplare der unter dem Namen Boxgum bekannten Eukalyptenart. Erst als man den Cooper erreicht hatte, trat eine Veränderung zum Bessern ein, wenigstens fand man die Richtungen, welche der Lauf des Wassers in den Flußbetten nimmt, mit Boxgums bestimmt. Der Lake Killalpaninna am Cooper (28°30' südl. Br. und 138° 50' östl. L. Gr.) war durch die vorüberigen Fluthen zu einer großen Wassermasse angewachsen, welche aber anfing salzig zu werden. Von Killalpaninna aus ging die Reise nordwärts über eine sehr traurige, wasserlose Gegend, wo steinichte Ebenen mit rothem Sandhein abwechselten. Jenseit Cowarie und Berlino kam man auf Ebenen, welche den Fluthen ausgesetzt sind, und wo zahlreiche Wasserlöcher existirten, deren Inhalt jedoch salzig war. Reihen von Boxgums zeigten sich, und auch der Graswuchs wurde ein besserer. Damit war man an den unteren Lauf des Diamantina Creek gelangt, häufig unrichtiger Weise Warburton, auch wohl Salt Creek genannt, dessen ganzes Thal ausgezeichnetes Weideland enthält. Man verfolgte dasselbe bis in die nordöstliche Ecke, welche sich von Südaustralien in das Gebiet von Queensland hineinzieht, und fand viele tiefe und sehr tiefe Wasserlöcher von zum Theil beträchtlichem Umfange, in denen sich das Fluthwasser angesammelt und vollständig frisch und genießbar erhalten hatte. Diese ganze Nordostecke von Südaustralien, bemerkt Mr. Jones, hat ziemlich gleiches Niveau mit dem Meeresspiegel und bildet eine große Ebene, welche nach der bisherigen Beobachtung alle vier oder fünf Jahre von den aus Queensland herausströmenden Fluthen überschwemmt wird. Die letzte Fluth fand im März 1881 statt. Das Wasser wird theils in den tiefen Wasserlöchern aufgefangen und festgehalten, theils — und das gilt von dem größern Theile — breitet es sich auf den flachen Bodensenkungen der Ebene aus, stagnirt und verdunstet bald, theils sickert es in Sandboden und wird brack. Bei gewöhnlichen Fluthen bringen die Wasser meist nur gegen 65 km vor, dagegen bei starken, wie die vorjährige war, erreichen sie Lake Eyre im Westen.

Mr. Jones besuchte dann noch die im vorigen Jahre in der nordwestlichen Ecke der Kolonie Queensland entdeckten Mount Browne- oder, wie die Regierung sie benannte, Albert-Goldfelder. Sie liegen im Grey Range in 29° 30' südl. Br. und 141° 30' östl. L. Gr. Es wird dort Gold im Alluvium (bisher im Werthe von 845 000 Mark) und in Quarz gefunden. Die Quarzriffe sollen an Gold sehr reich sein, doch waren die zu deren Bearbeitung nöthigen Dampfmaschinen u. s. w. noch nicht angelangt. Einen sehr großen Uebelstand bildete der Wassermangel. Da die dortige Gegend in weitem Umkreise nicht unter Kultur ist, weil sie nicht kulturfähig ist, so mußten die Lebensmittel und anderen Bedürfnisse aus großer Entfernung — meistens von Wilcannia, einem blühenden Städtchen am Darling-Flusse in 31° 30' südl. Br. und 143° 30' östl. L. Gr., aber auch aus Südaustralien auf Kameelen — durch die Wildniß herbeigeschafft werden. Daß in Folge dessen große Theuerung herrschte, ist selbstverständlich.

Südamerika.

— Der Senat der vereinigten Staaten von Columbia hat im April einen Gesetzesvorschlag sanktionirt, wonach die Einsammlung von Perlmutter vermittelst Maschinen in der Bai von Panama untersagt wird. Er bezweckt die Perlenfischerei, die zur Zeit an Jahr geringere Ausbeute gab, vor gänzlichem Ruin zu bewahren, da sich die Perlmuschel immer seltener vorfand.

Inhalt: Leadville in Colorado *1*. (Mit vier Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Erscheinung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch. — E. Metzger: Gebeduß und Sintren. — Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881. — Die Chinesen in Victoria. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Südamerika. Schluß der Redaction 30. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 4. — 2. Prospect: Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten. Medicinischer Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Leadvilles Geschichte beginnt im Jahre 1878. Der Bach, welcher den Ort durchströmt, der California Gulch, enthielt Gold in seinem Alluvium, was nach Californien wandernde Bergleute im Jahre 1860 von Indianern in Erfahrung brachten. Rasch strömten 10 000, 20 000 und noch mehr Leute zusammen und sollen über 15 Millionen (Dollars?) an edlem Metalle gewonnen haben. Dann aber war der Vorrath erschöpft, ebenso rasch, wie sie gekommen, verlief sich die Menge wieder, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, und die junge Stadt Oro-City (ihre Stelle ist auf dem Plane S. 66 angegeben) sank wieder in das Nichts. Nur zwei Pionniere, Stevens und Wood, hielten aus und suchten zwei volle Jahre lang im Bachbette nach neuen Lagern; in ihrer Einöde verloren und gezwungen, die nöthigen Lebensmittel mehrere Tagereisen weit herbei zu holen, geriethen sie öfter als einmal in die Gefahr Hungers zu sterben. Beim Bearbeiten des goldhaltigen Sandes aber fanden sie oft Gerölstücke, welche ihnen durch ihre Schwere auffielen. Man hatte dieselben früher als „schwere Porphyre" bezeichnet, aber als nutzlos fortgeworfen. Stevens und Wood beschlossen endlich, dieselben analysiren zu lassen; es waren allerdings Porphyre, aber schwer mit Metall durchsetzt, ein außergewöhnlich reiches silberhaltiges Bleierz.

Ohne von ihrer Entdeckung etwas zu verrathen, suchten sie nach dem „Auslaufen" der Erzader, und als sie dasselbe gefunden hatten, kauften sie eine Konzession und begannen im Frühling 1876 mit deren Ausbeutung. Bald verbreitete sich das Gerücht von ihrem wunderbaren Funde, und von allen Seiten strömten wiederum die Bergleute nach der neuen „Bleistadt". Im Oktober 1878, 18 Monate nach Vollendung der ersten Behausung, zählte Leadville eine Bevölkerung von mehr als 10 000 Einwohnern, 6 Gasthöfe, 2 Kirchen, 2 Zeitungen, 2 Theater, eines für Lustspiele, das andere für Opereiten, und Kaffeehäuser und Trinkstuben ohne Zahl. In der Bleiproduktion trat eine vollständige Revolution ein, deren Folgen überall, wo man dieses Material ausbeutete, sich fühlbar machten.

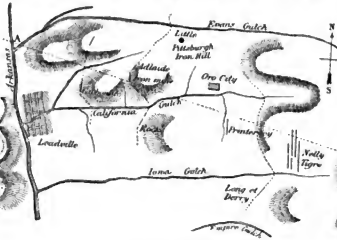
Leadville verdankt seinen Reichthum der ganz eigenthümlichen geologischen Bildung des Bodens und der merkwürdigen Anordnung der von Stevens und Wood gefundenen silberhaltigen Ader. Dieselbe hatte eine Neigung von etwa 16 Grad. Die neuen Ankömmlinge, welche höher am Bergesabhange hinauf zu arbeiten anfingen, glaubten, sie müßten mindestens 500 Fuß tief graben, um sie zu erreichen; aber aller Erwartung zuwider trafen sie dieselbe schon 10 Meter unter der Erdoberfläche, nachdem sie kaum 100 Dollars Ausgaben gehabt hatten. Durch solchen unverhofften Erfolg ermuthigt, gruben andere noch höher nach, und es wiederholte sich dasselbe Spiel. Endlich arbeiteten wieder andere unterhalb des ersten Zutagetretens der Ader und stießen auch dort gegen alle Regel auf sie. Das ganze Thal schien also aus Erz zu bestehen, welches im Durchschnitte 60 Procent Blei und 50 Unzen Silber auf die Tonne enthielt. Es war eine Quelle des Reichthums gefunden, die Schwindel erregen konnte.

Digitized by Google

Ein Terraindurchschnitt genügt um die Erklärung dieser Erscheinung zu geben. In einer um circa 16 Grad geneigten Spalte hat ein mit mineralischen Bestandtheilen erfülltes Wasser das Erz abgesetzt; später erfolgte dann eine Hebung, welche das Terrain dislocirte und demselben die Form einer Treppe gab, deren Stufen aus dem in Stücke gebrochenen silberhaltigen Gange bestehen. Die Vertiefungen zwischen den Stufen füllten sich allmälig mit hergeschwemmtem Grunde und Boden und zuletzt bedeckte die Vegetation das Ganze mit ihrem grünen Mantel. Bis zu Laveleye's Besuch (1878) hatte man die Aber in fünf verschiedenen Niveaus gefunden, und demgemäß gab es fünf Stockwerke von Gruben über einander. Wäre die Aber nicht gebrochen gewesen, so hätten sich in Leadville einige socher riesigen Vermögen erwerben lassen, wie in der Comstock-Lode; so aber sind in Leadville die Glücksloſe zahlreicher, aber weniger ansehnlich ausgefallen.

So hatte ein einfacher Handwerker das Glück gehabt, die zweite Stufe des Erzganges zu entdecken und hatte seinen Antheil an der Konzession Little Pittsburgh für 250 000 Dollars verkauft. Ein anderer, ein Chemiker zehnten Ranges, ernährte sich damit, die gefundenen Erze oberflächlich zu prüfen. Ein Bergmann, welcher die für die Analyse erforderten zehn Dollars nicht besaß, trat ihm statt derselben ein Viertel seiner Konzession ab, dessen Werth sich schließlich auf 20 000 Dollars herausstellte. Diese brachte der Chemiker in Paris durch und machte sich dann in der Hoffnung auf einen noch günstigern Glückswurf wieder an die Arbeit.

Als oberster Herr herrscht hier die Spekulation. Der Arme kann morgen reich sein, sei es, daß er eine Aber findet, sei es, daß der Werth der Grube, an welcher er einen Antheil gekauft hat, rapide steigt. Denn hier spielt jeder, wenn er auch fleißig arbeitet. Während des ganzen Abends herrscht überall die größte Erregung. An der Bar des Gasthofes ein steles Gehen und Kommen und draußen auf den bedeckten Bürgersteigen drängt sich die Menge; ein Wagen, von welchem mißtönende Blechmusik ertönt, fährt bei Fackelschein und von einer dichten Menschenmasse gefolgt durch die Straße und macht Reklame für die abend-



Umgebung von Leadville.

liche Theatervorstellung. Endlich wird es still und Alles schläft, um bei Tagesgrauen seine fieberhafte Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Am nächsten Tage begann Laveleye seine Wanderung mit einer Musterung der Straßen, welche sich, wie üblich, in rechten Winkeln schneiden. Noch stoßen die Häuser keineswegs an einander; namentlich an der äußern Peripherie des Ortes zeigen sich noch weite unbebaute Plätze, die mit Felsblöcken, Gestrüpp und umgeschlagenen Baumstämmen bedeckt sind. Aber überall sind bereits die Straßen mit ihren hölzernen Bürgersteigen auf beiden Seiten ausgesteckt: Niemand scheint daran zu zweifeln, daß sie bald voller Häuser stehen werden. Läden und Kaufhallen finden sich vornehmlich in der Hauptstraße, und dort tritt auch die Mischung vorgeschrittener Civilisation und primitiver Wildheit mit allen ihren Gegensätzen am schärfsten hervor. Da sieht man ein Magazin, dessen Schaufenster mit den neuesten, eben aus New York gekommenen Moden gefüllt ist; Halbstiefel mit Hacken à la Louis XV., Pariser Hüte, Nähmaschinen, tanfederleer Phantasieartikel aus Nickel, Silber, Gold und Juchten zu fabelhaften Preisen; aber der glückliche Miner sieht nicht so genau darauf hin. Daneben liegen Bergmannskleider aus grober Leinwand, große Gummischuhe, Aexte und Hacken, Pulver und Kugeln. Weiterhin ein Eßwaarenladen, wo sogenannte feine Weine und Leckereien nicht fehlen; das Schaufenster füllt eine künstlich aufgebaute Mauer von Konservebüchsen, welche in diesen abgelegenen Gegenden eine Hauptrolle spielen; da findet man allerhand Früchte, Reine-Claudes, Kirschen, Ananas, Sardinen, Hummern, Gänseleberpasteten, und an der Thür den noch blutenden Leichnam eines braunen Bären, den zwei Jäger, die Helden des Tages, gestern erlegt und zur Stadt gebracht haben. Die noch ungepflasterten Straßen sind vor den Häusern mit zahlreichen alten Kästen und Schachteln, näher dem Walde noch mit großen Steinen bedeckt. Des Abends werden nur Kerzen gebrannt; denn ein mit Petroleum beladener Wagenzug wird erst erwartet: augenblicklich besitzt Leadville nicht einen Tropfen Oel, und bleiben die Wagen noch zwei Tage aus, so müssen sich seine Einwohner mit Sonnenuntergang zu Bette legen.

Sodann besuchte Laveleye einige Anstalten, wo das Erz verarbeitet wird. Gewöhnlich war sein Empfang ein sehr guter und höflicher, wie z. B. in dem Etablissement La Plata; anderwärts antwortete man ihm aber: „Sie sind Ingenieur, sagen Sie — dann müßten Sie ja die Behandlung des Erzes kennen, und es ist also unnöthig, Sie Ihnen zu erklären. Wenn Sie sie aber nicht kennen ist es ebenso unnütz; denn alsdann würden Sie doch nichts von meinen Auseinandersetzungen verstehen."

Mit Eifer besuchte Laveleye dann die Gruben silberhal-

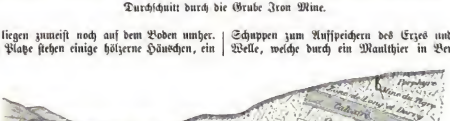
Digitized by Google

tigen Bleies, welche ja das Hauptziel ſeiner Reiſe waren; doch theilt er über dieſe techniſche Seite nur Weniges mit.

Um die Ausbeutungsſtellen zu erreichen, muß man den hinter Leadville ſich ausdehnenden Tannenwald durchſchreiten; ein Pfad windet ſich durch denſelben hindurch und endet plötzlich auf einer Lichtung. Viele Bäume ſind dort nieder-

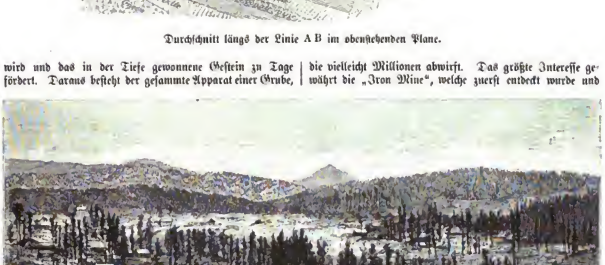
Durchſchnitt durch die Grube Iron Mine.

geſchlagen und liegen zumeiſt noch auf dem Boden umher. Auf dem freien Platze ſtehen einige hölzerne Häuschen, ein Schuppen zum Aufſpeichern des Erzes und eine hölzerne Welle, welche durch ein Maulthier in Bewegung geſetzt



Durchſchnitt längs der Linie A B im obenſtehenden Plane.

wird und das in der Tiefe gewonnene Geſtein zu Tage fördert. Daraus beſteht der geſammte Apparat einer Grube, die vielleicht Millionen abwirft. Das größte Intereſſe gewährt die „Iron Mine“, welche zuerſt entdeckt wurde und



Little Pittsburgh.

als Typus hingeſtellt werden kann. Der Direktor, natürlich ein „General“, empfing den Franzoſen mit großer Freundlichkeit und lud ihn ein, bei ihm zu eſſen und zu wohnen, was jener dankbar annahm. Man ſchläft hier noch auf harter Unterlage, aber in einer Mahagonibettſtelle; man ißt von hölzernen Tellern, aber dafür auch Gänſeleberpaſteten und eingemachte Ananas. Am Eſſen nahmen die Steiger und zwei „Captains“ Theil, aus deren Geſpräch

Digitized by Google

Straße in Leadville.

Digitized by Google

sich einige interessante Thatsachen ergaben. Augenblicklich gerade stockte der Betrieb zum Theil wegen „Usurpatoren"; so heißen Bergleute, welche behaupten, daß das in Leadville sich findende Erz in Flötzen und nicht in Adern vorkomme. In letzterm Falle ist jede Concession auf der Oberfläche auf 100 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite beschränkt, kann aber nach der Tiefe beliebig weit ausgebeutet werden, während in ersterm Falle der Eigenthümer die Grenzen der Concession an der Oberfläche nicht überschreiten darf. Die Usurpatoren haben sich demgemäß 100 Fuß tief unter der Stelle, wo die Iron Mine zu Tage tritt, festgesetzt, die Adler in dieser Tiefe getroffen und denten dieselbe aus. Ein Proceß ist zwar in Denver anhängig gemacht; aber mittlerweile können die Besitzer der Iron Mine ihre Schächte weiter treiben, ohne auf die Usurpatoren zu stoßen und mit denselben einen unterirdischen

Ein Bergwerk in Leadville.

Kampf mittels Flinten und Revolvern zu bestehen. Da sie alle Aussicht haben zu gewinnen, so warten sie lieber ab, müssen aber einstweilen es sich gefallen lassen, daß man ihnen ihr kostbares Erz vor der Nase wegholt. Sie beschäftigten damals 60 Arbeiter, die täglich 12 Mark nach unserm Gelde verdienten. Es ist das der von den Arbeitern selbst festgesetzte Preis, unter welchem niemand seine Arme anbieten darf. Wer es dennoch versuchte, wieder gezwungen werden, die Gegend sofort zu verlassen, oder durch eine Kugel an seine Pflichten unsanft erinnert werden. An den Exhibitionen der in der Richtung auf Leadville führenden Bahnen befinden sich Agenten, welche die den Zügen entsteigenden Arbeiter über die Bedingungen, die sie den Arbeitgebern zu stellen haben, unterrichten.

Das Erz selbst enthält mitunter bis 600 Unzen Silber auf die Tonne und 30 bis 60 Procent Blei. Es ist das allerdings ein ausnahmsweise reicher Gehalt; aber man findet dort schon für gewöhnlich so viel Blei, daß dessen

Digitized by Google

Preis gegenwärtig außerordentlich niedrig steht. In Leadville kostete zur Zeit von Laveleye's Anwesenheit die Tonne nur 80 Mark, während sie unlängst das Vier- bis Fünffache gegolten hatte. Die Menschen können sich also jetzt einander sehr viel billiger todtschießen.

Von seinem Cicerone begleitet, besuchte Laveleye erst dessen Mine und dann ein paar andere, zu denen ihm jener den Zutritt vermittelte. Die Arbeiten waren damals noch fast durchweg nicht tief in die Erde eingedrungen, und das war auch bei der Iron Mine der Fall. Ein gut ausgezimmerter Gang, worin ein großer Mann bequem sich bewegen kann, führt mit unmerklicher Senkung etwa 100 m in die Erde hinein. Zum Fördern des Erzes werden auf Schienen laufende und von Maulthieren gezogene Wägelchen benutzt. Nach rechts und links zweigen sich Gänge ab, welche das ausgebeutende Revier in lange schmale Streifen theilen, welche an zwei oder drei Stellen zugleich in Angriff genommen werden. Die Arbeit ist sehr leicht, da das sehr poröse und zerreibliche Gestein an den reicheren Stellen sich fast in Foem von Staub, an den ärmeren in Blöcken von einigen Pfunden Gewicht loslöst. Die einzige Gefahr droht von Einstürzen, gegen welche man sich durch Auszimmern der Gänge schützt. Sehr eigenthümlich ist das Aussehen des Erzes; die reichen Partien bestehen aus einem bläulichen Sande, der den Bergleuten als „blue sands“ wohl bekannt ist, einem Gemische von kohlensaurem und chlorhaltigem Blei, welches bis 600 Unzen Silber auf die Tonne enthält. Doch kommt ein solcher Gehalt nur ganz ausnahmsweise vor. Eine Grube ist um so werthvoller, je mehr blue sands sie enthält.

Darunter liegt eine Kruste von Eisenperoxyd, die mit kohlensaurem Blei durchsetzt ist, und noch tiefer Kalk, taubes Gestein, das das Erz umschließt. Ueber der eigentlichen Ader liegt Porphyr, der im Kontakt mit dem Erze in einen festen, undurchlässigen Thon verwandelt ist; derselbe schützt zwar die Gruben gegen das Durchsickern von Wasser, hat aber geringe Konsistenz und neigt zu Einstürzen. Dieser Thon ist durch die Salze der Metalle auf die verschiedenste Weise gefärbt und weist alle Töne von Braun und Gelb, von Terra di Siena bis zum Maisgelb neben und durch einander auf; einzelne Stellen sind durch Kupfer prachtvoll blau gefärbt. Dieser zersetzte Porphyr verkündet die Nähe der abbauwürdigen Ader; mehr als ein von jahrelangen Arbeiten und Entbehrungen gebräunter Bergmann ist vor Freuden hoch aufgesprungen, als er die erste Schaufel voll jenes blauen Erde heraushob.

La Plata.

Unter anderen besuchte Laveleye von Leadville aus eine Grube silberhaltigen Bleies, die Moose Mine, eine der größten Merkwürdigkeiten der Gegend und vielleicht das höchstgelegene Bergwerk auf Erden. Sie liegt 13 500 Fuß hoch auf einem Gipfel der Rocky Mountains; in Europa würde der ewige Schnee Arbeiten in solcher Höhe unmöglich machen. Die einzige Gefahr droht dort vom Winde, der mitunter stark genug ist, um die zum Erztransporte verwendeten Esel und Maulthiere in die Schluchten neben dem Wege zu stürzen. Etwa 50 Bergleute leben in jener Einöde auf dem kahlen, sturmgepeitschten Gipfel, in Wohnungen, die zur Hälfte in Felsen ausgehöhlt sind. Höchstens zwei oder drei Mal monatlich steigen sie in die Ebene hinab. Im Winter sind alle Verbindungen oft mehrere Tage lang durch heftige Orkane unterbrochen, welche riesige Felsblöcke von den Abhängen des Berges loslösen und jeden, der ihnen zu trotzen wagte, unfehlbar in ihrem rasenden Wirbel davon führen würden.

Die Grube selbst ist dadurch merkwürdig, daß der in den Schachten wehende kalte Luftstrom jede Feuchtigkeit sofort in Eis verwandelt, und die Wände deshalb mit einer dicken Eisschicht überzogen sind. Eiszapfen finden sich nicht, sondern eine zahllose Menge kleiner Eisblättchen, die sich nach allen Richtungen hin kreuzen, bald fein und zierlich wie die Flügel eines Schmetterlings, bald die Federchen des feinsten Blattes nachahmend; ein zauberhafter Anblick! Nimmt man ein solches reizendes Gebilde in die Hand, so schmilzt es sofort und es bleibt nichts als ein Tröpfchen reinen, funkelnden Wassers.

Die Arbeiter erhalten hier oben täglich einen Lohn von 11¾ Mark und bezahlen 3½ Mark Pension. Sie luden Laveleye freundlich zu ihrem Mittagsmahle ein, das nichts zu wünschen übrig ließ. Es gab Suppe mit gebämpften Austern, geschmortes Rindfleisch, Hammelbraten, dreierlei Gemüse, als Nachtisch ein vorzügliches Blanc-manger und einen Kabinetspudding, dazu Thee und Kaffee nach Belieben, aber keinen Schnaps. Denn der in Amerika weit verbreitete Kampf gegen den Alkohol wirkt bis in diese Höhe fort.

Leadvilles Zukunft ist noch ungewiß. Niemand vermag zu sagen, ob es dasselbe Schicksal wie seine Vorgängerin Oro City haben und vom Erdboden wieder verschwinden wird, oder ob die Erzlager so bedeutend sind, daß sich in Folge dessen eine dauernde Stadt dort bilden wird. Wie reich und werthvoll das Lager ist, beweist der Umstand, daß im Jahre 1880 von Leadville außer dem Blei für 60 100 612 Mark Silber ausgeführt wurde, und daß trotzdem zwei Gruben sich erschöpften, eine andere ausdrannte und Arbeitseinstellungen von oft langer Dauer dazwischen

Digitized by Google

tauen. Fast sicher ist es, daß binnen kurzer Zeit Leadville an die Stelle von Comstock Lode, dessen Ertrag reißend abnimmt, treten wird. Colorado wird wahrscheinlich Nevada überholen und der erste unter allen metallproducirenden Staaten der Union werden. Die Vollendung der Eisenbahnen wird die Thätigkeit erhöhen, da alle Materialien und Lebensmittel bedeutend im Preise sinken werden; allein je vollkommener die Mittel zum Ausbeuten werden, um so rascher wird auch die Ader erschöpft sein. Die Amerikaner bearbeiten ihre Gruben so energisch, daß sie bald alles, was darinnen steckt, herausgeholt haben. Sollten die Adern nichts mehr hergeben, so verschwände Leadville von der Erde; denn kein Mensch würde noch länger in jenem abgelegenen Winkel der Felsengebirge in mehr als 10 000 Fuß Höhe ausharren. Erst wenn die wachsende Bevölkerung definitiv die Umgegend in Besitz genommen und die „Parks“ besiedelt hätte, würde es wieder Einwohner bekommen. Die Generation, welche die „Königin des Bleies“ hat entstehen sehen, wird vielleicht auch ihren Tod noch erleben.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff**.

III.

Neben den vielen neuen und mir in hohem Grade interessanten Erscheinungen auf S. Thiago nahmen noch meine besondere Aufmerksamkeit das naturhistorische Museum in Praia und vor Allem die seit einiger Zeit hier errichtete meteorologische Station in Anspruch. Das Erstere ist das Unternehmen eines strebsamen und gebildeten Kaufmannes von Praia, der, unterstützt von dem gleichgesinnten Theil seiner Mitbürger, mit großem Eifer und Geschick die naturhistorisch merkwürdigen Gegenstände seiner heimathlichen Inseln gesammelt und in einem besondern Hause aufgestellt hat. Sehr reichhaltig ist namentlich die mineralogische und geologische Sammlung, auch die meisten der der Insel eigenthümlichen Pflanzen sind, zum Theil in Gläsern mit conservirenden Flüssigkeiten, aufgestellt und so vorzüglich in Form und Farbe erhalten, als ob sie lebend seien. Durch die seit einigen Jahren, wie früher bemerkt, an der Küste von S. Thiago betriebene Korallenfischerei ist der Sammlung auch ein ziemlich reiches Material an Seethieren des Meeresgrundes, Korallen, Seeigeln, Seesternen, Mollusken, Würmern ꝛc., zugeflossen; nicht minder vollständig sind die im Meere von S. Thiago vorkommenden Fische und Krebse vertreten, und endlich auch findet sich eine hübsche Sammlung über die an Formen nicht sehr zahlreiche, aber in mancher Beziehung interessante Landfauna der Insel, kurz das kleine Museum von Praia stellt, zumal es auch eine Anzahl von ethnographischen Gegenständen, den Inseln sowie der gegenüberliegenden Küste von Afrika entstammend, enthält, einen wahren Schatz dar, der dem strebsamen Sinn der Bewohner zur Ehre gereicht und ein ausgezeichnetes Material zu genaueren naturwissenschaftlichen Studien über die Insel S. Thiago und die Capverden überhaupt bieten würde.

Nicht geringere Anerkennung und Beachtung verdient die für die Kenntniß des Klimas der Capverdischen Inseln und der tropischen Nordostpassatregion Westafrikas höchst werthvolle meteorologische Station von S. Thiago. Schon seit mehreren Jahren wurden durch den in Praia stationirten Militärarzt I. Klasse, Herrn Jacinto Augusto Medina, den Vorsteher des großen und vortrefflich eingerichteten und geleiteten Hospitales von Praia, meteorologische Beobachtungen angestellt. Die hierfür früher bestimmten Räume in dem Hospitale selbst waren aber nicht ausreichend und wenig günstig gelegen. Seit dem Jahre 1879 hat nun der Gouverneur der Insel die Einrichtung einer officiellen meteorologischen Station mit einem besondern Observatorium in einem am Eingange zu den Militärkasernen gelegenen Thurme angeordnet und dieselbe wiederum Herrn Medina, dem sachkundigen und bewährten bisherigen Leiter derselben, anvertraut. Herr Medina hatte die große Freundlichkeit, mich in dem das Observatorium enthaltenden Thurme, der frei über die übrigen Gebäude hervorragt und von dessen Höhe man eine weite, herrliche Aussicht über Meer, Stadt und Insel genießt, selbst umherzuführen und mir seine Beobachtungen und Instrumente zu erläutern, ja, mir einen genauen Einblick in die von ihm geführten Witterungstabellen zu gestatten. Ich gewann hierdurch die Ueberzeugung, daß die meteorologische Station von Praia nicht bloß in Bezug auf die Lage des Observatoriums, die Einrichtung und das Instrumentarium derselben ꝛc. allen Anforderungen entspricht, sondern daß vor Allem auch die Beobachtungen, in Rücksicht auf die Sorgfalt und Treue, mit der sie ununterbrochen geführt worden sind, die höchste Anerkennung verdienen, und somit eine sichere Basis bieten zur Beurtheilung des sehr merkwürdigen Klimas der Capverdischen Inseln. Es ward damals schon in mir der lebhafte Wunsch rege, diese interessanten Tabellen nach ihrer Veröffentlichung zur weitern Mittheilung benutzen zu können. Jetzt sind die vollständigen Beobachtungsreihen aus den Jahren 1878 und 1879 in dem von dem Gouverneur der Capverdischen Inseln an die portugiesische Regierung erstatteten amtlichen Berichte mit aufgenommen. Durch bereundete Vermittelung ist mir ein Exemplar dieser werthvollen Berichte übersandt worden, aus denen die folgenden Witterungstabellen, die in besonderem Maße geeignet sind, das Klima der Capverden zu illustriren, entnommen sind.

Aus den beiden nachstehenden Tabellen über die Windrichtungen in Praia während der Jahre 1878 und 1879 erkennen wir nach einiger Prüfung alsbald eine sehr merkwürdige und für das Klima der Capverden bedeutsame Thatsache, nämlich die fast souveräne Herrschaft des Nordostpassates auf diesen Inseln, entweder in seiner Hauptrichtung als reiner Nordost oder in seinen Abweichungen bis nach Nord und Ost. Im Jahre 1878 wehte der Wind aus diesen Richtungen, nämlich aus NO, ONO, O und andererseits NNO, N an 271, im Jahre 1879 an 278 Tagen, allein aus NO 1878 an 123, 1879 an 134 Tagen. Hiergegen treten, zumal wenn wir noch die 39 windstillen Tage des Jahres 1878 und 13 von 1879 berücksichtigen, die südlichen und westlichen Winde als fast völlig bedeutungslose

Digitized by Google

Windrichtung in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

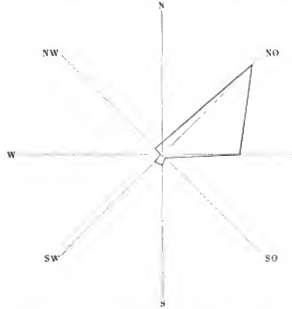
Windrichtung im Jahre 1878.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Windstille
Januar . . .	1	1	11	1	16	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Februar . . .	1	1	—	1	24	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
März	1	—	16	2	9	—	—	1	—	—	—	—	—	—	2
April	2	—	16	2	2	1	—	1	1	—	1	—	—	—	3
Mai	2	4	13	6	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	4
Juni	5	1	10	6	3	1	—	—	2	—	—	—	—	—	2
Juli	1	—	14	3	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	9
August . . .	—	2	10	1	2	1	—	4	2	—	—	—	4	—	5
September . .	—	1	8	7	3	1	2	1	2	—	—	1	—	2	2
Oktober . . .	—	2	2	13	4	1	1	—	1	—	—	—	2	—	5
November . .	—	—	—	13	6	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—
December . .	—	—	—	10	1	5	1	—	—	1	5	—	—	—	6
	13	12	123	49	74	6	3	10	10	5	1	—	9	1	39

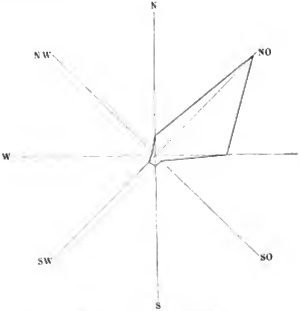
Windrichtung im Jahre 1879.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Windstille
Januar . . .	2	1	3	3	18	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Februar . . .	—	—	8	4	15	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
März	—	—	24	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
April	1	6	16	2	3	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
Mai	1	11	12	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Juni	2	—	15	3	2	—	1	1	—	—	—	—	1	—	1
Juli	5	2	9	2	1	—	1	2	1	—	—	—	—	—	7
August . . .	3	—	10	—	1	2	3	1	1	2	—	1	—	—	—
September . .	1	3	10	3	—	—	1	3	2	—	2	—	1	—	1
Oktober . . .	4	3	13	5	1	2	1	—	—	—	2	1	—	—	—
November . .	—	—	8	2	11	1	1	—	—	—	—	—	—	—	3
December . .	—	—	2	6	2	15	—	1	3	—	—	—	—	—	1
	19	28	134	28	69	5	8	10	9	2	4	4	—	4	1	13

klimatische Faktoren in den Hintergrund. Die im Folgenden nach diesen Tabellen dargestellten Windrosen werden uns am besten und in der That in überraschender Weise dieses merkwürdige Verhältniß veranschaulichen, das nicht bloß die Hauptwindrichtungen für die Jahre 1878 und 1879 darstellt, sondern also ein mustergiltiges der Capverden angesehen werden kann, denn wie man sich durch Vergleich mit den in früheren Jahren von Herrn Medina in Praia angestellten Beobachtungen überzeugen kann, ist diese Herrschaft der nordöstlichen Winde resp. des Nordostpassates mit sehr geringen Abweichungen, die meistens noch zu Gunsten des letztern eintreten, Jahr für Jahr vorhanden. Da die Capverdischen Inseln aber mitten in der Nordostpassat-Region des Atlantischen Oceans, von den Einflüssen des Festlandes wenig berührt, liegen, so können diese Windkarten gewissermaßen als die typischen dieser Region angesehen werden.



Windrose für die Capverdische Insel S. Thiago im Jahre 1878.



Windrose für das Jahr 1879.

Nicht minder interessant sind die von Herrn Medina gewonnenen anderen meteorologischen Beobachtungsresultate insbesondere über die Temperatur und den Luftdruck.

Die Lufttemperatur der Capverden wird im Wesentlichen bestimmt durch die insulare Lage mitten im Meere und innerhalb der Tropenzone (zwischen 14° 25′ und 17° 13′ nördl. Br.). Der letztern verdanken die Inseln ihre hohe Temperatur und der erstern, wie uns ein Blick auf die beiden vorstehenden Tabellen erkennen läßt, die geradezu staunenswerthe Gleichmäßigkeit derselben. Die mittlere Lufttemperatur von zwei Jahren, nämlich von 1878 und 1879, beträgt 25,03° C., das mittlere Maximum in diesem Zeitraume 27,02° und das Minimum 23,16° und somit die mittlere Differenz nur 3,86°.

Digitized by Google

Temperatur in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

Temperatur im Jahre 1878.

Zeitraum	Nach Celsius								
	Mittel				Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz					
Januar	21,64	23,52	19,79	3,73	26,2	18,9	7,3	22	9
Februar	22,72	25,01	20,33	4,71	28,3	18,1	10,2	24	3
März	24,02	26,90	21,52	5,08	29,5	19,3	10,2	29	23
April	25,76	28,40	23,12	5,28	31,0	21,2	9,8	12	18
Mai	24,96	27,37	22,59	4,78	30,0	21,2	8,8	24	5
Juni	26,14	28,51	23,71	4,80	31,0	22,6	8,4	24	1
Juli	26,36	28,32	24,36	3,96	30,1	22,8	7,3	18	5
August	27,10	29,07	25,14	3,93	31,2	22,8	8,4	20	4
September	27,19	28,85	25,58	3,27	30,3	24,7	5,6	14	29
Oktober	25,72	27,32	24,16	3,16	29,3	22,9	6,4	1	19
November	25,91	27,97	23,90	4,07	29,6	22,0	7,6	14	13
December	25,05	27,03	23,11	3,92	29,0	21,0	8,0	4	4
	25,28	27,35	23,11	4,24	31,2	18,1	13,1	20. Aug.	3. Febr.

Temperatur im Jahre 1879.

Januar	22,92	24,64	21,21	3,43	28,0	19,8	6,2	1	1
Februar	23,28	25,12	21,50	3,62	27,8	20,0	7,8	12	6
März	22,28	24,09	20,52	3,57	26,0	19,7	6,3	30	7
April	22,89	25,00	20,82	4,18	30,4	19,7	10,7	28	7
Mai	24,84	27,06	22,65	4,41	29,3	21,8	7,5	15	2 u. 19
Juni	25,36	27,74	23,03	4,61	29,3	22,0	7,3	5	12
Juli	25,91	27,63	24,31	3,32	29,0	23,0	6,0	16	9
August	26,20	27,54	24,92	2,62	29,0	24,0	5,0	3	6
September	26,48	27,80	25,22	2,58	29,0	24,1	4,9	22	2
Oktober	26,65	28,26	25,05	3,21	29,3	24,1	5,2	16	15
November	25,96	27,49	24,19	3,30	29,0	22,6	6,4	8	22
December	24,83	26,26	23,45	2,81	28,1	20,5	7,6	10	30
	24,81	26,69	23,21	3,48	30,4	19,7	10,7	28. April	7. März 7. April

Hiermit im Zusammenhang, ja, hierdurch zum Theil bedingt erscheint auch der Luftdruck durch die hohe Temperatur und die dadurch erzeugte beständige Ausdehnung der Luft ein im Allgemeinen niedriger und wiederum von einer überraschenden Gleichmäßigkeit, wie uns aus den beiden Tabellen auf folgender Seite entgegentritt.

Von diesen bemerkenswerthen meteorologischen Erscheinungen werden wir nun aber noch zu der Betrachtung einer anderen Frage von wissenschaftlicher Bedeutung und auch von allgemeinem Interesse geführt, die lange Zeit Naturforscher und Seefahrer beschäftigt hat und noch beschäftigt, nämlich die Frage nach der Herkunft der im Atlantischen Ocean innerhalb des Bereiches des Nordostpassates namentlich an der westafrikanischen Küste auf der Höhe der Capverden und südlich von diesen bis ungefähr 9° nördl. Br. häufig beobachteten sogenannten Staubregen oder Staubfälle, die bekanntlich darin bestehen, daß zu gewissen Zeiten aus der von Staub erfüllten und durch ihn häufig getrübten Atmosphäre ein feiner Staubregen auf Meer und Schiffe sich niedersenkt. Einer unserer verdientesten Naturforscher, dem wir manche epochemachende Förderung unserer Kenntnisse der kleinsten Lebensformen verdanken, Ehrenberg, hatte seit einer langen Reihe von Jahren auch diesem Phänomen, hauptsächlich behufs Erforschung der mit dem „Meteorstaube“ fortgeführten Organismen, seine Aufmerksamkeit zugewandt und war durch seine Untersuchungen zu der merkwürdigen Ansicht gelangt, daß das den Staubregen darstellende Material nicht direkt durch den Nordostpassat getragen und über den Atlantischen Ocean weiter geführt werde, also nicht aus dem nordöstlich und östlich gelegenen Afrika, sondern von anderen Theilen der Erde stamme und durch die verschiedenen Passatströme auch dem westafrikanischen Meere zugeweht werde, namentlich aber auch aus der dem Strom des Nordostpassates entgegengesetzten Richtung aus Südwesten und Westen, also aus Amerika durch den Antipassat dorthin komme, zumal er auch in Proben von Staubfällen auf dem Atlantischen Ocean, specifisch südamerikanische Organismen, die wenigstens mit solchen, welche er in Erdproben aus Guiana gefunden hatte, übereinstimmten, aber keine afrikanischen Formen nachweisen konnte. Zur Begründung dieser seiner Ansicht nahm er nun an, daß der Staub von der amerikanischen Küste aus hoch in die Luft geführt werde und in den oberen Luftschichten, in eine feine Staubzone sich ausbreitend, durch den über dem Nordostpassat wehenden Antipassat weiter getragen werde, sich aber zeitweise in schweren Wolken nach

Digitized by Google

Luftdruck in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

Luftdruck im Jahre 1878.

Zeitraum	In Millimetern								
	Mittel				Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz					
Januar	760,34	761,16	759,53	1,63	763,65	757,95	5,70	24	21
Februar	763,34	761,00	759,64	1,36	762,99	757,79	5,11	27	24
März	759,19	759,79	758,49	1,30	762,73	756,58	6,15	18	26
April	758,96	758,83	757,51	1,12	760,15	755,95	4,20	18	13
Mai	759,55	759,98	759,18	0,80	761,97	757,28	4,69	29	1
Juni	759,30	759,52	759,08	0,44	761,88	757,07	4,81	18	24
Juli	758,70	759,23	758,27	0,96	762,76	755,76	7,00	23	10
August	758,53	759,08	757,96	1,12	760,86	755,31	5,55	19	21
September	758,03	758,62	757,44	1,18	760,37	756,27	4,10	16	30
Oktober	757,84	757,93	756,73	1,20	759,79	754,09	5,70	15	10
November	758,49	759,17	757,82	1,35	760,08	756,42	3,66	9	4
December	757,96	758,50	757,23	1,27	760,34	754,34	6,00	25	7
	758,81	759,38	758,24	1,14	761,45	756,24	5,22	24. Jan.	15. Okt.

Luftdruck im Jahre 1879.

Januar	759,19	759,90	758,49	1,41	761,84	756,78	5,06	7	29
Februar	759,05	759,67	758,43	1,24	761,34	756,78	4,56	6	19
März	759,87	760,61	759,06	1,55	762,42	757,04	5,38	20	14
April	758,99	759,45	758,37	1,08	761,04	755,79	5,25	15	29
Mai	758,69	759,28	758,12	1,16	762,12	756,43	5,69	3	4
Juni	759,49	760,11	758,94	1,17	761,52	756,45	5,07	25	13
Juli	757,92	758,37	757,49	0,88	761,42	755,06	6,36	7	16
August	758,12	758,91	757,82	0,99	760,32	755,72	5,30	24	16
September	758,75	759,48	758,01	1,47	760,92	756,57	4,35	26	13
Oktober	758,70	759,43	757,97	1,46	761,03	756,22	4,81	28	10
November	757,71	758,41	757,02	1,39	760,50	754,03	6,47	12	23
December	757,52	758,28	756,76	1,52	761,56	753,48	8,08	31	15
	758,66	759,30	758,02	1,28	761,33	755,80	5,53	20. März	15. Dec.

unten senke und dann in den Nordostpassat gelange, um entweder aus ihm als Staubregen zur Erde zu fallen oder durch ihn wieder nach Westen, also nach seiner Ursprungsstelle, nach Amerika, zurückgeführt zu werden. Ein solches Niedersinken des Staubes aus den oberen Luftschichten finde namentlich an der Westküste von Afrika statt, in demjenigen Theile des Atlantischen Oceans, der seit Langem unter dem Namen des „Dunkelmeers“ bekannt sei, weil hier die Fischer früherer Jahrhunderte die Luft zuweilen trübe und undurchsichtig fanden und daran den Glauben knüpften, daß noch weiter nach Süden eine allmälige Verfinsterung von Luft und Meer eintrete, die die Schiffahrt unmöglich mache. Dieses westafrikanische „Dunkelmeer“, in welchem in der That am häufigsten die Staubfälle auf dem Atlantischen Ocean beobachtet wurden, entspricht, und das erscheint in hohem Grade bemerkenswerth, ungefähr der Ausdehnung der westafrikanischen Nordostpassat-Region.

Bei der Beurtheilung dieser Hypothese Ehrenberg's von dem Vorhandensein einer feinen, allseitigen und durchsichtigen Staubzone in den oberen Luftregionen und ferner der wiederholten ausdrücklichen Erklärung, daß der aus dieser Staubzone innerhalb des Dunkelmeers herabfallende Staubregen keineswegs aus Afrika und insbesondere nicht aus der Sahara stamme, drängt sich uns zunächst die Frage auf: Wodurch kann die Anwesenheit jener Ehrenberg'schen Staubzone bewiesen werden, und wie lassen sich aus ihr die häufigen Staubfälle in der Nordostpassatregion resp. im Dunkelmeere erklären? In einer sehr gründlichen und klaren Untersuchung dieser Frage hat bereits vor einigen Jahren G. Hellmann nachgewiesen [1]), daß die Annahme einer permanenten durchsichtigen Staubzone in den höheren Luftschichten mit den thatsächlichen Erfahrungen nicht in Einklang zu bringen sei, und daß sie namentlich auch in keiner Weise die Häufigkeit der Staubfälle im Dunkelmeer erkläre. Und in der That, warum sollten gerade hier, also in derjenigen Region des Atlantischen Oceans, die nach Ehrenberg von der Heimath des Staubes am entferntesten liegt, die Staubfälle am häufigsten vorkommen können und um so häufiger und mit um so gröberm Materiale niederfallen, je näher der westafrikanischen Küste? Sollte man nicht im Gegentheil anzunehmen berechtigt sein, daß z. B. an der Ostküste von Südamerika, woselbst sich nach Ehrenberg die Staubwolken, die später im Dunkelmeere niederfallen, zum

[1]) Ueber die auf dem Atlantischen Ocean in der Höhe der Capverdischen Inseln häufig vorkommenden Staubfälle. Monatsberichte d. Königl. preuß. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1878, S. 364.

Digitized by Google

großen Theile erheben, oder an anderen Theilen der atlantischen Küsten, ebenfalls häufige, ja noch häufigere Staubfälle vorkommen als an der Westküste Afrikas? Aber gerade das Gegentheil entspricht den thatsächlichen Beobachtungsresultaten. Je weiter nach Westen vom Dunkelmeere, also von der westafrikanischen Küste entfernt, desto seltener werden die Staubfälle, ihr Staub feiner und schließlich hören sie gegen die amerikanische Küste hin ganz auf. Die Gründe, die Ehrenberg anführt für das häufige Sinken des Staubes im Dunkelmeere, nämlich die heiße Atmosphäre in den oberen Luftschichten, scheinen zur Erklärung nicht genügend, zumal diese Gründe wohl dieselbe Gültigkeit auch für andere äquatoriale Regionen des Atlantischen Oceans beanspruchen können, in welchen keine Staubfälle vorkommen. Werfen wir nun aber noch einmal einen Blick auf unsere Tabellen über die Windrichtungen auf den Capverdischen Inseln und die ihnen entsprechenden Windrosen und sehen, mit welcher Stetigkeit und Energie der Nordostpassat mit seinen Abweichungen nach Nord und Ost, also die direkt von dem nahen Afrika kommenden Winde im Dunkelmeere herrschend sind, so drängt sich uns schon von selbst als die einfachste und natürlichste Lösung dieser Frage auf, daß wie dieses Hellmann in bestimmter Weise und in Uebereinstimmung mit anderen namhaften Naturforschern ausgesprochen und nachzuweisen gesucht hat, in Afrika und zwar hauptsächlich auf den Sandflächen der Sahara und in der Küstenregion der fast alleinige Ursprung der Staubregen des Dunkelmeeres zu suchen sei. An der Hand dieser Annahme erklären sich fast alle Erscheinungen des Meteorstaubes im Dunkelmeere leicht und ungezwungen, während dieselben der Ehrenberg'schen Hypothese einer von anderen Theilen der Erde zugeführten feinen Staubhone in den höheren Luftschichten sich gar nicht oder nur widerwillig und mit Hilfe neuer Hypothesen fügen.

Eine Hauptstütze, ja vielleicht die erste Veranlassung zur Aufstellung seiner Hypothese waren für Ehrenberg die Befunde der ihm zugekommenen Proben aus Staubfällen im Dunkelmeere. Sowohl die meistens röthliche Farbe des Staubes als das ihn bildende Material schienen ihm nicht für einen Ursprung desselben aus Afrika resp. aus der Sahara, sondern mit Bestimmtheit aus anderen Theilen der Erde zu sprechen. Was den ersteren Punkt, nämlich die Farbe, betrifft, so hat schon G. Hellmann in der erwähnten Abhandlung darauf aufmerksam gemacht, daß Ehrenberg seine Beobachtungen eines Theiles der Libyschen Wüste auf die in mancher Beziehung sehr verschiedene westliche Sahara überträgt, daß in dieser letzteren häufig eine röthliche Färbung der Oberfläche konstatirt sei und daß vor Allem der Staub, er möge herkommen, woher er wolle, auf seinen weiten Wegen durch die Atmosphäre verschiedenen, chemisch und mechanisch auf ihn einwirkenden Einflüssen und somit auch mannigfachen Veränderungen seiner Farbe ausgesetzt sein könne. Hierzu tritt noch die Erwägung, daß diejenigen Staubfälle, die in der Nähe der im Dunkelmeere gelegenen Inselgruppen (Capverden, Canaren) oder auf diesen selbst beobachtet wurden, auch terrestrische Bestandtheile der zum Theil mit röthlichem und mannigfach gefärbtem vulkanischen Aschenstaub bedeckten Inseln selbst enthalten konnten, wie dieses wohl nicht unwahrscheinlich ist für die an und auf den Capverden und den Canaren beobachteten Staubfälle und die diesen entstammenden und von Ehrenberg untersuchten Staubproben.

Was den zweiten Einwand Ehrenberg's gegen die Herkunft des „Passatstaubes“ aus Afrika betrifft, so gründete sich derselbe auf die mikroskopische Untersuchung der Staubproben, in denen er zwar sehr verschiedene und auf verschiedenen Erdtheilen vorkommende Organismen fand, aber keine eigentlichen afrikanischen „Charakterformen“, andererseits aber, wie schon früher erwähnt, solche, die mit Organismen übereinstimmten, die er in Erdproben aus Südamerika, insbesondere aus Guiana, nachgewiesen hatte. Außerdem machte er geltend, daß auf den weiten wasserlosen Sandflächen der Sahara wenig organisches Leben entwickelt sei, während dem Passatstaube des Dunkelmeeres stets zahlreiche und mannigfaltige organische Formen beigemengt seien. Bei aller Anerkennung der Verdienste Ehrenberg's um die Erforschung mikroskopischer Organismen und namentlich seiner hohen Autorität auf dem Gebiete der systematischen Kunde der kleinsten Lebensformen glaube ich doch mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß es heute noch unmöglich ist, ein sicheres Urtheil über die besondere geographische Verbreitung dieser Formen über unsere Erde zu fällen, und z. B. diese Formen für afrikanische, jene als amerikanische, europäische, asiatische u. s. w. zu erklären. In den großen Arbeiten Ehrenberg's, wie sie sich uns in seiner Mikrogeologie, sowie auch in den für die vorliegenden Fragen über den „Passatstaub“ gesammelten Materialien darstellen, sind vielleicht reiche Fundgruben für spätere Forschungen auf dem Gebiete der geographischen Verbreitung mikroskopischer Organismen, insbesondere der Diatomeen und beschalten Rhizopoden, über unsere Erde gegeben, aus ihnen aber jetzt schon bestimmte Schlüsse in dieser Richtung ziehen zu wollen, halte ich für unpassäßig, wenn man sich nicht großen Irrthümern aussetzen will. Die Untersuchungen Ehrenberg's betreffen doch immer nur einzelne kleine Erd- oder Staubproben aus verschiedenen Theilen der Erde, aber was bedeuten die Befunde in denselben gegen die unendliche Fülle jener mikroskopischen Organismen, die unsere Erde in allen Höhen und Tiefen, im Trocknen und Feuchten, Warmen und Kalten bevölkern? Diejenigen organischen Formen, die sich heute in einer oder auch in hundert verschiedenen Erdproben aus Afrika finden und die man vielleicht für afrikanische Charakterformen glaubt ansehen zu müssen, können morgen in denselben Formverhältnissen und derselben Häufigkeit in Proben aus Amerika oder Asien u. s. w. und umgekehrt auftreten. In neuerer Zeit ist von einem amerikanischen Naturforscher ein ausgezeichnetes auf gründlicher Detailforschung beruhendes und reich ausgestattetes Werk über die Süßwasser-Rhizopoden Nordamerikas[1]) veröffentlicht worden, in dem wir zu unserer Ueberraschung mit völliger Sicherheit fast alle diejenigen Formen dieser interessanten Organismengruppe, die wir bisher als europäische kennen gelernt hatten, wiederfinden, und ich glaube zuversichtlich, daß bei einer noch eingehenderen vergleichenden Untersuchung sich eine nahezu vollkommene Uebereinstimmung der europäischen und nordamerikanischen Arten ergeben würde. Zu der That leitet uns schon die Betrachtung der nicht zu bezweifelnden Thatsache, daß durch Passatwinde und überhaupt durch starke und konstante Luftströmungen niedere Organismen oder deren Keime von dem Orte ihrer Entstehung weit über Land und Meer fortgeführt und so ausgebreitet werden können, naturgemäß zu der Annahme, daß jene niederen Organismen keine Formenregionen bilden, wie wir sie für höher organisirte Wesen als Faunen- und Vegetationsgebiete mit größerer oder geringerer Schärfe abgrenzen können, daß vielmehr einem großen, vielleicht dem größten Theile derselben eine überaus weite Verbreitung über unsere Erde zukommt, ja daß sehr viele Kosmopoliten sind, die überall da auftreten, wo unter

[1]) Joseph Leidy, Freshwater Rhizopods of North America. Washington, 1879.

Digitized by Google

im Allgemeinen ähnlichen Bedingungen organisches Leben möglich ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch für diese Organismen bereinst große zusammengehörige Formengebiete erkannt werden, deren Grenzen aber wohl sicher nicht durch Länder, Erdtheile und Meere, sondern vielleicht lediglich durch veränderte klimatische Einflüsse beherrscht werden.

Ebenso wenig können wir als Grund gegen die Annahme, daß der Passatstaub des Dunkelmeeres aus der Sahara stamme, den Einwand Ehrenberg's anerkennen, daß die weiten Flächen der wasserlosen Wüste wenig organisches Leben ermöglichen und namentlich nicht die zahlreichen Süßwasserformen erzeugen können, die in dem Passatstaube des Dunkelmeeres enthalten seien. Der im Sommer von der Sahara kommende starke und stetige Landwind, der „Harmattan", weht nicht nur über wasserlose Wüsten, sondern, namentlich gegen die Küste hin, über Gebiete mit reichem Pflanzen- und Thierleben, vornehmlich an dem Theile der Küste des Dunkelmeeres, an welchem bisher die meisten Staubfälle beobachtet worden sind.

Genug, wenn wir auch den bedeutenden, durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzten Forschungen Ehrenberg's über den Passatstaub, namentlich den mit eisernem Fleiße von ihm gesammelten Materialien, die vielleicht kommenden Geschlechtern noch als reiche Quelle weiterer Untersuchung dienen werden, unsere Bewunderung zollen müssen, so können wir doch seiner Ansicht über die Entstehung des „Passatstaubes" nicht zustimmen, vielmehr scheint die natürliche Erklärung für den Ursprung desselben und der Staubfälle in der Nordostpassatregion des Atlantischen Oceans resp. im sogenannten Dunkelmeere in der Annahme zu liegen, daß dieser Staub und die von ihm getragenen Organismen aus der westlichen Sahara und den Küstengebieten Westafrikas stammen und durch den „Harmattan" dem Nordostpassat zugeführt werden.

Das Brot im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

I.

Im deutschen Aberglauben erscheint das Brot, die Gabe Gottes schlechthin, als symbolischer Inbegriff der Nahrung überhaupt, und als solcher vereinigt es in sich auch alle Kräfte derselben; die belebende, die Unkraft des Körpers scheuchende, die auch geistig auf den Menschen erfrischend einwirkende Natur der Nahrung erscheint gewissermaßen koudensirt, und daher tritt es sowohl als Heilmittel wie auch als Mittel, gewisse böse Einflüsse namentlich zauberischer Natur abzuwenden und andererseits bestimmte wohlthätige Einflüsse auszuüben, im Aberglauben des deutschen wie auch der anderen europäischen Völker vielfach auf.

Die heilige Kraft des Brotes äußert sich nun zunächst darin, daß dieses gleich anderen heiligen Gegenständen der Here, bei deren Zusammenkünften es daher auch verpönt ist [1]), oder dem Zauberkundigen die Kraft zum Schaden nimmt und den schon geschehenen Zauber selbst wirkungslos macht. Der Tiroler Senne reicht, wenn ihn jemand um Schmalz bittet, und er die Absicht vermuthet, daß es um ihn in der Schmalzbereitung zu hindern benutzt werden soll, ihm dasselbe auf einem Stück Brot, und jede Macht des Zauber auszuüben ist damit vernichtet [2]). Aus demselben Grunde läßt man in der Gegend von Schwerin, wenn der Hochzeitszug aus der Kirche zurückgekehrt ist, niemanden ins Haus, welcher nicht vorher einen angebotenen Bissen Schwarzbrot und einen Schluck Wasser genossen hat [3]). Hat man Brot im Sack bei sich, dann ist man sicher vor den Tücken der alten Weiber, welche einem begegnen, sogar die Hunde sollen Kinder nicht anbellen, wenn sie Brot mit sich nehmen [4]); auch das wilde Heer vermag denjenigen nicht zu schaden, welcher ein Stück Brot bei sich hat [5]). Brot, Hund und Feuerstahl oder Messer erscheinen mehrfach in dieser Zusammenstellung in den Sagen als böse Geister und Gespenster hindernd, dem Träger ein Leid zuzufügen; schon der bloße Ruf: „Zum Teufel, drei Brote habe ich bei mir!" befreit in einer Aargauer Sage einen Mann von einer ihn zu einem Hexenplatze ziehenden unheimlichen Gewalt [6]). Daher ist es auch erklärlich, wie dies eine andere Aargauer Sage erzählt, daß das erste Verlangen eines von wilden Geistern wahnsinnig gejagten alten Mannes, als er wieder zu den Seinen kommt, Brot zu essen war, um die Teufelswirkung aufzuheben [7]). Durch einfaches Vergraben eines Stückchen Brotes wird sogar eine bei Tegerfelden in der Schweiz liegende, von den Hexen zum Tanzen benutzte Wiese, welche daher kein Gras mehr tragen wollte, von dem dortigen Nachtwächter, welcher sie gepachtet hatte, wieder fruchtbar gemacht [8]).

Trägt man beim Schatzgraben Brot bei sich, dann können die bösen Geister nicht schaden [9]); ferner hilft es in diesem Falle das Verschwinden des Schatzes zu verhindern, wenn man schnell ein Stückchen davon auf denselben wirft [10]). Vielleicht hatte auch das Legen einiger Brotkrumen nebst Dill und Tost auf den Teller, auf welchem das Geld für die Bräute in Lerbach gesammelt wurde [11]), einen verwandten Zweck. — Brosamen auf die Bannen und das Land des ihre Schätze bei der Ruine Königstein bei Aarau sonnenden Burgjungfräuleins geworfen, läßt diese Bannen und Land zu Gold für den glücklichen Finder werden [12]). In einer andern Aargauer Sage will ein Knabe dem Hunde, welcher zwei von einer Jungfrau ausgeschüttete Bohnenhaufen bewacht, einen Bissen von seinem Brote zur Beruhigung ins Maul werfen, das Brot trifft aber zufällig den einen Haufen, und die dadurch ihrer Erlösung näher gebrachte Jungfrau schenkt den Eltern die beiden Bohnenhaufen, welche sich in Gold und Silber verwandeln [13]).

Dreht man, wenn eine Hexe in der Stube ist, das Brot im Tischkasten herum, dann kann sie nicht wieder zur Stube hinaus [14]), und jedenfalls hält dieses Hexenschutzes wegen auch der Böhme darauf, daß stets des Nachts ein Brot im Hause ist [15]), wie gleichfalls die deutsche Vorschrift, sogleich beim Tischdecken ein Brot aufzulegen [16]), wohl hierin ihren Grund hat. Der Schweizer legt gern ein Stückchen Brot, Meisterwurz und etwas geweihtes Wachs als Gespensterschutz unter die Thürschwelle [17]); in einer Graubündner Sage erscheint selbst ein Verbleiben des Schlüssel-

Digitized by Google

loches mit weichem Brote, um einer gefangen gehaltenen Hexe die Macht zu nehmen [18]). Dagegen vermag eine Hexe wieder, den Gegenzauber, wodurch sie verhindert oder anderweit körperlich geschädigt wird, nach böhmischem Glauben zu vernichten, wenn es ihr gelingt, ein Brot von der betreffenden Person zu leihen; gelingt es ihr nicht, muß sie elend zu Grunde gehen [19]).

Spukgestalten, denen natürlich ein gewöhnlicher Schuß nichts anhaben kann, tödtet oder vertreibt wenigstens ein Schuß mit Brotkrumen oder Brot [20]), und ebenso kann man Hexen, welche sich in Thiere verwandelt haben, dadurch zwingen, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, welcher Glaube in Ostfriesland und Graubünden vorkommt [21]). Hat der Mahre jemanden im Verdacht ein Werwolf zu sein, so nimmt er heimlich eine Brotkruste in den Mund und umgeht dreimal den betreffenden Menschen, welcher sich alsdann in seiner Wolfsgestalt zeigen muß [22]). In einer schlesischen Sage wird eine Natter durch ein ihr in den Rachen geworfenes Kügelchen, bereitet aus dem Weißen von drei frischgebackenen Broten und mit einer Zauberflüssigkeit bestrichen, zum Bersten gebracht [23]).

Im Waffenzauber spielt gleichfalls das Brot oder das ihm gleichwerthige Getreideforn seine Rolle. Pulverisirte Weizenkörner wurden im dreißigjährigen Kriege den Zauberkugeln beigemischt, welche stete Blut haben mußten, und jede Festigkeit, welche durch Zauber bewirkt war, äßneten [24]), und ganz ebenso war der mythische Räuberhauptmann Toboez der Karpathen nur durch eine Glaskugel, in welcher sieben Weizenkörner waren, über deren jedes sowie über die Kugel selbst je zwölf Messen gelesen waren, zu tödten [25]). Nothschwerter, denen auch durch Zauber hiebfeste Gegner nicht widerstehen konnten, erhielt man damals durch kreuzweises Bestreichen der Schärfe mit Roggenbrot, welches in der Osternacht gebacken und gebacken war [26]). Der böhmische Aberglaube macht noch jetzt kugelfest durch Genießen von Brot, welches man in das eigene Blut getaucht hat [27]). Labet man drei Stückchen Brot mit in das Gewehr, dann kann der Schuß, wie man dies in Schwaben und Oesterreich glaubt, nicht gebannt werden [28]). Auch um sich aus dem Gefängnisse zu erlösen, dient das Brot, und zwar das ungchrene Essen einer mit magischer Formel beschriebenen Brotrinde nach älterer französischer Anschauung [29]).

Um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, wendet man gleichfalls die heilige Kraft des Brotes an. Schreibt man den Namen des Verunglückten auf ein solches, wie es in der Betterau gebräuchlich ist, oder schneidet man, wie man es in Böhmen und der Bretagne thut, ein Loch in die untere Seite, worin man eine geweihte Wachskerze steckt, und läßt es dann schwimmen, so bleibt es an der Stelle, wo die Leiche liegt, und wohin der Finger Gottes es führt, unbedingt stehen; auch in der Oberpfalz findet sich dieser Glaube, daß ein hineingeworfenes Brot über der Leiche stehen bleibt [30]). In England füllt man zu gleichem Zwecke das Brot mit Quecksilber oder steckt ein brennendes Licht hinein [31]). In Zusammenhang mit diesem Brauche, den Leichnam durch das hineingeworfene Brot zu finden, scheint das Brotopfer zu stehen, welches man zu Himmelfahrt oder Johanni, den beiden Tagen, wo so viele deutsche Flüsse ihr Opfer in Gestalt eines Menschenlebens fordern, an einigen Orten zu bringen pflegt. Der Neckar bei Mittelstadt, ebenso die Enz bei Baihingen verlangen zu Himmelfahrt als Opfer einen Laib Brot, ein Schaf und einen Menschen; zu Rotenburg bekommt der Neckar am Johannistage nur einen Laib Brot, nimmt aber, wenn das Opfer unterlassen wird, erzürnt einen Menschen [32]). In Warschau vertraut man der Weichsel an diesem Tage eine mit einem Kranz von Rosen und brennenden Lichtern geschmückte Scheibe an, welche ein Brot und die kleine Figur des Heiligen mit seinem Lamme trägt, und nimmt auch der Dauer des Schwimmens derselben den Ausfall der Ernte ab [33]).

Der Schaden, welcher Kindern durch das sogenannte „Beschreien" zugefügt wird, findet sein bestes Gegenmittel gleichfalls im Brote: neun Stückchen davon mit ebenso viel Kohlen in Wasser gethan, und dieses dem Kinde zu trinken gegeben, wie es böhmischer Brauch, oder drei Stückchen Brot sofort schneiden und dem Kinde Nachts unter den Rücken legen, das Messer aber im Brote stecken lassen, wie es im Lechrain Sitte ist, bengen jedem daraus folgenden Uebel vor; das Messer wird man im letztern Falle am andern Morgen aber ganz mit Rost überzogen finden [34]). In Mittelfranken legt man als Trutenschutz in das Kopfkissen der Kindbetterin ein Gebetbuch, zu Häupten aber einen Laib Brot, in einzelnen Gegenden Englands dem schlafenden Kinde eine Kruste heiligen Brotes unter das Kissen, in Dänemark Salz, Brot, Stahl, Knoblauch in die Wiege des Neugeborenen oder über die Thür des Zimmers, in Norwegen ein Stückchen Flachsbrot unter das Wickelband an die Brust, denn das Brot ist „Gotteslohn" und scheucht die Unterirdischen fort, in Estland zur Taufe Brot, Geld und Stinkasant oder Knoblauch [35]). Der Mahre wickelt mit dem Pathengelde gern auch einige Brotkrumen ein, damit der Täufling dereinst nicht Mangel leide; in Siebenbürgen bekommt hingegen der Pathe ein Säckchen mit Brosamen, um stets an seine Schutzpflicht dem Kinde gegenüber erinnert zu sein [36]).

Auch sonst als Heilmittel namentlich als begleitendes, wie man z. B. sympathetische Formeln bei Fieber gern auf Brot schreibt und sie so genießt [37]), oder als den Krankheitsstoff auf andere Thiere, z. B. auf Hunde, oder auf das Wasser übertragendes (auch bei dem alten englischen Brauche des sogenannten „Sündenessens" bei der Leichenfeier diente das Brot, welches ein Armer bekam, als Uebertragsmittel der Sünden des Todten auf den Empfänger [38]) erscheint das Brot vielfach in der deutschen Volksmedizin; nach talmudischer Ansicht nimmt ein klein Stückchen Brot und ein Schluck Wein sogar alle die 63 Krankheiten der Galle fort [39]). Schimmliges Brot ist gut gegen Bauchweh und Fieber, solches, welches über Wurzeln gerragen, gegen das Zahnweh; gegen dieses hilft auch das Beißen in eine mitgenommene Semmel während des Abendmahles [40]). Beim Entwöhnen stößt man in der Betterau das Kind so, daß es auf ein Beißbrot fällt, damit es leicht zahnt [41]). Kranke kleine Kinder zieht der Esthe dreimal durch ein in der Mitte ausgeschnittenes Brot, welches danach ein Hund zu fressen erhält; in Masuren ist ein gleiches Durchziehen der Kinder durch einen Roggenfladen gegen die englische Krankheit in Gebrauch [42]).

Sehr erprobt ist auch die Kraft des Brotes in Reinigung des Wassers, wenn dieses verunreinigt oder vergiftet ist, sei es nun durch Hexen oder Naturerscheinungen, namentlich durch Sonnenfinsternisse, oder wie in Böhmen dadurch, daß eine Wöchnerin allein um den Brunnen gegangen ist [43]). In diesem letztern Falle wirft man drei Brotrinden hinein, um die Verunreinigung zu verhindern, in Schwaben entgiftet man allgemein das Wasser durch Brot; in der Oberpfalz wirft man gleichfalls Brosamen in ungefundes Wasser, um ihm die böse Kraft zu nehmen [44]). Auch dem böhmischen Glauben, daß wenn eine Schwangere zur Trauung fährt, sie den Pferden ein Stück Brot aus der Stallrze zu fressen geben muß, wenn diese überhaupt vom Fleche

Digitized by Google

kommen sollen[45]), wird die obige Auffassung der Schwangern als einer Unreinen zu Grunde liegen.

Eine große Rolle spielt ferner die wunderwirkende Kraft des Brotes in der Löschung von Schadenfeuern; vergangene Jahrhunderte haben uns vielerlei derartige Fälle überliefert und noch jetzt hängt das Landvolk in vielen Gegenden des Vaterlandes mit zähem Glauben an dieser alten Anschauung. Bei einem Kirchbrande im Jahre 1620 in der Bretagne hatte man bereits alle Hilfsmittel erschöpft, um des Feuers Herr zu werden, als man endlich ein Brot, in dem eine Hostie steckte, nebst mit Weihwasser gemischter Muttermilch hineinwarf; da zeigte sich sofort ein Teufel im Feuer, verschwand und das Feuer erlosch[46]). In Bayern war im vorigen Jahrhunderte ein Jude weit und breit als Feuerlöscher berühmt, und auch seine Kunst bestand im Hineinwerfen von Brot unter Hersagung eines hebräischen Spruches, welcher natürlich sein Geheimniß war[47]). Noch jetzt wendet man in Oberfranken bei Feuersbrünsten einen erstegebackenen (am Neujahrstag gebackenen) Laib an, welcher beim Backen drei Fingereindrücke unter Nennung der drei höchsten Namen erhalten hat; auch die an diesem Tage aus Brotteig oder Weizenmehl für die Kinder gebackenen „Händlein" und ander Gebäck haben die gleiche Kraft[48]). In der Schweiz schützt man das Haus vor Feuersgefahr, indem man in die vier Winkel desselben von dem am Agathentage geweihten Brote, in dessen Weihformel seine feuerschützende Kraft auch besonders hervorgehoben wird, und welches bereits Geiler von Kaisersberg zu diesem Zwecke empfiehlt, ein Stückchen legt[49]); an diesem Tage geweihtes Mehl zum Fenster hinauswerfen, wird in Solothurn auch als ein sicherer Gewitterschutz betrachtet[50]). Der Oberpfälzer Glaube verlangt als Feuerschutz drei Mal geweihtes Brot[51]), der österreichische Schlesier einfach ein Brot, welches bei einem Backen als erstes in den Ofen geschoben ist[52]). Natürlich muß man auch bei einem etwaigen Brande für das im Hause befindliche Brot selbst sorgen; in Böhmen soll man beim Brande zuerst nach seinem Brote fragen, dann entstehe keine Verwirrung während desselben; läßt man aber das Brot auf dem Tische verbrennen, so kann man nach schlesischem Glauben sicher sein, daß es dort bald wieder brennen wird[53]).

Bei Hagel stellt man in Oberfranken ein Brotkörbchen ins Freie, damit er nicht alles verwüste, in Böhmen bei nahendem Gewitter einen Backtrog mit einem Brote, welches man in vier Theile schneidet und darin das Messer stecken läßt; wohin dieses zeigt, dahin zieht sich alsdann das Gewitter[54]). In Tirol legt man, wenn man vermuthet, daß das Ungewitter von einer Hexe herrührt, zwei Brotlaiben kreuzweise auf den Weg, um es enden zu lassen[55]). In der Oberpfalz schneiden die Juden, denen man dort ebenso wie den Zigeunern derlei geheimes Wissen zuschreibt, einen Laib Brot aus einander, lieben die Stücke wieder zusammen und schieben dann mit geheimen Worten das Brot rücklings in den Ofen, um auf diese Weise das Gewitter zu vertheilen[56]).

Dem Backtrog schreibt man überhaupt eine große Kraft auf den Wind zu[57]). Bei starkem Winde legt man in Böhmen den Backtrog in das Wohnhaus, damit die im Winde daherstürmende Melusina dem Hause nichts schade, nur darf nie Sharfreitags Teig darin gemacht sein, da er seine Kraft dadurch verliert; beim Brande eines Nachbarhauses hat man nur nöthig ein Brotsack oder eine Brotschüssel hinauszusetzen und die Oeffnung vom Brande wegzudrehen, um den Wind vom eigenen Hause abzuwenden, welchem Zwecke eine ebensogestellte Wagendeichsel gleichfalls entspricht; man wirft auch wohl einen Laib Brot in gleicher Absicht ins Feuer, doch muß der Werfende dann schleunig davon laufen[58]). Die Oberlausitz, ebenso die Oberpfalz kennt den gleichen Brauch: man setzt ein Backsaß, wenn Feuersgefahr vom Nachbarhause droht, auf die Windseite des brennenden Hauses, dreht es dreimal herum und wendet so die gefährliche Windrichtung, in der Oberlausitz pflegt man auch noch ein frisches Brot in den Backtrog hineinzuwerfen[59]). Die Mahurin gebraucht ein ähnliches Mittel, um drohenden Hagelwolken eine andere Richtung zu geben; sie nimmt den Brotschieber, dreht ihn an der Dachleiter dreimal um und legt ihn neben dieselbe an die Erde[60]). Der siebenbürgische Rumäne wendet das Nachbarfener durch kreiselartiges Herumdrehen eines mit einem eisernen Messer durchstochenen Brotlaibes von sich[61]).

Es ist übrigens schwierig zu entscheiden, ob wir es bei der Anwendung des Brotes bei Schadenfeuern mit einer besondern Kraft desselben dem dämonisch gedachten Feuer gegenüber zu thun haben, wofür die Anwendung des Brotes gegen andern Zauber, sowie die hinzukommende katholische Weihe, das Besitzen der Hostie spricht, oder ob das Hineinwerfen des Brotes als eine Art Opfer dem gefräßigen Elemente dargebracht aufzufassen ist, für welche Deutung die Anwendung bei Unwetter und Hagel, das Füttern des Sturmwindes und ähnliche Bräuche eintreten würden; auch bei Sonnenfinsternissen wirft man in der Pfalz Brotlaiben als Opfer ins Feuer[62]).

Dem Werfen von Brot ins Feuer ähnelt der Brauch, dazu Teller zu benutzen, welchen die gleiche feuerlöschende Kraft in älteren Zeiten, namentlich wenn das Werfen durch Fürsten oder die Obrigkeit geschah, aber gleichfalls auch noch jetzt zugeschrieben wird. Ein merkwürdiges sächsisches Edikt vom Jahre 1742 verordnet, daß in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, von denen schon gegessen, mit gewissen Zeichen Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr Mittags beschrieben und aufbewahrt werden sollten, um bei entstehenden Bränden ins Feuer geworfen zu werden[63]). Der Spruch, welchen ein solcher Teller tragen muß, ist nach den noch jetzt in Bayern vielfach verbreiteten „Geheimnissen des Albertus Magnus*":

Sator
Arepo
Tenet
Opera
Rotas

mit welchem jede Seite beschrieben sein muß, damit das Feuer gedultig erlöshe[64]); in der Oberpfalz sind es der mit geweihter Kreide geschriebene Name Jesus oder andere Worte, welche wie häufig im Aberglauben gänzlich des Sinnes ermangeln[65]). Auch bei schweren Geburten soll man einen hölzernen Teller beschreiben, ihn abwaschen und das Wasser dann der Kreisenden zu trinken geben[66]). In mehreren Ortschaften am Donaufer hatte man früher hölzerne Scheiben in den St. Georgskirchen, welche die Kraft besaßen, in die Donau geworfen an den Ort zu schwimmen, wo sich der Leichnam eines Ertrunkenen befand, und dort still zu stehen[67]), die nordamerikanischen Indianer schreiben die gleiche Eigenschaft einem Stück Cedernholz zu[68]). Der Anwendung des Brotes zu gleichem Zwecke gedachten wir schon.

So kräftig nun aber das Brot gegen allerlei Zauber und dergleichen ist, bedarf es dennoch selbst eines Schutzes, um nicht von den Zwergen, welche ihm gern nachstellen, entwendet zu werden. Diesen Schutz verleiht am sichersten

Digitized by Google

der Kümmel, welcher der gesammten Zwergsippe, namentlich auch den Mooskeulern und Holzweibchen, da sie ihn nicht nahen kann, tief verhaßt ist, und welcher daher auch vielfach in Deutschland angewendet wird; selbst zur Aussaat ist Zwergen durch das Einbacken von Kümmel ins Brot verantwortlich, allerdings nicht immer zum Segen des betreffenden Haushaltes[69]). Im Aargau tritt für den Kümmel der Anis ein; das damit bestreute und geweihte Agathenbrot ist kräftig gegen die Zwerge[70]), wobei bemerkt werden mag, daß schon die Römer Anis auf die unsere Brotrinde streuten[71]). Auch das Pipen des Brotes, die Bezeichnung desselben durch die Fingerspitze namentlich mit einem Kreuze oder durch den Eindruck des Hausschlüssels, verhindert die Zwerge und Waldleute davon zu nehmen[72]).

Gesundenes Brot soll man nicht essen, weil es vorher behext sein und daher bösen Einfluß auf den Essenden ausüben könnte[73]); nur nach böhmischem und Tiroler Glauben ist es gestattet, gefundenes Brot aufzuheben, denn darüber gerade haben der Teufel und seine Genossen, haben die Hexen keine Macht[74]), welcher Glaube, daß der Teufel überhaupt über Brot keine Gewalt hat, auch im übrigen Deutschland wiederkehrt[75]). Gestohlenes Brot oder Käse zu essen wird mit Schlucken gestraft[76]).

[1]) F. J. Bonbun. Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862. S. 93. W. Herz. Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1871. S. 58. [2]) J. W. Wolf und W. Mannhardt. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/59. Bd. 1. S. 236. [3]) R. Bartsch. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. Wien 1879/80. Bd. 2. S. 65. [4]) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 und folgende. Bd. 2, S. 305. (Oberpfalz.) [5]) E. Meier. Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852, 138. Bauernregeln. Aus der volksthümlichen Ueberlieferung der Heimath. Linz 1864, S. 42. [6]) G. L. Rochholz. Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856. Bd. 1, S. 385, 146. [7]) Rochholz 1, 373. [8]) Rochholz 2, 169. [9]) J. Grimm. Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. Anhang. Aberglaube Nr. 218. [10]) Brüder Grimm. Deutsche Sagen. Berlin 1865. Bd. 1, S. 257. Rochholz 1, 240. [11]) H. Pröhle. Harzbilder. Leipzig 1855, S. 10. [12]) Rochholz 1, 143. [13]) Rochholz 1, 227. [14]) O. Lammert. Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 83. Bavaria 3, 935. D. Jecklin. Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 2, S. 181 (nach Lütolf). [15]) J. W. Grohmann. Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864. Nr. 736. [16]) Grimm Nr. 16. [17]) Jecklin 2, 173 (nach Lütolf). [18]) Jecklin 2, 144. [19]) Grohmann Nr. 975. [20]) L. Strackerjan. Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 385 (Saterland). Montanus. Die Vorzeit, Sagen und Geschichten der Länder Cleve-Mark. Jülich-Berg und Westfalen. Elberfeld 1870/71. Bd. 1, S. 234. [21]) A. Wuttke. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §. 184. Jecklin 2, 144. [22]) M. Toeppen. Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867, S. 32. [23]) A. Peter. Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien. 2. Abtheilung: Sage und Märchen, Brauch und Volksaberglaube. Troppau 1867, S. 4. [24]) G. Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 2 (Leipzig 1859), S. 74. [25]) J. B. Grohmann. Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 12. [26]) Freytag 2, 73. [27]) Grohmann Nr. 1427. [28]) Meier 250. Baumgarten 18. [29]) F. Liebrecht. Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube aus Thiers. Traité des Superstitions Nr. 418. [30]) J. W. Wolf. Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. Bd. 1: Aberglaube S. 205 und folgende. Nr. 430 und Anmerkung. Grohmann Nr. 319. Bavaria 2, 905. [31]) F. Liebrecht. Zur Volkskunde. Heilbronn 1879. S. 344/5. [32]) Meier 400/1, 429. [33]) E. Cortet. Essai sur les fêtes religieuses et les traditions populaires qui s'y rattachent. Paris 1867, p. 228. [34]) Grohmann Nr. 1129. K. v. Leoprechting. Aus dem Lechrain. München 1855, S. 18. [35]) Bavaria 3, 935. J. Brand. Popular antiquities of Great Brittain. Edited by W. Carew Hazlitt. London 1870, vol. 2. p. 151, 143. Liebrecht 320. J. B. Boecler. Der Elsässer abergläubische Gebräuche. Weisen und Gewohnheiten. Herausgegeben von F. A. Kreutzwald. St. Petersburg 1854, S. 19. [36]) Toeppen 81. W. Schmidt. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Hermannstadt 1866, S. 26. [37]) Wuttke §. 269. Bartsch 2, 397. [38]) Brand 2, 198. [39]) J. Bartsch. Erneuerte jüdische Synagog oder Juden-Spul. Frankfurt und Leipzig 1729. S. 284. [40]) Grohmann Nr. 738, 1194. J. A. E. Köhler. Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 412. [41]) Wuttke §. 129. [42]) Boecler 69. Toeppen 52. [43]) In Böhmen werden die Flüße in der Zeit zwischen Laurentius und Georg (oder Johannes dem Täufer) überhaupt für giftig gehalten, weshalb auch das Baden alsdann verboten ist. Grohmann Nr. 3246. Dieser Glaube und Brauch findet sich in Norwegen für die Zeit der Dunkstage wieder. Liebrecht 337. [44]) Grohmann Nr. 857. Lammert 46. Bavaria 2, 305. Dieser Brauch, Wasser vor den Genusse erst unsichädlich zu machen, findet sich auch anderwärts. Die Cultima lassen, wenn sie zu einer neuen Quelle kommen, zuerst den Angelsee Laurentius trinken, um das Wasser von einem schädlichen Geiste zu befreien (E. B. Tylor. Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe, Leipzig 1873, Bd. 2, S. 211); der Bulgare schüttet von jedem Eimer erst etwas fort, um etwa darauf sitzenmende Elementargeister zu entfernen. (Ebendaselbst 2, 215.) Das alte Testament bietet uns das Beispiel einer Quellenläuterung durch Salz in der Erzählung von dem Wunder des Elisa, welcher eine Quelle, deren Wasser Abortus der Frauen hervorbrachte, durch Hineinschütten von Salz zu einer gesunden machte (2 Könige 2, 19 ff.); die Quelle in der Nähe von Jericho wird noch jetzund und voll salzig schmeckendes Wasser haben. (H. G. G. Paulus. Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. Jena 1792/1801. Bd. 6, S. 287.) [45]) Grohmann Nr. 1005. [46]) Wolf-Mannhardt 4, 86. [47]) Wolf-Mannhardt 2, 102. [48]) Bavaria 3, 340. Fr. Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. 2, S. 303/4. [49]) Rochholz 1, 338. Bonbun 29. Aug. Stoeber. Aus der Genesis von Geiler von Kaisersberg. Basel 1875, S. 60. [50]) Wolf-Mannhardt 4, 179. [51]) Wuttke §. 300. [52]) Peter 259. [53]) Grohmann Nr. 272. Wuttke §. 49. [54]) Panzer 1, 265. Bavaria 3, 340. Grohmann Nr. 234. [55]) Wolf-Mannhardt 2, 421. [56]) Bavaria 2, 241. [57]) Geiler von Kaisersberg (a. a. O. 19) erwähnt der Benutzung des Backtroges auch beim Hetzenfahren durch die Luft. [58]) Grohmann Nr. 14, 269, 270, 271, 258. [59]) Wuttke §. 301. K. Haupt. Tagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862/3. Bd. 2, S. 46. [60]) Toeppen 43. [61]) Schmidt 16. [62]) Wuttke §. 236. [63]) F. Nork. Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849. [64]) Albertus Magnus ägyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Neuding o. J. Bl. 1. S. 55. [65]) Wuttke §. 300. [66]) Albertus Magnus 2, 44. [67]) Liebrecht 345 (nach der Zimmerischen Chronik). [68]) Ebendaselbst. [69]) Grohmann. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. Nr. 736. Wolf-Mannhardt 4, 213. (Oberlausitz). Grimm. Mythologie 520 (Voigtland). A. Kuhn. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 1, S. 307. A. Kuhn und B. Schwartz. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 224. Simrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 439. [70]) Rochholz 1, 338. Wolf-Mannhardt 4, 213. [71]) Plinius. Naturgeschichte 20, 72. [72]) Rochholz 1, 338. [73]) A. Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 410. Wuttke §. 188. [74]) Grohmann Nr. 720. J. N. v. Alpenburg. Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 264. [75]) Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Göttingen 1856 (dritte Auflage), Bd. 3, S. 187. [76]) Grimm Nr. 188.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— In der Botschaft, welche der Präsident der Republik Venezuela am 6. März d. J. dem Nationalkongreß vorlegte, ist von allgemeinem Interesse, was er über die nach langem Kampfe endlich durchgeführte „Reform der Republik" mittheilt. Darnach sind aus den 20 alten Theilen derselben nun 8 Staaten geworden, nämlich: Guzman Blanco mit der Hauptstadt Caracas, welcher als „Föderaldistrikt" unter einem besondern Gouverneur steht; Carabobo (mit Valencia), Lara, Falcon Zulia (mit Maracaibo), Zamora, los Andes, Bermudez (mit Barcelona) und Bolivar (mit Ciudad Bolivar). Die Legislative ist aus den Deputirten derselben und Senatoren zusammengesetzt „und aus den freiesten (?) Wahlen hervorgegangen, die je ein republikanisches Volk gehabt hat". Der Kongreß hat die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes der Föderation und die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten für den conesjo federal (Föderalrath) zu ernennen. Der letztere bestimmt dann aus seiner Mitte denjenigen, der die Initiative in der Verwaltung ausübt, d. h. den Präsidenten der Republik.

Neben den wieder in Sektionen eingetheilten Staaten sind außer den schon seit dem Septennium (1873 bis 1880) bestehenden Territorien la Goajira und Colon noch die vier neuen Territorien geschaffen: Orinoco, Amazonas, Yurnari und el Cauca, aus denen sich nach und nach Sektionen oder Staaten entwickeln sollen. Verwaltet werden sie durch unmittelbar von der Centralregierung ernannte Beamte.

Nach derselben Botschaft hat Caracas jetzt telegraphische Verbindung mit dem Centrum und dem Westen der Republik. Der Tarif ist herabgesetzt und der Gebrauch des Telegraphen nun ein so häufiger, daß seine Einkünfte seine Kosten decken werden. Die Verbindung mit dem Telegraphen Neu Columbiens ist eröffnet und Bogotá dadurch auf Minuten nahe gerückt. Die Leitung geht von Caracas aus über Valencia, Nirgua und San Felipe und berührt dann folgende Ortschaften: Barquisimeto, Tocuyo, Trujillo, Onibor, Carache, Valera, Timoßes, Mérida, Cabudare, Tovar, la Grita, San Cristóbal, San Antonio del Táchira, von wo sie auf columbisches Gebiet hinübergeht. — Im Bau begriffen ist die Telegraphenlinie nach Osten von Caracas bis Guiria am Golf von Paria, mit einem Seitenzweig nach Solchad am linken Ufer des Orinoco, Ciudad Bolivar gegenüber, und nach Maturin; später wird dann ein unterseeisches Kabel nach Trinidad hinübergelegt werden und so Venezuela mit der ganzen Welt in telegraphische Verbindung gesetzt werden. Auch nach Süden bis Aroure und Barinas hofft man Seitenlinien legen zu können. — Der Präsident fügt hinzu, daß er zu der Sekte derer gehöre, welche der Ansicht seien, daß, da Post und Telegraph dem öffentlichen Dienst gehören, die Unterstützung der allgemeinen Interessen es verlange, „die Correspondenz in jeder beliebigen Form von jeder Kontribution zu befreien" (!) und empfiehlt das Studium dieser Frage den Deputirten.

Die Exekution hat, da die neue Verfassung verlangt, daß die Ueberschüsse der in den föderalen Zollämtern aufgehäuften Einkünfte an die einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung vertheilt werden, eine neue Zählung im April des Jahres 1881 anstellen lassen, obwohl die verfassungsmäßigen zehn Jahre nach der letzten Zählung von 1873 noch nicht verflossen waren. Sie ergab im Ganzen eine Bevölkerung von 2 075 245 Seelen, worunter 34 916 Ausländer, gegen 1 784 194 Einwohner nach der ersten Zählung vor acht Jahren, also einen Zuwachs von 291 051 Seelen in 2701 Tagen oder 2,18 Proc. im Jahre und im Ganzen in den acht Jahren von 16,31 Proc.; 4548 Einw. mehr, als man 1873 berechnet, da man auf die Einwanderung nicht gerechnet hatte.

Am 13. März ist der bisherige Präsident General Guzman Blanco von dem conesjo federal einstimmig wieder gewählt worden. Sogleich erhoben sich, durch Agenten der in Trinidad lebenden Verbannten aufgestachelt, an verschiedenen Orten der Republik Banden von Aufständischen, besonders im Staate Carabobo, zu deren Verfolgung der Präsident Truppen ausgesandt hat; in Barquisimeto ist ein Revolutionskomité entdeckt und das Haupt desselben, Escovar, mit seinen Complicen verhaftet und den Gerichten überliefert worden. Mit Rücksicht auf die drohende Gefahr sind am 16. April wieder, wie früher, dem Präsidenten vom Congreß außerordentliche Vollmachten „zur Wiederherstellung der Ordnung und Aufrechterhaltung der Ruhe Venezuelas" übertragen worden.

Polargebiet.

— Das bedeutendste und interessanteste Reisewerk der Neuzeit, „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist mit der soeben erschienenen 22. Lieferung ans Ende des zweiten Bandes und damit zum völligen Abschluß gelangt. Von fast demselben Umfang wie der erste Band, bietet der zweite Band einen noch größern Reichthum an Illustrationen; er enthält das in Stahl gestochene Porträt des Kapitäns der Vega, Louis Palander, 294 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Karten, darunter eine im Maßstab von 1 : 4 000 000 ausgeführte, die Nordküste der alten Welt von Norwegen bis zur Beringé-Straße darstellende Karte, welche die Fahrt der Vega mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit verfolgen läßt und ein durch die neuen Aufnahmen vielfach ergänztes und berechtigtes, höchst anschauliches Bild von der geographischen Formation jener nördlichsten Länder und Meere der Erde gewährt. Somit liegt uns der Bericht über Verlauf und Erfolg der epochemachenden Reise in würdigster Fassung und Ausstattung vollständig vor.

Unmittelbar an daselbe wird sich, laut Anzeige der Verlagshandlung, ein ebenfalls von Nordenskiöld selbst herausgegebenes Werk anschließen, das unter dem Titel: „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition, von Mitgliedern der Expedition und anderen Forschern bearbeitet", über die heimgebrachten reichen Sammlungen und werthvollen Beobachtungen eingehende Mittheilungen macht. Auch dieses zwei Bände umfassende Werk wird den meisten Lesern des erzählenden Reisewerkes hochwillkommen sein.

Inhalt: Leadville in Colorado II. (Mit einer Karte und sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln III. (Schluß.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben I. — Aus allen Erdtheilen: Südamerika. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 1. Juli 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd[1]).

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

„Für alle Diejenigen," heißt es in der Vorrede des interessanten Buches, das wir nachstehend im Auszuge mittheilen, „für alle Diejenigen, welche den Bericht über unsere vorjährigen Abenteuer im Euphratthale[2]) gelesen haben, bedarf es wohl kaum einer Erklärung, weshalb wir diese neue Reise unternommen, noch auch, weshalb wir sie als eine „Pilgerfahrt" bezeichnet haben. Denn einerseits bildet ja die Reise nach Nedschd nur die natürliche, folgerichtige Ergänzung der Reise durch Mesopotamien und die syrische Wüste, andererseits aber erscheint gerade Nedschd durch das romantische Interesse, das sich an seinen Namen knüpft, einer gewissermaßen frommen Sehnsucht nicht unwerth; einer Sehnsucht, wie sie eben die Pilgerfahrten zu den großen religiösen Heiligthümern veranlaßt. In der Phantasie der nördlichen Beduinenstämme ist Nedschd ein Land der Romantik, die Wiege ihres Volkes, die Heimath aller jener Vorstellungen von höchster Ritterlichkeit, die noch heute ihr Ideal sind. Für die Anazeh und Schammar besonders, die erst vor wenigen Generationen nach dem Norden gekommen sind, ist die Tradition ihrer alten Heimath fast noch eine Erinnerung; aber auch für die Araber der früheren Invasionen, unter ihnen die Bewohner der Städte Bozra, Palmyra (Tadmor) und Deyr, sowie die Tai-Beduinen, die einstigen Beherrscher von Djebel Schammar, hat Nedschd einen größern Reiz, eine höhere Bedeutung, als sogar Hedschas. Was Palästina für die Juden, was England für seine amerikanischen und australischen Colonisten, das ist Nedschd für alle diese Araber; freilich mit dem Unterschiede, daß sie von dem Lande ihrer treuen Verehrung gründlicher getrennt sind, als jene; denn die weite Wüstenstrecke, welche die Bewohner Nordarabiens und Syriens von Nedschd scheidet, ist bei weitem unwirthlicher, als irgend ein Meer. So findet man denn im Norden auch nur höchst selten einmal einen Araber, der das große Nefûd passirt hätte.

„Auch für uns, die wir wohl unwillkürlich manches von der in der Wüste heimischen Anschauungs- und Denkweise in uns aufgenommen hatten, trug Nedschd schon lange die romantische Färbung eines heiligen Landes; und als es fest stand, daß wir Djebel Schammar besuchen würden, den Hauptsitz des beduinischen Lebens, da ersehnten und unser Unternehmen in der That fast wie ein frommes Werk. Und die Umstände, unter denen wir dasselbe ausführten, waren, trotz einiger kleinen Enttäuschungen, über die wir weiter unten zu berichten haben werden, kaum weniger romantisch, als die ganze Idee der Reise selbst."

Am 13. December 1878 traten Mr. Wilfrid und Lady Anne Blunt von Damaskus aus die ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Reise an. Während eines vorhergegangenen mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser Stadt

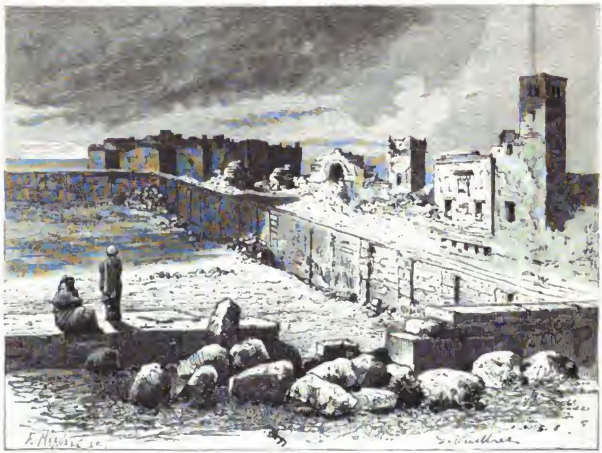
[1]) A Pilgrimage to Nejd, the cradle of the Arab Race. 2 vol. London, Murray, 1881.

[2]) The Bedouin tribes of the Euphrates. By Lady Anne Blunt. 2 vol. London, Murray, 1880.

Digitized by Google

hatten ſie die letzten Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen getroffen, die nöthigen Leute engagirt, Pferde und Kameele, Mundvorräthe, zweckentſprechende Kleidung, ſowie die landesüblichen Geſchenke für die Scheichs der zu paſſi-

Mezârib.



Ruinen von Bozra.

renden Gegenden gekauft. Die beiden Hauptſtützen ihres aus ſechs Mann beſtehenden Begleitperſonals waren ſchon alte Bekannte von der Euphratreiſe her; der eine von ihnen, der chriſtliche Koch Hanna, ein gutmüthiger aber ſei-

Digitized by Google

ger Bursche, hatte sich unaufgefordert jetzt wieder in Damaskus eingestellt und seine Dienste angeboten; der andere, der junge Mohammed Ibn Arûk, der Sohn des Scheichs von Tadmor, war in Folge einer frühern Verabredung und, wenigstens in seinen eigenen Augen, als Hauptperson des ganzen Unternehmens gekommen. Mit diesem ungemein intelligenten jungen Araber, der ihm auf seiner Euphratreise in der That unschätzbare Dienste geleistet, hatte Mr. Blunt bei dem damaligen Aufenthalte in Tadmor nach gut arabischer Sitte Brüderschaft geschlossen und ihm, da dies mit seinen eigenen Plänen in erwünschter Weise übereinstimmte, zugleich seine Begleitung und seinen Schutz für eine Reise nach Nedschd zugesagt, die Mohammed im nächstfolgenden Jahre in wichtigen Familienangelegenheiten unternehmen sollte. Jetzt war nun die Zeit zur Ausführung dieser Reise gekommen, bei der es sich um nichts Geringeres handelte, als um das Aufsuchen der in Nedschd etwa noch vorhandenen Mitglieder der alten Familie der Ibn Arûk und um die Wahl einer Gattin aus diesem edlen Geschlechte; denn verschiedene Mißheirathen seiner in Tadmor ansässigen Vorfahren machten dem ehrgeizigen jungen Scheichsohne die Verbindung mit einer vornehmen Familie seiner jetzigen Heimath unmöglich. Was man an Anhaltspunkten für die Auffindung der „Verwandtschaft“ besaß, war allerdings wenig; der Vorfahr der Ibn Arûks von Tadmor war, einer sichern Tradition zufolge, um die Mitte des 18. Jahrhunderts erst aus Nedschd gekommen, um sich, wie damals viele Scheichs, der neuen Ordnung der Dinge unter der wahhabitischen Herrschaft zu entziehen. Zwei seiner Brüder, mit ihm die letzten der Ibn Arûk, hatten ihn begleitet, sich aber in Folge eines Streites schon in Tschôf von ihm getrennt. Ueber sie und ihre etwaigen Nachkommen hatte man seitdem in Tadmor nie etwas Bestimmtes erfahren; doch erzählte der heutige alte Scheich mit Vorliebe die freilich romantisch klingende, unter den obwaltenden Verhältnissen aber immerhin nicht unmögliche Geschichte, daß im Anfange dieses Jahrhunderts, als es sich darum gehandelt hatte, die Ermordung seines Vaters zu rächen, plötzlich ein Ibn Arûk aus dem Süden in Tadmor erschienen sei, der den Rachakt vollzogen habe, um gleich darauf spurlos, wie er gekommen war, wieder zu verschwinden.

Palgrave, nur als Muslimen verkleidet und unter steter Lebensgefahr möglich gewesen, daß Land zu durchreisen, so konnte das Ehepaar Blunt, wenn auch offenbar „ungläubige Franken“, infolge der Blutsverbrüderung mit ihrem arabischen Begleiter doch überall wenigstens auf dieselbe Sicherheit rechnen, wie dieser selber. Sie konnten, was ihren Vorgängern nicht möglich gewesen wäre, unbehindert Barometer und Kompaß benutzen, Landschaftsaufnahmen machen, genaue Erkundigungen über örtliche Verhältnisse einziehen u. s. w. Daß unter diesen günstigeren Umständen die Resultate ihrer Reise, namentlich in Bezug auf geographische Bestimmungen, auch bedeutender sein mußten als die jener früheren, liegt auf der Hand.

Auf der großen Pilgerstraße, die von Damaskus nach Mekka führt, wurden die drei ersten Tagereisen bis zur Stadt Mezârib zurückgelegt. Die Landschaft zu beiden Seiten des Weges bot wenig Bemerkenswerthes dar: kahle, abgeerntete Felder, auf denen jetzt infolge der trostlosen Dürre, von der ganz Syrien während des Herbstes 1878 heimgesucht war, auch keine Spur von Grün sich zeigte. Im Westen erhoben sich am Horizont die syrischen Hügel, im Osten die zerklüfteten Höhen des Hauràn, dessen ehemals vulkanische Natur sich in den unzähligen kleineren und größeren glänzendschwarzen Oberflächenstücken erkennen ließ, mit denen die ganze Straße und ein großer Theil des kultivirten Landes wie besäet war. Sämmtliche Dörfer der Gegend sind aus diesem selben Material gebaut und haben deshalb, zumal da sie jeder Umgebung von Bäumen ermangeln, ein düsteres, unfreundliches Aussehen. Für gewöhnlich gilt die ganze weitere Umgegend von Damaskus als besonders reich; in diesem Jahre gesellte sich aber zu der weithin fühlbaren Ka-

Citadelle von Salchad.

lamität des gänzlichen Regenmangels noch die zweite einer großen Viehseuche.

Mezârib, das man am Nachmittag des dritten Tages erreichte, bot einen verhältnißmäßig freundlichen Anblick dar. Es liegt inmitten eines kleinen Sees; ein schmaler Steindamm verbindet es mit dem Lande. Auf dem zum Theil begrasten, mit ungekennten Büschen besäeten Ufer erhebt sich die ansehnliche Ruine eines alten Schlosses oder Chans. Mezârib verdankt seine Hauptbedeutung einem großen Markte, der hier zur Zeit der Heimkehr der Mekkapilger alljährlich abgehalten wird. Auch jetzt war die weite Ebene jenseit des Sees, auf der die Reisenden ihr Lager aufschlugen, mit langen Reihen weißer, meist türkischer Zelte bedeckt, zwischen denen sich eine bunte, tobende Menge drängte. Bis spät in die Nacht hinein strömten immer neue Scharen mit großen Zügen von Pferden, Kameelen und Eseln herbei, und der Lärm wurde bald fast unerträglich, namentlich wenn, was mehrmals geschah, einige glücklich erwischte Diebe durch einen Akt rascher Volksjustiz mit einem unfreiwilligen Bade im See bestraft wurden. Sehr wider ihren Willen mußten die Reisenden mehrere Tage in dieser ebenso unruhigen wie bald unsaubern Umgebung verweilen. Verschiedene Verabredungen wegen eines Begleitengeleites durch

Digitized by Google

das Haurângebiet zerſchlugen ſich immer wieder; die ritterlichen Söhne der Wüſte zeigten ſich in mehreren Fällen höchſt unritterlich wortbrüchig und in unverſchämteſter Weiſe auf ihren Vortheil bedacht; man war ſchließlich froh, von dem mächtigen Scheich der Uelled Ali, Mohammed Duchi, einige Empfehlungsbriefe an die Oberhäupter verſchiedener Wüſtenſtämme zu erhalten, mit denen man ſich dann zunächſt ohne Geleit und ohne beſondern Führer auf den Weg machte. Von der Pilgerſtraße abbiegend, folgte man einem nach S. S. O. führenden Wege, der, augenblicklich von nach Mezârib ziehenden Leuten belebt, den ganzen Tag über zwiſchen trefflich beſtellten Feldern entlang führte, deren reicher, dunkelrother Boden nur den Regen erwartete. In den zahlreichen Dörfern, die man paſſirte, lag das gefallene Vieh unverſcharrt auf dem Boden; Lady Blunt zählte an einer Stelle allein 70 Stück Kühe und Ochſen; ein großer Verluſt, da jedes Stück Rindvieh dort einen durchſchnittlichen Werth von etwa 200 M. hat. Mehr noch, als über dieſe Heimſuchung, bei der ſie ſich mit dem gewöhnlichen „min Allah“ (von Gott) tröſteten, klagten die Dorfbewohner über die Dürre. Die meiſten dieſer Ortſchaften ſind mit ihrem Waſſerbedarf allein auf den Regen angewieſen, jetzt waren die großen, in den Fels gehöhlten Reſervoirs ſeit lange vollſtändig trocken, und die Leute mußten das Trinkwaſſer oft meilenweit aus dem Gebirge holen, bei einer Temperatur, die trotz des December um die Mit-

Sandſturm am Wadi-er-Radſchel.

tagsſtunde auf 86° F. ſtieg. Die Nacht verbrachte man in dem Haurândorfe Ghâzeh, deſſen Scheich den Reiſenden gaſtlichſte Aufnahme gewährte und ihnen zugleich brauchbarere Fingerzeige für ihre weitere Reiſe gab, als ſie ſie bisher erhalten hatten. Infolge derſelben ging es am nächſten Tage in ſüdöſtlicher Richtung weiter, über Boxra, die letzte Stadt des Haurân, hinaus in das Gebiet der freien, die türkiſche Oberherrſchaft nicht anerkennenden Beduinen. Die Stadt Boxra ſelber, deren wohlerhaltene, augenſcheinlich der Römerzeit angehörige Ruinen eine gewiſſe Berühmtheit haben, befindet ſich ſeit 15 oder 20 Jahren in den Händen der Türken, die in einem halbverfallenen, alten ſaracenifchen Feſtungsgebäude eine kleine Garniſon halten. Vor der Stadt befinden ſich einige ziemlich waſſerreiche Quellen, und unweit derſelben ein leider verfallenes, großes gemauertes Reſervoir, das indeſſen mit einem geringen Aufwande von Mühe und Koſten wieder nutzbar und für die ganze Gegend zum Segen gemacht werden könnte: eine Möglichkeit, die unter türkiſchem Regiment freilich nie vorkommen wird.

Am folgenden Tage, dem 20. December, folgte man der faſt genau nach Oſten führenden alten römiſchen Straße, die man vorher ſchon mehrmals gekreuzt hatte, und die hier bergauf und bergab über ziemlich hügeliges Terrain ging. Fern am Horizont auf einem Gipfel des Haurân zeigte ſich Salchad, das Ziel, das man zunächſt erreichen wollte. Von Räubern, vor denen die Reiſenden gewarnt worden waren, zeigte ſich nichts; in der That begegnete man während des ganzen Tages keinem lebenden Weſen; zwei Dörfer, die am Wege lagen, waren längſt verlaſſen und eigentlich nur noch Trümmerhaufen. Dafür bot der Weg

Digitized by Google

an und für sich eine mehr als wünschenswerthe Abwechslung; von dem Pflaster der alten Straße fehlten zahllose Steine, die Mehrzahl der übriggebliebenen hatte ihre Lage verändert; so glich der stundenlange Ritt einem unaufhörlichen Stolpern über grobes Steingerölle; erst als man sich gegen Abend den Bergen näherte, auf denen man jetzt die Citadelle von Salchad deutlich erkannte, wurde es etwas besser. Auch die Landschaft ringsum nahm einen andern Charakter an. Statt der kahlen steinigen Hügel zeigte sich zunächst eine weite Ebene, auf der gewaltige Felsblöcke verstreut und übereinandergehäuft lagen; dazwischen trat der reiche dunkelrothe Boden hervor, der an einigen Stellen kultivirt zu sein schien. Auf den Abhängen der Hauränberge zeigten sich hin und wieder Spuren eines augenscheinlich vor Kurzem erst gefallenen Regens: kleine, frischbegraste Stellen, auf denen jetzt einige Ziegen weideten. Der Weg, auf dem man zu der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Hügels belegenen Citadelle hinaufgelangt, spottet jeder Beschreibung; immer wieder glitten die Thiere zwischen dem Steingerölle aus, und immer wieder sah sich Mohammed veranlaßt, seine Verzweiflung darüber durch das Gelübde zu unterbrechen, für ein glückliches Hinaufkommen an demselben Abend noch ein Schaf zu schlachten. Ueber diese heidnisch klingende Anwandlung befragt, erzählte er, daß dies Geloben eines Schafes, wenn man sich in irgend einer Noth befinde, eine „alte Sitte der Beduinen“ sei. Werde man glücklich erlöst, so

Häuser in der Oase Kâf.

schlachte man das Schaf und verzehre es mit seinen Freunden. Von irgend einem religiösen Hintergedanken an die frühere heilige Opferung hat sich augenscheinlich dabei nichts erhalten, die Form allein ist in den Gebrauch übergegangen. Die kleine Festung Salchad hat mit der von Aleppo die größte Aehnlichkeit; der obere Theil des Berges ist künstlich erhöht und gleichmäßig gemacht; ein von hohen, fast vollständig erhaltenen Mauern umzogener Graben umgiebt das Ganze. Am Abhange des Berges unterhalb der Citadelle liegt die kleine malerische Stadt Salchad, ein richtiges Felsennest, dessen aus schwarzem vulkanischen Gestein erbaute Häuser zum Theil ein hohes Alter verrathen. Ein großer, viereckiger Thurm erhebt sich in ihrer Mitte. Jetzt ist der kleine Ort von einer Kolonie von Drusen bewohnt, die nach den Unruhen des Jahres 1860 aus dem Libanon hierher verwiesen worden sind.

Der einflußreiche Drusenscheich Hussein el-Atrasch, den die Reisenden hier anzutreffen gedacht hatten, lebte seit einiger Zeit in der kleinen, etwa drei Stunden entfernten Stadt Melach, und man mußte sich trotz aller Ermüdung entschließen, noch an dem nämlichen Abend den Weg fortzusetzen. Zum Glück ging es jetzt bergab; die Wasserscheide des Dschebel Hauràn war passirt und der schmale gewundene Pfad führte über ein sanft abfallendes Terrain, das meilenweit von niedrigen Mauern durchschnitten und eingetheilt war. Diese kleinen aus roh zusammengesetzten Feldsteinen gebildeten Mauern gaben der Landschaft einen fast europäischen Charakter, um so mehr, als innerhalb derselben sich an vielen Stellen gutbestellte kleine Felder, Weingärten und Feigenbäume zeigten. Bei einbrechender Dunkelheit erreichte man Melach, eine andere mittelalterliche, ehemals feste Stadt, wie Salchad ein Ueberrest aus der vortamerlanischen Zeit,

Digitized by Google

da das ganze Haurängebiet noch ein reichbevölkertes, blühendes Land war, das ſich von der Eroberung durch Omar und den Verwüſtungen während der Kreuzzüge immer wieder ſchnell erholt hatte. Die Aufnahme, welche die Reiſenden in Melach fanden, war wohl dazu angethan, die alte oft beſungene arabiſche Gaſtfreiheit in ihren Augen wieder zu heben. Und der Scheich ließ es nicht bei aufmerkſamer Behandlung und reichlichſter Bewirthung ſeiner Gäſte allein bewenden: er gab ihnen bei ihrer Weiterreiſe am nächſten Tage mehrere von ſeinen Leuten mit, die ſie zunächſt bis Käf, eine Oaſe im Wadi Sirhân, begleiten ſollten. Das Wadi Sirhân, das vorher noch von keinem Europäer beſucht worden, war in letzter Zeit oft der Schauplatz feindlicher Zuſammenſtöße zwiſchen einzelnen Beduinenſtämmen geweſen und galt deshalb auch jetzt noch für ziemlich unſicher. So kam es den Reiſenden nur erwünſcht, als ſich ihnen im Momente des Aufbruchs noch zwei Diener für die Wüſtenreiſe anboten; der eine von ihnen, ein des Landes kundiger Mann, ein Eingeborener von Dſchebel Schammar, der viele Jahre in Salchad gelebt hatte, jetzt aber in ſeine Heimath zurückzukehren wünſchte. Mit Briefen für den Scheich der Kreyſcheh-Beduinen und für das Oberhaupt der Oaſe Käf verſehen, trat man den Weg nach Süden an. Eine Zeitlang folgten ſich noch kleine Dörfer und kultivirtes Land, dann begann eine rauhe, bergige Wildniß, in der ſich außer großen Schwärmen von Hühnern kein lebendes Weſen zeigte.

Die Nacht vom 22. zum 23. December verbrachte man in einem alten Krater, wo man trefflichen Schutz gegen den eiſigen Wind fand, der die Wanderung des Tages erſchwert und die Leute ſichtlich herabgeſtimmt hatte. Je mehr man ſich dem Wadi Sirhân näherte, deſto größer erſchienen die Gefahren, und nur ſehr widerwillig folgten ſie über die angehenne, zerklüftete und mit ſchwarzen vulkaniſchen Blöcken bedeckte Hochebene der Harra, über die der Wind unbarmherzig dahinfuhr. Am Mittag des 24. kam man unvermuthet an ein ziemlich breites von Norden nach Süden laufendes Thal, das in ſeiner Tiefe ein deutlich erkennbares,

Raſt am Brunnen.

freilich jetzt trockenes Bachbett und längs deſſelben Tamariskengebüſch und Gras zeigte. Es war das Wadi-er-Radſchel, und zur unausſprechlichen Freude der Leute zeigte es ſich auch bald, daß einige im Grunde des Thals weidende Schafe zu dem nahen Lager der befreundeten Kreyſcheh gehörten. Bei dieſen, die nur eine der zahlreichen Unterabtheilungen der weit ausgebreiteten Beni Sokehr ſind, erfuhr man über die augenblickliche Bevölkerung des Weges nach Käf alles, was man wiſſen wollte. Nach einem längern Aufenthalte, während deſſen Lady Blunt in dem Haremszelte des Scheich von den beiden Frauen deſſelben die geſprächigſte Aufnahme fand, trennte man ſich von den Kreyſcheh, jedoch nicht, ohne von ihnen einen Führer mitzunehmen, der die Stelle der beiden nach Melach zurückkehrenden Druſen vertreten ſollte. Die nächſten Tage führten zum größten Theil wieder über rauhes, unwirthliches Hochland; ſcharfer Wind und Kälte machten die Reiſe beſchwerlich und die Nächte oft ſchlaflos. Der Muth der Leute, der bedenklich zu ſinken begann, wurde zum Glück durch einen unverhofften Zwiſchenfall wieder etwas gehoben. Man begegnete einem herrenloſen, verirrten Kameel, das nach dem Wüſtenrechte dem Finder gehört; wie plötzlich elektriſirt machten ſich die bisher verdroſſenen mißmuthigen Leute an die Verfolgung des Thieres, das auch ſeinem Schickſal nicht entging, ſogleich geſchlachtet und noch an demſelben Abend verzehrt wurde. Nach dieſem freudigen Ereigniß erlangen ſie das Ungemach des folgenden Tages mit verhältnißmäßiger Geduld. Nachdem in der Nacht ein heftiger Sturm die Zelte mehrmals losgeriſſen und mit Sand überſchüttet hatte, folgte am Tage, als man eine weite, ſandige Ebene paſſirte, ein ſtundenlang anhaltender, furchtbarer Sandſturm, gegen den ein Vordringen unmöglich war.

In der Nacht zum 27. fiel etwas Regen; der Wind ließ nach, und mit friſchem Muthe trat man den Weg über eine weite mit grobem, kiesartigem Sande und vereinzelten Sandſteinblöcken bedeckte Ebene an. Hier traf man endlich auch wieder auf einen erkennbaren Pfad, den Weg der zwiſchen Bozra und Käf gehenden Salzkarawanen. Um Mittag erreichte man denn auch die kleine Oaſenſtadt Käf im Wadi Sirhân. Das Wadi ſelber war nicht ein langgeſtrecktes Flußthal, wie es die Reiſenden zu finden erwartet hatten, ſondern das ungeheure Becken eines ehemaligen

Digitized by Google

Sees, deſſen felſige Ufer an einigen Stellen ſchroff emporragten. In der Tiefe deſſelben am Rande eines ſumpfigen oder kleinen Salzbeckens lag die wegen ihres Salzreichthumes berühmte Oaſe Käf: etwa 70 bis 80 Palmenbäume und einige Tamarisken. Dazwiſchen 16 kleine, quadratiſche Häuſer von einer nur ſieben Fuß hohen Zinnenmauer umgeben. Das Ganze auffallend klein und wie für Kinder beſtimmt, dabei aber in einem überraſchenden Zuſtande gu-

Schloß Marid.

ter Erhaltung; nirgends fehlte ein Stein am Mauerwerke, nirgends klaffte eine Thür oder ein Fenſterladen; in den kleinen Gärten an den Häuſern wuchſen Feigenbäume und Weinſtöcke. Der Scheich von Käf gab den Reiſenden in ſeinem Hauſe ein Nachtquartier, und hier verſammelte ſich bald die ganze Einwohnerſchaft, um die erſten in Käf anweſenden Franken anzuſtaunen. Die Männer, obgleich augenſcheinlich, Dank ihrem Salzhandel, eine wenig krie-

Oaſe von Dſchöf.

geriſche Schar, erſchienen ſämmtlich mit Schwertern bewaffnet, die ſie geſchultert trugen oder mit beiden Händen am Griffe gepackt vor ſich hinhielten.

Zwei bis drei Stunden öſtlich von Käf liegt eine Zwillingsoaſe, Itheri, auf derſelben Höhe über dem Meere wie Käf. Das Wadi Sirhän iſt hier ungefähr 12 Miles breit; die ganze Formation des Bodens und der Ränder macht den Eindruck, als habe man hier das Becken eines

Digitized by Google

dem Todten Meere gleich gewesenen Sees vor sich. Zahlreiche Brunnen und kleine Salzmulden finden sich an noch mehreren Stellen der ungeheuren Depression. Während des Aufenthaltes in Itheri brachte ein von dem Schreib von Käf vorausgesandter Bote die erwünschte Nachricht, daß der Weg nach Dschöf frei sei, und so begab man sich ohne Verzug auf die Reise. Ein Scherari-Beduine erbot sich als Führer; denn da die Leute von Käf und Itheri nur mit dem Norden im Verkehr stehen, ist von einer Straße oder einem erkennbaren Pfade nach Süden nicht die Rede, und ohne einen mit der Lage der Brunnen vertrauten Führer auch eine Reise in jener Richtung nicht möglich. Es waren schwere Tage, die jetzt folgten. Scharfer Ostwind, and demzufolge Mißstimmung unter den Leuten; der Weg über die zerklüftesten Ränder des Wadi, die sich 2250 Fuß über dem Meere und etwa 300 Fuß über die Thalsohle erheben, war für Menschen und Thiere gleich beschwerlich. Mit Ausnahme einiger Ghadabäume (einer Tamariskenart) in den Felsschlachten war von Vegetation nichts zu sehen; hin und wieder zeigten sich einige Gazellen, auf die stets vergebens Jagd gemacht wurde. Auf einem der Harra-Ebene ähnlichen Plateau, das wie diese auch mit ungeheuren vulkanischen Blöcken besäet war, fand man zum ersten Male Scharen von Heuschrecken, die von den Leuten gesammelt und begierig verzehrt wurden. Zwei Tage lang ging es über diese Ebene, in deren Westen sich eine wildzerklüftete Gebirgskette hinzog, die von den Arabern El Mizmeh genannt wurde. Ein kleiner, mitten in dieser steinigen Wildniß belegener tiefer Brunnen, daneben einige Palmen, das war die einzige Abwechselung und erfreuliche Ueberraschung in diesen Tagen. Endlich, am vierten Januar, verließ man die unwirthliche Gegend des Wadi Sirhän. Runde Sandsteinhügel zeigten sich; allmälig anstiegend erreichte man den höchsten Punkt des Weges, einen kleinen Gipfel von 2660 Fuß Höhe. Unterhalb eines Teil, dessen Formation an einige Theile der Sinaihalbinsel erinnerte, wurde das Lager aufgeschlagen. Am folgenden Tage ging es über zahllose Hügel, aber immer merklich bergab; scheinbar endlos zogen sie sich in chaotischem Gewirr in die Ferne hinein. In ihrer Mitte zeigte sich, wie ein gewaltiger dunkler Fleck auf dem gelben, einmönigen Sandstein, ein altes festes Gebäude, das Schloß Marib, eine düstere, halbverfallene Felsenfestung. Eine breite natürliche Straße führt von hier aus zwischen den Hügeln entlang; sie endet nach mehreren Meilen plötzlich am Rande einer beckenartigen weiten Depression, in der eine große Palmenoase, die Oase von Dschöf, liegt.

Das Brot im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

II.

Die heilige Kraft des Brotes läßt es erwünscht erscheinen, daß bei Errichtung des neuen Haushaltes, beim Schluß der Ehe, beim Einzug der jungen Frau in ihre neue Heimath das Brot gegenwärtig sei, übele Einflüsse abzuwehren, Glück und Segen für den neuen Lebensabschnitt zu verheißen und zu verbürgen. Allgemein deutsch ist der Glaube, daß die Braut ein Brot, auch wohl noch andere Nahrungsmittel, in die neue Wirthschaft mitbringen oder aber es darin bereits vorfinden muß, damit die Nahrung für die Zukunft nicht fehle. In Böhmen geht man mit Brot und einem heiligen Bilde voraus in die neue Wohnung, damit der Segen Gottes einziehe, und muß bei der Rückkehr von der Trauung das junge Paar sofort ein Stück Brot essen, um künftigem Mangel vorzubeugen [77]); in Syrmien geht die Mutter des Bräutigams der Braut mit einem Laib Brot und einem Teller voll Getreide oder Reis entgegen [78]); in Mähren eilen die Platzmeister dem Brautheimzuge voraus und bringen der Braut aus dem Hause ein in ein Tischtuch gewickeltes Brot als Unterpfand dafür, daß sie in ihrem Leben stets Brot haben wird [79]). Meist geschieht indeß die Anwendung des Brotes beim Einzug ins Haus sowie beim Hochzeitsmahle in Verbindung mit dem Salze, worüber später gehandelt werden soll.

Bei den Hochzeiten der Esthen muß der Bräutigamsknecht von einem ganzen Laibe oben ein ganz kleines Stückchen abschneiden, Butter darauf thun und es der Braut in den Mund stecken, damit dereinst ihre Kinder einen kleinen und zarten Mund bekommen, wie überhaupt die Esthinnen, namentlich die schwangeren, aus diesem Grunde darauf achten, daß das erste Stück der von ihnen angeschnittenen Brote hübsch klein gerathe; in einigen Theilen Esthlands sorgt man gleichzeitig auch für das Nichtausgehen des Branntweines mit, indem man in das besonders gebackene Hochzeitsbrötchen, welches während der Festlichkeit Tag und Nacht auf dem Tische bleibt, eine Oeffnung schneidet und darein von Zeit zu Zeit von diesem edlen Stoffe gießt [80]).

Wird in Oberfranken ein neues Haus bezogen, so läßt man vorher einen Laib Brot oder auch wohl ein Buch auf den Tisch legen, um dadurch geschützt zu sein [81]); in Benedig bringt man vorher Brot, Salz, Oel, Holz und etwas Asche hinein [82]). In Norddeutschland wird Brot zuerst deshalb dahin geschafft, daß man auch immer dort sein Brot habe [83]), oder auch Brot und Salz [84]), in Mähren Brot, Tisch und Geld [85]).

Im Traumgsceremoniel selbst erscheint das Brot in der griechischen Kirche: der Bischof zerbricht ein solches, reicht einige Stücke dem Paare and wirft die übrigen unter das Volk; wer eines der Stücke in der gewöhnlich dabei entstehenden Balgerei erlangt, dem bringt es gleichfalls Glück, er verheirathet sich noch im Laufe des Jahres [86]). Dieses Haschen nach den ausgeworfenen Brotstücken erscheint in der Dauphiné and Normandie wieder; hier wirft die junge Frau sofort nach dem Einzuge in das Haus aus einem Korb, welchen ihr die Schwiegermutter überreicht, vom Balkon aus Brotrinden unter die unten stehenden Hochzeitsgäste; das junge Mädchen, welches die erste erhascht, heirathet noch im selben Jahre [87]). Auch in der Bretagne theilt der Priester, nachdem er über ein weißes Brot mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes gemacht hat, ein davon abgeschnittenes Stück unter die beiden Gatten [88]).

Große Wichtigkeit legt man ferner der Aufbewahrung

Digitized by Google

des ersten Brotabschnittes beim Hochzeitsmahl seitens des jungen Paares bei. In Böhmen werden die beiden ersten Brotscheiben oder auch nur der der Braut sorgfältig aufgehoben, sie schützen vor Mangel und schimmeln nie, es sei denn, daß der Besitzer stürbe [99]; in der Oberpfalz und Schlesien zeigt das Schimmeligwerden der aufgehobenen Stückchen nur an, daß der betreffende Ehegatte zuerst sterben wird [100]. Auch in Unterfranken ist die Braut ängstlich darauf bedacht, ein Krümchen Brot vom Hochzeitsmahl aufzuheben, damit es nicht im Hause ausgehe [101]. Im Saalfeldischen schützt das aufgehobene Stück Hochzeitsbrot gleichfalls vor Brotmangel und, wie es scheint, auch vor dem Tod der Ehehälften, denn wenn diese lebensfatt geworden, essen sie dies Stückchen in einer Suppe gekocht, um so selbst diesen magischen Schutz aufzuheben [102]. In der Tübinger Gegend und im Schwarzwald reicht man der Braut oder dem Bräutigam, wenn sie zu ihrer Hochzeit einladen, in jedem Hause ein Brot, von dem der Betreffende ein Stückchen abschneidet und mitnimmt, daraus wird dann die erste Morgensuppe für das junge Paar bereitet; in manchen Dörfern geschieht dieses Einsammeln der Brotstücke auch erst nach der Hochzeit [103]. In England bewahrte man früher sorgfältig auch vom Kindertaufkuchen (groaning cake) ein Stück [104], ebenso hebt in Frankreich wohl noch eine oder die andere Mutter ein Stück von dem Dreikönigsabendkuchen als Bürgschaft für das Wohlsein ihres Kindes in ihrem Schranke auf [105].

Wie bei der Hochzeit spielt das Brot auch schon im vorhergehenden Liebesroman, wenigstens in Bayern, als symbolisches Zeichen seine Rolle; in der Oberpfalz bricht bei der Kirchweih der Bursche seiner Angebeteten Semmeln vor und darf, wenn diese beim Aufstechen die Brocken einsteckt, die nähere Bekanntschaft mit ihr einleiten, und ebenso gilt in Niederbayern das Anbrechen des Brotes und das heimliche Legen der Stücke auf den Schoß der Geliebten als eine deutliche Liebeserklärung [106].

Bei der Mahlzeit selbst ist die Gegenwart des Brotes stets erwünscht; man soll nach deutscher Vorschrift sogleich beim Decken das Brot auf den Tisch legen, jedenfalls in seiner schätzenden Eigenschaft, wofür man indeß mit gleicher Wirkung auch nur den einen Zipfel des Tischtuchs umzuschlagen braucht [107]. Bei der jüdischen Mahlzeit muß stets ein ganzer Laib Brot und Salz auf dem Tische sein; der Hausvater thut beim Beginn derselben einen Schnitt in das Brot, deckt beide Hände darüber, wie man es anlegt in Erinnerung der zehn Gebote, spricht die Danksagung und bricht dann ein Stück ab, welches er ins Salz stößt und sofort ohne dazwischen zu sprechen in den Mund steckt. Nächstdem legt er jedem ein Stück Brot hin, darf es ihm aber nicht in die Hand oder in den Mund geben [108]. Von dem so gesegneten Brote muß stets ein Stück auf dem Tische liegen bleiben, damit etwas darauf sei, worauf der Segen ruhe; doch darf kein ganzer Laib darauf gelassen werden, damit es nicht den Anschein gewinnt, als ob man Abgötterei triebe [109]. Aehnlicher Anschauung huldigen die Bergnestoriauer, welche die Brocken des letzten Mahles immer wieder beim folgenden mit hereinbringen, um den Segen zu bewahren, welchen der Priester bei einem frühern Mahle gesprochen hat, dann aber auch in Erinnerung des Wortes, welches Jesus gesprochen: „Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkomme“ [109]. Die Maroniten belegen den Rand des ihnen als Tischtuch dienenden Leders ganz mit Brot, wenn auch nur zwei oder drei Personen an der Mahlzeit theilnehmen [101].

Der böhmische und oberpfälzische Aberglaube verlangt, daß man nie in einem Hause die Nacht ohne Brot bleiben soll, nur darf es nach Oberpfälzer Ansicht nicht auf dem Tisch liegen bleiben, da man dann vor den armen Seelen keine Ruhe hat [102]. Auch vor dem Anklig Jehovas sollte nach jüdischem Gesetz eine Lage von 12 Broten aus Weizenmehl, getheilt in zwei Schichten von je 6, zugerichtet an jedem Ruhetage beständig sein; die altgewordenen Brote fielen nachher den Priestern zu [103].

Dem Besuchenden schneidet man in Schwaben fast überall ein Brot und giebt ihm wohl auch noch ein Stück mit auf den Weg [104], wie ebenso auch der auf Reisen Gehende ein Stück vom Hausbrote mitnimmt und es in der Tasche bei sich trägt, damit es ihn vor Heimweh bewahre und vor bösem Zauber und Anfall der Hunde schütze [105]. Gleichfalls ist es bei den Cyclen Sitte, daß Wirth oder Wirthin dem Eintretenden sofort Brot und ein Messer mit den Worten bringen: „Schneidet herum, daß es gerathe!“ [106]; bei den Deutschböhmen schneidet die junge Frau in den ersten acht Tagen ihrer Ehe jedem, welcher zu ihr kommt, selbst ein Stückchen ab und bittet ihn es zu essen, damit Glück in der Ehe herrsche [107]. Neben dem Ausdruck der Gastfreundschaft scheint hiermach das Theilen des Brotes auch noch eine abergläubische Wirkung auf das Glück des wirthlichen Hauses zu haben.

Wie für das Wohl der neuen Wirthschaft sorgt das Brot auch, wenn Nachkommenschaft sich einstellt, für deren Wohl. In Böhmen muß bereits die Braut drei Brotstückchen unter ihr Bett legen, damit ihr späteres Kind gut zahnt; dem Neugeborenen muß ein Stück in den Mund gesteckt werden, damit es nicht genäschig werde und immer zu essen habe; ein Laib muß unter seine Wiege gelegt werden, damit es keine Noth leide [108]. Der Brauch, der Braut Kuchenstücke auf den Leib zu stoßen, welcher sich vereinzelt in Deutschland findet [109], bezieht sich wohl auf die künftige Fruchtbarkeit im ehelichen Leben. In der Normandie legt die Wöchnerin bei der Aussegnung ein kleines Brot auf den Altar, welches vom Geistlichen mit gesegnet wird; hiervon erhalten Taufzeugen, Verwandte und Freunde jeder ein Stück, eines aber wird für das Kind als seine beste Medicin für spätere Leiden aufbewahrt [110]. Stottert ein Kind oder ist es gar stumm, so kann man es durch das Auseinanderbrechen zweier zusammengebackenen Brote hinter seinem Rücken unter den Worten

Liebes Brot brich,
Liebes Kind sprich!

sicher von seinem Gebrechen heilen [111].

Ferner ist die Anwendung des Brotes in der Viehzucht und beim Ackerbau mannigfaltig. Es dient zunächst das Vieh, besonders auch den Hund, anzugewöhnen, zu welchem Zwecke man ihm ein Stück zu fressen giebt, nachdem man es einige Zeit in Böhmen unter der Ferse, im übrigen Deutschland unter der Achsel getragen, so daß es vom Schweiße durchdrungen ist, was am schnellsten durch ein rasches Laufen erreicht wird [112]; in der Wetterau fügt man diesem Brotstücke auch wohl noch einige Achselhaare hinzu und benutzt es als Mittel, die Säue gebeihen zu machen [113]. Erhält der Hund das Martzeichen des Brotes, dann können ihm die Diebe das Bellen nicht benehmen [114]. Ueberhaupt giebt man vielfach in Deutschland gekauftem Vieh gern ein Stück Brot, in Mecklenburg sind drei Happen vorgeschrieben, zum Angewöhnen [115]; in der Oberpfalz läßt man sich vom Verkäufer ein Stück Brot mitgeben, welches, wenn es schimmelt, anzeigt, daß man mit dem Vieh kein Glück haben wird und es daher baldmöglichst wieder loszuschlagen soll [116].

Hühner gewöhnt man in der Wetterau durch ein aus

Digitized by Google

Brot und einem Stückchen Spülumpen verfertigte Pille an[117]; in Schwaben verbeißt man ihnen Brot, wenn sie zum ersten Mal aus dem Stall gelassen werden, überhaupt giebt man auch hier gelauftem Vieh etwas vom Hausherrn gelaustes Brot zu essen, daß es sich angewöhne und kein Heimweh bekomme[118].

In Schwaben erhält auch die Kuh, deren Kalb man verkauft hat, Brot mit etwas Weihsalz und einem Haar des Kalbes, damit sie dasselbe schnell vergißt[119]; im Salzburgischen liebt man es, dem Vieh zu seinem Wohlbefinden ein Stück Brot zu geben, welches man einem Bettler, der ins Haus kommt, geschenkt, und von demselben um Gottes Willen und gegen eine Vergütung von drei Kreuzern zurückgeschenkt erhalten hat[120]; im Westfälischen läßt man stellenweise die Kühe beim Maitagaustrieb, dem ersten, eine Brotkruste fressen[121]. Das am Hubertustage (3. November) geweihte Brot wird in der Campine (Belgien) nicht nur von allen Familiengliedern gegessen, sondern auch allen Haus- und Hofthieren zu fressen gegeben, um die Hundswuth von Vieh und Menschen fern zu halten[122].

Wenn die jungen Bienen ausschwärmen wollen, kehrt man in der Rheinpfalz und in Schwaben schnell einen Laib Brot auf die Oberseite und pfeift dazu, wodurch sie zum Bleiben genöthigt werden[123]. Aehnlich legt man in Mecklenburg, wenn ein Huhn oder sonstiges Thier abhanden gekommen ist, ein Brot verkehrt auf den Tisch und stellt einen Besen auf den Kopf, dann muß sich das Thier von selbst wieder einfinden; ist es von Anderen eingeschlossen, so hat es nicht eher wieder Ruhe, als bis es freigelassen ist[124].

Nun die Anwendung beim Ackerbau! Nach französischem Brauche muß der Bauer vor der Bearbeitung eines Stück Landes dreimal um den Pflug gehen und dabei in der Hand Brot, Hafer und ein Licht halten[125]; nach böhmischem unter den erstausfahrenden Pflug oder auf den Acker ein Stück Brot nebst einem Ei legen, damit die Frucht gut gerathe[126]. In der Oberpfalz stellt man beim ersten Ackern eine Schüssel mit Mehl, Brot und einem Ei zwischen Gespann und Pflug und läßt diesen darüber gehen; bleibt die Schüssel, welche nachher die Armen bekommen, dabei ganz, so darf man auf eine gute Ernte rechnen[127]; im Wittgensteinischen legte die Hausfrau beim ersten Fahren des Pfluges ein Brot auf die Mitte des Pfluges und schnitt dasselbe in zwei gleiche Stücke durch, welche der Ackermann und die Zugthiere zu gleichen Theilen erhielten, und wodurch dem Acker Segen verliehen werden sollte[128]. Die Griechen segnen am Tage Mariä Himmelfahrt ihre Felder, indem sie einen kleinen Ast inmitten derselben pflanzen und daran drei Brote, Harz, Wachs und Erdbeerkraut, welche Dinge vorher vom Priester gesegnet worden, hängen[129]. In Mittelfrauken steckt man nach dem Dreschen des Getreides in die erste Garbe ein gewirktes Brot und verbrennt sie dann in dem Ofen, um sich vor dem Blasenschneider zu schützen[130]. Brot, welches am Antoniustag gesegnet, ist auf das Flachsfeld gelegt nach westfälischem Glauben dem Gedeihen desselben dienlich[131].

Der großen Wichtigkeit des Brotes entspricht auch die Heiligthaltung, welche der Volksglaube für dasselbe verlangt. Er fordert sie zu allerdings für die Speise überhaupt, aber doch lange nicht so streng wie für das Brot als das Hauptnahrungsmittel und den Vertreter der Nahrung überhaupt. Selbst wo die Kartoffel diese Stellung einnimmt und das Brot zurücktritt, wird sie dennoch nirgends so respektvoll wie dieses behandelt, wenn auch wie z. B. im Westrich der Volksmann sich gern mit ihr beschäftigt und durch schmeichelhafte Vergleiche seine Lieblingsnahrung feiert[132], und der Oberpfälzer, wenn seine „Herdäpfel" blühen wie die „Rägelistock", in Aussicht auf die gute Ernte in diesen Preis einstimmt[133], oder im irischen Märchen ein schöner lachend vorher Erdapfel geschildert wird, wie er gerauscht habe gleich einem Rosse, das in kalter Nacht stark getrabt habe[134].

Kein Brotkrümchen darf verachtet werden, fällt zufällig ein solches hin, muß man es sorgfältig wieder aufnehmen, sonst muß man es später suchen, daß einem die Augen bluten. So sagt der Volksmund in Niederösterreich, Oesterreichisch-Schlesien, so auch in Böhmen[135], wo er noch viele andere böse Folgen aufzuzählen weiß. Da sammelt Satan die verachteten Brosamen und wehe, wenn sie am Schluß des Lebens mehr wiegen als der Sünder selbst, seine Seele gehört dann ihm; dieser Glaube findet sich genau ebenso bei den Russen wieder[136], bei den Tirolern wirft der Teufel den aus solchen Brosamen gebackenen Laib in die Wagschale zu den Sünden[137]; tritt jemand darauf, so wird ihm das linke Ohr taub, auch weinen dann die armen Seelen; fährt ein Fuhrmann darüber, dann schreit das Brot so laut, daß man taub wird; fällt ein Krümchen in das Butterfaß, dann geräth die Butter nicht. Die Brosamen gehören in das Feuer, wodurch auch noch den armen Seelen Kühlung wird, und wohin auch alles irgend ungenießbar gewordene Brot gehört, letzteres wirft man am liebsten in den Backofen. Fällt ein Stück Brot hin, so muß man es, ehe man weiter ißet, um Verzeihung bittend küssen[138]; dieses ist auch Tiroler Brauch[139]. Wer Brot auf dem Boden liegen läßt und darauf tritt, der wird, wie man in der Wetterau glaubt, noch Hunger leiden[140].

In Bendig herrscht der gleiche Brauch wie in Böhmen, man darf gleichfalls unbrauchbar gewordenes Brot nur ins Feuer werfen, wenn man nicht später mit dem Mund suchen will, was man mit der Hand weggeworfen hat[141]; nach mecklenburgischem Glauben steht nach dem Tode der Mund demjenigen auf, welcher auf dem Kirchwege essend Brotkrumen, die nach dem Tode auch wieder aufgesammelt werden müssen, fallen läßt[142]. In der Gegend von Luhe (Oberpfalz) kommen die Brosamen mit den übrigen Speiseresten in den Ofen als ein Opfer für die Waldweiblein, im Unterinnthal für die armen Seelen; im Fichtelgebirge wirft man, wenn der Ofen bläst, Brosamen und Mehl hinein, in Oesterreichisch Schlesien ein Stück Brot, weil dann darin eine arme Seele leidet[143]. In der Innsbrucker Gegend weist man die Kinder an, die Brosamen für die Armen zu sparen und keinen Muthwillen damit zu treiben, damit es ihnen nicht wie der Frau Hütt ergehe[144]. In der Oberpfalz gestattet man neben dem Werfen der Brosamen in den Ofen, damit die armen Seelen etwas haben, auch ihre Mischung unter das Futter[145]; in Böhmen trägt man am Christabend die Brosamen des Abendmahles im Tischtuch zusammengepreßt in die Scheuer und streut sie aus mit den Worten: „Mäuschen, eßet diese Brocken und laßt das Getreide in Ruhe!"[146].

Dem Tiroler Glauben gemäß wirft der Teufel die liegen gelassenen Brosamen späterhin dem Betreffenden in der Hölle glühend ins Gesicht oder giebt sie ihm als Brotlaib gesormt glühend zu essen; er schlägt sie ihm auch wohl in einen Sack aufgesammelt auf dem Todtenbette um die Ohren[147]. Nach dem Talmud ist ein besonderer Engel dazu bestimmt, auf diejenigen zu achten, welche Brot auf die Erde fallen lassen, daß man darauf tritt, damit sie ihrer Strafe nicht entgehen, weshalb es denn auch, um diese Profanation des Brotes zu verhindern, eine ältere Sitte der Juden war, die Brosamen sofort nach Beendigung des Essens zusammenzukehren. Eine jüdische Legende erzählt

Digitized by Google

zur Illustrirung dieser Vorschrift, wie einst ein Frommer auf grünem Grase ohne Tischtuch gegessen und es ihm daher nachher nicht möglich gewesen wäre, die Brosamen zusammenzusuchen; da habe er denn schnell entschlossen das Gras, um der Sünde zu entgehen, ausgestochen, es ins Wasser geworfen und so die Fische dieses Geschäft besorgen lassen [144]). Der Mutselmann sammelt nach dem Mahle gleichfalls alle Brotbrocken, da es eine heilige Gottesgabe ist, und hebt, wenn er ein Stückchen auf dem Boden findet, es sorgsam auf, indem er dabei die es haltende Hand küßt [145]). Auch im alten Mexiko war es strenge Vorschrift, verschüttete Maiskörner sorgfältig aufzunehmen, damit der Mais sich nicht bei der Gottheit über Mißachtung beklagen könnte [146]); die Algäuer Sage berichtet von der Jungfrau Maria, daß sie dort einst sich dreimal gebückt habe, um eine Bohne, da sie diese Frucht als Nahrungsmittel hochgeschätzt habe, aufzuheben [151]).

Jede andere Mißachtung des Brotes ist gleichfalls streng verpönt. Mit dem Brote zu spielen gilt in ganz Deutschland als eine schwere Sünde, namentlich muß man aber vermeiden, in dasselbe zu stechen oder aus Spielerei hineinzuschneiden. Man sticht nach böhmischem Glauben dann nämlich in Jesus oder schneidet Gott die Ferse ab, was nach Oberpfälzer Ansicht auch geschieht, wenn man das Brot zu weit nach hinten abschneidet, oder benennübt den eigenen Urgroßvater im Grabe; auch straft wohl Zahnweh den Sünder [152]). Auf Usedom sagt man gleichfalls, daß man den lieben Gott, in Solothurn, daß man Jesus damit ins Herz steche; der Tiroler und Schwabe glaubt, daß damit Blut aus dem gemißhandelten Laibe rinne [153]). Auch darf man in der Oberpfalz nicht das Messer im Brote stecken lassen, da es den armen Seelen wehthut [154]). Vor dem Stemmen des Ellenbogens auf das Brot warnt bereits Jesus Strach in seiner Weisheit [155]).

Kindlich-sinnig ist die gleichfalls in Böhmen vorkommende Vorsicht, daß man das Brot Nachts einwickeln soll, weil es auch seine Nachtruhe haben will [156]) — wenn man verreist, muß im Voigtlande das Brot vom Tische genommen und in den Schrank gelegt werden [157]) —, und der Tiroler Glaube, daß die in der Christnacht gesäeten Brosamen gleich einem andern Samen aufgehen [158]). Auf die bloße Erde darf man nie das Brot legen, wenn man nicht befürchten will, wahnsinnig zu werden [159]).

Die Ansicht unseres Volkes von der Mißachtung der gottgegebenen Nahrung und der höhnenden Behandlung derselben seitens des Reichthums, welcher sich in seinem Uebermuthe nicht lassen kann, spiegeln uns eine Reihe deutscher Sagen wieder, welche die Strafen des Himmels für diese Vergehen schildern. Sie sind in allen Theilen des Vaterlandes heimisch, vorzüglich aber in den deutschen Alpengegenden, namentlich in Tirol, wo sie vielfach als Ursprungssagen für die öden unfruchtbaren Stellen eintreten. Da waren verschiedene Almen so fruchtbar und brachten ihren Besitzern solche Mengen an Milch, Butter und Käse und dadurch solchen Reichthum, welcher indeß in vielen Sagen auch Folge des Reichthums der Berge an edelem Metalle ist, daß die reichgewordenen Sennen in ihrem Uebermuth und Stolze nicht mehr wußten, wie sie denselben an den Tag legen sollten und dies zuletzt dadurch thaten, daß sie sich höhnisch an der Gottesgabe vergriffen. Sie belegten dann die Wege mit Käse, bauten Stiegen aus Käse und Butter und reinigten sie mit Milch, verkleisterten die Spalten ihrer Alpenhütten mit Butter — in Vineta verstopfte man, ehe die See es verschlang, die Löcher in den Wänden mit Brot —, machten sich Kegel daraus und aus Käse die Kugeln dazu, wozu in anderen Gegenden, z. B. in den rheinischen, auch wohl Weizenbrote benutzt werden, fütterten die Schweine mit Weißbrot und wiesen die Armen ab, reinigten ihre schmutzigen Kinder mit der Krume des Weißbrotes, Tisch und Bänke aber mit Schwarzbrot, nährten das Feuer zur Bereitung der Speisen mit Butter, schlossen aus Hochmuth selbst am Tage Thür und Läden, weil sie Gottes Licht nicht brauchten und ihre Stuben selbst erleuchten könnten — bis endlich das Strafgericht eintritt, das Dorf versinkt, und jetzt nur eine Schneefläche, ein Gletscher, ein Felsenfeld, ein See die Stätte frühern Segens der Natur bezeichnet [160]).

Ueberlich erfinderisch in höhnender Mißachtung der Gottesgabe waren auch die übermüthigen, später verschütteten Bergknappen, von denen gleichfalls die Tiroler Sage erzählt, welche am Hute runde Brotschmitte statt der Brmobärte, Bratwürste statt der Federn und an den Schuhen Fastnachtskücheln als Rosetten trugen [161]), oder der Ritter vom Kindelsberg und die Bewohner von Altmerich bei Müsen, von denen man sich in Westfalen erzählt, daß sie die Räder der Wagen und Pflüge aus Brotteig hätten machen lassen [162]). Ein anderer Ritter, welcher noch als wilder Jäger in Böhmen herumrast, ließ seinen Hunden, damit sie sich nicht die Füße zerstächen, Brotrinden unter dieselben binden [163]). Eine weitere böhmische und lauitzische Sage erzählt von einem gegen Gott erbitterten Ritter, daß er einen Einsiedler gefragt habe, was die größte aller Sünden sei, und als dieser ihm geantwortet, es sei das Legen von Brot in die Schuhe, weil man dann die edelste Gottesgabe mit Füßen träte, dieses auch gethan habe, weshalb er jetzt noch als Banadietrich zur Strafe umjagen muß [164]). Im Lande ob der Enns glaubt man, daß wer neun Tage lang nicht an Gott denkt, nicht betet, nicht mit Weihwasser sich besprengt und sich dann am neunten Tage auf einen Laib Brot setzt, dem Teufel gehöre [165]).

Das Reinigen der Kinder mit Weißbrotkrume, weil diese weicher sei als Schwämme, begegnet uns nicht nur in Tiroler Sagen, welche es namentlich auch der bekannten Frau Hütt vorwerfen [166]), und in denen ebenfalls das Reinigen von Tisch und Bank mit Schwarzbrot vorkommt [167]), sondern auch in anderen Theilen von Deutschland, so z. B. in Danzig, wo man noch einen Stein zeigt, an den sich solgende Begebenheit knüpft. Bei einer Hungersnoth reinigte einst eine Frau ihr geliebtes Kind, welches sich unrein gemacht hatte, in der Eile, da ihr nichts anderes zur Hand war, mit Krume der Semmel, diese aber verwandelt sich unbemerkt in einen Stein und die Frau wischt ihrem armen Kinde damit Haut und Fleisch weg, wodurch dasselbe dann stirbt, die Frau selbst aber wahnsinnig wird [168]). Bei Giffhorn im Hannöverschen deckt der Wesendorfer See ein Schloß, dessen Herrin ihre Kinder den verunreinigten Steiß mit Brot gereinigt hatte, in der Altmark der Gohlitzsee ein Dorf, dessen Bauern sich desselben Unfugs schuldig gemacht haben [169]). Der Volksglaube in der Montagne noire straft noch jetzt das Reinigen von Teller oder Schüssel mit Brotrinde durch Regen am Hochzeitstage [170]).

In Böhmen erzählt man von einer Mutter, welcher die Schühlein ihres todten Kindchens nicht gut genug waren, und die ihm daher aus weißestem Mehl gebackene anlegte, und auch von einem Burgfräulein, in Oesterreichisch-Schlesien von einer Müllersfrau, welche ausgeschölte Semmeln statt der Schuhe benutzte und deren Schloß daher versinkt, ferner noch von einer Mutter, welche ihre Kinder in Raben verwünschte, weil sie das Brot weggegessen, worans sie ihrer Gebieterin weiche Schuhe hatte bereiten sollen [171]). In Oesterreichisch-Schlesien sind es Fuhrleute, welche das Brot

Digitized by Google

unwürdig behandeln und es als Unterlagen und Pflaster für die Räder beim Hineingerathen in einen Sumpf oder schlechten Weg oder ausgeschält als Heumschuh anstatt des vergessenen beim Herabfahren von einer Anhöhe benutzen[172]). In der märkischen Sage mußte das Brot einer Edelfrau als Brücke über einen Graben dienen (nach einer andern Version überschreitet eine Bettlerfrau ihn auf einer Schnitte Brot[173]); auch in holsteinischen Sagen kommt der Mißbrauch des Brotes als einer Brücke vor[174]).

Das Bestreuen eines unterirdischen Ganges mit Brotkrumen tritt in der böhmischen, das Streuen der Fußbödden mit Weizenmehl in einer Sage von der Weserumbindung und in der vom Balkfee in Niedersachsen auf[175]); das Hinabrollenlassen von Weizenbroten und Werfen danach unter dem Rufe: „Herrgottchen lauf, sonst kriegt dich der Teufel!“ wird in Westfalen von übermüthigen Bergleuten, ein ähnliches Herabrollenlassen von Käse und Brot aber mit umgekehrtem Rufe von einem Knabenhaufen in der Nähe von Gramzow erzählt[176]); der Uebermuth der Kaufherrin von Staworen, welche eine Weizenladung als zu unedele Waare in das Meer werfen ließ, bildet in verschiedenen Versionen das beliebte Thema von Traditionen der deutschen Nordseeküste[177]), und so treten ähnliche Erzählungen noch vielfach in allen Gauen Deutschlands auf.

Auch direkte Mißhandlung des Brotes erscheint in verschiedenen Sagen; da sind Pferde- oder Kuhjungen, welche mit ihrem Schwarzbrot nicht zufrieden oder mißmuthig darüber sind, daß sie keine Butter dazu haben, es mit Füßen treten und peitschen, bis das Blut aus ihm herausfließt, und ein Blitz sie in die Tiefe schmettert, eine Verwandlung in Stein oder die Verurtheilung zu einem Herumirren bis zum jüngsten Tage erfolgt[178]), oder sieben Brüder, welche Käse und Brot bis aufs Blut peitschen oder beides unanständig benetzen und dafür gleichfalls in Stein verwandelt werden[179]).

Alle diese Frevler trifft ein strenges Gericht, nur eine christliche Legende macht eine Ausnahme; sie weiß, daß ein in Ermangelung eines Steines einem Bettler im Aerger an den Kopf geworfenes Brot von Christus als Almosen aufgefaßt und dem Jähzornigen als gutes Werk zugeschrieben worden ist[180]).

Andere Sagen wieder erzählen, wie das in schweren Zeiten Nothdürftigen gegenüber verleugnete Brot zu Stein wurde; wie einem Bäcker in Dortmund, welcher sich die Hungersnoth durch Kornaufkauf zu nutze machte, sein ganzes Gebäck sich in Stein verwandelte und einem angeschnittenen Brote Blut entfloß, oder das einem Heiligen geschenkte Brot, von dem man noch ein Stück abbrechen will, in der Hand ein Stein wird, welcher die Merkmale der fünfzigen Finger als kleine Höhlungen zeigt[181]). Solche und ähnliche Sagensteine bewahren noch verschiedene Kirchen, die Petersstriche in Leiden, die Hauptkirche in Landshut, die Klosterkirche in Ulma bei Danzig, die Ulrichskapelle zu Neckarhausen und andere auf[182]). In einen Stein verwandelte sich auch das Brot, welches der mildherzige Thorwart des geizigen Erzbischofs Gerold von Freisingen den Armen bringen will, als er daselbe seinem Herrn vorzeigen soll[183]). Eine Edelfrau, welche einer mit Feuerpfeileu hausirenden Bettlerstan noch einen solchen spottend anstatt des erbetenen Stückleins Brotes giebt, wird in ein Schwein verwandelt und geht noch jetzt als solches um[184]).

[172]) Grohmann Nr. 734, 917. [173]) Baron Rojachic. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Küstenthum Oesterreich lebenden Südslaven. Wien 1873, S. 159. [174]) Toeppen 86. [175]) Boecler 40, 44, 41. [176]) Bavaria 3, 342. [177]) J. und O. v. Türingsfeld. Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 117. [178]) Kuhn-Schwartz 445. [179]) Bartsch 2, 129. [180]) Toeppen 91. [181]) „Globus“ 3, 225. [182]) „Ausland“ 1853, S. 1146. [183]) Th. de la Villemarqué. Volkslieder aus der Bretagne. Uebersetzt von Keller und Schenkorf. Tübingen 1841, S. 255. Anmerkung. [184]) Grohmann Nr. 923, 924. [185]) Bavaria 2, 284. Peter 227. [186]) Bavaria 4a., 252. [187]) Grimm Nr. 513. [188]) Meier 482, 477. [189]) Brand 2, 142. [190]) Gortet 147. [191]) Bavaria 2, 317, 1, 1008. [192]) Grimm Nr. 16. [193]) Burkorf 279/80, 283. [194]) Bartsch 296/8. [195]) Bäcker. Missionsmagazin 1847, Heft 1, S. 153/6. [196]) Paulus 2, 216. [197]) Grohmann Nr. 736. Bavaria 2, 1005. [198]) 3 Myl. 24, 9. 1 Sam. 21, 6. [199]) Pertinger 2, 379. [200]) G. L. Kochholz. Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 308. [201]) Grohmann Nr. 1080. [202]) Grohmann Nr. 932. [203]) Grohmann Nr. 931, 773, 774. [204]) Grimm Nr. 426. [205]) „Ausland“ 1859, S. 1174. [206]) Peter 212. [207]) Grohmann Nr. 346. Köhler 429. Wolf Nr. 220. Alpenburg 380. J. v. Jingerle. Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck 1871, Nr. 758. Ein ebenso präparirtes Stück Semmel Christkindl unter das Kopfkissen gelegt zeigt, wenn Morgens etwas davon abgenagt ist, an, daß man den Gelichten im kommenden Jahre heirathen wird. Praetorius bei Grimm. Sagen 1, 152. [208]) Wolf Nr. 227. Aehnlich zwingt auch noch esthnischen Glauben ein Körpertheil in Brot dem gewünschten Gelichten beigebend diesen zur Gegenliebe. Oesterlet 27. [209]) A. Kuhn. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843, S. 381. [210]) Panzer 1, 257. Bartsch 2, 144. [211]) Bavaria 2, 900. [212]) Wolf Nr. 230. [213]) Meier 514, 488. [214]) Pertinger 1, 403. [215]) Alpenburg 390. [216]) Kuhn. Westfalen 2, 157. [217]) Düringsfeld 2, 127. [218]) Bavaria 4 b., 378. Meier 514. [219]) Bartsch 2, 334. [220]) Thiers Nr. 97. [221]) Grohmann Nr. 1056/7. [222]) Bavaria 2, 297. [223]) Kuhn. Westfalen 2, 153. [224]) Liebrecht 184. [225]) Bavaria 3, 367. [226]) Kuhn. Westfalen 2, 111. [227]) Bavaria 4 b. 416. [228]) Bavaria 2, 294. [229]) Brüder Grimm. Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826, S. 24. [230]) Wolf-Mannhardt 4, 147. Peter 257. [231]) Grohmann Nr. 716. [232]) Raskon bei Liebrecht 403. [233]) Jingerle Nr. 300. [234]) Grohmann Nr. 715, 717, 718, 1015, 717, 1092, 727, 714. [235]) Jingerle Nr. 299. [236]) Wolf Nr. 197. [237]) Düringsfeld 2, 118. [238]) Bartsch 2, 136. [239]) Bavaria 2, 238. Jingerle Nr. 301. Bavaria 3, 340. Peter 259. [240]) Grimm. Sagen 1, 277. [241]) Bavaria 2, 305. [242]) J. B. Grohmann. Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1862, S. 27. [243]) Jingerle Nr. 297, 298, 299. [244]) Burkorf 287, 299, 288. [245]) P. Klunzinger. Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Stuttgart 1878, S. 61. [246]) Th. Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859 ff., Bd. 4, S. 165. [247]) Bavaria. Bd. 2, S. 789. [248]) Grohmann Nr. 737, 739, 740, 741. Bavaria 2, 305. [249]) Gd. Tuller. Das Leben des Volks. Leipzig 1847, S. 121. Wolf-Mannhardt 4, 4. [250]) Bavaria 2, 305. [251]) Kap. 41, V. 23. [252]) Grohmann Nr. 735. [253]) Köhler 429. [254]) Wolf-Mannhardt 2, 422. [255]) Jingerle Nr. 303. [256]) Wolf-Mannhardt 1, 48. 2, 39. 58. 346. 348. 350. 4, 204. Alpenburg 122, 230, 232. Montanus 1, 102. Grimm. Sagen 1, 130. Bavaria 2, 789. H. Herzog. Schweizersagen. Aarau 1871, S. 26/7, 172, 175, 195/6. [257]) Alpenburg 191. [258]) Montanus 1, 218. Grimm. Sagen 1, 278. Kuhn. Westfalen 1, 168/9. [259]) Grohmann. Sagen S. 7, 8. [260]) Grohmann. Sagen 76. Wolf-Mannhardt 3, 112. [261]) Baumgarten 27. [262]) Alpenburg 122, 238, 240. Grimm. Sagen 1, 277. [263]) Alpenburg 122. [264]) Tettau und Temme. Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837, S. 208/9. [265]) Kuhn. Westfalen 1, 287. Kuhn. Mark S. 81. [266]) Wolf-Mannhardt 2, 418. [267]) Grimm. Sagen 1, 279, 281. Peter 88. Grimm. Märchen 3, 844. [268]) Peter 612, 87. [269]) Kuhn-Schwarz 105. [270]) Kuhn-Schwarz 482. Anmerkung. [271]) Grohmann. Sagen 90. Strackerjan 1, 40. Kuhn. Westfalen 1, 289. [272]) Montanus 1, 162/3. Kuhn. Westfalen 1, 154. Kuhn-Schwarz 54. [273]) Grimm. Sagen 1, 283. Kuhn-Schwarz 305. Strackerjan 1, 44. [274]) Grimm. Sagen 1, 280. Kuhn. Westfalen 1, 308 (vom Hart). [275]) J. D. H. Temme. Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 100. Kuhn. Mark 248. [276]) W. G. Hartpole Lecky. Sittengeschichte Europas. Deutsche Ausgabe. Leipzig u. Heidelberg 1870/1. Bd. 2, S. 172. Anmerkung. [277]) Grimm. Sagen 1, 286/8. [278]) Grimm. Sagen 1, 286/8. [279]) Kochholz. Sagen 2, 136 (aus Koburg).

Digitized by Google

Ein Ritt durch Itsch-ili.

I.

Denjenigen, welche die Literatur über Kleinasien kennen, oder das Land selbst bereist haben, ist es keine unbekannte Thatsache, daß es wenige Gebiete im Umkreise des Mittelmeeres giebt, welche sich an landschaftlicher Schönheit und Pracht mit dem Süden jener Halbinsel zu messen vermögen. Aber wie gering ist die Zahl derer, welche von Kleinasien mehr als etwa die Umgegend Smyrnas, die Ruinen von Ephesus und die asiatische Seite des Bosporus gesehen, tiefer in das Innere eingedrungen sind! Jahre und Jahrzehnte vergehen, ehe der Fuß eines Europäers einmal wieder die abgeschiedenen Thäler im Süden Kleinasiens betritt, ehe ein glücklicher Reisender über dieselben berichtet und unsere Kenntniß des herrlichen Landes um ein Geringes fördert. Der „Globus“ hat im vorigen Bande (s. S. 279 und 328) bereits Einiges aus dem Buche der Mrs. Scott-Stevensen mitgetheilt; wir schließen heute diese kurzen Auszüge mit der Schilderung des Rittes, welcher sie von dem verhältnißmäßig trostlosen Hochlande durch die „paradiesische“ Waldwildniß des südlichen Taurusabfalles an die der Insel Cypern gegenüber gelegene Küste Kleinasiens brachte.

Von der bekannten Stadt Karamau (südöstlich von Konieh) führte ihr Weg ziemlich genau in südlicher Richtung an einem schmalen, aber tiefen, mit Blumen und Blumen eingefaßten Bache aufwärts über eine Folge flacher Kalk- und Kreideberge, welche nur hier und da einige verkrüppelte Wachholder, Dornbüsche, kleine Fichten und Cypressen trugen. Zwei Stunden Reitens brachten sie nach dem Maidan, einer kleinen länglichen Hochebene, deren fruchtbarer Boden alljährlich reiche Getreideernten liefert. Zwei englische Meilen jenseits derselben biegt der Pfad plötzlich rechts um und führt einen steilen Abhang hinunter in das reizende Thal von Kalâḥ; damit war die Wasserscheide zwischen dem innern trockenen Hochlande und dem wald- und wasserreichen, gebirgigen Küstenlande überschritten. Zahllose kleine Bäche, deren Wasser im Sonnenschein glitzerte, stürzten in schäumenden Kaskaden von den Höhen herab. Dichten pflügten den Boden auf, Kühe grasten friedlich umher und des Ziegenhirten Pfeife oder das Blöken seiner Herde weckten die Echos ringsum zu lieblicher Musik, während Vögel, Bienen und Insekten von Blume zu Blume flatterten. Es war ein entzückender Gegensatz zu den grauen Felsen, zwischen welchen die Reisenden kurz vorher auf dem innern Plateau entlang gezogen waren; Kleinasien ist eben ein Land der Gegensätze, zu dessen größten Reizen dieser jähe und stets unerwartete Wechsel der Scenerie gehört. Durch das Thal reitend sahen sie an dem einen Ende desselben eine Schlucht, in welcher das Dorf Kalâḥ hoch oben auf den abschüssigen Hängen der Kalkfelsen lag. Der freie Raum vor den Häusern desselben war so schmal, daß kein Pferd darauf stehen konnte; irgend ein zwingender Grund für die Wahl eines solchen Platzes aber war nicht ersichtlich. Unter dem überhangenden Berggipfel befinden sich zahlreiche Höhlen, welche theils als Wohnungen für Menschen, theils als Ziegenställe dienen. Prächtig hoben sich die hellen, scharlachenen und blauen Gewänder der Frauen, welche zwischen den Viehherden einhergingen, von den tiefrothen und gelben Felsklippen ab.

Bis hierhin hatten die Reisenden 4½ Stunden Reitens gebraucht. Da die vor ihnen liegende Gegend fast menschenleer war und darum Gefahr von Räubern zu befürchten war, so holten die ihnen beigegebenen Zaptiehs (Polizeisoldaten) fluß von den Dorfbewohnern herbei, welche den Befehl erhielten, etwa 100 Ellen vor den Reisenden herzugehen und die Felsen und Gebüsche zu durchsuchen. Es mag zwar als Härte erscheinen, die Leute zu solchem Zwecke von ihrer Arbeit wegzureißen, doch muß man bedenken, daß das Räuberunwesen nie aufhören wird, so lange die Bauern sich nicht weigern, den Begelagerern Unterkunft und Hilfe zu gewähren, und nicht anfangen, die Regierung in ihren Maßregeln zu unterstützen, und daß es darum nur recht und billig ist, wenn sie gezwungen werden, Reisende über Strecken zu eskortiren, welche in Folge ihrer eigenen Nachlässigkeit — wenn nicht durch Schlimmeres — unsicher gemacht werden. Doch fand man nichts, als einen einzigen Schäfer; Bergkette nach Bergkette stieg ringsum auf, aber weder Bewohner noch Häuser zeigten sich. Prächtige Rasenplätze gediehen in den Schluchten, und alle paar hundert Schritte weit sprudelten Quellen aus dem Felsen hervor, viele davon mit Steintrögen für die vorbeiziehenden Pferde und Kameele versehen. Von Blumen waren nur Tulpen zu sehen, diese aber bedeckten stellenweise den Boden in solcher Masse, daß es wie ein Meer rother und gelber Flammen aussah. Um Mittag machten sie an der „Butterquelle“ (Jagli-bunar) eine kurze Rast und setzten dann bald ihren Marsch an einem geschwätzigen, über moosbewachsene Steine plätschernden Bache abwärts fort, da die Führer erklärten, sie hätten erst den vierten Theil ihrer beabsichtigten Tagereise hinter sich. Wald und Weide, von Schluchten und Thälern durchspest, bedeckte jetzt den Boden; namentlich die Weide ist prachtvoll und Hunderte von schwarzen Zeltlagern waren zwischen den Felsen aufgeschlagen. Diese Leute ziehen offenbar die Bergabhänge der Ebene vor; ihre Kameele, Pferde, Büffel, Schafe und Ziegen waren alle in vortrefflichem Stande.

Unterhalb der Mühle von Kalaköi überschritt man den Fluß, erreichte ein größeres Lager, wo man sich an Milch und Buttermilch erfrischte, und brauchte dann nahezu eine volle Stunde, um einen steilen Abhang zu erklimmen; oben angelangt, zitterten die Pferde, obwohl ihre Reiter abgestiegen waren, vor Anstrengung an allen Gliedern.

Allerlei Arten von Schlingpflanzen bedeckten den Boden, Beilchen und reizende Moose füllten die Spalten; ab und zu unterbrachen zauberische Lichtungen das dichte Grün der Eichen und Fichten und wie Mauern und Zinnen ragten die grauen Felsen darüber empor, die höheren unter ihnen von Höhlen durchlöchert. Der Pfad war so rauh, daß die Reisenden trotz ihrer Ermüdung absteigen und die Pferde durch Oeffnungen in den Felsen, so schmal, daß sie kaum hindurchschreiten konnten, oder über gefallene Baumstämme oder über Abhänge so steil wie Bodentreppen zum Zügel führen mußten. Gelegentlich öffneten sich rechts und links Durchblicke auf die welligen Umrisse des eben passirten Gebirges oder der gegenüberliegenden Felsklippen, die so phantastisch gestaltet waren, daß man nur bei scharfem Hin-

Digitized by Google

schauen gewahr wurde, daß es nicht wirkliche Thürme und Schlösser waren. In den dicht bewaldeten Schluchten zu beiden Seiten verrieth öfters ein Wasserfall von mehr als gewöhnlicher Bedeutung seine Anwesenheit nur durch sein dumpfes Rauschen oder sein Sprühwasser, das über die Gipfel der Bäume aufstieg. Ab und zu sah man auch den aufsteigenden Rauch eines einzelnen Jägerzeltes oder eine Ziege auf einem Felsen, wie sie sich über den Abgrund reckte, um einen besonders leckern Büschel Gras zu erreichen.

Als der Abend anbrach, befanden sich die Reisenden am Anfange eines dichten Eichenwaldes, der weder Unterholz noch Felsen besaß, nur die knorrigen, flechtenbewachsenen Stämme, deren mächtige Auswüchse von ihrem hohen Alter zeugten. Länger als eine Stunde ritten sie durch des schweigenden dunkeln Urwaldes ungestörte Einsamkeit; daß sie sich menschlichen Behausungen näherten, zeigte indessen die schreckliche Verwüstung, welche, je weiter man kam, um so schlimmer wurde. Tausende der alten prächtigen Stämme waren muthwillig durch Feuer zerstört und hatten im Sturze andere mit sich zu Boden gerissen, Fichten, Tannen, Cypressen und Eichen — das Wachsthum von Jahrhunderten verjauchte auf dem Boden. Um 7 Uhr wurde endlich ein Jägerlager erreicht, dessen Einwohner versicherten, Yhunti, ihr Ziel, sei nur noch eine Stunde entfernt; so ging es denn mit neuer Hoffnung weiter, trotzdem man seit 5½ Uhr Morgens im Sattel war und während der ganzen Zeit nur dreißig Minuten gerastet hatte. Nach einer halben Stunde befanden sie sich auf dem Gipfel eines Berges und sahen im hellen Mondscheine unter sich das Thal und die silbernen Windungen des Kalykadnus (Göl-ſu). Das Thal selbst ist etwa fünfzehn englische Meilen breit und von so hohen Bergketten umgeben, daß die Berge, welche die in der Mitte liegende Ebene durchziehen, dagegen wie Zwerge erscheinen. Längs ihrer Nordseite fallen mächtige Abhänge von schwindelnder Höhe ab und die mächtigen rothen Kalkfelsen bilden so phantastische Massen, daß die Reisenden sie in der That wiederholt für Burgen ansahen. In der Tiefe aber dehnte sich fünf englische Meilen weit der finstere Wald von Keträn aus, so dunkel, daß er selbst im hellsten Sonnenlichte wie ein großer Flecken Indigo aussieht. Dahinter aber leuchteten Feuer, und einzelne hellere Flecken konnten vielleicht Dörfer sein, darunter etwa das lang ersehnte Yhunti. So stiegen sie denn muthig hinab in den Wald; aber der Weg war so schlüpferig, daß sie absaßen, den Thieren die Zäume am Halse befestigten und sie sich selbst den Weg suchen ließen. Stellenweise waren die Baumäste etwas lichter, so daß sie den Weg nicht gänzlich verloren; mitunter auch erleuchtete ein prasselndes Feuer den Wald Hunderte von Ellen weit und zwang sie zu weiten Umwegen. Solche Brände waren oft großartig; das Knattern und Prasseln brachte das Blut der Reisenden zum Erstarren und trieb die Pferde zu wilder Flucht. An einzelnen Plätzen mußte das Feuer schon Tage lang gewüthet haben; alles Erreichbare war schon verzehrt und nun erlosch es in sich selbst; an anderen bewies ein einzelner in Flammen stehender Baum, daß der Frevel erst vor Kurzem geschehen war.

In stets wachsender Ermüdung, gedankenlos und ohne ein Wort zu sprechen, wanderten sie weiter und weiter; einer nach dem andern waren ihre Begleiter erschöpft zurückgeblieben und nur noch der Dolmetscher und ein Zaptieh hielten bis zuletzt aus. Um Mitternacht hörte der Wald auf und sie befanden sich zwischen Felsgipfeln von mehreren hundert Fuß Höhe; endlich erblickten sie die Feuer wieder, welche sie von oben gesehen hatten, und eine weitere Stunde brachte sie in deren Nähe. Aufs äußerste ermattet, warf sich die Dame zu Boden, während ihr Gemahl durch Pistolenschüsse die Bewohner des Dorfes herbeirief, das sie erst um 2 Uhr des Nachts betraten. Dort stellte es sich am nächsten Morgen heraus, daß sie sich gar nicht an ihrem Ziel Yhunti, sondern in dem eine Stunde vorher gelegenen Gengelli befanden, und daß die Entfernung, welche sie zurückgelegt hatten, selbst mit guten Pferden in der That nicht unter 18 Stunden zu durchmessen sei. Der Kaimakam von Karaman, welcher ihnen die erforderliche Zeit auf 12 Stunden angegeben hatte, konnte von dem Wege nicht die geringste Kenntniß haben.

Am folgenden Vormittage ritt das Scott-Stevenson'sche Ehepaar in zwei Stunden von Gengelli nach Mût. Dieser Theil des Kalykadnus-Thales ist gut mit Getreide, Mais, Baumwolle, Melonen, Gurken und Kürbissen bebaut. Dazwischen liegen niedrige Hügel von vulkanischer Asche und Tuffstand, die mit jungen Fichten bestanden sind; an den Bachrändern wachsen Christdorn, Judasbaum und andere Dornsträucher, ab und zu auch ein Fliederbusch. Zahllose Obstbäume, Eichen, Buchen u. s. w. zeugten für die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens — eine Folge der Berieselung und zugleich einer fast tropischen Sommergluth. Etwa halbwegs zwischen beiden Orten führt eine steinerne Brücke über den Fluß, und unmittelbar oberhalb derselben stürzt sich ein tiefender Wasserfall in einem Satze über eine Felswand. Im Thale liegen zahlreiche kleine Weiler, die zu dieser Jahreszeit (Mitte Mai) indessen meist menschenleer standen, da ihre Bewohner schon die Jailas oder Sommerlager bezogen hatten. Ein solches verlassenes Dorf bietet einen höchst melancholischen Anblick dar: lose hängen die offenen Thüren in ihren Angeln, aus den Essen steigt kein Rauch empor und weder Hund noch Katze verleiht den Häusern einen Anschein von Wohnlichkeit. Nur einige Fledermäuse, und hier und da eine kleine braune Eule fliegt auf, wenn sich Menschen nähern.

Noch ein kurzer Ausritt, und das Schloß von Mût mit seinem einzelnen Hauptthurme und den bastionirten Mauern lag vor ihnen. Ein Fluß theilt den Ort in zwei Hälften; mit Ausnahme einer geraden Straße, welche einige Läden enthält, ist er sehr zerstreut gebaut. Unterhalb der Burg entspringt im Schatten zweier mächtiger Birnbäume eine herrliche Quelle eiskalten Wassers und ergießt sich in ein circa 3 Fuß tiefes Becken; ringsum ist der Boden gepflastert und scheint seit Alters her der Lieblingsplatz der Bevölkerung in den Abendstunden zu sein. Die Kühle des Wassers muß ihnen in der erschlaffenden Hitze des Sommers eine unaussprechliche Wohlthat sein, wie es auch dem englischen Ehepaare großes Vergnügen gewährte, Gericht und Hände in dem natürlichen Becken zu waschen. In der Nähe liegen viele alte Säulenstumpfe und behauene Steine umher.

Dicht über der Quelle erhebt sich die Burg, verfallen bis auf die äußeren Ringmauern und polygonalen Thürme. Der alte Haupthurm ist dreistöckig, drei Stockwerke hoch und beherrscht den Eingang zur Stadt von Norden her. Auf der entgegengesetzten Seite stürzt der Felsen steil ab und wird unten vom Flusse bespült. Gegenüber dem Eingange liegt die Moschee des Karaman Oglu, ein kleines Gebäude mit zwei pyramidenförmigen Mausoleen zu beiden Seiten, unter denen die beiden Söhne Karaman's begraben sein sollen. Im Süden und Südwesten der Stadt bezeichnen zahlreiche Trümmer die Lage des antiken Claudiopolis. Mrs. Scott-Stevenson behauptet, nie so viele Säulen auf einem Fleck zusammen gesehen zu haben, wie hier; zahlreiche liegen auf dem Boden, wie sie hingefallen sind, ebenso große Massen behauener Steine und feiner Marmorpfeiler. Eine Säulenreihe führte einst von der Stadt nach der Ne-

Digitized by Google

tropolis, wo noch ein großer weißer Marmorsarkophag und unweit davon der Deckel dazu sich findet. Der Styl aller dieser Trümmer ist streng dorisch, ohne die geringste Spur von einer Skulptur oder Inschrift.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlust an Grund und Boden, welchen der polnische Großgrundbesitz in der Provinz Posen im Jahre 1881 erlitten hat, ist größer gewesen, als in irgend einem der früheren Jahre: dem „Kurjer Poznanski“ zufolge gingen neun Güter von zusammen 16 438 Morgen aus deutschem Besitze in polnischen über, dagegen aus polnischem in deutschen 29 Güter von zusammen 89 580 Morgen, was für den polnischen Besitz einen Verlust von 73 142 Morgen ergiebt. Dieses Vorrücken des Deutschthums im Osten ist zwar ein langsames, anscheinend aber auch ein sicheres. (Vergl. hierzu „Globus“ Bd. XXXVIII, S. 191 und Bd. XLI, S. 95.)

— Ein ähnliches Unternehmen, wie der 1878 erschienene Andree-Peschel'sche Atlas, tritt jetzt in unserm Nachbarreiche ans Licht: es ist ein von Dr. J. Chavanne herausgegebener „Physikalisch-Statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn“ (Wien, E. Hölzel), dessen erste Lieferung (Preis 7 Mark) uns vorliegt. Das Format und der Maßstab (1 : 2 500 000) ist größer als bei seinem deutschen Vorgänger (1 : 3 000 000), die technische Ausführung sauber, deutlich und ansprechend. Ausgegeben sind bis jetzt eine Regenkarte von Carl von Sonklar, eine geologische von Franz Toula, Bosnien mit umfassend, und eine über den höhern und niedern Unterricht von Franz von Le Monnier. Jede Karte ist von erklärendem Texte begleitet. Außer den Genannten betheiligen sich noch B. von Haardt und Prof. Dr. Kerner von Marilaun an der dankenswerthen Publikation.

— Aus E. Hölzel's Verlag (Wien 1882) liegt uns eine „Wandkarte der Alpen“ in 1 : 600 000 in sechs Blatt mit erläuternden Textbeste vor, welche unter Leitung von Vincenz von Haardt bearbeitet worden ist. Es ist eine stattliche, saubere Karte von bestechendem Aeußern, prachtvoll lithographirt und schön in vier Farben gedruckt. Das einzige, was an ihr auszusetzen ist, ist der nicht geringe Preis (30 Mark), und der Umstand, daß es dem immerhin mit Fleiß und Liebe behandelten Terrain an dem gebürgten Ausdrucke, wie ihn der Charakter der Wandkarte bedingt, fehlt.

— Rußland und die Juden ist der Titel einer 100 Seiten umfassenden Broschüre des Freiherrn von der Brügen, welche bei Veit u. Comp. in Leipzig soeben erschienen ist. Da es sich hier um eine brennende Tagesfrage handelt, welche vom ethnographischen wie kulturhistorischen Standpunkte ebenowohl als vom ethischen und socialen beurtheilt sein will, so ist es mit Rücksicht auf die beiden ersten Gesichtspunkte geboten, auch hier Notiz von der Schrift zu nehmen. Freilich ist es schwer in dem vorliegenden Falle ganz objektiv zu bleiben; hören wir in einem großen Theile der europäischen Presse „Humanität“ und „Toleranz“ betonen, so mag dem gegenüber daran erinnert werden, daß wo Rauch zu sehen, auch Feuer vorhanden sein muß. Dieses Feuer, die Ursache der beklagenswerthen Unsichtreitungen gegen die Juden in Rußland, zeigt uns der Verfasser, der irgendwo in Westrußland als Gutsbesitzer wohnt und die Dinge an der Quelle studirt hat. Wir erfahren, daß die Juden in Rußland gesetzlich nur in 15 westlichen Gouvernements wohnen dürfen, daß sie aber sich ungesetzlich längs der Bahnen weiter nach Osten zogen, von wo aus nun im Namen des Gesetzes ihre Rückverweisung nach Westen erfolgt. Der gemeine Russe ist nach von der Brüggen in vielen Stücken dem Juden gegenüber inferior zu nennen und letzterer bringt ihn durch Branntwein und Bücher in seine Hände, das ist notorisch. „Man mag von der Freiheit nun halten, was jedem beliebt; man mag das freie Spiel der Kräfte für sehr schön ausgeben; man mag mit Karl Emil Franzos sagen, jedes Volk habe die Juden, die es verdient und mit ihm sich dabei sehr wenig denken: man wird den Mann doch für wenig gescheit erklären müssen, der nun einmal nichts besitzt als einen Stall voll Truthühner, aber auf die Versicherung eines Nachbars hin, daß dessen Frau gezähmt und obdachlos sei, denselben zu seinen Truthühnern sperrt. Wie die Puter dann eines schönen Morgens kalt gemacht waren, da sagt zu ihm der Nachbar: ja, Freund, warum waren die Thiere in Deinem Stalle auch Puter und nicht Füchse wie meinen! Das ist so ungefähr die Logik, welche die schöne Phrase von den verdienten Juden erfunden hat und das ist auch ungefähr das Verhältniß zwischen dem russischen Bauer und dem Juden.“

Von der Brüggen kennzeichnet die „deutschen Juden in ihrer Heimath“, d. h. er führt uns zu den Talmudjuden in Polen-Litauen, wo sie unverhüllt, unverschleiert auftreten, ausgestattet mit manchen guten Eigenschaften, aber Sklaven des Talmudglaubens und die Decomposition des Landvolks fördernd. Jene Juden charakterisirt unser Verfasser und er scheint uns in dem, was man „Wissenschaft des Judenthums“ nennt, wohl bewandert. Diese Wissenschaft geht bekanntlich isolirt da, sie ist so sehr auf sich beschränkt, daß irgend ein Konnex mit der Wissenschaft im Allgemeinen nicht vorhanden ist. Verlautet nach außen für Uneingeweihte etwas über den Talmud, so erhält man ein Zerrbild, wie Professor Rohling in Prag es gab, oder eine geistreiche, einseitige Schönfärberei, wie der verstorbene berühmte Orientalist Deutsch sie in Umlauf setzte. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Unser Autor wünscht, „daß das starre Judenthum dieser östlichen Länder mit Vorsicht, auf dem Wege freisinniger Behandlung gebrochen, daß hier das Nest zerstört würde, darin jener nationale Charakter immer und immer wieder groß gezogen wird, welcher nun einmal den nationalen Sitten und Forderungen der heutigen Kulturvölker widerspricht. Ich wünsche, daß das auf freisinnigem Wege friedlicher Verschmelzung gelinge.“ Aber gerade der Verschmelzung haben die Juden zu allen Zeiten und bei allen Völkern, selbst wo sie vollständig gleichgestellt waren und sind, sich am energischsten entgegengestellt und man braucht hier nur auf die Urtheile jüdischer Kornphäen wie Jnuj, Jost, Graetz zu verweisen, um zu zeigen, daß obiges eben nur frommer Wunsch des Autors bleiben wird. Der Verfasser hebt mit Recht (S. 78) bei den Juden das Gefühl der Verehrung hervor, dieses aber in der breite Sort Israels, um das Volk nicht in der Zerstreuung zum Bestandtheil anderer Völker werden zu lassen. „Ein Volk steht auf, das andere verschwindet, aber Jrael bleibt ewig“ (Midrasch zu Psalm 36).

Wichtig erscheint uns, was von der Brüggen (S. 18, 99) von der Einwanderung der polnischen Juden in Deutschland berichtet. Sie erfolgt eben scharenweise und das Ablehnen sowie die statistischen Kunststücke, mit denen man von deutsch-jüdischer Seite sie ablehnen wollte, werden den Thatsachen gegenüber bankerott. Von der Brüggen ruft in dieser Beziehung der deutschen Regierung ein videant consules! zu.

R. A.

Digitized by Google

— Am 1. Januar 1880 standen dem Russ. Reg.-Anzeiger zufolge unter der Staatsforstverwaltung 12 362 Domänen mit einer Gesammtfläche von 123 191 288 Desjätinen, ferner in den Kreisen Mezen und Kem des Gouvernements Archangel 26 964 328 Desjätinen Tundren. Von der vorgenannten Gesammtfläche sind 98 642 606⅔ Desjätinen oder 80,7 Proc. eigentlicher Waldboden, die übrigen 19,3 Proc. sind theils Ackerland der Forstbeamten u. s. w., theils Unland. Auf jede Quadratwerst des europäischen Rußland (ohne Finland, die Weichsel-Gouvernements und das Land der Kosaken vom Don, von Orenburg und vom Ural) kamen 31,3 Desjätinen des Staatsforstbandes und 25 Desjätinen eigentlichen Waldbodens; auf jeden Kopf der Bevölkerung 1,5 Desjätinen, auf den Kopf der männlichen Bevölkerung ie 3,1 Desjätinen Waldboden. Das Personal der Forstverwaltung am 1. Januar 1880 betrug nur 1158 Köpfe.

Asien.

— Wie die Zeitung „Sibir" mittheilt, bietet im ganzen Oblast Semirjetschensk der Kreis Issyk-Kul, rings um den gleichnamigen See gelegen, den besten Platz zur Ansiedelung von Einwanderern. Gutes Höhenklima, Reichthum an Gebirgswassern, fruchtbarer Boden, Ueberfluß an Fischen, Wild und Geflügel leder Art haben auch schon Ansiedler aus Westsibirien wie aus den europäischen Gouvernements Perm, Wiatka, Penza, Kaluga und Astrachan dorthin gezogen, und ist z. B. das Dorf Tjun, welches i. J. 1870 nur 12 Gehöfte zählte, jetzt auf deren 100 angewachsen. Die Ansiedler, die außer Ackerbau und Fischfang auch Bienenzucht treiben, sind auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit und bezahlen dem Staate nur das Holz mit 50 Kopeken für das Fällen der Bäume. An Eingeborenen zählt man im Kreise an 15 000 Kibitken, deren jede dem Staate eine Abgabe von 5 Rubel 35 Kopeken zahlt. Außer Tjun sind noch einige russische Dörfer im Entstehen.

— In der Sitzung der kaukas. geogr. Gesellschaft zu Tiflis am 6. (18.) April verlas unter anderm General Stebnitzki einen Bericht „über den Pontischen (Lasischanischen) Gebirgskamm". Pontischer Kamm wird die hohe Gebirgskette genannt, die etwa 400 Werst lang am Südufer des Schwarzen Meeres vom Mündungsgebiet des Jeschil-Irmak, unweit der Städte Samsun und Niksar bis nahe zur Mündung des Tschoroch sich hinzieht. Diese Kette hat nicht nur in klimatischer und geographischer Beziehung eine hohe Bedeutung; sie bietet auch in ethnographischer Beziehung nicht geringes Interesse, da an ihr Vertreter der verschiedenen Völkerschaften sich gruppiren. Der Berichterstatter gab einen kritischen Ueberblick über die bis jetzt in der Literatur vorhandenen Nachrichten über dies Gebirge, welche theilweise einer genauen Prüfung nicht Stand halten, ergänzt durch die Resultate seiner eigenen Wahrnehmungen und Untersuchungen.

In derselben Sitzung hielt Herr T. P. Jozefowitsch einen Vortrag über seine jüngste Reise in das Gebiet, welches sich von Bajazet bis Mosul erstreckt. Dieses Gebiet, welches streng genommen weder in geographischer noch in ethnographischer Beziehung eine Einheit bildet, hat doch den Charakter zu gemeinsam, daß seine Bewohner, in steten Verkehrsbeziehungen unter einander, von der übrigen Welt fast ganz abgesondert sind. Der Referent gab auch ein Verzeichniß der bewohnten Orte des Gebietes mit Angabe des ethnographischen Bestandes der Bevölkerung. Ein dritter Vortrag des Herrn A. W. Komarow über seine Reise nach Swanetien beschäftigte sich wesentlich mit den Sitten und Gebräuchen der in wenig zugänglicher Gegend wohnenden Swanen, widerlegte die Ansicht von dem südlichen Ursprunge der lachamulischen Gemeinden und gab zum Schluß eine Uebersicht der Wegeverbindungen zwischen Swanetien und den benachbarten Landschaften.

— Eine offizielle Kommission, welche Telek-Semawe oder Samoi, den einzigen geschützten Hafen an der Ostküste von Atjeh, untersucht hat, berichtete günstig über denselben: es sollen dort Kohlendepots und eine Ansiedelung gegründet werden, und man erwartet, daß dieser Hafen in Zukunft ein wichtiger kommercieller Mittelpunkt werden wird, besonders für den Pfefferhandel. Im eigentlichen Atjeh wird eifrig an Herstellung von Straßen und anderen Verbesserungen gearbeitet. (Registrande Bd. XII.)

— Die Frohndienste, welche die Eingeborenen Javas ihren Häuptlingen bisher erweisen mußten, sind durch Beschluß der niederländischen Kammern auf Antrag der Regierung abgeschafft worden. (Registrande Bd. XII.)

Afrika.

— Der Matabele-König hat nach Frank Oates (Matabele Lands and the Victoria Falls p. 223, f. o. S. 15) kein Verlangen nach allzu vielen Weißen, die sein Land zu besuchen kommen, doch sieht er einige zu Handelszwecken gern bei sich. Die Boeren, welche nur der Felle wegen Jagd machen und das Fleisch liegen lassen, kann er nicht leiden, während er gegen Oates, der die Jagd vernünftig betrieb und ihn durch Geschenke bei guter Laune erhielt, freundlich war. Gegen Leute, welche des Bildprets halber Jagd machen, hat er nichts einzuwenden; sieht er aber mal Schalen von Straußeneiern auf dem Frühstückstische liegen, so wird er böse und fragt, wie man auf Federn rechnen könne, wenn man die Eier verzehrte. Ebenso haßt er das Erlegen von weiblichen und jungen Elephanten, deren Stoßzähne kaum des Mitnehmens werth sind. Die Boeren aber schießen, wohin sie kommen, Alles, Großes und Kleines, nieder nach dem Grundsatze, daß alles Fisch ist, was in das Netz geht.

— Der Afrikareisende Dr. Max Buchner und der Sekretär der Berliner Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Anuecke, sind mit der Stettiner Maschinenbauaktiengesellschaft „Vulcan" in Unterhandlung getreten wegen des Baues einer in 150 Theile zu zerlegenden Dampfbarkasse, jeder Theil im Gewichte von 60 bis 75 Pfund (mit Ausnahme des Kessels, welcher von vier Leuten getragen werden soll). Diese Barkasse hat die Bestimmung, den Gebehrten der in Afrika stationirten Sektion der Afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung des Congo zu dienen.

Polargebiete.

— Ende Juni ist der Astronom Fuß aus Kronstadt nach Archangelsk abgereist, um zunächst dort einige Beobachtungen anzustellen, dann nach Nowaja Semlja weiter zu gehen und durch Chronometerbeobachtungen die astronomische Lage des von der Polarexpedition gewählten Stationspunktes im Verhältniß zu Archangelsk genau zu bestimmen.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd I. (Mit acht Abbildungen.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben II. — Ein Ritt durch Jschi-ili I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 15. Juli.)

Redacteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Redschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

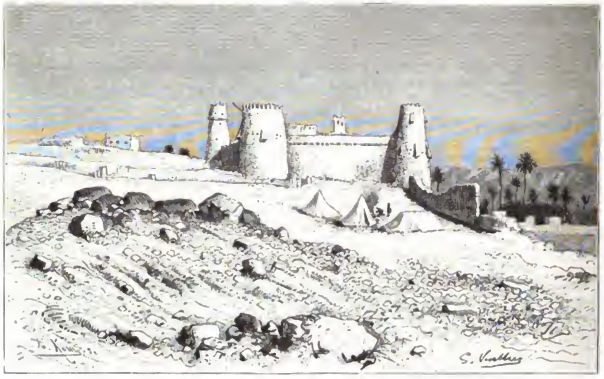
Das ringsum von hohen Sandsteinbergen umschlossene Becken, in welchem sich die Oase Tschöf befindet, ist keineswegs, wie die Reisenden zuerst vermutheten, eine isolirte Depression in dem großen Plateau El Hamâd, sondern gehört ebenso wie die 20 englische Meilen weiter nach Osten gelegene Oase Meskaleh noch zu der ungeheuren Thalsenke des Wadi Sirhân, die hier in östlicher Richtung ausläuft. Auch dieser von ansehnlichen Höhenzügen durchsetzte Theil des alten Meerbeckens ist von fast ununterbrochenen Felsenrändern umgeben; der Eindruck größerer Tiefe, den er macht, beruht lediglich auf einer durch das coupirte Terrain hervorgerufenen Täuschung. Die tiefsten Punkte der Ebene, die sich hier zwischen den Höhenzügen ausbreitet, haben genau dieselbe absolute Höhe (1800 bis 1900 Fuß engl.) wie die tiefsten Stellen in dem von N. W. nach S. O. laufenden Haupttheile des Wadi. Bis auf die Oasen zeigt sich auch hier wie dort vorherrschend der todte weiße Sand und Kiesboden, der nur zuweilen von einer kleinen Stelle härtern, thonigen Grundes unterbrochen wird, auf der das Regenwasser sich sammelt, und wo nach der Verdunstung desselben eine dünne Salzschicht erscheint. Die Stadt Tschöf selber besteht aus etwa 600 Häusern, kleinen würfelförmigen Lehmbauten, die nicht in Straßen geordnet, sondern in regellosen Gruppen, zum Theil von Palmengärten umgeben, durcheinander stehen; gewundene, von niedrigen Lehmmauern eingefaßte Gassen ziehen sich dazwischen hindurch. Einige von den Häusern zeichnen sich durch ein thurmartig aufgesetztes oberes Stockwerk aus, und auch die etwa 10 Fuß hohe Lehmmauer, welche die ganze Stadt umgiebt, ist in gewissen Abständen mit Thürmen versehen. Das hervorragendste Gebäude der Stadt außer dem aus dem Mittelalter stammenden Schlosse Marîd, dem einzigen Steinbau, ist das neue „kasr" dicht vor der Stadt. Die kleine, auf einem Hügel stehende Festung mit ihren starken, 40 Fuß hohen Lehmmauern und den zinnengekrönten gewaltigen Eckthürmen, mit ihren Schießscharten und den beiden alten Zwölfpfündern dient der aus sechs Mann bestehenden Garnison und dem Statthalter des Emirs von Tschebel Schammar zum Aufenthalt. Vor etwa 20 Jahren von dem Vorgänger des heutigen Emirs erobert und ebenso wie Kâf, Jâberi und Meskaleh dem Schammarreiche hinzugefügt, hatte Tschöf sich mehrmals gegen die neue Herrschaft empört. Nach der Unterdrückung des letzten dieser Aufstände ließ der Emir das feste Schloß als eine Art Zwingburg errichten und zugleich einen andauernden Belagerungszustand über die Stadt verhängen, der jedoch, durch sechs Mann Besatzung auf eine Einwohnerschaft von 4000 bis 5000 Seelen ausgeübt, begreiflicherweise nicht sehr drückend ist. Weit empfindlicher und von nachhaltigerer Wirkung war die Besetzung der Stadt durch das Niederschlagen einer großen Menge ihrer Palmen; der Schaden, der dem Wohlstande von Tschöf dadurch zugefügt wurde, soll heute, nach zwölf Jahren, noch nicht wieder verwunden sein. Denn die Dat-

Digitized by Google

teln von Tschöf bilden nicht nur das Hauptnahrungsmittel der Einwohner: sie sind in ganz Arabien berühmt und ein gesuchter Handelsartikel.

Außer den zahlreichen, in der Stadt befindlichen Brunnen, deren in ein dichtes Netzwerk von Gräben vertheiltes Wasser die inneren Palmengarten tränkt, liegen auch noch zehn bis zwölf Brunnen in der Ebene vor den Mauern. Ein Baumgarten, einige kleine quadratische Getreidefelder und eines oder mehrere Wohnhäuser, das Ganze von einer niedrigen Lehmmauer umzogen: daraus besteht die Umgebung eines jeden dieser flachen, nur wenige Fuß unter die Erde hinabgehenden Wasserlöcher. Von Schöpfrädern ist hier nichts zu sehen; das Wasser wird vermittels einer einfachen Vorrichtung durch Kameele hinaufgezogen, und der an einem Stricke befestigte Eimer schüttet, am Brunnenrande angelangt, seinen Inhalt in einen großen Steintrog, der die Gräben der Felder und Gärten speist.

Von den Anstrengungen der letzten Tage ermüdet, waren die Reisenden nicht wenig erfreut, als sie bei ihrer Ankunft in Tschöf fanden, daß die Versicherungen mehrerer Einwohner von Käf und Itheri: „es gebe im Tschöfdistrikte noch mehrere Familien aus dem Geschlechte der Ibn Arâf“ auf Wahrheit beruhten. In einer der vor der Stadt belegenen Niederlassungen, bei dem Hauptе des in Tschöf selber ansässigen Zweiges der Familie, wurden die Fremden in der gastfreundlichsten Weise aufgenommen. Von Ruhe freilich war unter den Umständen nicht viel die Rede; denn die ersten, ungemein demonstrativen Erkennungs- und Begrüßungsscenen zwischen Mohammed und den glücklich aufgefundenen Verwandten waren kaum beendet, der Bewillkommnungskaffee in der kawah, dem Empfangsraum des Hauses, noch nicht eingenommen, als sich auch schon immer mehr und immer entfernere Verwandte einstellten und die Erklärungen, das Umarmen und das Küs-



Festes Schloß von Tschöf.

sen und das Kaffeetrinken immer wieder begannen; für jeden neu hinzukommenden angesehenen Gast muß nämlich von Neuem Kaffee bereitet und von allen Anwesenden getrunken werden. — Am andern Morgen mußten die in dem Palmengarten des Hauses aufgeschlagenen Zelte der Reisenden abgebrochen und auf den Hügel vor der Festung gebracht werden. Der Stellvertreter des Statthalters, welcher letztere augenblicklich in Mesfalech verweilte, wünschte die Fremden in größerer Nähe und als seine Gäste zu haben; und wenn auch zuerst vielleicht ein gewisses Mißtrauen die Veranlassung zu diesem Wunsche gewesen sein mochte, so konnten die Reisenden über die Aufnahme von seiner Seite nicht klagen. Die Mahlzeiten, mit denen er sie in den finsteren, kerkerartigen Räumen des Schlosses bewirthete, stellten zwar harte Anforderungen an europäische Gaumen; denn wenn auch außer der Festspeise eines gekochten Ziegenlammes hier sogar ein in der Asche gebratenes Stück Fleisch von „einer wilden Kuh (wahrscheinlich einer Antilope) aus der Nefûd“ aufgetischt wurde, so waren doch die übrigen Gerichte, ein zäher, geschmackloser Mehlkleister, ein übelriechendes Gemenge von Zwiebelstücken und ranziger Butter und endlich eine große Schüssel mit in Wasser aufgeweichtem Brote, ebenso widerlich wie ungesund. Der gänzliche Mangel aller Vegetation in der Sandebene und auf den Hügeln von Tschöf verbietet den Einwohnern der Stadt das Halten von Hausthieren. Außer den wenigen Kameelen, die man für die Brunnen gebrauchte, und die mit gehacktem Stroh und Dattelnabfällen gefüttert wurden, existirten zur Zeit in der Stadt nur drei halbverhungerte Kühe und ein Pferd, die dem Statthalter und seinen Leuten gehörten, und dann noch einige Ziegen, das Eigenthum besonders wohlhabender Einwohner.

An den beiden letzten Abenden ihres Aufenthaltes in Tschöf veranstaltete der Befehlshaber noch zu Ehren der

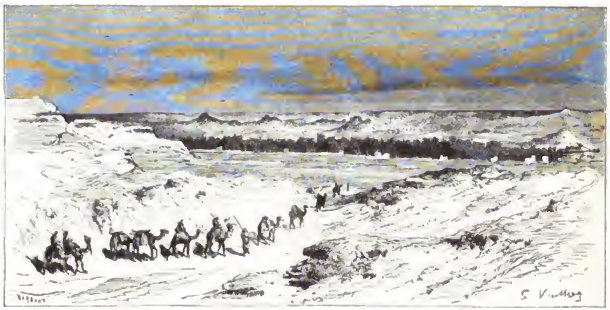
Digitized by Google

Schwerttanz in Asir.

Digitized by Google

Reisenden Festlichkeiten in der Kawah des Schlosses, bei denen er selbst mit seinen Leuten eine Art feierlichen Schwertertanzes aufführte. Ein nicht unmelodischer, getragener Gesang der Tanzenden und der Schall einer aus Palmenholz hergestellten und mit Pferdehaut bespannten Trommel begleiteten die Vorstellung, deren feierlicher Ernst nur gelegentlich einmal durch ein plötzliches wildes Schwingen der Schwerter und einen dabei ausgestoßenen lauten Schlachtruf unterbrochen wurde. Nach Beendigung des Schauspiels lagerte sich die ganze Gesellschaft um große am Boden aufgestellte Schalen, die ein Gemisch von Dattelsyrup und dem sauern Safte der sogenannten trengs, einer fast kopfgroßen Citronenart, enthielten. Von diesem allen Anforderungen der Mäßigkeitsvereine entsprechenden Getränke wurden bis tief in die Nacht hinein unglaublich große Quantitäten vertilgt. Was die Reisenden bei diesen Zusammenkünften über die Aussichten für ihre Weiterreise erfuhren, war ungemein günstig. Das strenge Regiment des jetzigen Emirs von Schammar, Mohammed Ibn Raschid, der durch eine Reihe der unerhörtesten Blutthaten zur Herrschaft gelangt war, jetzt aber allgemein beliebt zu sein schien, hatte eine vollkommene Sicherheit innerhalb der weiten Grenzen seines Landes hergestellt. An einer guten Aufnahme am Hofe dieses augenblicklich mächtigsten Herrschers von Arabien war nach den Aussagen der Leute, die sämmtlich selber aus Hail, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, stammten, nicht zu zweifeln. Die einzige Schwierigkeit, um die es sich jetzt noch handelte, bestand darin, die Erlaubniß zur Weiterreise von dem Statthalter des Dschôfdistriktes zu erlangen, der, ursprünglich ein Negersklave, aber als persönlicher Freund des Emir zu diesem hohen Posten befördert, hier die Rolle eines kleinen Despoten zu spielen schien.

In der That erschien denn auch schon am dritten Tage ihres Verweilens in Dschôf ein Bote des Statthalters, der den Reisenden den Befehl brachte, nach Meskakeh zu kommen. Am folgenden Morgen, dem 8. Januar, machte man sich demgemäß auf den Weg. Man verließ die Stadt



Meskakeh.

bei bewölktem, nebligem Wetter, das sich bald in einem heftigen Regenschauer auflöste. In nordöstlicher Richtung vorschreitend, passirte man zunächst das Becken von Dschôf, das in seinem mittlern, tiefsten Theile mehrere große, mit einer Salzkruste bedeckte Bodenstellen aufwies. Am Nordrande angelangt, führte der Weg zunächst einen steilen, etwa 100 Fuß hohen Sandhügel hinauf, dann über einige bedeutend höhere Felsrücken, um gleich darauf wieder in eine Subbcha, ein Salzthal, hinabzusteigen, in dem ein großes jetzt gerade in voller Blüthe stehendes Tamariskengebüsch das Auge erfreute. Auf lange, mit dunklem, grobkörnigem Eisensteinsand bedeckte Strecken folgten wieder andere, wo der rothe Sandstein zu Tage trat und mit dem darauf lagernden Eisenstein in seltsamen, pilzförmigen Blöcken erschien. In den kleinen Wadis zeigten sich als Folge des vor einem Monat hier gefallenen Regens verschiedene, glänzend grüne Zwiebelgewächse mit krokusähnlichen Blüthen, die der traurigen Gegend einen trügerischen Schein von Fruchtbarkeit gaben. Nach Norden hin erblickte man in nebliger Ferne mehrere großartige Gebirgsmassen, unter denen das Taubengebirge, Dschebel Hammamljeh, das bedeutendste sein soll. Im Nordosten und Osten bildete eine gleichmäßig hohe dunkle Linie den Horizont: es war der Rand des Plateaus El Hamâd.

Meskakeh, obgleich nicht Sitz des Statthalters, ist doch eine bedeutendere Stadt als Dschôf. Es besitzt 700 Häuser und bei weitem ausgedehntere Baumgärten als jenes, und wenn es auch die nämliche unregelmäßige Bauart aufweist, so macht doch die allenthalben herrschende Reinlichkeit und der gute Zustand der Gassenmauern und der Häuser einen unverkennbaren Eindruck von Wohlhabenheit, der in Dschôf fehlt. In Bezug auf ihre natürliche Lage haben die beiden Städte die größte Aehnlichkeit mit einander; denn auch Meskakeh liegt am Grunde eines von Sandsteinhügeln umgebenen Beckens. Freilich sind die Ränder desselben nicht so gleichmäßig fortlaufend wie die von Dschôf, sondern öfter durch tiefe, von Sandhügeln ausgefüllte Einschnitte, sowie durch weit vorspringende Felsentells unterbrochen. Eine alte, aus dem Mittelalter stammende und auf einem ansehnlichen Hügel belegene Citadelle beherrscht auch hier die Stadt und ihre ausgedehnten Gärten und Felder. Auf den letzteren, die anstatt der Lehmmauern mit niedrigen, aus Palmen-

Digitized by Google

zweigen geflochtenen Zäunen umgeben ſind, wird vorzugsweiſe Gerſte gebaut, die man als Grünfutter von den Ziegen abweiden läßt. Die Gärten enthalten hier neben den unentbehrlichen Dattelpalmen auch vielfach Feigen- und Aprikoſenbäume ſowie Weinſtöcke, den Stolz der Einwohner. Freilich ſollen die Datteln von Meskakeh keinen Vergleich aushalten können mit denen von Dſchöf, wo man ſich ſeit lange ſchon mit der Kultur ganz beſonders ſeiner Arten beſchäftigt. Von der großen Menge grundverſchiedener Spielarten, in denen die Datteln hier in ihrer Heimath vorkommen, hat man in Europa keinen Begriff. Man unterſcheidet nach Anſehen und Geſchmack mindeſtens ebenſo viele Barietäten wie bei den in unſeren Obſtgärten gezogenen Aepfeln. Die berühmten helwet el Dſchöf, die in ganz Arabien am meiſten geſchätzte Sorte, ſind von dunkelbrauner Farbe und ziemlich unregelmäßiger, eckiger Form; ſie haben in der That ein ungemein feines Aroma, ſind aber weich und klebrig und viel zu ſüß, um anders denn als gelegentliche Delikateſſe genoſſen zu werden. Es giebt noch eine ganze Anzahl ſolcher weichen, zuckerhaltigen Arten, die, wenn man ſie im Zuſtande vollſtändiger Reife in eine offene Schüſſel legt, ſich in kürzeſter Zeit in einen dickflüſſigen Syrup auflöſen, in dem der Zucker in großen Klumpen kryſtalliſirt. Die von den Einwohnern von Dſchöf am meiſten konſumirte Art, die in großen Maſſen für den Winter getrocknet wird, iſt von rundlicher Form, hellbraun und ziemlich mürbe und trocken; Lady Blunt giebt ihr den Vorzug vor allen ſeineren Sorten.

Drei Tage lang verweilten die Reiſenden in Meskakeh und zwar auch hier wiederum als Gäſte der Ibn Arûk's auf einem dicht vor der Stadt belegenen kleinen Landgute, das mehreren verwandten Familien gemeinſam gehörte. Die Einblicke, die Lady Blunt hier in das häusliche Leben der Araber thun konnte, gaben Gelegenheit zu mancher intereſſanten Bemerkung über die trotz des Ueberganges in die kleinlichen Verhältniſſe des feſten Stadtlebens noch bewahrten patriarchaliſchen Sitten der Beduinen. Das Oberhaupt der Familie, der mit ſeinen beiden Weibern, ſeinen Söhnen

Alte Citadelle von Meskakeh.

und deren verſchiedenen Frauen und Kindern ein kleines Haus bewohnte, war nicht nur anerkannte Obrigkeit für dieſes, ſondern auch für die angrenzenden Niederlaſſungen, in denen entfernetere Verwandte lebten. Auffallend gut war auch das Verhältniß der Weiber unter einander, das Lady Blunt bei den wichtigen Familienverhandlungen, die gleich am erſten Tage ihren Anfang nahmen, und bei denen ſie als Vermittlerin mit den Bewohnerinnen des Harem auftrat, gründlich beobachten konnte. Zu Mohammeds größter Befriedigung fand ſich hier in der That ein Ibn Arûk, der im Beſitze heirathsfähiger Töchter war. Nach manchem Hin und Her und mehr als einem ſtürmiſchen Familienrath, bei dem der Vater des Mädchens unter tauſend nichtigen Vorwänden den einmal feſtgeſetzten Betrag des von dem Bewerber zu zahlenden Heirathsgutes immer höher zu treiben verſuchte, wurde endlich abgemacht, daß Mohammed nach Jahresfriſt die jüngſte, jetzt noch nicht fünfzehnjährige Tochter erhalten ſollte. Mit aller Feierlichkeit wurde ein Kontrakt darüber aufgeſetzt, deſſen Unterzeichnung freilich auch nicht ohne eine kleine Epiſode abging; noch im letzten Augenblicke verſuchte der Schwiegervater wie weiland Laban eine der älteren Töchter an Stelle der gewünſchten Braut einzuſchieben. Ohne Mr. Blunt's energiſches Dazwiſchentreten wäre dies Manöver ſicherlich gelungen und Mohammed um den Beſitz der jugendlichen Schönen gekommen, von der er bis jetzt nur noch Lady Blunt's Schilderungen wußte, daß ſie „die Perle der Sammlung" war. Mit dem Schlachten eines Ziegenlammes und einer bis in die Nacht hinein währenden Schmauſerei wurde der endliche Abſchluß gefeiert; alle unangenehmen Zwiſchenfälle waren vergeſſen und unermüdlich wurden nun in Geſängen und Erzählungen die ritterlichen Tugenden, die Großmuth und der Edelſinn der Beduinen im Allgemeinen, und der alten Ibn Arûk im Beſonders verherrlicht.

Neben dieſen zeitraubenden und ermüdenden Verhandlungen verabſäumten die Reiſenden ihre Bemühungen um die Gunſt des Statthalters keineswegs. Das Bild, das ſie ſich im Voraus von dem ſchwarzen Machthaber gemacht hatten, entſprach der Wirklichkeit vollkommen. In lächerlichſter Weiſe mit grellbunten ſeidenen und goldgeſtickten Dſchibbehs, mit einer rothen Keffieh und einer ſchwarz und goldenen Abba ausſtaffirt, ein Schwert mit goldenem Griffe

Digitized by Google

in der Hand, ſo trat er von einem Zuge glänzend gekleideter und bewaffneter Diener begleitet in die Kawah des Schloſſes, wo die Fremden ſchon lange auf ſein Erſcheinen gewartet hatten. Die hochmüthig nachläſſige Art, der ſpöttiſche Ton, in dem er zu ihnen ſprach, verhieß nicht viel Gutes, überraſchte aber die Reiſenden ebenſowenig, wie das kriechende Weſen der arabiſchen Begleiter, die, der Mehrzahl nach den vornehmſten Familien von Mekkakch angehörig, die unbegrenzteſte Demuth zur Schau trugen. Erſtaunlicher war die gründliche Kenntniß der verwickelten beduiniſchen Verhältniſſe, die der Schwarze augenſcheinlich beſaß. Er wußte genau Beſcheid über die geringfügigſten Fehden und Vorkommniſſe unter den Beduinenſtämmen Syriens und des Euphratlandes, und der trotz aller räumlichen Hinderniſſe dennoch beſtehende und hierdurch bekundete Zuſammenhang zwiſchen den verſtreuten Stämmen des kriegeriſchen Volkes gab den Reiſenden manches zu denken und ließ ihnen die beduiniſche Macht für den Fall eines Orientkrieges als einen

Dſchohar, Statthalter des Dſchôfdiſtriktes.

nicht zu unterſchätzenden Faktor erſcheinen. Ueber die Politik des Sultans und namentlich über den damals eben zum Abſchluß gelangten ruſſiſch türkiſchen Krieg äußerte ſich der Statthalter in mitleidig verächtlicher Weiſe. Gegen die Abſichten der Reiſenden verhielt er ſich zuerſt durchaus ablehnend; verſchiedene Geſchenke ſtimmten ihn jedoch allmälig günſtiger, und als Mohammed bei der letzten Audienz neben mancherlei geſchickt angebrachten Schmeicheleien auch etwas von einer Summe Geldes einfließen ließ, die Mr. Blunt gern für die Geſtattung der Weiterreiſe zahlen würde, da verſchwanden plötzlich alle Bedenken, und es wurde nicht nur die Erlaubniß ertheilt, ſondern den Reiſenden auch noch ein Führer zugewieſen, der ſie bis nach Hail bringen ſollte. So rüſtete man ſich denn zum Marſche durch die große Nefûd, die von allen früheren Reiſenden als das non plus ultra von Wüſtenſchrecken geſchildert worden war. Von den beiden nach Hail führenden Wegen wählten die Reiſenden den kürzern, aber beſchwerlichern,

Digitized by Google

Ein Judäisch.

Digitized by Google

auf dem man in zehn Tagen etwa 200 engl. Meilen zurücklegt und in der ganzen Zeit nur zwei Brunnen passirt. Der letzte Tag des Aufenthaltes in Meskaleh, an dem der Morgen ausnahmsweise nicht neblig gewesen war, brachte einen heftigen langanhaltenden Gewitterregen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Lady Blunt von mehreren Einwohnern — und Mohammed bestätigte die Angabe derselben —, daß die Gefahr des Wüstschlages hier vollkommen unbekannt sei. Keiner wollte von dieser Gefahr auch nur sprechen gehört haben.

Am Morgen des 12. Januar verließ man die Stadt, um in fast genau südlicher Richtung den Weg nach der großen Wüste einzuschlagen. Nachdem man mehrere Meilen über einförmige, tode Sandhügel zurückgelegt hatte, kam man an ein Dorf, das letzte, das man für viele Tage sehen sollte. Es waren etwa 70 bis 80 Häuser, ein festiger Hügel mit einer Festungsruine auf der einen, ein Hain von Palmen und Ithelbäumen auf der andern Seite, wo sich der Brunnen befand. Von dem Südrande des weiten Beckens von Meskaleh, den man bald darauf erklomm, gelangte man auf eine ausgedehnte Hochebene (2220 Fuß über dem Meere), deren grobkörniger dunkelgefärbter Sand mit kleinen runden Kieseln dicht überstreut war. Nach einigen Stunden des Marsches über dieselbe zeigte sich am südlichen Horizont, und weit nach Osten und Westen herumgehend, ein dunkelrother Streifen: es war die Nefûd. Nähre kommend gewahrte man bald, daß der seltsam braunroth gefärbte Sand der großen Fläche in hohen Wellen wie ein vom Sturme wild aufgeregtes Meer dalag. Um mit frischen Kräften die Erforschung des interessanten Gebietes zu beginnen, schlug man das Lager für die Nacht hier am Rande desselben auf. Was man bei der Wanderung des folgenden Tages schon von der Nefûd kennen lernte, war denn in der That auch im höchsten Maße überraschend und allen Berichten früherer Reisenden durchaus widersprechend. Palgrave, der unter denselben immer für den zuverlässigsten gilt und der gerade die Nefûd als eine Art Hölle schildert, hat sie freilich im Sommer durchreist; rechnet man aber auch von seiner Beschreibung alle die großen Veränderungen ab, die hier durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingt sind, so erscheint es doch unbegreiflich, wie die in die Augen springenden, unverändeslichen charakteristischen Eigenschaften der großen Wüste seinem Blicke entgehen konnten. Da ist zunächst die merkwürdige Farbe, ein glänzendes Roth, das Morgens, wenn es vom Thau feucht ist, oft richtig purpurroth erscheint. Der Sand ist grobkörnig, doch vollkommen rein von jeder fremden Beimischung; überall sowohl in Bezug auf Farbe als Textur durchaus gleichmäßig. Daß er vollkommen unfruchtbar sein soll, beruht auf einer irrigen Annahme; die Nefûd zeigte sich jetzt als ein so reiches Weideland, wie es die Reisenden auf dem ganzen Wüstenwege von Damaskus bis hierher nicht gesehen hatten. Allenthalben standen dichte Ghadabüsche, sowie ein jetzt blätterloser Strauch, das sogenannte „ḍarta“, das mit seinen verschlungenen, faserigen Aesten an den Weinstock erinnert und auch, nach einer beduinischen Sage, ein von dem Propheten verwandelter Weinstock sein soll. Unter verschiedenen Weidesträuchern für die Kameele fanden die Reisenden hier auch zum ersten Male das sogenannte ʿadr reich vertreten, das ausschäbbare Wüstenfutter, das jedes damit ernährte Thier, und die Schafe namentlich, wochenlang ohne Wasser auskommen lassen soll. Leider giebt Lady Blunt auch von diesem „Wunderkraute“ der arabischen Phantasie keinerlei Beschreibung. Der jetzt noch vorhandene reichliche Grauwuchs und der Ueberfluß an Brennholz, den die Ghada- und Ḍertabüsche lieferten, ließen die Angaben des landeskundigen Führers glaublich erscheinen, nach denen das Innere der großen Wüste trotz seines gänzlichen Mangels an Brunnen während der Frühjahrsmonate reich bevölkert ist. Die Beduinen, die dann sämmtlich frischmilchende Kameelstuten haben, können das Wasser entbehren und lassen ihre Herden wochenlang auf den reichen durch den Winterregen hervorgerufenen Grasflächen weiden. Die Ränder der Nefûd sind das ganze Jahr hindurch von einer dichten Nomadenbevölkerung bewohnt, und vielleicht geht Mr. Blunt nicht fehl, wenn er in dem bisher ungenutzten Vorhandensein dieses reichen Weidelandes die Lösung für das Objectmiß der großartigen Pferdezucht in Centralarabien erblickt.

Die seltsamste Erscheinung in der Nefûd sind aber die sogenannten Fuldschs, die eigenthümlichen Sandhügel und Thäler, die den Reisenden zuerst den Eindruck gänzlicher Regellosigkeit und chaotischen Gewirres machten. Nach einigen Stunden des Marsches jedoch, wo man sich ringsum immer wieder von denselben, wenn auch in verschiedenem Maßstabe aufstretenden Formationen umgeben sah, wurde man sich klar darüber, daß man es hier keineswegs mit einer zufälligen, wenn auch bis jetzt unerklärlichen Erscheinung zu thun hatte. Der ganze Boden der Nefûd zeigt nämlich eigenthümliche Vertiefungen, die bald größer, bald kleiner, bald tiefer, bald flacher, aber immer in der nämlichen Form, wie Eindrücke eines kolossalen Pferdehufes, in langen Reihen von Osten nach Westen darüber hingehen. Die tiefste, die Mr. Blunt gemessen hat, zeigte vom obern Rande bis zum Grunde einen Abstand von 70 Metern, doch giebt es auch solche von nur wenigen Fuß Tiefe. Uebereinstimmend ist eben bei ihnen allen nur die Form, die Richtung und der Umstand, daß am westlichen obern Rande einer jeden ein höherer oder niedrigerer Sandhügel sich erhebt, der in seiner endlosen Wiederholung die Nefûd wie ein mit überstürzenden Wellen bedecktes Meer erscheinen läßt. Die Annahme, daß die Fuldschs, wie etwa andere Sandbülnen, ihre Entstehung einem vorherrschenden Winde verdanken, wird durch die dichte Vegetation widerlegt, welche die Hügel ebenso wie die Vertiefungen bedeckt, sowie durch die Aussagen der Beduinen, nach denen seit Menschengedenken sich an der Oberfläche der Nefûd nichts geändert hat.

Das Brot im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

III.

Entsprechend der hohen Bedeutung des Brotes knüpft sich an dasselbe auch manche Vorschrift hinsichtlich seiner Behandlung.

Die erste und zwar durch ganz Deutschland gehende ist die, das Brot nicht mit der Oberrinde auf den Tisch zu legen, sondern so wie es im Ofen gelegen hat, oder, wie es

Digitized by Google

der Rheinpfälzer ausdrückt, mit der „Madelekruste“ nach unten, der „Bubenkruste“ nach oben. Andernfalls wird man nicht satt (Mecklenburg), ist kein Segen dabei (Böhmen, Tirol), es tritt wohl selbst als Folge ein Unglück ein (Rheingegend), das Unglück tritt ins Haus (Oesterreichisch-Schlesien und Mecklenburg), der Segen geht hinaus (Mecklenburg), oder hat selbst der Teufel, für den auch die bösen Leute eintreten, Gewalt über die Betreffenden (Voigtland, Wetterau); es leiden die armen Seelen (Böhmen), oder derjenige, der es versehen, muß späterhin in der Hölle so lange auf dem Bauche liegen (Rheinpfalz). Noch ein anderer Mecklenburger Grund für die Vorschrift ist der Satz, daß keiner auf dem Rücken liegend sein Brot verdienen könne[185]).

Ist das Brot angeschnitten, dann darf es nicht mit der angeschnittenen Seite nach außen liegen oder nach der Thür weisen, denn dann geht das Glück aus dem Hause und die Noth kommt herein[186]). Unangeschnitten soll man es nicht in die Tischlade legen, denn das deutet auf Geiz und nimmt dem Brote den Segen[187]), wie auch der geizig wird, welcher den Anschnitt des Brotes allein ißt[188]); nach schwäbischer Ansicht läuft ihm im letztern Falle das Vieh nicht, so daß er es beständig treiben muß[189]). Unangeschnitten Brot soll man in Schwaben überhaupt nicht auf den Tisch legen[190]), wobei vielleicht der Schutz, den ihm der Schnitt mit dem Messer verleiht, in Betracht kommt. Auch ist die Gier beim Brotessen verpönt; nimmt man das Vorbrot, ehe es recht gar ist, aus dem Ofen, so blutet es, wie man in Bayern sagt, beim Anschnitt[191]). Nach oberdeutschem Aberglauben ist es verboten, Brot mit einem Messer in die Milch oder Milchsuppe zu schneiden, man muß es einbrocken, wenn man nicht den Kühen die Milchergiebigkeit nehmen will[192]).

Verleiht man Brot, so muß man in der Mark wie gleichfalls in Masuren vorher ein Stückchen abschneiden, in Schlesien das Brot selbst einwickeln, damit man den Segen nicht mit fortgiebt[193]). Dieses Fortgeben des Segens geschieht nach Voigtländer und Mecklenburger Glauben auch, wenn man den ersten Abschnitt, den Knust von einem Brote, aus dem Hause giebt[194]) (gut ist es hingegen, dem Hunde etwas von der ersten Scheibe zu geben[195]), schneidet man aber ein klein Stückchen kreuzweis aus ihm heraus und hat dieses im Mund, wenn man ihn weggiebt, dann werden dadurch wenigstens in Mecklenburg die bösen Folgen aufgehoben[196]). Frischgebackenes Brot giebt man hier gleichfalls nicht gern aus dem Hause, weil mit ihm der Segen aus diesem fortgeht[197]). In Siebenbürgen darf man den Anschnitt nicht zum Fenster hinauswerfen, weil sonst der Empfänger ein trauriges Ende nehmen würde[198]). Im Gegensatze zu diesem Nichtfortgeben des Anschnittes werfen gerade die Esthen vom angeschnittenen Brote das erste Stückchen gern weg[199]), das alte heidnische Mahlzeitsopfer in zäher Erhaltung. Auch das letzte Stück Brot darf im Voigtlande nie aus dem Hause ins Freie getragen werden, sonst wird das Glück mit fortgetragen[200]); das Haus darf eben nie ohne den Schutz des Brotes sein. Vom vorgesetzten Brote soll man als Gast nach bayerischer Vorschrift nichts übrig lassen, da man sonst Zahnweh bekommt[201]); in Erlangen muß man, um dieses zu vermeiden, wenigstens den Rest mitnehmen[202]).

Beim Anschneiden selbst macht man mit dem Messer auf der untern oder anderwärts auf der obern Seite des Brotes ein Kreuz, vielfach auch wohl drei solche, damit es nicht beherzt werde, besser gedeihe, mehr sättige und länger reiche[203]). In Niederösterreich sagt man, daß andernfalls das erste Stück dem Teufel gehöre, in Mecklenburg, daß man alsdann Mitessen, d. h. Diebe, bekommen würde, oder auch, daß die Frau das Regiment im Hause erhielte[204]); nach siebenbürgischem Glauben ist Unfruchtbarkeit die Folge der Verletzung dieser Vorschrift[205]). In einzelnen Gegenden der Oberpfalz legt man auch den Anschnitt quer über den Laib, um so ein Kreuz zu bilden[206]). Zuweit nach hinten darf man den Brotlaib nicht abschneiden, wenn man nicht unserm Herrgott die Fersen abschneiden will[207]).

Fährt das Messer beim Schneiden aus dem Brote, dann hat man keinen Hunger[208]), schneidet man ein Stück zuviel ab, so hat man einen hungrigen Freund in der Ferne[209]), was auch der Fall ist, wenn man einen Teller zuviel auffegt[210]). Wem beim Brotschneiden eine Kerbe entsteht, der hat vorher eine Lüge gesagt[211]); zerbricht beim Anschneiden ein Stück, so hat der Empfänger nicht gebetet, wie gleichfalls auch, wenn das Stück schief gerätt[212]). Bricht jemand unversehens ein rundes Loch durch ein Flachbrot, dann wird nach norwegischem Glauben bald einer im Hause sterben[213]). Wer das Brot nicht gleich schneidet, wird nie reich werden: „Schneide das Brot gleich, dann wirst Du reich,“ sagt man in Reichenbach mit Bezug hierauf[214]). Hängenbleiben von Brot am Messer sagt eine Theuerung voraus[215]). Brantleute schneiden nicht gern Brot und Butter an, wenn sie beisammen sind, weil sie dann Zank fürchten[216]).

Auch Rückschlüsse auf den Charakter giebt in Böhmen das Brot. Wer gern Brot ordnet, auf dessen rechtschaffenen und friedenstiftenden Sinn kann man bauen; wer gern Brotrinde ißt, den wird das Glück nie verlassen. Bei der Hochzeit muß die Braut mit stumpfem Messer ein Stück Brot schneiden und dieses dann hinter sich werfen; geräth das Stück groß, wird sie freigebig werden, wenn aber klein, geizig; ist die braune Rinde an ihm größer, dann ist ihr erstes Kind ein Knabe, wenn aber die weiße, ein Mädchen[217]). Hierzu ist der bereits angeführte Rheinpfälzer Ausdruck „Buben- und Madelekruste“ zu halten.

Auch anderwärts wendet man sich mit Schicksalsfragen an das Brot. In Dünemark geht man beim ersten Neumond des Jahres mit einem Brot, einem Messer und einem Schilling ins Freie und schlägt im Mondlicht ein Psalmenbuch auf, um aus dem Inhalt des aufgeschlagenen Psalms das eigene Schicksal für das begonnene Jahr zu entnehmen[218]). Der Inselestse schneidet bei Antritt einer Reise ein Brot in der Mitte soweit durch, daß der innere Theil nicht vom Messer berührt wird, und bricht es dann von einander ab, um, wenn sich die Erhöhung auf der obern Seite befindet, auf eine günstige Reise, im andern Falle aber auf Ungunst während derselben zu schließen[219]).

In Aegypten legt man in der freudigen Nacht vor dem Dammdurchstich rohen Brotteig auf das Dach und nimmt, wenn derselbe schön aufgeht, daraus eine sichere Vorbedeutung ab für den günstigen Lauf der Ueberschwemmung und das Glück der Familie[220]); auch die Petrefaunamung des Burchard von Worms aus dem elften Jahrhundert hat unter den Bußfragen an die Beichtkinder bereits die, ob dieselben in der Neujahrsnacht Brot hätten backen lassen, um aus dem Aufgehen des Teiges ihr Glück zu erkennen[221]).

Wer viel schimmliges Brot ißt, kann nach einem vielfach in Deutschland vorkommenden Glauben auf ein hohes Alter rechnen[222]); im Unterinnthal verspricht man ihm eine schöne Singstimme, in Schwaben schöne weiße Zähne[223]). Im Voigtlande bekommen Kinder davon helle Augen, in Mecklenburg bedeutet Schimmel am Brot überhaupt Segen für das Haus[224]). Die rumänischen Siebenbürgen glauben, daß derjenige, welcher viel beschimmeltes Brot ißt, die Gabe erlangt, vergrabenes Geld brennen zu sehen und es zu finden[225]).

Digitized by Google

Beim Brotbacken ist natürlich auch vielerlei zu beobachten und ängstlich ist man fast überall für die strenge Befolgung der betreffenden Vorschriften besorgt, denn nicht allein durch mangelhaften Ausfall rächen sich Verletzungen derselben, sondern selbst auf das sonstige Gedeihen der Wirthschaft und das Schicksal der Hausgenossen erstrecken sie ihre bösen Folgen.

Der böhmische Brauch fordert, daß man beim Backen von neuem Korne etwas altes Brot ins Feuer werfe, überhaupt aber bei jedem Backen entweder drei Erbsen oder ein Strumpfband, damit das Brot nicht verbrenne und verderbe; natürlich muß der Teig auch noch betreut und Segen auf ihn herab gefleht werden. Von dem Teig darf man nichts über Feld tragen, denn das Brot gedeiht alsdann in demselben Brotlaibe nicht mehr, ferner darf man die ungebackenen Brote nicht zählen, weil sonst der Teig schlecht gährt; auch in der Oberpfalz darf man das Brot im Ofen nicht zählen, wenn es gedeihen soll, nach erzgebirgischem Glauben ist das Zählen aber gerade sehr praktisch, denn seitdem dies sich eingebürgert hat, können die Holzweiblein kein Brot mehr davon wegnehmen [226]).

Ohne Fürtuch darf in der Oberpfalz die Bäuerin nicht kneten, sonst wird das Brot offen; ferner soll sie sich nicht auf den Backtrog setzen, da das Brot dadurch spindig wird, was auch eintritt, wenn man, während das Brot im Ofen ist, Kuchen aufschneidet [227]). Ueber den Einschieber darf nicht getreten werden, weil sonst das Brot nicht aufgeht; hebt man ihn dagegen recht hoch, so geht das Brot tüchtig auf [228]). Schöner glattgemachter Teig verschafft in Mecklenburg dem Mädchen einen schmucken Mann [229]). Beim Backen selbst darf man den Teig nicht loben, weil sonst das Gebäck nicht geräth; auch darf der gekaufte Hefen nicht auf den Tisch gelegt werden, der Teig geht sonst nicht auf [230]). Der Tiroler giebt gern etwas geweihtes Salz zum Teig, damit das Brot besser ergehe [231]). Das Probebrot darf man in Mecklenburg nur so anschneiden, daß das Messer nicht ganz hindurch geht, sondern die Schcibe zuletzt abgebrochen werden kann; wird sie ganz abgeschnitten, dann backt das noch im Ofen befindliche Brot ab. Letzteres geschieht auch, wenn man, während Brot darin liegt, in den Backofen bläst [232]).

In der Rheinpfalz wirft die Hausfrau, unbewußt allen Opferideen huldigend, beim Backen eine Handvoll Mehl oder etwas Teig in den Ofen, damit kein böser Geist ins Haus dringe, drückt beim Einmachen mit der rechten Hand drei Kreuze ein, was auch in Oesterreichisch-Schlesien Sitte ist, und backt stets von dem Teig einen kleinen Laib für Hausarme mit, denn würde sie dieses unterlassen, so schwände aller Segen aus dem Hause [233]). Im Schwaben muß stellenweise, so oft gebacken wird, den ersten Bettler ein ganzer Laib gegeben werden, wenn nicht das übrige Brot verschwinden soll [234]).

Auch nach jüdischem Brauche wirft die Hausfrau beim Backen zum Osterfeste einen Kuchen ins Feuer [235]), ebenso in Böhmen beim Backen von Brot aus neuem Korne ein Stück davon und zwar hier damit im Hause kein Brand entstehe [236]). In der Oberpfalz muß man bei jeder Backschüssel drei Händlein voll Erde auf die Kohlen werfen, damit das Brot im Ofen wächst, auch dem Ofen das Backen selbst anzeigen, indem man dreimal auf den Sauerteig mit der flachen Hand klopft und dabei spricht: „Backofen, richte dich!“ [237]). Vom Opfern eines Kuchens beim Backen an den Hauskobold ist in der Schweizer, eines Brotes an den Puke, den zutragenden Drachen, in der lettischen Sage die Rede [238]). Auf die Opferidee weist auch der Brauch der siebenbürgischen Rumänen hin, frisch gebackenes Brot sorgsam zu bedecken, damit der Dunst für Gott aufgefangen werde [239]).

Die oben erwähnten drei Kreuze oder auch nur eines werden in der Altmark und in Mecklenburg mit der Schüssel oder dem Einschieber von der Magd vor dem Ofen unter folgenden Sprüchen gemacht [240]):

Dat Brot is in'n Aben,
Unser Herrgott is böben,
Wenn't feen Brot will warden,
Lät'i luter Stuten warden. (Altmark.)

Dat Brot is in'n Aben,
De leiw Gott is unnen und baben,
Alt bei bornen gren,
Ward de leiw Gott nich vergeten. (Mecklenburg.)

Springt ein Brot im Backofen mitten entzwei, so betrachtet es der Schlesier als eine Todesvorbedeutung — in Norddeutschland findet sich der gleiche Glaube —, der Oberpfälzer aber unterscheidet zwischen den Rissen auf der obern und untern Fläche und deutet nur erstere auf Tod in Familie oder Freundschaft, letztere aber auf eine Hochzeit. Ist aus dem Brote etwas Krauses herausgetrieben, dann entsteht nach märtischer Anschauung Zwiespalt zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau, wenn man nicht scheuung drei Stückchen davon eilendings in den Backofen wirft [241]). Findet sich im Brote ein hohler Raum, so sagt man in der Provinz Sachsen: „da hat der Bäcker seine Frau hindurch gejagt“ [242]), in Tirol: „da ist die Bäckersele drinnen“ [243]). Kommen beim Herausholen der Glut noch nicht ganz verkohlte Brände mit heraus, so deutet dies in Mecklenburg auf Gäste, welche das Brot mit verzehren helfen werden [244]).

Das sogenannte Strich- oder Löschwasser, mit welchem das Brot vor dem Backen bestrichen wird, benutzt man, da auf dasselbe die Kraft des Brotes übergegangen ist, mehrfach. Im Frankenwalde bestreicht man damit die Warzen, um sie zu vertreiben, zu welchem Zwecke es aber gestohlen sein muß, in Süddeutschland giebt man es dem Vieh zum Trinken oder wäscht es damit, namentlich wenn ein Viehsterben herrscht, damit ihm nichts zustößt [245]); indeß kann man damit auch bösen Zauber üben und das Vieh verdorren und sterben lassen, wenn man es in des Teufels Namen vor die Stallthür gießt [246]). In Masuren bekommen die Schweine das Wasser, womit man beim Backen das Brot geglättet hat, damit sie ebenfalls glatt werden [247]).

Am Gründonnerstag darf in der Mark und in Mecklenburg kein Brot gebacken werden, da es sonst im ganzen Jahr keinen Regen geben würde, die Wolken ziehen dem betreffenden Torfe vorbei; auch hat man alsdann im Sommer viel mit Schimmel am Brote zu thun. Fastnacht dagegen muß im Mecklenburgischen nudelnigt auf dem Herde Kuchen gebacken werden, wenn nicht die Hexen darauf nisten sollen. In Frankreich war es vom Aberglauben untersagt, in der Zeit zwischen den zwei Weihnachten, d. h. bis zur Beschneidung, zu backen, sonst traf Unglück das Haus — nach norddeutschem Glauben wird das Brot dann schimmlig —, ebenso während der Rogationen oder der Segenerflehungen für die Feldfrüchte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß einer der Bewohner des Hauses stürbe [248]).

Wird Karfreitag in einem Backtroge Teig angemacht, so verliert der Backtrog die Kraft des Wind- und Feuerwendens, welche ihm der Böhme sonst zuschreibt [249]). Ein Spruch zweier Waldfräulein, welcher in der Oberpfalz ebenso wie in Oberfranken bekannt ist, warnt überhaupt vor dem Brotbacken am Freitag, wenn man Glück haben will [250]); in Schwaben erhält man beim Freitagsbacken stets einen Laib zu wenig [251]). Dagegen backt man in Dorfestshire gerade am Karfreitage, um einen Laib in den Kamin hängen

Digitized by Google

zu können, wodurch das im Hause während des Jahres gebackene Brot verhindert wird, beim Backen klebrig zu werden; auch gelten in manchen anderen Gegenden Englands noch die Karfreitagsbrote als sicherstes Mittel gegen Diarrhoe, in Flandern drei an diesem Tage gebackene Brote in das Korn gesteckt als ein solches gegen den Wurmfraß [252]. Das in der Osternacht gesäuerte und gebackene Brot galt früher als ein Mittel, dem Schwerste eine Kraft auch gegen hiebfeste Gegner zu verleihen [253].

Eine große Wichtigkeit legt man in den meisten Gegenden Deutschlands und auch in anderen Ländern dem zum Weihnachtsfeste gebackenen Brote bei. Das am Christabend gebackene Brot ist der höchsten Tugenden voll. Es verdirbt nach französischem Glauben nicht und wenn man es auch zehn Jahre aufbewahren wollte, es ist ein beliebtes Mittel für die Kühe, namentlich zur Abtreibung der Nachgeburt, und bewahrt überhaupt alles Vieh ebenso wie auch den Menschen vor mancherlei Krankheiten. Auch bewahrte man von diesem Brote, „pain de Calende“ [254] genannt, ein Stückchen, worauf man drei oder vier Kreuze mit einem Messer gemacht hatte, als Heilmittel gegen verschiedene Leiden auf, während man den Rest am Dreikönigstage in der Familie austheilte. Der Erbe in Syrmien legt ein Viertel des Weihnachtskuchens auf den Sturzbalken des Hauses [255], und im Banat hebt er auch für die Abwesenden ein Stückchen vom Weihnachtsbrot als ihren Antheil auf, damit sie nicht um dieses heilige Gebäck kommen; ein jeder Anwesende aber nimmt ein Stückchen davon, nachdem es auf einem Teller mit Wein begossen worden, in den Mund, schlürft den Wein ein und legt das Stück Brot selbst wieder auf den Teller, damit es später die Hausthiere, deren Zeichnungen sich auch auf diesen Kuchen befinden, fressen sollen [256]. Der Erbe läßt davon — in einigen Gegenden wird ein besonders Festbrötchen Kolli-kal oder Jólu-kak zu diesem Zwecke gebacken — bis Fastnacht oder bis zum ersten Weideaustrieb stehen und vertheilt es dann an Mensch und Vieh des Hausbaltes als Schutz gegen Krankheit und böses Zauber [257]. Der Deutsche betrachtet stellenweise gleichfalls die an den drei Christabenden abgefallenen Brosamen als heilkräftig, namentlich für diejenigen, denen es „gerieselt“ hat [258]. In Siebenbürgen ist es eine rumänische Sitte, daß junge Mädchen in der Sylvesternacht mit einem Bissen vom Weihnachtskuchen im Munde den Mist besteigen und aus dem dort gehörten Hundebellen die Gegend abnehmen, aus welcher der Freier im künftigen Jahre erscheinen wird [259]. Im Württembergischen kann man am Christtage in der Kirche die Herzen erkennen, wenn man durch das Loch eines Kösselś sieht, den man angefeuchtet an den drei Knöpfli-Tagen, den drei Donnerstagen vor Weihnacht, in den Knöpflisteig gesteckt und wieder herausgezogen hat, so daß an ihm Teig von allen drei Tagen hängt [260].

Im Mecklenburgischen spielt das Neujahrsbrot eine große Rolle in der Viehzucht; von den Teigresten des Neujahrsgebäckes wird ein besonderes Brot — in der Gegend von Ludwigslust drei, ein kleines ovales, ein dreieckiges und ein Rest mit kleinen Kugeln (Eiern) — gebacken und davon sämmtlichem Vieh ein Stückchen gefüttert zu seinem Gedeihen im neuen Jahre; auch steckt man wohl beim Kirchgange an diesem Tage ein Stück Brot zu gleichem Zwecke in die Tasche [261]. Der Masure backt gleichfalls Sylvester kleine Brötchen und giebt sie in der Neujahrsnacht dem Vieh zu seinem Gedeihen zu fressen, oder er backt sogenannte Neujahrspuppen, um sie zu künftigem Gebrauch bei Viehkrankheiten, beim Kalben, Lammen und dergleichen aufzubewahren [262].

Im Norden backte man in alten Zeiten den Weihnachtskuchen bei Nacht auf freiem Felde [263], jedenfalls in der Absicht, daß ihn der Thau dieser Nacht treffen solle. Diesem Thau schreibt auch unser jetziger Volksglaube noch besondere Kraft zu, denn ein Stück Brot, welches man in dieser Nacht auf die Fensterbank legt, so daß es von ihm genäßt wird, schimmelt das ganze Jahr nicht [264]; in Böhmen behauptet man das Nichtschimmeln für die vom Ehepaar von der Hochzeit aufgehobenen ersten Brotschnitte, im Westfälischen für das am Antoniustage (17. Januar) gesegnete Brot, in Bernburg für die am heiligen Weihnachtsabend auf dem Tisch übrig gebliebenen Brotstückchen, welche man in eine Schachtel verpackt aufhebt [265]. Gefährlich dagegen ist, wie man im Lechrain glaubt, die Zeit um Johanni, denn da schimmelt

---

[185] Panzer 2, 295. Wolf-Mannhardt 1, 243. 4, 413. Grohmann Nr. 731. 1387. Wuttke §. 396. Bavaria 4 b, 414. Wolf Nr. 193. 194. Peter 248. Köhler 425. Bartsch 135. Zingerle Nr. 287, 288. [186] Wuttke §. 396. Bartsch 2, 136. Strackerjan 1, 48. Köhler 425. Mündliche Mittheilung aus Stendal. [187] Rochholz, Glaube. 2, 148. [188] Panzer 1, 267. Bavaria 2, 305. [189] Meier 404. [190] Meier 408. [191] Rochholz. Glaube. 1, 50. [192] Meier 498. „Globus“ 32, 93. [193] Wuttke §. 242. Toeppen 86. [194] Koehler 426. Bartsch 2, 135. [195] Bartsch 2, 135. [196] Bartsch 2, 135. [197] Bartsch 2, 135. [198] Schmidt 19. [199] Meier 129. [200] Köhler 425. [201] Panzer 1, 258. [202] Daller 310. [203] Alpenburg in Deutschland. [204] Wolf-Mannhardt 4, 148. Barth 1353. [205] Schmidt 19. [206] Bavaria 2, 305. [207] Bavaria 2, 305. [208] Köhler 395 (Reichenbach). [209] Wolf Nr. 196 (Wetterau). [210] Wuttke §. 48. [211] Köhler 395 (Reichenbach). [212] Panzer 1, 266. Grohmann Nr. 1601. [213] Liebrecht 314. [214] Wolf Nr. 195 (Wetterau). Köhler 434. [215] Panzer 1, 266. [216] Köhler 438 (Iwickau). [217] Grohmann Nr. 728, 732, 923/4. [218] Türingsblb 1, 105. [219] J. B. Holzmayer. Oshkana. Dorpat 1872. S. 76. [220] Georg Ebers. Durch Goßen zum Sinai. Leipzig 1872. S. 476. [221] J. Firh. Der Abergtaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Stuttgart 1857. S. 124. [222] Bavaria 2, 320. Grimm Nr. 272. Wolf Nr. 198. Bartsch 2, 136. [223] Zingerle Nr. 286. Meier 508. [224] Koehler 433. Bartsch 135. [225] Schmidt 10. [226] Grohmann Nr. 721. 722, 725, 726, 765. Bavaria 2, 304. Jahrt man beim Kochen oder Essen die Kartoffeln, dann schlagen sie nicht an (Lommert 42), zählt man der Dampfwolken beim Einlegen in die Pfanne, dann werden es lauter Wetzreine (Virlinger 1, 412). Auch beim Essen soll man nichts zählen, weil alsdann kein Segen Gottes dabei ist (Zingerle 285). [227] Bavaria 2, 304. [228] Bartsch 2, 134. [229] Eberhardstein. [230] Meier 248. [231] Zingerle Nr. 292. [232] Bartsch 2, 135/6. [233] Bavaria 4 b, 414. Peter 248. [234] Meier 77. [235] Buxtorf 449. 598. Grohmann Nr. 256. [236] Bavaria 2, 304. [237] Herling 250. Toeppen 15. [238] Schmidt 19. [239] Kuhn. Mark 382. Bartsch 2, 134. [241] Wuttke §. 50. Kuhn-Schwartz 436. Bartsch 2, 124. Bavaria 2, 305. Kuhn. Mark 381. [242] Mündliche Mittheilung. [243] Zingerle Nr. 494. [244] Bartsch 2, 134. [245] Lommert 187. Alberus Magnus 1, 1, 3, 90. [246] Wolf-Mannhardt 3, 320 (17. Jahrhundert). [247] Toeppen 99. [248] Kuhn. Mark 387. Bartsch 2, 256, 255. Thiers Nr. 127, 163. Kuhn-Schwartz 412. [249] Grohmann Nr. 14. [250] Bavaria 2, 238, 3, 30. [251] Meier 304. [252] Brand 1, 87, 88, 85. [253] Freytag 2, 73. [254] Thiers Nr. 163, 153, 160. [255] Majaschik 127. [256] Majaschik 121, 119. [257] Holzmeyer 55. Boecler 57. [258] Grimm Nr. 446. [259] Schmidt 4. In Maturen steigt man mit der Mulde, worin der Neujahrsteig gebacken ist, auf den Kopfe in der Sylvesternacht rückwärts die Dachleiter hinauf und blickt in den Schornstein, um alle diejenigen zu erblicken, welche im nächsten Jahre sterben werden. Toeppen 67. [260] Meier 466. Mone bei Jecklin 2, 180. [261] Bartsch 2, 241. [262] Toeppen 67. [263] Liebrecht. Gervasius 56. [264] Strackerjan 2, 27. Im Prätigau legt man noch, wohl in Erinnerung aller Opferstitte, Brot für den heiligen Nicolaus vor die Fenster. Bonbon 77. [265] Grohmann Nr. 923/4. Kuhn. Westfalen 2, 111. Türingsfeld 2, 121. Dieß, welches man zu den Füßen des Thalichen Herbales niederlegte, sollte sich gleichfalls das ganze Jahr frisch erhalten. Fr. Grenzer. Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt, 1820 ff., Bd. 2, S. 60. [266] Leoprechting 184. [267] Kuhn-Schwarz 412.

Digitized by Google

das Brot in Folge des Blühens des Holders, weshalb man es um diese Zeit in Mehlsäcken aufhängen muß[266]). Auch schimmelt dasselbe nach norddeutschem Glauben, wenn man in den Zwölften Mist austrägt[267]).

Ein Ritt durch Itsch-ili.

II.

Jenseit Mût, wo sie die Gastfreundschaft des Kaimakam genossen hatten, ritten sie anfangs über Saudberge, und zwar meistens einer hinter dem andern, da der Regen den Sand zu beiden Seiten in tiefere Schluchten ausgewaschen hatte. Die Brücke über den Gök-su oder Kahyadunus war vor sieben Jahren fortgerissen und natürlich seitdem nicht erneuert worden; sie mußten also zwei englische Meilen am Strome entlang reiten durch Tamariskengebüsch und Reis- und Maisfelder und bei vielen Lärmlagern mit großen Herden vorbei, bis sie die Fährstelle erreichten, wo ein großes, flaches, von zwei Männern gerudertes Boot sie übersetzte. Der Strom, an dieser Stelle etwa 250 Ellen breit, schnellströmend und chokoladfarbig (wegen der Schneeschmelze im Gebirge), ähnelt dem Pyramus im östlichen Kilikien sehr. Am südlichen Ufer führte der Weg dann ostwärts durch bewässerte Getreidefelder hin; Oleander säumten, wie überall in der Levante, die Ufer ein, in den Rohrblüthen rauschte der Wind, blaue Häher, smaragdene Bienenfänger und Wiedehopfe wiegten sich in der Luft und Nachtigallen und Drosseln flogen aus jedem Busche auf. Dann wendet sich der Weg nach Süden in die Berge und führt durch einen Wald von Buchen, Platanen, Ulmen, Sykomoren, Eichen und Pappeln mit prächtigem Unterholze blühender Sträuche, und je weiter man kam, um so üppiger und verschiedenartiger wurden letztere. Bis nach Jena folgte man einem Gießbache aufwärts, der einmal auf einer spitzen, einbogigen Brücke überschritten werden mußte; dieselbe war so steil wie eine Mauer und erinnerte in der That an jene Brücke, die, dem Messer eines Barbscherers gleichend, von allen guten Mohammedanern überschritten werden muß, ehe sie in das Paradies gelangen. Und auch die Umgebung dieser Brücke war ein Paradies; Worte können den Reiz der Landschaft nicht ausdrücken. Von Becken zu Becken, jedes von Moos und Farrnkräutern eingefaßt, stürzte sich der Fluß in einer Reihe von Kaskaden herab; blühende Sträucher wuchsen an seinen Ufern und erfüllten die Luft mit würzigem Dufte. Größere Bäume streckten ihre Aeste darüber aus und verbreiteten tiefen Schatten; Epheu, Clematis, Süßklee und Passionsblume rankten sich an den Stämmen empor und wilder Wein bildete Gehänge von Baum zu Baum. Nirgends kann es eine lieblichere Waldlandschaft geben; kein Maler, kein Dichter kann in seinen Träumen die Einsamkeit entzückender gestalten.

Schon waren sie $6\frac{1}{2}$ Stunden von Mût aus unterwegs; der Mond war aufgegangen und ferne Lichter zeigten die Lage des lang gestreckten Dorfes Jena an, wo sie an Hadschi Abrahim Aga empfohlen waren. Zwei Häuser im Orte gehörten demselben; aber jedesmal, wenn sie nach ihm fragten, wies man sie weiter thalaufwärts. Schließlich erreichten sie ein großes Feuer von Fichtenholz, um welches eine Anzahl Männer saß; durch hohen Wuchs und langen Bart zeichnete sich unter ihnen sofort der Aga aus. Auf einige Kissen gelehnt, rauchte er seine Pfeife. Zu seinem Lagerplatze hatte er ein von Hecken umgebenes Plateau über der Stadt erwählt, das durch Bäche beiderseits von den benachbarten Bergwiesen völlig getrennt war. Der Zaptieh überreichte den Empfehlungsbrief, den einer aus der Gesellschaft laut vorlas; dann erhoben sich alle und begrüßten die Fremden, während einige der jüngeren Leute das Feuer anschürten und brennende Scheiter empor hielten. Die Engländer baten den Aga, sie in sein Haus zu geleiten; er aber zeigte auf seine Kissen, Pfeifen und Kaffeetassen und sagte, das sei sein Haus, welches er alljährlich im Sommer in gleicher Weise beziehe, während nur die Frauen unten im Dorfe blieben. Anfangs wollte es ihnen nicht recht behagen, unter freiem Himmel auf bloßer Erde zu schlafen. Aber die Nachtluft war so mild, der Mond schien so hell und die ganze Lage war so neu und anziehend, daß sie sich bald darein fanden und dem einfachen Abendessen alle Ehre anthaten.

Der Aga hatte zwei Frauen, deren jede ihr Haus für sich und ihre Kinder besaß; die eine wohnte in der untern Hälfte des Dorfes und hatte die Aufsicht über die Hühner und das Großvieh, die andere lebte weiter oben und sorgte für die Schafe und Ziegen. Außerdem hatte er eine Anzahl Schäfer, die mit ihren Familien in patriarchalischer Weise unter seinem Dache wohnten. Im Dorfe befindet sich kein Kaimakam, sondern alle betrachten den Aga als ihr Haupt, und Verbrechen sind unbekannt.

Nach dem Abendessen wurde mehr Holz in das Feuer gelegt, daß dasselbe die fernsten Ecken der natürlichen Einfriedigung erhellte, und dann streckte man sich zum Schlafen aus. Aus allen Büschen tönte das Lied der Nachtigallen; dunkele Wolken zogen abwechselnd mit hellen vorüber, Sternbilder stiegen auf und senkten sich, langsam erhob sich der Mond über den Wipfeln der Tannen, und Veilchen, Jasmin, Oleander, Rosen und Geisblatt erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen, während der rauschende Bach die Reisenden in den Schlaf sullte. Gestärkt und voller Glückseligkeit erwachte Mrs. Scott-Stevenson, als das Morgenroth durch die dunkeln Aeste der Tannen leuchtete. Noch war Niemand munter, als die Schäferhunde. An dem von Vergißmeinnicht eingefaßten Bachufer ging sie hin, bis sie ein tiefes Becken fand, in das ein kleiner Wasserfall sich ergoß. Darüber bildeten Geisblatt und Weinrebe, von Eiche zu Eiche sich schlängelnd, eine Laube, das lauschigste Anklidezimmer, das sie sich wünschen konnte. Kein Land auf Erden kommt an vollendeter Schönheit diesem Theile des Taurus gleich; nicht mit Worten läßt sich die herrliche Färbung der Landschaft, die umfassende Aussicht, die Großartigkeit des Waldes, der liebliche Gesang der Vögel und vor allem die so belebende, so kräftige, reine und doch so milde Luft beschreiben. Alle Gluth und Farbe des Südens ist hier mit der köstlichen Frische des Nordens vereint. Im Vordergrunde zeigten sich die Waldberge, durch welche sie am vorhergehenden Tage geritten waren, dahinter das Thal des Kahyadunus, dann die phantastischen Hügel und Thäler bei Mût und noch weiter hin die bewaldeten Berge des

Digitized by Google

nördlichen Taurus, Kamm hinter Kamm aufsteigend und zuletzt im röthlichen Dufte der Ferne verschwindend. Vorn aber lagen im Grunde die Hütten von Zena, so angeordnet wie die Sitzreihen eines altgriechischen Theaters. Kein Wunder, daß der alte Aga solch ein angenehmes, gutes Gesicht hat. Lebt er doch in einem irdischen Paradiese, im schönsten Garten der Natur, fern von den Dummheiten und Plagen der Welt; unter seinen Herden führt er ein wahrhaft ideales Dasein, das jedem als Traum oder Dichtung erscheinen muß, der in dem jagenden, drängenden, ewig unzufriedenen Treiben der Großstädte sich aufreibt. Nur mit Widerstreben rissen sich die Engländer los von dem lieblichsten Fleckchen Erde, das sie je betreten.

Der Weg nach der Küste führte zuerst durch Tannen- und Eichenwald; er war schwierig genug und mühselig für die Pferde, aber anmuthig über die Maßen. Ueberall ertönte der Gesang der Turteltaube, der Drossel, der Lerche und Amsel und die Sonne schien so warm und lustig durch das zarte Grün der jungen Tannen. Selbst in diesen wenig betretenen Wäldern waren viele Quellen mit Bogen überbaut und mit hölzernen Trögen versehen, ein Beweis für die sprüchwörtliche Liebe der Türken zu den Thieren, durch welche sie sich so sehr von den Arabern unterscheiden. Man kam bei verschiedenen Zigeunerlagern vorbei, deren jedes eine kleine Ziegenherde besaß. Die dort häufigen verkohlten Stämme scheinen zu beweisen, daß diese rasteten Wanderer zum großen Theil an der Waldverwüstung Schuld haben.

Noch entzückender wurde die Landschaft, als man die Höhen erreichte und durch die Senkungen zwischen den Gipfeln hinritt. Farne wucherten in den Felsspalten, Epheu umspannte die grauen Steinblöcke, Akelei und Geisblatt hingen von den Aesten herab und prächtig hob sich das junge Grün der Eichen von dem dunkelen Nadelholze ab. Der Erdboden glich einem bunten Teppiche, so dicht standen da große, rothe Tulpen, Päonien, Schwertlilien, malvenfarbige Herbstrosen, Jasmin, Rosen und wer weiß, was sonst noch. Sie mochten gar nicht glauben, daß das wilde Blumen seien, wenn sie an die dürftigen kleinen Blüthen der englischen Wälder dachten. Einzelne Theile Schottlands sind lieblich, sehr lieblich, die silberstämmigen Birken und Farnkräuter an den Hochlandseen sind weithin berühmt. Aber dort fehlen die Blumen; man wird des ewigen Heidekrautes, der Glockenblumen und der paar Fingerhüte überdrüssig und sehnt sich nach größerer Mannichfaltigkeit. Das findet sich hier im Taurus, der dieselben grauen Felsen, die Moose, Farne und die prächtigen alten Eichen besitzt, wie das Hochland, obendrein aber als reizendsten Schmuck diese unendliche Blüthenpracht. Unter anderen wuchs auf den Lichtungen in Menge eine Distelart, von den Eingeborenen „Kenger“ genannt, deren jede etwa ein Dutzend kleiner Beeren trägt, welche geröstet und gestampft ein erträgliches Surrogat für Kaffee abgeben sollen.

Diese Bergkette fällt plötzlich steil ab zu einer kleinen, baumlosen, kalkigen Ebene mit wenigen Häusern. Als dann die Reisenden den gegenüberliegenden Höhenzug erstiegen hatten, erblickten sie unter sich das Thal von Anai-Bazar, der Jaila (Sommerdorf) von Bozaghatsch, welches aus dieser Höhe gesehen einem Dickichte von Tannen, Eichen und herrlichen Wallnußbäumen glich. Der aromatische Duft der letzteren war überaus streng, als sie das Dorf selbst erreichten. Jedes Haus hatte seinen eigenen Garten und seine Baumgruppe, und das ganze Dorf war von einem Wallnußhaine umgeben. Alles stand in voller Ueppigkeit, denn Wasser war in Fülle vorhanden. Der dortige Konak (Amtsgebäude) ist ein steinernes Haus mit hölzerner Verandah; in einem Raume darunter befanden sich die Gefangenen. Der Kaimakam hatte die Reisenden schon längst erwartet, da er bereits vor drei Monaten von dem Vali der Provinz auf diesen Besuch telegraphisch vorbereitet worden war; er bewirthete sie, entschuldigte sich aber wegen des Essens, da sie eben erst die Sommerfrische bezogen hätten und der Bazar noch nicht geöffnet sei.

Diesem alljährlichen Umzuge sehen die Leute mit dem größten Entzücken entgegen. Die Weiber fangen schon lange vorher an ihre Kleider zu waschen, die Teppiche zu klopfen, die Kissen von Neuem zu stopfen, das Kochgeschirr zu flicken und das Bettzeug herzurichten; der Aufbruch in die Jaila ist für sie das große Ereigniß des Jahres. Selbst Hunde und Katzen ergreift die allgemeine Aufregung, und die Kinder sind wie im siebenten Himmel. Während die Engländer frühstückten, rief der Muezzin zum Gebete. Da war es denn höchst sonderbar zu sehen, daß sämmtliche Gefangenen freigelassen wurden, um daran theilnehmen zu können. In einem Haufen stürzten sie davon, aber nur zum nächsten Bache, um Hände, Füße und Gesicht zu waschen. Das Gotteshaus war nur ein niedriges verfallenes Gebäude, von einem riesigen Wallnußbaume überschattet; die Ceremonie war sehr einfach, aber auch sehr malerisch und ganz in Uebereinstimmung mit der wilden Umgebung.

Der letzte Theil des Rittes hinab nach Kilindria an der Küste des Mittelmeeres ist höchst anmuthig, fast so wie oberhalb Zena. Man merkt, daß man tiefer und südlicher kommt. Auf den Lichtungen zeigten sich Myrten, auch Dentzien und Cistus; daneben aber stand als unverkennbares Kind des Nordens der Eichenwald. Zahlreich waren die Fährten vom wilden Schweine; oft lag ein abgebrochener Hauer, oder der Stachel eines Stachelschweines, der hier bis 3 Fuß lang wird, am Boden. Letzteres gilt bei den Griechen für einen größeren Leckerbissen, als das Wildschwein. Mitten im Walde kam man zuweilen auf Lichtungen, wo Weizen oder Gerste stand, und dort waren auch die Wildschweine am häufigsten; dieselben sind dort so zahlreich, daß sie oft die Hälfte dieser kleinen Ernten verwüsten.

Von den Höhen über Anai-Bazar hatte man zum ersten Male das Mittelmeer erblickt und am fernen Horizonte eine wellige blaue Linie, die Küste von Cypern. Aber noch war so manche Meile zurückzulegen, ehe der letzte Höhenzug überstiegen war. In diesen Gebirgen täuscht man sich leicht über die Entfernung. Es herrschen runde Kuppen vor und es hat den Anschein, als wäre die eine Kette so hoch wie die andere, so daß, wenn man sich auf der Höhe einer solchen befindet, man ringsum nur eine endlose Waldfläche und hier und da einen bis in den Grund des Thales hinabreichenden Abhang erblickt. Die Enge der Schluchten macht jedoch den Abstieg oft sehr steil und die Reise dadurch länger, als es nach der bloßen Luftlinie erscheint. Die Laubschaft war indessen so schön, daß sie unverdrossen weiter ritten und sich von Herzen an den tiefen Thälern mit ihren schäumenden Bächen, den engen Spalten, den grauen und braunen Felsblöcken und den noch stillen Wäldern mit ihren alten Eichen und dem blüthenreichen Unterholze erfreuten. Bozaghatsch, welches sie passirten, ist ein großes, auf einem Kalksteinplateau gelegenes Dorf, aber zu dieser Jahreszeit nur von den ärmsten seiner Insassen bewohnt, denen ein Besuch der Jaila stets nur ein schöner Traum bleibt. Diese armen Leute sammelten sich um die Engländer und fragten, ob in Koniah schon die neue Konskription begonnen hätte und welche Loose gezogen wären; sie hatten ein lebhaftes Interesse daran, denn viele der jungen Männer waren schon ge-

Digitized by Google

rüstet in die Berge zu stechen, sobald sie das Loos getroffen hätte.

Zwei Meilen jenseits des Dorfes führt eine gute steinerne Brücke über einen Bach von größeren Dimensionen als gewöhnlich und zu einem so steilen Anstiege, daß die Reisenden zu Fuß gehen mußten. Zürükenlager und nomadische Hirten waren häufig, aber Bauern und Dörfer gab es auf dieser Strecke nicht. Der letzte Abstieg ist sehr lang und vielfach gewunden. Am Rande einer tiefen Schlucht entlang erreichten sie den Anfang einer antiken Wasserleitung, der sie 7 englische Meilen weit folgten, und zuletzt bei tiefer Nacht die kleine Stadt Kilindria, aus deren geschüztem Hafen den ganzen Sommer über kleine Fahrzeuge viel Holz von den nahen Bergen ausführen.

Von dort segelten sie einige Tage später nach Cypern hinüber.

Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen.

Von **E. Metzger.**

I.

Man hört, namentlich in Deutschland, den Holländern sehr häufig den Vorwurf machen, daß sie im Verhältniß zu ihren Mitteln sehr wenig Interesse für die Untersuchung ihrer Kolonien gezeigt haben, und das, was geschehen ist, zum großen Theil durch geborene Ausländer gethan wurde. Es ist hier die Stelle nicht, auf diesen Vorwurf näher einzugehen, doch möchte ich mir erlauben auf das aufmerksam zu machen, was Rein darüber sagt (Japan I, 390). Er macht die meiner Ansicht nach sehr richtige Bemerkung, daß jedenfalls es die Holländer sind (resp. die holländische Regierung), welche den in ihren Diensten stehenden Ausländern, die wissenschaftliche Forschungen zu ihrer Lebensaufgabe machten, dazu die Gelegenheit gegeben haben. Rein erwähnt in Bezug auf Japan die Namen: Kaempfer, Thunberg, von Siebold, und wenn die Träger dieser Namen Großes für die Wissenschaft geleistet haben, so muß doch auch hervorgehoben werden, daß die niederländische Regierung sie kräftig dabei unterstützt hat.

Außerdem aber sind holländische Arbeiten, namentlich die, welche in holländischer Sprache veröffentlicht wurden, im Allgemeinen nur wenig außerhalb Holland bekannt, ein Umstand, den man doch gewiß nicht den Niederländern zur Last legen kann. So z. B. ist Alles, was durch holländische Forschungen über Chinesen bekannt geworden ist, beinahe nur in Fachkreisen verbreitet. Gewiß war es ein rein praktisches Interesse, welches die holländische Regierung dazu brachte, junge Leute auf ihre Kosten in China zu Dolmetschern der chinesischen Sprache ausbilden zu lassen; man bedurfte ihrer, um es möglich zu machen, sich mit den zahlreichen Chinesen in den ostindischen Besitzungen zu verständigen, ihre Buchführung und ihre Korrespondenz kennen zu lernen, sich mit ihren Sitten und Gewohnheiten näher bekannt zu machen und demgemäß das Verhalten der indischen Regierung denselben gegenüber in manchen Fällen zu regeln; trotzdem aber haben diese Studien noch ganz andere Früchte getragen, nicht bloß für die Sprachwissenschaft im engern Sinn, sondern besonders für die Ethnographie; und wenn es auch hauptsächlich das Verdienst der einzelnen Forscher ist, die sich selbst ein weiteres Ziel gesetzt haben, so darf man doch nicht vergessen, daß die Regierung es war, welche den ersten Anstoß gegeben hat. Unter diesen Forschern nenne ich zuerst den Leidener Professor G. Schlegel.

Die „Uranographie chinoise“ dieses Gelehrten ist, wie eine Kritik es ausdrückt, ein Riesenwerk, die Frucht eines unermüdlichen Fleißes, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, nachzuweisen, daß die chinesische Astronomie die ursprüngliche ist und daß Morgenländer und Abendländer von ihr entlehnt haben; hiermit ist er herrschenden Ansichten entgegengetreten und einer ziemlich ablehnenden Kritik begegnet. J. Bertrand und Dr. Günther, ersterer im „Journal des Savans“ 1875, letzterer in der Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft von 1877, können sich mit den Ausführungen Schlegel's nicht vereinigen, wenn auch namentlich letzterer mit den oben angeführten Worten der fleißigen Arbeit seine Achtung ausdrückt. Auch trotz einer im Jahre 1880 erschienenen Beantwortung dieser Beurtheilungen, die, wie es scheint, besonders in eigentlich sinologischen Kreisen sehr günstig aufgenommen wurde und trotzdem namentlich Alex. Wylie an dem hohen Alter mancher der chinesischen Werke festhält, verwirft auch Professor Cantor in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik“ die Ansicht von einem vieltausendjährigen Bestehen chinesischer Mathematik und Astronomie. Ich übergehe andere Arbeiten Schlegel's, wovon z. B. die Uebersetzung eines Textbuchs der Hui (geheimen Gesellschaften der Chinesen) Aufsehen gemacht hat, um ein anderes Werk zu erwähnen, welches, wiewohl auf anderem Gebiete, ein ähnliches Ziel wie die Uranographie chinoise verfolgt. Es ist dies „Jaarlijksche Feesten en Gebruiken van de Emoy-Chinezen“, verfaßt von J. J. M. de Groot, Dolmetscher für die chinesische Sprache zu Pontianak. Dieses interessante Buch wird durch das „Batav. genootschap van kunsten en westenschappen“ herausgegeben und seine erste Hälfte erschien im vorigen Jahr. Der Verfasser giebt jedoch keine einfache Beschreibung der „Feste und Gebräuche“, wie der Titel dies erwarten läßt, sondern, indem er die Sitten und Gebräuche anderer Länder fortwährend mit denjenigen der Chinesen vergleicht und den innern Zusammenhang nachzuweisen sucht, hat er eine Arbeit geliefert, die alle Beachtung verdient. Er beschäftigt sich speciell mit den Emoy-Chinesen, weil diese den größten Theil der chinesischen Bevölkerung von Niederländisch Indien geliefert haben. Ich habe diese Einleitung weiter ausgeführt, weil es mir angenehm ist, auf dieses Buch aufmerksam machen zu können, dann aber um den Grund anzugeben, weshalb ich im Folgenden mich ganz an dasselbe anschließen werde.

Zu allen Zeiten und bei allen Nationen hat es Menschen gegeben, welche sich in verschiedener Weise körperlich gemartert haben, sei es zur Buße, sei es um sich ein Verdienst zu erwerben. Bei den Festen des Bachus hielten die Priester Schlangen in den Händen und ließen dieselben ihren glatten Leib um ihren Körper ringeln; in Phrygien, in Assyrien, im alten Griechenland brachten sich die Priester schwere Wunden bei, und auch die Bibel (1. B. Könige

Digitized by Google

XVIII, B. 28) erwähnt, daß sich die Priester Baals „ritten mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut danach ging", wie es in der deutschen Uebersetzung heißt. Auch bei den Mexikanern sieht man dieselbe Erscheinung, sie marterten und verstümmelten sich und glaubten um diesen Preis die Gunst der Götter zu erwerben. Nicht weniger hat das Christenthum seine Märtyrer und die Qualen, welche die Geißelbrüder des Mittelalters sich auferlegten, hat Fürsten und Priester genöthigt, Maßregeln zu nehmen, um ihre weitere Ausbreitung zu verhüten, und doch nahm noch im Jahre 1574 König Heinrich III. mit seinem ganzen Hofstaat an einem solchen Zuge Theil, wobei das Gefolge in drei verschiedene, nach den Farben unterschiedene Abtheilungen zerfiel, die weißen Geißelbrüder des Königs, die schwarzen der Königin Mutter, die blauen des Kardinals von Armagnac. Wenn auch weniger gerünschwoll, spielt auch wohl jetzt noch die Geißel in den Kämmerlein manches Büßenden eine Rolle und „sie betäuben ihren Leib und zähmen ihn" (1. Cor. IX, 27). Als eine freiwillige Buße nun wenn es ohne Aufsehen zu erregen in festem Glauben geschieht mag es immerhin seinen Werth haben. Auf den ersten Blick könnte es daher gar nicht auffallen, daß bei den Chinesen etwas Aehnliches besteht, wenn man aber dies Volk und seine religiösen Ansichten etwas näher kennt, so wird man nachdenklich. Im Ganzen ist nämlich ihre Religion sehr materialistisch; sie stellen sich mit den Göttern auf einen guten Fuß, weil sie dieselben nöthig haben, und werden sehr aufgebracht, wenn dieselben ihre Wünsche nicht erfüllen, ja in diesem Falle gehen sie mit ihnen in einer ebenso wenig ehrfurchtsvollen Weise um, wie die ist, in welcher die Neger ihre Fetische behandeln. Der Gedanke, sich selbst zu quälen und zu martern, um die Gunst der Götter zu erwerben, scheint wenig chinesisch zu sein. Doch ehe ich hierauf weiter eingehe, will ich zusammenfassen, was über die „Zauberjungen" bei de Groot mitgetheilt ist. Es sind dies die, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, Geißelbrüder der Chinesen; dieselben ergänzen sich aus der Klasse der „Barfüßler", welche, wie es scheint, die Repräsentanten der „göttlichen Soldaten" sind. Unter dem Volk ist nämlich die Ansicht verbreitet, daß die Götter bei jeder Feier, welche zu ihrer Ehre veranstaltet wird, übernatürliche Helfer abschicken, um ihren Verehrern beizustehen und sie in ihren Anordnungen zu unterstützen. Dieselben heißen koan-tsiong oder Befehlshaber, und haben wieder Legionen von Soldaten, die „himmlischen oder göttlichen Soldaten", zu ihrer Verfügung, deren sichtbare Repräsentanten die „Barfüßler" sind, welche also bei passender Gelegenheit durch ihre Gebete und Beschwörungen die Aufmerksamkeit des Gottes erregen und ihn zur Absendung der himmlischen Soldaten bewegen sollen. Sie entstammen größtentheils den unteren Volksklassen und stehen durchaus in keinem besondern Ansehen; aus ihnen gehen, wie erwähnt, die „Zauberjungen", kurzweg „Jungen", hervor. Bei einem großen Fest zu Ehren des Gottes Beschirmer des Lebens, welchem de Groot zu Emoy beiwohnte, hatte er Gelegenheit, dieselben zu sehen. Am frühen Morgen war auf dem Vorplatz des Tempels ein Feuer angezündet, während Priester, Zauberjungen und Barfüßler im Tempel bereit standen; die Götzenbilder wurden herumgetragen und das Gefolge stellte sich zu beiden Seiten des Feuers auf; Beschwörungen und Gebete, unterbrochen von dem Klingeln mit Metallringen, wurden plötzlich übertönt vom Schlagen der Trommeln und des Gongs und von den Tönen der Musik, dann trat ein Priester vor, welcher Salz und Reis ins Feuer warf und dasselbe hierdurch reinigte. Der Zweck dieser Reinigung ist, die bösen Geister zu verjagen. Nun stachen die „Zauberjungen" sich kurze Messer durch die Wangen und den Oberarm; halb nackt und mit aufgelöstem Haar stürzten sie sich in das Feuer und die Anderen folgten. Ich übergehe die interessante Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen bei anderen Völkern, als nicht hierhergehörig, nur weitere Mittheilungen über die „Zauberjungen" zu machen. Ebenso wie die Barfüßler kann man sie als Verkörperungen der Himmelssoldaten betrachten; bei dem Zuge glaubt das Volk, daß ihr Körper denselben als Wohnung dient und sie scheinen dies bewiesen zu wollen, indem sie sich freiwillig allerlei Martern unterwerfen, welche die Macht des Gottes ihnen zu ertragen Kraft giebt, und sie thun dies, wie es scheint, durchaus nicht um sich der Gottheit gegenüber ein Verdienst zu erwerben, sondern aus reiner Berechnung gegen einen festen Tarif; der Grundgedanke scheint der zu sein: ich vermiethe meinen Körper für eine gewisse Zeit an einen der himmlischen Soldaten, der von ihm Besitz nimmt, der Gott macht mich schmerzlos, da ich aber nachher noch an meinen Wunden leiden muß, werde ich hierfür entschädigt. Es sind dies daher meistentheils Leute, welche aus ihrer Gegenwart bei den Festen einen Beruf machen und sich hierdurch einen ziemlich guten Lohn erwerben; sie erhalten einen halben Dollar, etwa zwei Mark also, für jedes Messer, welches sie sich in den Körper stechen, andere Qualen werden verhältnißmäßig bezahlt; manche Tempel besitzen auch ein festangestelltes Korps von Zauberjungen.

Während der Zug den Vorhof des Tempels verließ und seinen Weg durch die Stadt antrat, brachten sie sich wiederholt Verletzungen mit Messern und Pfriemen bei, andere ließen große Schlangen sich um ihren Hals wickeln, andere schlugen sich mit einem Schwerte oder an einem Strick hängenden hölzernen mit scharfen eisernen Nägeln beschlagenen Kugeln über den Rücken; die Barfüßler, welche ihnen folgen, suchten allerdings mit ihren schwarzen Fahnen diese Schläge aufzufangen, doch trafen ihrer noch genug, um den Rücken der Zauberjungen zu zerfleischen und ihr Blut in Strömen zur Erde fließen zu machen. Welche Bedeutung dies hat, habe ich nicht erfahren können; die Zauberjungen suchen sich diesem Schutz zu entziehen, vielleicht, daß es nur ein Wettefer der Geschicklichkeit ist. Andere wurden auf Bahren getragen, in denen eiserne Nägel mit nach oben gekehrten Spitzen eingeschlagen waren, andere saßen auf Stühlen, deren Rücken und Sitz aus Messern gebildet war [1]). Wieder andere schnitten sich die Stirn auf, so daß ihr Blut ihnen über das Gesicht lief, oder saßen mit geschwärzten Gesichtern zu Pferde, um die bösartigen Gespenster aus der Nachbarschaft zu vertreiben. Wieder andere hatten sich die Zunge durchstochen, spuckten das Blut auf ein Stück Papier, welches sie einem der Umstehenden reichten, die sich herbeidrängten, um sich eines solchen Amuletts zu bemächtigen und es als Schutz gegen böse Geister an die Hausthür zu heften.

Auch im Bilde waren Martern vorgestellt; so trug man einen langen Thronhimmel, der in der Gestalt eines ungeheuren Storpions aus flachen Stücken Holz verfertigt war; letztere waren durch Scharniere verbunden; auch die Füße

[1]) Ein solcher Stuhl ist im Museum des „Batav. Genootschap van Künsten en wetenschappen" zu sehen. Er wurde durch die Politei in der Abtheilung Mantrado (Bestätte von Borneo) konfiszirt. Drei Messer oder Schwerter bilden den Rücken, drei den Sitz, drei die Fußbank, eins an jeder Seite die Armlehne und alle wenden ihre Schneide dem Sitzenden zu. Eiserne Ringe sind an beiden Seiten angebracht und dienen um die Tragstöcke durchzustecken. Auch andere Marterwerkzeuge, ein kurzes Schwert, womit die Zauberer sich Wunden beibringen, eine silberne Kadel, die sie sich in Ohren oder Wangen stechen, ein Thonball, der mit Rottan überzogen ist, aus welchem Nagelspitzen hervorstehen, sind dort zu sehen.

Digitized by Google

sowie der Kopf waren angedeutet. Wie zum Hohn der Europäer hatte sich ein Mann so eigenthümlich maskirt, daß er eine Lanthippe vorstellte, welche auf dem Rücken ihres Mannes ritt und ihn von Zeit zu Zeit mit tüchtigen Ohrfeigen bediente; der Oberkörper des Mannes und die Beine der Frau waren so täuschend nachgemacht, daß die Verkleidung nur bei sehr aufmerksamer Betrachtung entdeckt werden konnte; das Ganze sollte eine Persiflage der höhern Stellung sein, deren die Frauen sich bei den Europäern erfreuen.

Im Tempel selbst werden noch zwei weitere Feierlichkeiten, doch beinahe nie beide bei derselben Gelegenheit vorgenommen: die Messerleiter taio-to-thui und die Messerbrücke kee-to-kio.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die häufige Beobachtung der Luftspiegelung in Süd- und Mittelschweden ist höchst merkwürdig. Eine der schönsten derartigen Erscheinungen zeigte sich im Mai dieses Jahres über dem Orla-See in Taleklarlien (61° nördl. Br.): es schien als ob eine Anzahl großer und kleiner Dampfer, aus deren Schornsteinen man sehr deutlich den Rauch aufsteigen sehen konnte, auf dem See lag; später wurde daraus ein herrliches Landschaftsbild, in dem die Schiffe in mehr oder weniger bewaldete Inseln übergingen, die sich endlich dann in Nebel verflüchtigten. Das ganze Schauspiel dauerte von 4 bis 7 Uhr Nachmittags.

— Nach einem tabellarischen Nachweise belief sich die Zahl der Mitglieder und Anhänger der Quäkergesellschaft in Großbritannien im Herbste 1881 in runder Summe auf 20 000, während vor 16 Jahren dieselben bloß 17 000 zählten. Seit dieser Zeit hat sich trotz der Verminderung durch Auswanderung ihre Zahl stetig vermehrt, namentlich in den Städten. (Registrande Bd. XII.)

— Die nachstehenden Mittheilungen über den Sardinenfang dürften auf Aeußerungen des Fachblattes „Le Commerce français“, den anerkannten Sardinenberichten (D.) Paris, sowie den jüngsten Mittheilungen der Fabrikanten Philippe und Canaud in Nantes, Pellier Frères, Le Mans und Rohel fils in Bordeaux. Am 15. und 16. Juni war der Fang allerdings ein normal guter, es wurden 1 bis 2 Millionen Fische gefangen, aber nur kleine Fische, 18 bis 22 per ¼ Dose, die nur als ganz untergeordnete Qualität benutzt werden können. Der Fang dieser beiden Tage reichte also hin, um circa 1000 Kisten zu fabriciren. In Frankreich werden aber in Durchschnittsjahren circa 200 000 Kisten fabricirt und zwar haben die meisten Fabrikanten in der Regel am 1. Juli die Hälfte ihres Bedarfs gedeckt. In diesem Jahre aber war am 1. Juli noch nicht der fünfzigste Theil der früheren Jahre fabricirt. Der Fang dauert noch 2, im günstigsten Fall noch 2½ Monat, wenn wir aber auf ein gutes Durchschnittsjahr kommen sollen, so müßten während dieser Zeit täglich 2 bis 3 Millionen Fische von mittlerer Größe 8 bis 10 per ¼ Dose gefangen werden. Die Wahrscheinlichkeit hierfür liegt aber fern, denn der Fang, ausgenommen die erwähnten beiden Tage, ist äußerst gering, manche Tage sogar Null. Bisher zahlte man nur für die besseren Marken hohe Preise, in den letzten Wochen stiegen die Preise aber selbst für die unbekanntesten Export-Marken ganz bedeutend.

— Der Geometer der finnischen Regierung, Herr Nodaß, berichtet, daß er am 25. Juni d. J. die Höhe eines Loches sorgfältig gemessen hat, welches amtlichen Berichten zufolge am 25. Juni 1755 zwei Zoll über dem Meeresspiegel an der Küste von Oesterbotten gebohrt worden ist. Er constatirte, daß jener Theil der Küste in diesen 127 Jahren um 6 Fuß 4 Zoll, d. h. um mehr als einen halben Zoll jährlich gestiegen ist.

— An das russische Telegraphennetz wurden 1880 angeschlossen 62 Kreisstädte und 12 andere Orte durch 3762 Werst neu gelegter Linien. Am 1. Jan. 1881 besaß

	Linie		Leitung	Stationen
der Staatstelegraph	81 098	Werst	150 954¾	1157
Eisenbahntelegraphen	3 352¼	„	42 517	1166
Englisch-indische Linie	3 407	„	7 290	53
Alands-Kabel	92¾	„	92¾	
Sonstige Privattelegraph.	372¼	„	610	53
Militär- Polizeitelegraph	368¼	„	368¼	109
Zusammen	88 690½	Werst	201 832¾	2838

— Die kürzlich erschienene „Pamjatnaja knischka“ für das Gouvernement Siedlety (Polen) bringt folgende statistische Angaben für das Jahr 1880: Etwa die Hälfte der Bodenfläche des Gouvernements ist Ackerland, und ein Fünftheil ist mit Wald bedeckt. Von den 696 928 Einwohnern waren 145 678 griechisch-katholisch, 392 803 katholisch, 94 567 mosaisch, 7729 lutherisch rc., dem Stande nach zählte man 10 973 Adlige, 781 Geistliche, 12 052 entlassene oder beurlaubte Soldaten, 3106 Ehrenbürger und Kaufleute, 88 857 Kleinbürger, 19 314 Kolonisten, 2187 Fremde rc. An Wohngebäuden gab es in den Städten: 776 feuerne, 3659 hölzerne, in den Dörfern aber 950 feuerne und 60 713 hölzerne.

Asien.

— Ueber den letzten Jahrmarkt von Kurgan theilt die „Sibirische Zeitung“ mit, daß von den im Gesammtwerthe von 969 500 Rubel zugeführten Waaren nur für 397 650 Rubel verkauft worden sind. Die Eigenthümlichkeit des Marktes bestand, der genannten Zeitung zufolge, aber darin, daß die zugeführten Landesprodukte fast ohne Rest verkauft wurden, und daß bei Federn, Daunen, Borsten, Haaren, Fischs und Hanf die Nachfrage sogar das Angebot überwog, während von den zugeführten Manufaktur- und anderen Waaren noch nicht der dritte Theil verkauft wurde.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Redschab II. (Mit sechs Abbildungen.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben III. (Schluß.) — Ein Ritt durch Irisch-Isi II. (Schluß.) — E. Meyger: Zauber und Hexerei bei den Chinesen I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 22. Juli 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Am 14. Januar, dem zweiten Tage ihrer Wanderung durch die große rothe Sandwüste, erreichte die Karawane der Reisenden die Brunnen von Schakik, die, vier an der Zahl, in einem langen, tief in die Nefûd einschneidenden Thale belegen sind. Die Sohle dieses Thals war durchaus frei von Sand und zeigte, ebenso wie auch der Grund der tiefsten Fuldschs, den harten, festen Kiesboden der nördlichen Hochebene, der Hamâd: ein neuer Beweis für Blunt's Annahme, daß diese Ebene sich ohne Unterbrechung nach Süden hin unter der Wüste fortsetzt und von der letztern nur „wie von einer ungeheuren Sandwehe überschüttet ist". Die mehrere Miles von einander entfernten Brunnen von Schakik haben alle die gleiche und sehr bedeutende Tiefe von 225 Fuß; sie sind mit großen Hausteinen ausgemauert und augenscheinlich sehr alt. Die Steine der Einfassungen zeigen schon überall tiefe durch die auf- und abgehenden Seile allmälig eingeriebene Rinnen. Auf dem Marsche des ganzen vorhergehenden Tages war man außer einem mit mehreren Kameelen daherziehenden Roalabeduinen keinem menschlichen Wesen begegnet; heute kündigte sich die Nähe der Brunnen durch mehrfache Begegnungen mit Roala, Howeitin und anderen Beduinenhaufen an, von denen einige ihre Lager am Grunde großer Fuldschs aufgeschlagen hatten. Charakteristisch bei derartigen Begegnungen ist die Kampf- resp. Fluchtbereitschaft, in die sich beide Parteien setzen, sobald sie sich von fern erblicken, und in der sie verharren, bis sie beim Näherkommen einander als ungefährlich erkennen. Man ist eben in steter Erwartung eines ghazû (razzia) der räuberischen Ueberfalles, der nicht nur den Hauptzweck einzelner Beduinenstämme bildet; freilich darf ein solcher Ueberfall nur gegen Mitglieder feindlicher oder augenblicklich befehdeter Stämme ausgeführt werden. Hatten die Reisenden bei jedem Zusammentreffen dieser Art Gelegenheit, die Aufmerksamkeit und den scharfen Blick ihrer arabischen Begleiter zu bewundern, welche die Stammesangehörigkeit der ihnen Begegnenden nach scheinbar geringfügigen Kennzeichen stets mit der größten Sicherheit erkannten und zu bestimmen wußten, so imponirte ihnen mehr noch die Beobachtungsgabe und der scharfe Ortssinn des alten, von Medkaleh mitgenommenen Führers, der zwischen der unübersehbaren Menge und der verwirrenden Gleichmäßigkeit der Fuldschs und Hügel seinen Weg genau erkannte. Was für Zeichen in den zerrissenen Sandmauern es waren, nach denen der Alte sich richtete, war unerfindlich; von einer etwaigen Kursbestimmung nach dem Stande der Sonne war aber bei ihm ebensowenig die Rede, wie bei der Mehrzahl der heutigen Araber. Auf seinem alten, abgemagerten Kameele sitzend, das ebenso wie er selber kaum noch im Stande schien, die Beschwerden der Reise zu überdauern, tritt er vor dem Zuge her, immer eifrig um sich spähend, meist vollkommen schweigsam und nur mit der ausgestreckten Hand die einzuschlagende Richtung anzeigend. Von Zeit zu Zeit wurde er jedoch red-

Digitized by Google

ſelig und gab als Erklärung für die hin und wieder am Wege liegenden ſonnengebleichten Knochenhaufen Schreckensgeſchichten von in der Nefâd Verirrten und Verſchmachteten zum Beſten. Hier war vor zehn Jahren eine Schar Roala, die ein ghazû gegen die Schammar glücklich ausgeführt, auf dem Rückwege aber die Brunnen nicht wieder erreicht hatte, mit ihren Kameelen und Pferden verſchmachtet; dort lagen die Gebeine von vierzig Kameelreitern der Sneimat, die vom Wege abgekommen und elend verdurſtet waren; dort wieder die Ueberreſte einiger der 500 türkiſchen Soldaten, die, als letzter Beſtand der von Ismaïl Paſcha in Haïl zurückgelaſſenen Garniſon, den Entſchluß gefaßt hatten, auf ihre eigene Hand nach Damaskus zurückzukehren, und ſämmtlich in der Nefâd umgekommen waren u. ſ. w. Auf die Leute der Reiſenden machten dieſe Erzählungen des alten Nadi einen tiefen Eindruck; waren ſie bisher zu Verzögerungen und Aufenthalten aller Art nur zu geneigt geweſen, ſo zeigten ſie jetzt alle den größten Eifer, vorwärts zu kommen: reichte doch der von Schakik mitgenommene Waſſervorrath nur für fünf, höchſtens ſechs Tage; der Weg bis zur großen ſüdlichen Oaſe Tſchobba mußte alſo in dieſer Zeit zurückgelegt werden. So ging es denn rüſtig weiter in der ſchon von Schakik aus eingeſchlagenen Richtung nach S. S. O.; immer, wie der Führer behauptete, genau dem Laufe der alten „Straße des Abu Seïd“ folgend, die der Sage nach in grauer Vorzeit mitten durch die Nefâd geführt haben und von einem Scheich der Beni Helâl gebaut worden ſein ſoll. Der Marſch, der meiſt in großen Zickzacks und Windungen um die Sandhügel herum, oft auch über dieſelben hinüber führte, war ungemein ermüdend, da der tiefe Sand unter jedem feſtern Fußtritte nachgab. Am 15. Januar wurden trotz drückend ſchwüler Luft bei bewölktem Himmel und trotzdem man vom Mittag an eine Gegend zu paſſiren hatte, welche durch die Zerriſſenheit des Terrains und die bedeutende Ausdehnung der Fuldſchs die größten Schwierigkeiten darbot, doch 21 Miles

Die Felſen von Aalem.

zurückgelegt. Das Nachtlager, das man am Grunde einer dieſer großen Senkungen aufſchlug, lag 560 Fuß über der Höhe der Brunnen von Schakik.

Die Nacht zum 16. brachte einen ſtarken Gewitterregen, der den Sand der Wüſte dunkel purpurroth färbte und ihm zugleich eine dem raſchen Vorwärtskommen günſtige Feſtigkeit gab. Die ſpärlichen Beobachtungen über die Thierwelt der Nefâd, die man bisher nur gemacht (man hatte außer den Fußſpuren der Kameele in der Nähe der Brunnen und außer zahlreichen Eidechſenrinnen in dem trocknen Sande kein Zeichen von Thierleben geſehen), wurden an dieſem Tage durch mannigfache Wahrnehmungen ergänzt. Deutlich erkennbar wie in friſch gefallenem Schnee zeigten ſich auf dem regenfeuchten Boden zahlloſe Spuren der kleinen Wüſtenhaſen, die ungefähr die Größe unſerer wilden Kaninchen haben. Den ganzen Tag über machten Lady Blunt's beide Windhunde Jagd auf die zierlichen Thierchen, jedoch immer ohne Erfolg, da Ghadabäume und Gebüſch denſelben ſtets Schutz und Deckung gewährten. Auch mehrere Arten kleiner Vögel waren vorhanden: Häuflinge, Zaunkönige, Wüſtenlerchen, Weißſchwänze in ziemlicher Menge; verſchiedentlich zeigten ſich auch Krähen und einmal ein Paar ſchöner Wannenweher, die ſich offenbar hier ganz „heimiſch“ zu fühlen ſchienen. Reptilien kommen allem Anſcheine nach maſſenhaft in der Nefâd vor; die ganze Oberfläche war heute von Eidechſenfährten durchzogen, und an verſchiedenen Stellen ſah man auch lange gewundene Schlangenbahnen ſich durch den Sand ziehen. Die Leute der Reiſenden tödteten zwei Exemplare der ſogenannten Sulimanſchlange, der hier am häufigſten vorkommenden, durchaus ungefährlichen Art: lange, dünne, ſilberglänzende Thiere mit kleinem Kopfe. Ueber die hier vorkommenden Giftſchlangen befragt, erwähnte Nadi zwei Arten als im Sommer ſehr häufig; ſeiner genauen Beſchreibung nach können dies keine anderen ſein, als die Hornotter und die Brillenſchlange. — Gazellen ſcheinen in der Nefâd nicht vorhanden zu ſein; von der ſogenannten „wilden Kuh“ der Araber (wie es ſich ſpäter zeigte, die weiße Antilope, Oryx Beatrix) fand man an dieſem Tage mehrere friſche Fährten, die der Spur eines ausgewachſenen Hirſches gleich waren. Die in Nedſchd verbreitete Annahme, daß dieſes Thier kein Waſſer brauche, wurde ſchein-

Digitized by Google

bar durch den Umſtand beſtätigt, daß man es hier in der Mitte der Wüſte und von dem Dſchebel Adſcha, dem nächſten Punkte, wo es zu über dem Boden befindlichen Waſſer gelangen konnte, etwa 130 Miles entfernt antraf. Nach

Die Berge von Dſchobba.

Straußen, die ja in einigen Theilen der Nefûd häufig ſein ſollen, hielten die Reiſenden vergebens Ausſchau. — Von Inſekten fand man einige unſerer Stubenfliege ähnliche Fliegen, mehrere Libellen und kleine Schmetterlinge.

Oaſe Dſchobba.

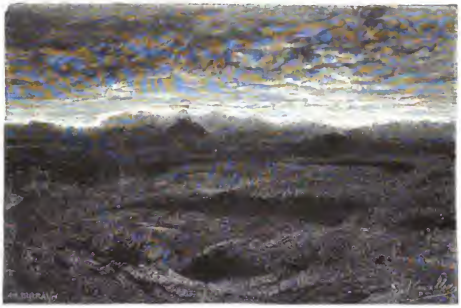
Um die Mittagszeit langte man am Fuße der beiden Felskegel von Aalem an, die man ſchon ſtundenlang vor ſich erblickt hatte. Kahl und abrupt wie Felſen aus dem Meere ſteigen die beiden Gipfel aus dem Sande empor; die Angabe früherer Reiſender, daß hier Granit zu Tage trete, beſtätigte ſich nicht. Die Felſen von Aalem beſtehen

Digitized by Google

aus demſelben dunklen, ſtellenweiſe ſchwarz verwitterten Sandſtein der Hamâd, der ohne Zweifel das Material zu den ungeheuren Sandanhäufungen der rothen Wüſte geliefert hat. Sie ſind auch keineswegs kompakte Felsmaſſen, ſondern gleichen eher ungeheuren Steinhaufen. Der größere, der ſogenannte „Scheich der Nefûd“, erhebt ſich ungefähr 300 Fuß, der kleinere nur 100 Fuß über das Niveau der umgebenden Wüſte. Auf der Spitze des klei-

Dorf Igneb am Fuße des Dſchebel Schammar.

nern zeigte das Barometer eine abſolute Höhe von 3220 Fuß an. An einem augenſcheinlich künſtlich aufgeſetzten Steinhaufen, den Blunt hier oben vorfand, entdeckte er die Ueberreſte einer alten Inſchrift, deren wenige Lettern mit denen der Inſchrift vom Sinaï oder dem Wadi Mokattib übereinſtimmten. Eine Umſchau von dieſem Punkte ließ die reihenförmige Anordnung der Fulbichs deutlich erkennen und zugleich auch, daß dieſelben in der nähern Umgebung



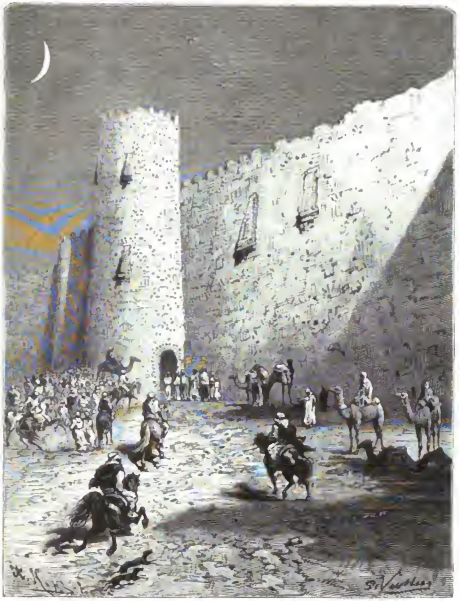
Blick auf Dſchebel Schammar.

der Felſen (einige Miles weit nach Norden und nach Süden) in größeren Zwiſchenräumen von einander lagen. Die Felſen von Aalem gelten gemeinhin für den Mittelpunkt der Nefûd, die ſich von hier aus etwa 200 Miles weit nach Oſten und nach Weſten und 70 bis 80 Miles nordwärts und ſüdwärts erſtrecken ſoll.

Der nächſte Tag (17. Januar), der mit ſcharfem Froſt begann, wurde im weitern Verlaufe drückend heiß. Der Sand trocknete unter der brennenden Sonne wieder vollſtändig aus, und die ſchon ermatteten Kameele kamen nur äußerſt langſam vorwärts; um ſie zu ſchonen mußten ſämmtliche Leute zu Fuß nebenher gehen. Sehr auffallend und

Digitized by Google

vollkommen unerklärlich, da ſich weder im Niveau noch in den Beſtandtheilen des Bodens etwas geändert, war die vollſtändig veränderte Vegetation, ſeitdem man Aalem verlaſſen hatte. Die Ghadabüſche ſchienen plötzlich vollſtändig verſchwunden zu ſein; an ihrer Stelle trat die bisher ſeltene Yerta jetzt ungemein häufig auf: ein unangenehmer Tauſch, da das Holz der letztern bei weitem nicht den Werth der Ghada als Brennholz erreicht. Bei der Verkohlung giebt Ghadaholz ein Produkt, das es an Feinheit mit der beſten Zeichenkohle aufnimmt. Viel mehr als zuvor zeigte ſich jetzt auch das ſogenannte nassi, ein als Kameelfutter gern verwendetes Gras, und das hamar, eine „bläulich-weiße, ſtachlichte Pflanze“, die von den Pferden gern gefreſſen wird; das adr, das Lady Blunt hier als einen „Buſch (?) mit ſteifen grünen Blättern und bräunlich gelben Blüthen“ erwähnt, kommt auch noch ſüdlich von Aalem ſehr häufig vor.



Schloß des Emirs von Hail.

Am Nachmittag des 17. erreichte man endlich eine Stelle, von wo aus man die am ſüdlichen Horizont auftauchenden Berge von Tſchobba erblicken konnte; das Barometer zeigte hier eine Höhe von 3040 Fuß an. Da man von demſelben Punkte nach Norden hin auch noch die Felſen von Aalem wahrnahm, wurde hier ein längerer Aufenthalt zur Orts- und Routenbeſtimmung gemacht. Die beiden nächſten Tage, in denen das ſchon einmal erblickte Ziel wieder in unerreichbare Ferne zu entſchwinden ſchien, waren für Menſchen und Thiere der Karawane gleich ſchwer. Der Sand ſchien immer tiefer zu werden, die Kameele, von denen einige vor übergroßem Durſt nicht mehr freſſen mochten, konnten kaum ſich ſelber, geſchweige denn die Laſten tragen; nur ein ungewöhnlich ſtarkes und großes Thier hielt aus, und ihm wurde allmälig ein Theil der Laſten nach dem andern aufgebürdet. Am 19. Januar legte man nur eine Mile in der Stunde zurück; die Leute, die bis hierher verhältnißmäßig guten Muth gezeigt hatten, wurden ernſt und ſchweig-

Digitized by Google

ſam. Seit einigen Tagen benutzten ſie ſämmtlich jede Ruhepauſe zu eifrigem Gebete, weniger wohl um des Ernſtes ihrer Lage willen, als um wieder in die Gewohnheit der religiöſen Uebungen zu kommen, die ſie während der ganzen Reiſe vernachläſſigt hatten, und die ſie nun, wie ſie meinten, in dem ſtreng wahhabitiſchen Nedſchd, „wo die Gebete Mode ſeien", brauchen würden. Das Niveau der Nefûd ſtieg jetzt ziemlich bedeutend an. Mittags zeigte das Barometer 3300 Fuß über dem Meere. Ein weiter Umblick, den man von hier aus hatte, zeigte in einer endlos bis zum ſüdlichen Horizont noch ſich hinziehenden Sandfläche im Vordergrunde eine eigenthümliche Inſelgruppe: mehrere phantaſtiſch geformte Felſen, zwiſchen denen ſich eine große vertiefte Fläche wie ein trockener See ausbreitete. Es war Dſchobba; die eigentliche Oaſe mit dem Dorfe noch durch einen der vorliegenden Berge verdeckt. Ein raſcher mehrſtündiger Ritt über den bald feſter werdenden Boden brachte die Reiſenden nach dem Dorfe, wo ſie für ihre langſam nachfolgenden, ermatteten Begleiter Quartier machten.

Dſchobba iſt ein durch ſeine Lage und Umgebung ebenſo merkwürdiger wie maleriſch ſchöner Ort. Sein Name Dſchobba oder Dſchubbah bedeutet „Brunnen", und in der That liegt es auch in einer tiefen, brunnenartigen Senkung in der Nefûd, die jedoch nichts mit den hyſeinſeeförmigen Vertiefungen, den Fuldſchs gemein hat: nicht, als vielleicht die ſeltſame Unerklärlichkeit ihres Urſprunges und Be-

Wohnung der Reiſenden in Hail.

ſtehens. Es iſt eine große, ſandfreie Fläche in dem Wüſtenmeere, 400 bis 500 Fuß unter dem durchſchnittlichen Niveau deſſelben, und etwa 3 Miles breit; ein Becken, dem von Dſchôf nicht unähnlich, aber anſtatt von Sandſteinfelſen von der Nefûd umgeben. Daß es einſt ein See geweſen, iſt zweifellos; denn die ſeltſam geformten Felſen, die aus ihm emporragen, zeigen die Spuren des Waſſers. Das unerklärliche Wunder beſteht aber in der Permanenz der hohen Sandwände, die an einigen Stellen ſteil zu dem kleinen Thal abfallen, das anſcheinend in ewiger Gefahr verſchüttet oder allmälig verſandet zu werden daliegt. Am Rande des Beckens, deſſen Boden eine von weitem täuſchende, bläuliche Färbung hat, liegt das aus 80 Häuſern beſtehende Dorf mit ſeinen kleinen Palmengärten und einer Gruppe alter knorriger Ithelbäume am Eingange. Die kleinen Häuſer, die aus der Nähe geſehen Armuth und Unſauberkeit der Bewohner verrathen, nehmen ſich auf dem Hintergrunde der Bäume, von den gewaltigen dunkelrothen Sandſteinfelſen überragt, maleriſch genug aus. Die Felſen erheben ſich 700 bis 800 Fuß über das Thal, das ſeinerſeits eine Höhe von 2860 Fuß über dem Meere hat. Die Brunnen, die ſehr waſſerreich ſind, haben eine Tiefe von 75 Fuß.

Zwei Tage lang verweilten die Reiſenden in dem kleinen Orte, deſſen ärmliche und faſt ohne jeden Berkehr mit der übrigen Welt lebende Bewohner ſie zuerſt mit zudringlicher Neugier, dann mit unverhohlenem Widerwillen betrachteten. Die drohenden Bemerkungen über die nazeni (Chriſten), welche die Europäer hier vernahmen, waren das erſte und letzte Beiſpiel von Intoleranz und religiöſem Fanatismus, das ihnen während ihrer ganzen arabiſchen Reiſe entgegengetreten iſt.

Mit neuen Kräften verſehen, wurde am Morgen des

Digitized by Google

21. die Wanderung wieder angetreten. Die Nefûd mit ihren Fulbschs und Sandhügeln zeigte sich hier unverändert, der stellenweis reiche Graswuchs frisch und grün. Am ersten Tage traf man wieder auf zahlreiche Antilopen- und auch mehrere unverkennbare Wolfsspuren. Von Vögeln wurde ein Bussard und ein grauer Würger gesehen. Als einen Vorboten der Civilisation, der man sich wieder näherte, begrüßte man einen Schäfer, der sich mit seiner aus 40 Schafen bestehenden Herde auf dem Wege nach Hail befand. Dort sollte, wie er sagte, in den nächsten Tagen der Zug der von Mekka zurückkehrenden persischen Pilger eintreffen; ihnen wollte er seine Thiere vertaufen. Die Schafe von Nedschd haben mehr Aehnlichkeit mit Ziegen, als mit unserm Schaf. Es sind schlanke, hochbeinige Thiere, mit langem, seidenartigem Haar anstatt der Wolle; langen, hängenden Ohren und glattem Gesicht. Körper und Füße sind schwarz; der Kopf weiß, jedoch mit schwarzen Flecken um die Augen und schwarzer Nase.

Am Nachmittag des 22. Januar hatte man von einem hohen Sandhügel aus zuerst einen schönen Blick auf die Kette des Dschebel Schammar, die sich mit seltsam gestalteten, an die Sierra Guadarama erinnernden Gipfeln weithin nach Osten und Westen erstreckte. Am folgenden Tage, Vormittags, erreichte man Ignieh, ein kleines, am Fuße der Berge gelegenes Dorf, das außer seinen Palmengärten eine Umgebung von größeren, gut bewässerten und nicht ummauerten Gerstenfeldern aufzuweisen hat, die ihm einen ebenso seltenen wie freundlichen Anstrich von „Ländlichkeit" geben. Unmittelbar hinter Ignieh kommt man auf harten Boden; es ist nicht mehr der Sandstein von Dschöf und Dschobba, sondern fein zerbröselter Granit, der ihn bedeckt. Allenthalben auf der Ebene zeigen sich einzelne Blöcke rothen Granits, hin und wieder auch Gruppen kleiner rundlicher Felsstücke, zwischen denen Grün emporwuchert. Die Vegetation hat sich vollständig verändert; von den Pflanzen der Nefûd ist hier nichts zu sehen, anstatt ihrer erkannte Lady Blunt verschiedene Sträucher einiger ihr vom Sinai her bekannter Arten; auch kleine Akazien der von den Pilgern „Feuriger Busch" genannten Art, sowie auch ein dickblättriges, dicht am Boden sich ausbreitendes Gewächs, das von den Arabern „gheyseh" genannt und als besonders heilsam für die Augen hoch geschätzt wird. Das Gebirge, das aus dieser schmalen Ebene allmälig ansteigt, ist von einer unglaublichen Schönheit. Im Vordergrunde steigen einzelne Gipfel inselartig empor; schroffe Abhänge und weit vorspringende Tells geben ihnen ein phantastisches Aussehen; weiter hinten zieht sich die blaue Bergkette, die nur selten von einem schluchtartigen Thale unterbrochen zu sein scheint und sich fast ebenso abrupt wie der Sinai ohne eigentliche Vorberge oder vorgelagerte Hügelland aus der Ebene erhebt. Das Lager der Reisenden befand sich auf dieser Ebene in einer Höhe von 3870 Fuß über dem Meere.

Nachdem man am 23. den Führer nach Hail vorausgesandt und durch ihn die Erlaubniß des Emirs zum Betreten der Stadt erlangt hatte, machte man sich in der Frühe des nächsten Morgens auf den Weg. Die Stadt liegt am östlichen, nicht am südlichen Abhange des Gebirges, wie die Reisenden vermuthet hatten. So führte der Weg nicht hinüber, sondern längs der Berge auf der Ebene hin. Zwei ansehnliche Dörfer, El Akeyt und El Ita, wurden passirt; endlich, nachdem man einen niedrigen nach Westen ziehenden Hügelrücken überschritten hatte, sah man Hail vor sich liegen: eine große, durch die vielen zwischen den Häusern liegenden Palmengärten aber wenig imposante Stadt, von einer etwa zwölf Fuß hohen Mauer umgeben. Einen großartigen Eindruck macht nur das gewaltige Schloß, das an der Nordseite der Stadt sich erhebt, ein kolossaler Bau mit starken, 50 bis 60 Fuß hohen Mauern und runden Thürmen. Am Thore der Stadt von einem Beamten des Emirs und einer militärischen Wache empfangen, wurden die Reisenden sogleich nach dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Hause geleitet. Den ersten Eindruck, den sie von den Straßen von Hail empfing, schildert Lady Blunt als den einer „unbehaglichen, gewissermaßen unnatürlichen Sauberkeit und Ordnung". Es sah aus, als könnte zwischen diesen glänzend weißen Mauern auf dem reingefegten Boden der Straßen nie das rege Leben und Treiben einer großen Stadt sich entfalten oder entfaltet haben.

Das Haus, das zum Empfange der Reisenden hergerichtet war, lag nahe bei dem Schlosse. Es war, wie die Mehrzahl der arabischen Wohnhäuser, ein Doppelhaus, dessen eine aus der Kawah und zwei kleinen Zimmern bestehende Abtheilung für die Männer bestimmt ist, während die andere, die einen kleinen Hof, eine offene Halle und hinter derselben zwei Kammern zu enthalten pflegt, gewöhnlich als Harem benutzt wird. Eine besondere Annehmlichkeit bei diesem Hause war, daß es gegen die Straße durch eine hohe Mauer mit einer verschließbaren Thür geschützt war, sowie, daß auch die inneren Räume sämmtlich mit eigenthümlichen hölzernen Schlössern und ebensolchen Schlüsseln verwahrt werden konnten.

Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen.

Von **E. Metzger.**

II.

Die Messerleiter ist manchmal mehr als sechs Meter hoch; sie wird aus zwei senkrechten Bambus gebildet, zwischen denen, nach Art der Sprossen, Messer mit der Schneide nach oben eingesetzt sind. Häufig ist auf jedes Messer ein Amulet von Papier aufgeklebt, welches den Zauberjungen beschützen soll, möglicherweise aber keinen andern Zweck hat, als zu verbergen, daß die Klinge stumpf ist. Die Zauberer, welche die Leiter besteigen sollen, müssen, wie dies bei jedem Fall von einiger Bedeutung nöthig, sich erst durch Gebet und Fasten reinigen, ehe sie zu ihrem Dienste zugelassen werden. Sie sondern sich in einem für diese Vorbereitung bestimmten Häuschen ab und bleiben drei Tage ohne alle Speise und ohne andern Trunk als Wasser oder Thee in demselben. Sie murmeln dort ihre Gebete und Beschwörungen und verlassen ihren Aufenthaltsort erst, wenn der Festtag angebrochen ist. In diesem Zustand müssen sie sich auf die Leiter begeben.

Sie sind von oben bis unten mit Amuleten behangen

Digitized by Google

und ersteigen die Leiter an einer Seite, um an der andern hinunter zu steigen. Während dies vor sich geht, ertönt die aufregende Musik der Gongs und der Trommeln und die Künstler werfen Zauberpapiere mit geheimnißvollen Schriftzügen und Amulete unter das Volk. Jeder, dem es gelingt, ein solches Zeichen zu erwerben, fühlt sich sehr glücklich, da man glaubt, daß der Besitz eines solchen dieselbe Kraft verleiht, welche dem Zauberer eigen ist und die vom Volk überschätzt wird.

Die Messerbrücke ist eine horizontal liegende Messerleiter, bei der die Klingen so eingesetzt sind, daß die Schärfe nach oben gekehrt ist. Trotzdem die Quälereien, welche die Zauberjungen sich auflegen, wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu erregen, schenkt ihnen das Volk im Allgemeinen keine besondere Beachtung; es ist eben nur zu häufig in der Gelegenheit, dies Schauspiel zu sehen, wieder ein Beweis für die praktische Richtung, da man, wie erwähnt, sich Mühe giebt, der Amulete, von denen man sich Vortheil verspricht, mächtig zu werden; den Personen aber, die durch ihre Leiden den Amuleten die wundertätige Kraft verleihen, schenkt man keine Beachtung, wie denn überhaupt der Chinese im Allgemeinen die äußeren Zeichen seiner Religion mit vollständiger Gleichgültigkeit betrachtet.

Wie schon erwähnt, werden die „Jungen“ für ihre Produktionen bezahlt, trotzdem glaube ich entschieden, daß sie doch sich in einem ekstatischen Zustande befinden, weil sie, welches auch der Grund sein mag, weshalb sie sich zu diesen Aufführungen hergeben, sei es auch nur die reine Sucht nach Gewinn, doch immerhin in der Meinung verkehren, daß wirklich ihr Körper bestimmt ist, den Geistern zur fleischlichen Hülle zu dienen, und in dieser Weise ein Zustand in ihnen erzeugt wird, den die Priester benutzen, um die Masse des Volks glauben zu machen, daß man es wirklich mit übernatürlichen Geschöpfen zu thun hat, welche sich der körperlichen Form bedienen, um dem Zug des Götzen, für Alle sichtbar, folgen zu können. Der Glanz der Procession wird vermehrt, das Interesse des Volks erregt und lebendig erhalten, weil sich jetzt Fleisch gewordene Götter in der Gestalt von Zauberjungen in derselben bewegen, und — hier zeigt sich wieder die praktische Seite der Chinesen — sie geben ja Amulete her und können sich dem gewöhnlichen Menschen auch in anderer Weise nützlich machen. Natürlich wird dann dieses Schneiden und Quälen und alle die Martern, denen die Zauberjungen sich unterwerfen, benutzt, um das Volk glauben zu machen, daß der in den Körper des Zauberers gefahrene Gott demselben nicht nur hilft, daß er keine Schmerzen empfindet, sondern auch alle nachtheiligen Folgen seiner Verwundungen von ihm fern hält, so daß ihre Wunden mit überraschender Schnelligkeit heilen. Zu diesem Zweck bedecken die Zauberer dieselben mit einem Amulet von Papier, auf welchem geheimnißvolle Zeichen geschrieben sind, trinken Wasser und anderes Getränk, in welches sie die Asche von solchen Amuleten gemengt haben, verschmähen jedoch, wie de Groot hinzusetzt, höchst wahrscheinlich die mehr praktischen Salben auch nicht. Es ist meiner Ansicht nach sehr zu bedauern, daß er keine Gelegenheit gehabt zu haben scheint, sich Sicherheit zu verschaffen, ob sie die gewöhnlichen Heilmittel ganz verschmähen.

In Niederländisch-Indien sieht man diese Sachen nur in sehr kleinem Maßstab und selten; wie es scheint, werden die Zauberer an der Ausübung ihrer Kunststücke verhindert, wie man aus der oben erwähnten Konfiskation verschiedener Marterwerkzeuge schließen kann, oder sie betreiben dieselben ganz im Geheimen. Wenn auch, wie ich schon einmal in einem andern in diesem Blatt erschienenen Aufsatz erwähnte[1]), die niederländisch-indische Regierung allen Religionen gegenüber recht tolerant ist, so sieht sie doch keine Erscheinungen, welche sich über das Gewöhnliche erheben und mit dem eigentlichen Gottesdienst nichts zu thun haben; man betrachtet deshalb alle Propheten, Seher, Visionäre, unverwundbare Menschen und Auferstandenen als für die Ruhe der Gemüther sehr gefährliche Menschen; wirklich haben sie auch bei allen Unruhen, sei es, daß dieselben von Eingeborenen oder von Chinesen ausgingen, eine sehr große Rolle gespielt.

Was übrigens gewöhnlich als „Zauber“ von den Chinesen gegen Bezahlung gezeigt wird, beschränkt sich großentheils auf allgemein bekannte Taschenspielerstücke, wobei auch das (wirkliche) Herumterstoßen einer scharfen Waffe mit sehr langer Klinge durch den Mund bis in den Magen (habe ich wohl behaupten hören und der Länge der Waffe nach sollte ich die Behauptung für richtig halten) und das Zermalmen von Glas durch Kauen eine große Rolle spielen. Bei allen diesen Kunststücken wird übrigens wohl weder durch Chinesen noch durch Eingeborene an übernatürlichen Einfluß geglaubt.

Dagegen glaubt das Volk an die Kraft der Zauberer in anderer Beziehung, oder wenigstens an die ihnen innewohnende Kraft der Götter. So kommt es vor, daß man in Krankheiten, in welchen die Patienten von den Aerzten aufgegeben sind, die Hülfe des Gottes anruft. Es kommt dann zunächst darauf an, seine Erlaubniß zu erhalten, sein Bild aus dem Tempel zu dem Kranken zu bringen; unter Gebet und Opfern wartet man auf seine Zustimmung zu dem Zuge. Man wirft Würfel; fallen sie ungünstig, so wird neuer Weihrauch entzündet, werden neue Opfer gebracht und hiermit fortgefahren, bis ein glücklicher Wurf folgt. Sein Bild wird nun ohne besondere Feierlichkeit zu dem Kranken getragen, ein „Zauberjunge“ mit seinem Messer und seinem Schwert folgt, sticht sich das Messer durch die Wangen und zerfleischt sich den Rücken mit seinem Schwerte; in diesem Zustand der Ekstase giebt er allerlei Aufklärung über die Art der Krankheit und die Heilmittel, die dagegen angewandt werden sollen. Manchmal wird auch der Gott selbst befragt; das Ende einer der Stangen, mittels welcher die Sänfte, in der er sich befindet, getragen wird, wird auf einen Tisch gelegt und nun bringt der Gott, wenn er günstig gestimmt ist, die Sänfte incl. Träger in eine solche Bewegung, daß der Name der Krankheit in geheimnißvollen Zeichen auf dem Tisch aufgezeichnet wird. Natürlich weiß man, wenn man einmal den Namen kennt, auch welche Arzneimittel angewendet werden müssen. Wenn der Götze sich unwillig zeigt, seinen Beistand in dieser Weise zu leihen, so zieht die ganze Gesellschaft wieder ab und der Gott leitet die Schritte der Träger seines Bildes vor irgend ein Haus, wo man Heilmittel findet. Ein solcher Zug geht mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich; ein Verwandter des Kranken mit seinem schönsten Hut auf dem Kopf begleitet denselben unter den Schlägen eines Gongs, ein Junge mit einer schwarzen Fahne neben ihm, auf der Sänfte des Gottes brennen Lichter, an der Lehne seines Stuhls sind fünf Fähnchen von verschiedener Farbe, roth, blau, weiß, schwarz, gelb, angebracht. Wenn der Apotheker die Träger nach ihrem Verlangen fragt, bekommt er keine Antwort — sie wissen es ja selber nicht — und er muß sich an den Gott selbst wenden. Zu diesem Zweck nennt der Verwandte den Namen der Krankheit, der Apotheker stellt nach und nach alle Mittel, die ihm einfallen, auf den Tisch; hat er das richtige

[1]) „Globus“ 17, S. 219.

Digitized by Google

getroffen, so drückt der Gott den Stuhl ein wenig voraus, wenn das dargebotene Arzneimittel nicht das richtige ist, drängt er die Träger zurück; dies dauert zuweilen ziemlich lange und manchmal nimmt man auch verschiedene Mittel mit. Wird der Kranke besser, so empfängt der Gott eine reichliche Belohnung an Goldpapier, Weihrauch u. s. w.; stirbt er, so macht niemand ihm und den Trägern einen Vorwurf.

Wenn man den Besuch des Gottes in Gestalt seines Bildes vermeiden will, ruft man die Hilfe von zwei Zauberjungen an. Diese martern sich am Krankenbett, um sich in die richtige Stimmung zu bringen, dann fassen beide einen in der Mitte zusammengebogenen Pfirsich- oder Weidenzweig, jeder an einem Ende, und laufen damit durch die Straßen, wie von einer höhern Macht getrieben, hin und her. Endlich kehren sie an das Krankenbett zurück, wo unterdessen ein Tisch, dessen Platte mit feinem Sande oder ähnlichen Stoffen bestreut ist, bereit gestellt wurde. Nun wird das gebogene Ende dem Sande genähert und fängt da an allerlei merkwürdige Zeichen niederzuschreiben, aus denen durch die Eingeweihten der Name der Krankheit und der Medicin entziffert wird. Doch ist es auch genügend, wenn nur an einem Ende des Zweiges sich ein Zauberer befindet, und das andere in profaner Hand ruht.

Uebrigens giebt es auch eine Art von weiblichen Medien, die namentlich durch das schönere Geschlecht in Thätigkeit gesetzt werden, um sich mit verstorbenen Verwandten zu unterhalten. Sobald diese „Puppentante" gerufen wird, um Hilfe zu leisten, wird zunächst den Göttern geopfert, dann überzeugt man sich, ob kein Mann in der Nähe ist, weiter aber müssen alle klassischen Werke, namentlich die „große Lehre des Confucius" (die allem Zauber geführlich zu sein scheinen), aus dem Zimmer entfernt werden. Die „Puppentante" setzt sich nieder, fällt scheinbar in Krämpfe, während der Schweiß über ihre Stirn strömt, dann wandert die Seele in die Unterwelt. Nach einigen Augenblicken scheint der Körper wieder lebendig zu werden, sie spricht abgebrochen über den Todten, wird auch wohl über ihn befragt, und antwortet, wenn ihr dies möglich ist. Wenn dies nicht der Fall ist oder wenn die Sache lange genug gedauert hat, scheint sie plötzlich zu erwachen, empfängt ihre Bezahlung und giebt an einem andern Ort eine weitere Vorstellung. Dieselbe Scene wird noch auf eine andere Weise aufgeführt, wobei eine Puppe das Medium bildet, doch gehört dies mehr zur schwarzen Magie. - Im Allgemeinen jedoch werden alle diese Sachen durch die gebildeten Chinesen mit Verachtung behandelt; die Zauberer werden nicht einmal einer der vier Klassen zugezählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Südwärts nach Santa Barbara.

Dem Reisenden, welcher das südliche Californien besuchen will, stehen von San Francisco zwei Routen dorthin offen: die eine mit der Central- und Südpacificbahn durch das San Joaquinthal und die Mohavewüste auf der mittlern Längenachse des Staates direkt nach Los Angeles (482 Miles); die andere, näher an der Küste, mit dem westlichen Zweige der Südpacificbahn durch das Santa-Clara- und das Salinasthal nach Soledad, von dort mit der Stagekutsche nach San Luis Obispo, und weiter über Santa Barbara und San Buena Ventura — entweder in Postkutschen zu Lande, oder in Küstendampfern von Hafen zu Hafen — ebenfalls nach Los Angeles, dem Dandelsemporium jenes blühenden Gebiets. Ich lade den Leser ein, mich auf einer Reise auf letzterer bei Weitem interessantern, der sogenannten Küstenroute nach dem Süden des Goldstaats, zu begleiten, welche ich zu wiederholten Malen und zwar zuletzt im Sommer 1881 zurücklegte.

Die Eisenbahnfahrt von San Francisco direkt südwärts nach Soledad (143 Miles) gewährt dem Reisenden ein treffliches Bild von den reichen californischen Ackerbaubistrikten. Bis nach der „Gartenstadt" San José führt die Bahn in einer Länge von 50 Miles durch das schöne Santa-Clara-Thal bei einer Reihe von blühenden Landstädtchen und prächtigen Villen der Millionäre San Franciscos vorbei, durch eine mit parkähnlichem Baumwuchs geschmückte Ebene, die im Westen vom Küstengebirge, im Osten von den südlichen Ausläufern der Mount-Diablo-Range, wo der Mount Hamilton bis 4440 Fuß Höhe aufragt, begrenzt wird[1]). Der rege Eisenbahnverkehr zwischen San Francisco und San José (12 567 Einwohner[2]), welche Plätze durch zwei Schienenwege — je einer an jeder Seite der großen Bai — mit einander verbunden sind, spricht deutlich genug für die hohe Kulturentwickelung dieses Theiles von Californien.

Von San José zweigt sich gen Westen eine 30 Miles lange engspurige Eisenbahn nach Santa Cruz (3898 Einwohner) ab, dem Hauptorte an der Bai von Monterey, welche Stadt mit ihren am weißen Strande ausgebreiteten Badehäusern und dem freundlich ländlichen Aeußern eine Lieblingssommerfrische der San Franciscoer geworden ist. Diese Bahn führt über das romantische Küstengebirge durch eine der schönsten Hochwaldungen Californiens. Die mehrere hundert Fuß aufstrebenden gewaltigen Rothtannen (red woods) erregen dort die Bewunderung jedes Reisenden; der Blick in die waldumschlossenen Thäler, die blumenreiche Vegetation, der bereits südliche Farbenschmelz des Landschaftsbildes, die Aussicht von der Höhe auf das zwischen grünen Hügeln malerisch eingemittete Santa Cruz und den weiten blinkenden Spiegel des Stillen Oceans bilden zusammengenommen eine Reihe von unvergeßlichen Bildern.

Bei einer Fahrt mit der Eisenbahn verliert man aber

[1]) Siehe Globus XXIX, Nr. 9 und 10: „Das Santa-Clara-Thal."

[2]) Alle Bevölkerungsangaben sind dem V. St.-Census von 1880 entnommen.

Digitized by Google

leider den Anblick mancher Sehenswürdigkeit, und man gewinnt z. B. bei dem raschen Vorübereilen nur einen unbestimmten Eindruck von der Größe der Riesstämme. Das „Hotel de Redwood“ imponirte mir vor sechs Jahren bedeutend. Damals existirte die Eisenbahn noch nicht, und ich sprach bei einer Stagefahrt durchs Gebirge in diesem originellen Gasthause vor. Dasselbe ist in eine gewaltige Rothtanne hineingebaut worden: unten das Schänkzimmer, oben die Schlafkabinen — drei Stockwerke — im Baum!

Der die Bai von Monterey umschließende Landstrich ist eine Zierde von Californien. Obstgärten, reiche Farmen, Weinberge, Villen, Seebäder und Vergnügungsorte reihen sich dort aneinander. Ein hohes Vorgebirge schützt Santa Cruz vor den Nordwinden und giebt diesem Platze eine so angenehme gleichmäßige Temperatur, als befände man sich hundert Meilen weiter südlich. Die prächtigen Thäler des nahen Küstengebirges bieten dem Besucher dieses californischen Nizza eine solche Fülle von schönen Ausflugspunkten, daß ihm die Wahl oft schwer fallen wird, wohin er sich begeben soll. Der Blick vom Strande über die grünen Ufergelände und die 28 Miles breite Bai hinüber nach Monterey, wo eine langgestreckte malerische Bergkette das Panorama im Süden begrenzt, ist herrlich. Der Fremde meint hier ein altes Kulturland, anstatt erst vor einem kurzen Menschenalter besiedeltes Gebiet vor Augen zu haben.

Die Hauptbahn führt von San José südwärts über Gilroy (1621 Einwohner) nach Watsonville (1799 Einwohner), dem Centrum des fruchtbaren Pajaro- (sprich: Pächárō) Thales, von wo sich eine andere engspurige Bahn, am Ufer der Montereybai hinlaufend, nach Santa Cruz abzweigt. Bald darauf treten wir in das Salinasthal ein, welches von der Eisenbahn seiner ganzen Länge nach südwärts bis nach Soledad durchzogen wird. Während im Santa-Clara-Thal die Zucht von halbtropischen Früchten — Mandeln, Feigen ꝛc. — und der Anbau von feinen Obstarten, die in Masse nach den östlichen Staaten exportirt werden, den Hauptverdienstzweig der rührigen Bevölkerung bilden, sind das Pajaro- und das Salinasthal wahre Weizenkammern geworden. Es ist eine Freude, diese unermeßlichen, wohlkultivirten Getreidefelder vor den Augen vorbeifliegen zu sehen, wenn man auf der Eisenbahn jene reichen Thäler durcheilt. Die californischen Landstädte gewähren einen überaus behäbigen Anblick. Schmucke Geschäftshäuser, ansehnliche Hotels, freundliche Privatwohnungen und eine mehr städtisch als ländlich sich ausnehmende Bevölkerung überzeugen den Fremden auf den ersten Blick, daß hier der Wohlstand, der große Träger der Kultur, eine Heimstätte gefunden hat.

In dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters hat die Energie der anglo-germanischen Neuankömmlinge die Hilfsquellen dieses Landes rapide entwickelt. Die Ueberbleibsel der mehr als hundert Jahre ihnen vorangegangenen spanisch-mexikanischen Herrschaft nehmen sich heute wie Ruinen aus, die bald ganz vom Erdboden verschwinden müssen. Im Spiel und leichtsinnigen Leben entäußerten sich die früheren Besitzer des Landes unglaublich schnell ihrer irdischen Güter, und jetzt sind sie die verachtete Race geworden. Vom Werthe des Geldes hatten diese „Greasers“ und Hidalgos nie eine Ahnung. Stellte sich Ebbe in ihren Taschen ein, so borgten sie von den Amerikanern zu lächerlich hohem Zinsfuß, was sie gerade gebrauchten, verpfändeten und verloren einen Theil ihres Grundbesitzes nach dem andern, und wurden schließlich von ihren Gläubigern aus Haus und Hof gejagt und auf die Straße gesetzt. Jetzt sind sie die Parias der Gesellschaft geworden, und da sie zum Arbeiten zu stolz und zu träge sind, so wird es ihnen unmöglich sich wieder emporzuraffen, und sie verschwinden allmälig von der Weltbühne. Niemand wird dies bedauern. In Amerika gilt das Sprüchwort: „Sorge für dich selber, und der Teufel hole den Letzten!“ (Everybody for himself and the Devil catches the hindmost.) Die spanisch-mexikanische Bevölkerung in Californien hat der Teufel bereits beim Kragen gepackt; und schwerlich wird er sie wieder loslassen — zum Segen der Kultur! —

Acht Miles nördlich von Salinas City zweigt sich bei Castroville wieder eine engspurige Bahn ab, die nach Monterey (1400 Einwohner) führt, wo die Millionäre der Central- und Südpacificbahn ein prachtvolles Hotel und eine Seebadeanstalt in großem Stil einrichten ließen, womit den anderen Seebädern an der Montereybai bei Aptos und Santa Cruz in den letzten Jahren eine unliebsame Konkurrenz gemacht wurde. Jene Eisenbahnkönige scheinen entschlossen zu sein, das alte ganz heruntergekommene Monterey — die ehemalige Hauptstadt Californiens, wo am 7. Juli 1846 der Anschluß dieses Gebiets an die Union zuerst proklamirt wurde — zu neuem Glanze emporzubringen. Die Eisenbahnverwaltung läßt täglich Kurierzüge von San Francisco nach Monterey zu halbem Fahrpreis laufen, und es geschieht in Monterey alles Mögliche, um den Reichen der großen Goldstadt den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Die Bequemlichkeiten der Seebäder sind vorzüglich. Das Aufbauen einer größern Stadt in der Nähe der alten Monterey scheint aber trotz aller Mühe der Eisenbahnmillionäre noch ziemlich problematisch zu sein. Das prächtige Hotel del Monte in Monterey steht allerdings da und der Strand mit dem weichen weißen Sande und der hereinschwellenden Brandung bietet den denkbar besten Badegrund, — aber die Geschäftsstraßen, Boulevards, Theater und andere Zeichen einer werdenden Großstadt existiren bis jetzt dort nur in der Phantasie.

Der Hauptort im Salinasthale ist Salinas City (118 Miles von San Francisco), ein blühendes Landstädtchen von 1500 Einwohnern. Am dortigen Eisenbahndepot sind riesige Waarenspeicher erbaut worden, in denen der Weizen des Thales lagert, ehe er auf der Eisenbahn nach San Francisco befördert wird. Im Salinasthal sind gegen 130 000 Acker unter Kultur gebracht worden. Die meistens mit Weizen und Gerste bepflanzten Getreidefelder erstrecken sich von Salinas City bis nach Soledad in einer ununterbrochenen Reihenfolge dreißig Meilen weit. Eine fatale Zugabe in den Weizenfeldern ist der dort häufig vorkommende wilde Senf, welcher dieselben im Frühjahr oft arg überwuchert. Die mit hellgelben Blüthen geschmückten mannshohen Büsche sehen allerdings recht hübsch aus; aber dem Farmer sind dieselben ein Dorn im Auge und er bemüht sich, doch stets vergeblich, dieselben auszureuten. In neuerer Zeit hat man den Samen des wilden Senfs zu verwerthen versucht. Er wird von eigens dazu konstruirten Maschinen eingeheimst, in Mühlen zu einem recht guten „Mustard“ verarbeitet, und findet als solcher einen profitablen Markt. Das Bestellen und Abernten der Getreidefelder geschieht hier, wie überall in Californien, durch Maschinen der neuesten Konstruktion, welche vom Osten eingeführt werden. Ohne dieselben würde es bei der verhältnißmäßig geringen disponiblen Arbeitskraft in diesem Lande ganz unmöglich sein, die ungeheuren Ernten zu bewältigen. In der Nähe von Salinas City befindet sich die größte „Butterranch“ im Staate. Von 1500 Kühen erzielt man dort jährlich etwa 150 000 Pfund Butter. An Stelle des Butterns mit der Hand,

Digitized by Google

wie es „zu Großmutters Zeit“ üblich war, ist hier das Buttern mit Dampfkraft gerieten, und auch die Temperatur in den Milchhäusern wird durch Dampfheizung regulirt.

Von Soledad, dem nur aus wenigen Lagerhäusern und „Stores“ bestehenden südlichen Endpunkt der westlichen Division der Südpacificbahn, setzte ich am Abende des 21. Juni meine Reise nach Süden in der Stagekutsche fort. Mein nächster Bestimmungsort war San Luis Obispo, 110 Miles von Soledad entfernt. Nachdem wir das obere Salinasthal durchkreuzt hatten, gelangten wir zunächst in das Thal des San Antonio. Schafsherden weideten hier auf dem mit spärlichem Graswuchs bestandenen Boden und die Gegend wurde immer öder und steriler, je weiter wir kamen.

Während der Nacht drehte sich die nur selten stockende Unterhaltung unter den Mitreisenden meistens um Straßenräuber, welche die Stages auf dieser Route mitunter anhalten, um die mit Geld und Werthsachen gefüllten Expreßkisten in Obhut zu nehmen. Auf den Stagelinien, die von den Minenlagern nach der Eisenbahn führen, sind solche Unterbrechungen des Reiseprogramms nichts Seltenes, da die Wegelagerer dort meistens auf gute Beute rechnen können und in den menschenleeren Wildnissen leicht entkommen. In einem Landstriche wie der, durch welchen wir reisten, wo der Telegraph einen Ueberfall sofort bekannt macht und die Diener des Gesetzes wie Bluthunde an die Fersen der Uebelthäter hetzt, hätte ich an eine solche Gefahr nicht gedacht, die, wie ich jetzt erfuhr, jeden Augenblick an uns herantreten konnte.

Der Kutscher pflegt bei einem Ueberfall auf das erste Kommando eines oder mehrerer ihm mit einer Doppelflinte aufs Korn nehmenden Straßen-„Agenten“ schleunigst anzuhalten, die unter seinem Sitz stehende Expreßkiste herauszulangen und diese auf die Straße zu werfen. Dann wird einer der Räuber ihm ein peremptorisches „go on!“ zurufen, worauf jener mit der Peitsche auf die Gäule einhaut und rasch weiterfährt. Keinem Kutscher wird es einfallen, sein Leben für eine noch so werthvolle Expreßkiste in die Schanze zu schlagen, weshalb die Expreßgesellschaft mitunter wohlbewaffnete Schutzwachen mitschickt, erprobte Männer, welche das ihnen anvertraute Eigenthum muthig vertheidigen. Die Räuber, welche dies wissen, überfallen daher selten solche von Agenten der Gesellschaft beschützte Stages.

Nur ausnahmsweise werden die Reisenden von den Straßenräubern belästigt. Frauen sind vor geborenen amerikanischen Wegelagerern vollständig sicher. Nur die Mexikaner machen hierin eine unrühmliche Ausnahme. Dieselben ziehen die Reisenden beiderlei Geschlechts meistens bis aufs Hemd aus und nehmen ihnen Alles fort. Sogar die Koffer und Mantelsäcke werden von ihnen erbrochen, wogegen ein auf Anstand und Kaste haltender amerikanischer Straßenräuber sich nie an solchem Privateigenthum vergreift. Das Reisen in Arizona und an der mexikanischen Grenze ist deshalb weit gefährlicher, als nördlich von Los Angeles, weil die mexikanischen Wegelagerer nur selten die nördlicher gelegenen Kulturgebiete betreten, wo sie sich nicht heimlich fühlen. Als Regel kann man annehmen, daß der amerikanische Räuber es nur auf die Expreßkisten abgesehen hat, wogegen der Mexikaner so ziemlich Alles nimmt, was er bekommen kann. Sind die Expreßkisten leer, so kommt es allerdings mitunter vor, daß auch ein amerikanischer Räuber die Herren auszusteigen bittet und ihre Uhren und Baarschaften mit Beschlag belegt. Dabei ist es jedoch Usus, jedem Passagier fünf Dollars Kleingeld zurückzuerstatten, damit er sich im nächsten Städchen Logis und Essen verschaffen und nach Hause telegraphiren kann, daß ihm sofort ein neuer Baarvorrath geschickt werde.

Ein mitfahrender in Rindvieh handelnder jüdischer Kaufmann, der eine ansehnliche Rolle Papiergeld und einen schweren Goldsack bei sich führte, war während unserer Nachtreise ziemlich nervös und namentlich um seinen Goldsack besorgt, den er nirgends im Wagen sicher verbergen konnte. Das Papiergeld vertraute er einer mitreisenden Dame an, welche dasselbe in ihr Mieder steckte, wo es gut aufgehoben war. Kein Straßenräuber hätte es gewagt, diese Dame zu belästigen, indem er sich dadurch der Verachtung aller seiner Genossen Preis gegeben haben würde. Die dichten Gebüsche (Chapparels), welche oft ganz nahe an der Fahrstraße lagen, wurden von uns stets mit Mißtrauen beobachtet, da sie die denkbar trefflichsten Schlupfwinkel für Wegelagerer boten. Es passirte uns übrigens während dieser Nachtfahrt kein nennenswerthes Abenteuer. Der Rindviehhändler athmete aber erst wieder auf, als wir am nächsten Morgen die Ansiedelung San Miguel — 82 Miles von Soledad — erreichten, da die Gefahr eines Ueberfalls hier so ziemlich überstanden war.

In der Nähe von San Miguel passirten wir die Ruinen der gleichnamigen „Mission“. Die an hundert Jahre alten in Schutt sinkenden Adobe-Mauern, die von dem längst eingestürzten Dache zerstreut umher liegenden Ziegel u. s. w. boten ein Bild des Verfalls, wie mir Aehnliches noch nicht in Amerika vor Augen gekommen war. Kein Mensch bekümmerte sich um diese seit fast einem Menschenalter ganz verlassene Ruinenstätte. Man scheint es der Sonne, dem Wind und Wetter überlassen zu haben, die Ueberbleibsel jener von den alten Padres aufgeführten Bauten vom Erdboden verschwinden zu machen; und es hat allerdings den Anschein, daß dieselben in kurzer Zeit keine Spur ihres Daseins, als höchstens einige Schutthaufen, zurücklassen werden.

Die californischen „Missionen“, theils ziemlich gut erhalten, theils in Ruinen sinkend, findet man in der Nähe der meisten bedeutenderen Städte des Staates, von San Francisco bis nach dem äußersten Süden. Die katholischen Padres, welche die ersten civilisirten Niederlassungen von Californien gründeten, verstanden es, die besten Plätze für die Anlage dieser Missionen auszuwählen. Die neuen Ansiedler pflegten sich in der Nähe der Missionen niederzulassen, welche so die ersten Centren der Kultur wurden, wie z. B. die von San Francisco, Monterey, San Luis Obispo, Santa Barbara, San Buena Ventura, Los Angeles und San Diego. Außer diesen liegen eine Menge Missionen, namentlich im südlichen Californien, im Innern des Staates, die jedoch fast sämmtlich nach und nach verlassen wurden und in Verfall gerathen sind. Die von einer Veranda umgebenen Gebäude wurden aus Adobes aufgeführt und mit rothen Dachpfannen gedeckt. Die Kirche erhob sich ein Stockwerk höher als die sich ihr anschließenden einstöckigen Gebäude, und das Ganze wurde von einer mit Ziegeln gekrönten Mauer eingeschlossen; Gartenbau, Weinbau und Viehzucht waren die Lieblingsbeschäftigung der alten Padres, welche sich durch Gastfreundschaft auszuzeichnen und das Leben von der gemüthlichen Seite zu nehmen verstanden.

Nach einer Fahrt von 6 Miles gelangten wir in einen offenen Eichenwald, und bald darauf erblickten wir die Gebäude der in Californien berühmt gewordenen „Paso Robles-Hot Springs“ vor uns, wo wir unser Frühmahl in dem geräumigen Speisesalon des Gasthauses einnahmen. Die schwefelhaltigen „El Paso de Robles“-(Paß durch den Eichenwald) Heilquellen werden viel von Kranken besucht, namentlich von solchen, die an chronischen rheumati-

Digitized by Google

schen Beschwerden leiden. Es befinden sich dort die vorzüglichsten natürlichen Schlammbäder in Amerika, mit einem Hitzegrad von 110° F., nebst einer Menge von heißen und kalten Mineralquellen. Für die Bequemlichkeit der Kranken ist, was Baden, Essen und Logis anbetrifft, ganz gut gesorgt. Im Uebrigen ist fast gar nichts zur Verschönerung des Ortes geschehen, und die in der primitiven Eichenlichtung zerstreut umher stehenden Gebäude nehmen sich so prosaisch wie nur denkbar aus. Nichts erheitert hier die Kranken. Es giebt im Paso Robles weder Musik noch Theater, keine hübschen Spaziergänge, keinen Park, keinen Kursaal ꝛc. Trotzdem verdient der Platz seinen Ruf als vorzügliche Heilanstalt in vollem Maße, und es ist die Zahl derjenigen, welche hier Heilung fanden, nachdem sie dieselbe an vielen anderen Gesundbrunnen vergebens gesucht, eine recht erkleckliche zu nennen. Von einem Vergnügungsorte im Sinne deutscher Heilbäder ist hier aber gar nicht die Rede. Das Etablissement sieht fast wie ein Lazareth aus, und der Anblick der vielen auf Krücken herumhinkenden oder müde unterschleichenden Kranken und Rekonvalescenten genügt, um einem Gesunden alle Lebenslust zu verleiden. Ich gab meine Absicht, hier einen Ruhetag zu machen, schleunigst wieder auf, sobald ich dies entdeckte, ließ zum Aerger des Wirthes meinen bereits abgeladenen Koffer sofort wieder auf die Stage setzen und reiste noch am selbigen Tage nach San Luis Obispo weiter.

Die Reise von Paso Robles nach der 30 Miles von dort entfernten bedeutenden Ortschaft San Luis Obispo führte mich zunächst durch das fruchtbare Thal Santa Margueritа, wo wieder einmal hübsche Farmen und Ansiedelungen das Auge erfreuten. Dann überstiegen wir die sich quer vorbauende St.-Lucia-Range, gelangten jenseits dieser Bergkette in das Thal von San Luis Obispo und erreichten bald darauf die ansehnliche Stadt gleichen Namens.

San Luis Obispo (2234 Einwohner) ist in raschem Aufblühen begriffen und scheint die allgemeine Geschäftsstagnation der letzten vier Jahre, welche namentlich das südliche Californien betroffen hat, so ziemlich überwunden zu haben. Es fanden hier gerade große Landverkäufe statt und der Ort war voll von Mexikanern und Mischlingen, deren Hauptbeschäftigung sich in einem Pferderennen konzentrirte. Diese ehemaligen Herren des Landes hatten sich mit dem letzten Flitterstaat, der ihnen übrig geblieben war, ausstaffirt, sprengten auf ihren mit silberbeschlagenen Sätteln und mit Ledertroddeln bedeckten Ponies wie Kunstreiter die Straßen auf und ab, und nahmen sich mit ihren schirmartigen Sombreros, den großen Radsporen, dem halb spanischen Anzuge und dem wettervebenden Blick höchst imposant aus. Beim Pferderennen spielten sie selbstverständlich die erste Rolle und ließen es sich nicht nehmen, ihre letzten disponiblen Dollars dort in Wetten anzulegen oder zu vertrinken.

San Luis Obispo ist das natürliche Centrum eines an landwirthschaftlichen Ressourcen reichen Distriktes, dessen Hauptprodukte in Wolle und Weizen bestehen. Der Platz ist die einzige bedeutendere Ortschaft zwischen Saltnas City und Santa Barbara auf einer Strecke von 250 engl. Meilen, und bildet ein Gemisch aus den Stilen der alten mexikanischen Städte und neuerer amerikanischer Bauten. Adobe-Wohnungen, eine alte Kathedrale, die Gebäude einer „Mission“ stehen zwischen Häusern neuern Stils. Viele „eingeborene Californier“ (native Californians), d. h. die Nachkommen des alten spanisch-mexikanischen Volkselements, leben in der Nachbarschaft des Ortes, und man kann die Eigenthümlichkeiten dieser Race hier vielleicht besser als irgend sonstwo in Californien studiren.

Durch eine Eisenbahn ist San Luis Obispo mit dem 9 Miles entfernten Port Harford verbunden, wo die Küstendampfer, welche von San Francisco nach San Diego fahren, regelmäßig anlegen. Ich machte einen Ausflug nach jenem Hafenorte und war erstaunt über die kolossale Menge von landwirthschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion und die Massen von Kaufmannsgütern aller Art, welche der dort gerade am Quai liegende Dampfer „Orizaba“ auslud. Es war dies der deutlichste Beweis von den großen natürlichen Hilfsquellen jenes Gebietes, da alle diese Maschinen und Waaren doch im Innern des Landes eine profitable Verwendung finden mußten. Der Hafen von Port Harford ist ziemlich offen und gegen Stürme keineswegs so geschützt, wie es wohl wünschenswerth ist. Mehrere im offenen Fahrwasser liegende Klippen nehmen sich höchst gefährlich aus und sind, namentlich bei den hier häufig vorkommenden dichten Nebeln, eine recht unangenehme Zugabe dieses Hafens.

Am Abend des 23. Juni trat ich meine Weiterreise nach Santa Barbara (110 Miles von San Luis Obispo) mit der Stage auf dem Landwege an. Bald lagen die Berge von San Luis Obispo, unter denen die „Zwillingsschwestern“ (twin sisters) mit ihren grünen hochgewölbten Kuppen besonders malerisch ins Auge fielen, hinter uns, und wir gelangten in eine Sandebene, welche wir langsam durchkreuzten. Sieben Miles breit war diese Sandfläche, die sich 14 Miles vom Meere ins Land erstreckt. Hier und da wuchsen einige verkrüppelte Eichen und niedriges Salbeigebüsch, sonst nahm sich diese Sandstäche genau so aus, als ob sich das Meer erst vor Kurzem von hier zurückgezogen hätte. Dichte Nebel wallten von dem nur vier Miles entfernten Oceane herüber, welcher uns mit donnernder Brandung einen Gruß durch die stille Nacht herüberrief.

Jenseits der Sandebene gelangten wir in das fruchtbare Santa-Maria-Thal und passirten das freundliche Städtchen Guadalupe, welches gegen 350 Einwohner zählt. Auch hier bemerkte ich die Ruinen einer alten Mission. 15 Miles von San Luis Obispo erreichten wir das Thal des Arroyo Grande (big Creek), durch welches wir den größten Theil der Nacht hinfuhren.

Froh war ich, als die Sonne emporstieg. Bald saß ich wieder auf meinem Lieblingsplatze auf dem Kutscherbock, wo ich mit Hilfe einer echten Habana und meiner Kognakflasche schnell eine intime Bekanntschaft mit dem Rosselenker anknüpfte, der die Zügel eines muthigen Sechsgespannes ergriff. In einer Stagefahrt hinter sechs weitausgreifenden Trabern — californischen Rossen —, Schöneres giebt es nicht in der Welt! liegt tausendmal mehr Poesie, als in einer Eisenbahnfahrt, und man möchte die kommende Generation bemitleiden, daß ihr eine solche Reiseromantik ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln bleiben muß. Ein californischer Rosselenker beherrscht seine sechs wilden Renner mit einer bewundernswerthen Kunst. Das Gewirr der Zügel hält er so sicher in der Hand, als wäre es eine Spielerei; mit dem rechten Fuß manipulirt er fast fortwährend die Bremse und läßt die Räder bei abschüssigen Stellen gleiten statt hinrollen; um die Vorgwerksprünge und an Abhängen wirbelt er den Wagen herum, daß es eine Lust ist, den im Galopp vorspringenden Leitpferden zuzuschauen, die so gut wie ihr Führer zu wissen scheinen, daß das geringste Stocken an solchen Stellen das Gefährt unfehlbar zu Sturz bringen muß; er redet die Pferde zutraulich beim Namen an, und die klugen Thiere verstehen augenscheinlich seine noch so leise gesprochenen Worte.

Und welch eine herrliche Gegend, von welcher die grauen Nebel sich schnell verzogen, breitete sich hier um uns aus! Die mit langem Moos behängten Eichen standen parkähn-

Digitized by Google

lich malerisch auf den grünen schwellenden Hügeln; Hunderte von Erdeichhörnchen sprangen rechts und links am Wege auf, jagten sich in lustigen Kapriolen oder flüchteten sich in ein sicheres Versteck; Rinder- und Schafherden weideten auf den grünen Plänen und an den Bergabhängen; vor uns thürmten sich die dunkelblauen Küstengebirge empor, die langgestreckte Kette der Santa-Ynez-Range, an deren westlichem Fuße Santa Barbara liegt.

Jetzt kreuzen wir das Bett des niedrigen Santa Ynez, der sich im Winter in einen brausenden Gebirgsstrom verwandelt, und vor uns liegen die waldbedeckten Abhänge des St.-Markus-Berges.

Der Santa Ynez strömt in westlicher Richtung am nördlichen Fuße des gleichnamigen Gebirgszuges hin und ergießt sich einige Meilen südlich von Point Purissima in den Stillen Ocean. An seinem untern Laufe liegt in einem reichen Alluvialthale die Temperenz-Kolonie Lompoc, wo sich ungefähr 1400 Ansiedler niedergelassen haben, die dem Genusse jedweden Getränks, das berauschender als Thee ist, bei ihrer ewigen Seligkeit abschworen. In dem an 300 Einwohner zählenden Städtchen Lompoc wagte es nur einmal ein Deutscher, einen Trinksalon zu etabliren. Er wurde jedoch prompt verjagt und sein Haus in die Luft gesprengt. Seitdem kann man in Lompoc weder einen Schoppen Bier, noch ein Glas Wein, noch einen sonstigen Magenstärker für Geld oder gute Werte erwerben. Die Kolonie wurde im Jahre 1874 gegründet und das Land in derselben zu hohen Preisen auf dem Auktionswege an Ansiedler verkauft, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Verkauf oder Genuß von Bier, Wein und Schnaps dort auf ewige Zeiten untersagt sei. Daß sich nur wenige Deutsche unter diesen Wasserstimpeln niedergelassen haben, wird wohl Niemanden Wunder nehmen!

Auf gewundenem Wege fuhren wir langsam den St.-Markus-Berg hinan, zuerst durch ein langes Cañon, dann durch prächtigen Hochwald. Auf dem Gipfel, 3200 Fuß über dem Meeresspiegel, überraschte mich eines der großartigsten Landschaftsbilder in Californien. Zwischen ungeheuren Felsblöcken hielt unser Gespann eine geraume Weile auf dem Kamm des Gebirges. Unter uns lag das liebliche Thal von Santa Barbara, Wälder und Felder und freundliche Heimstätten in wechselndem Farbenschimmer, gegen Norden die anmuthige Landschaft La Patera, im Süden die fruchtbare Fläche der Carpenteria, und in diesem Rahmen die Stadt, eingenistet zwischen grünen Blumen: dahinter der Hafen mit einem lang hinausgebauten Dami, das von der Brandung weiß umschäumte Ufer, und das unendliche weite blinkende Meer, und 20 Miles vom Lande entfernt die drei langgestreckten Santa-Cruz-Inseln. Zu beiden Seiten von unserm erhabenen Standpunkte dehnte sich das Küstengebirge — der Wall des Oceans! — in mächtiger Größe aus, und über das unermeßliche Land- und Meerbild, mit seinen reichen Farbentönen, wölbte sich ein azurklarer Himmel, von dessen Höhe die goldene Sonne ihre Strahlenglut über das großartige Gemälde herabsandte.

Die Fahrt zu Thal war stellenweise etwas gefährlich. An der Seite eines gewaltigen Abhangs führte die Landstraße über 75 breite Steinstufen frei, welche je anderthalb Zoll tief in den nackten Fels gehauen worden waren, um den Hufen der Pferde dort einen Halt zu geben. Ehe wir diese unangenehme Stelle passirten, wurden die Räder des Wagens sämmtlich mit starken Ketten festgeschlossen, und dann ging's Schritt vor Schritt, sozusagen sprungweise, in die Tiefe. Der Kutscher erzählte mir bei dieser interessanten Passage, daß hier im vorigen Winter die Leitpferde seines Gespannes 300 Fuß herabgestürzt seien und den Hals gebrochen hätten. Glücklicherweise wären bei dem „Accident" die Stränge gerissen, sonst hätten die Stage und Insassen und er und die anderen vier Gäste ohne Zweifel diesen Saltomortale mitmachen müssen.

Jetzt ging's im lustigen Trab auf gewundenem Wege bergab, und bald war das Thal erreicht. Bei Weinbergen und schmucken Farmen jagten wir vorbei, an idyllischen Wohnungen, die sich mit ihren bunten Blumengärten zwischen mächtigen Trauerweiden versteckten, und hier hielten wir vor der langen Façade des prächtigen Arlington-Hotels, das etwas außerhalb der Stadt liegt, und übergaben uns der Pflege des freundlichen Wirthes, des „Colonel" Hollister, des Besitzers von halb Santa Barbara, der in Californien den Ruf eines vollendeten Gentleman besitzt. 220 Miles waren wir durch Berg und Thal kutschirt, seit wir vor 48 Stunden Soledad verlassen hatten.

Das Tätowiren bei Europäern.

R. A. Heinrich Wuttke hat in seinem Werke „Die Entstehung der Schrift" (Leipzig 1872) auch dem Tätowiren einen großen Abschnitt gewidmet und mit vielem Fleiße dort zusammengetragen, was wir über diese merkwürdige Sitte bei den Naturvölkern wissen; aber seine ganze Darstellung krankt an der vorgefaßten Ansicht, daß im Tätowiren der Ursprung der Schrift zu suchen sei. Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Ursprunge der seltsamen Sitte werden wir am besten belehrt durch eine kleine Abhandlung von W. Krause „Vom Tätowiren" im ersten und einzigen Hefte der Mittheilungen des Göttinger anthropologischen Vereins (1874). Daß aber auch in Europa, zumal in Frankreich, Italien, England, das Tätowiren sehr verbreitet ist, erfahren wir aus einer neuen Schrift des Dr. Lacassagne[1]), aus der wir hier einige interessante Auszüge geben wollen, die allerdings manchen, der die niederen Volksklassen nicht kennt, überraschen dürften.

In den Großstädten und Seehäfen Frankreichs findet man Leute, die Tätowiren als Profession treiben. Ihr gewöhnliches Verfahren besteht darin, daß sie mit Hilfe einer oder mehrerer feiner Nadeln, die an einem Holzgriffe befestigt sind, auf die straffgespannte Haut Bilder durchpausen, die auf Oelpapier entworfen sind. Die Sammlung derselben bieten sie den Liebhabern zur Auswahl an. Doch zeichnen die Geschickten unter ihnen auch nach eigner Erfindung das verlangte Bild mit der Feder auf die Haut. Dann stechen sie die in färbende Flüssigkeit getauchten Nadeln in schiefer Richtung bis zur Tiefe eines halben Millimeters in die Haut ein, indem sie immer den Linien der Zeichnung folgen. Manche machen nur einen einzigen Stich, andere stechen ein zweites Mal, um deutlichere Konturen zu erhalten, immer in schiefer Richtung, aber nur bis zur Tiefe eines Millimeters. Dann wird die Haut gewaschen, ent-

[1]) Les tatouages. Etude anthropologique et médico-légale par le Dr. Lacassagne. Avec planches. Paris, J. B. Baillère et fils, 1881.

Digitized by Google

weder mit Wasser, oder mit Speichel, oder auch mit Urin, angeblich um der der Operation folgenden Entzündung vorzubeugen.

Im Jahre 1871 schreibt in New-York ein Mann gleich fertige Platten besessen zu haben, auf welchen Nadeln so befestigt waren, daß sie ein Bild gaben. Man brauchte diese nur an die zu tätowirende Stelle anzudrücken, und die ganze Operation war in einem Zeitraum von einer Minute gemacht, während sie bei dem gewöhnlichen Verfahren 15 bis 25 Minuten beanspruchte.

Die am häufigsten gebrauchten Farben sind Tusche, geflossene Holzkohle, Zinnober und blaue Tinte, seltener Indigo.

Die dichte Menge der Nadelstiche bewirkt einen entzündlichen Zustand der Haut, begleitet von Jucken und Bildung von Schorf, welcher 5 oder 6 Tage, bis er abfällt, die Zeichnung verdeckt. Dann aber zeigt sie sich in ihrer ganzen Reinheit, und nach Verlauf eines Monats hat sie sich endgültig festgesetzt, so daß sie nie wieder vergeht, wenn sich auch meist im Laufe der Jahre merkliche Veränderungen einstellen. Aber die Sache läuft nicht immer so glatt ab, denn Autoren wie Rayer, Parent-Duchatelet, Casper, Tardieu haben schwere Erkrankungen im Gefolge der Tätowirung verzeichnet und selbst Todesfälle eintreten sehen.

Dr. Berchon kennt 18 Fälle schweren Entzündungsfiebers, 6 Fälle, wo Brand eintrat, 4, wo eine Amputation nöthig wurde, und 4, die den Tod zur Folge hatten. Einmal beobachtete er die Entwicklung einer Abergeschwulst. Hutin, Rollet, Robert ferner führen Beispiele an, daß dem Tätowirten, ohne daß er es ahnte, Syphilis eingeimpft wurde, indem der giftige Speichel des venerischen Tätowirers in die Nadelstiche gebracht und durch die Lymphgefäße unter der Haut aufgefangt wurde.

Der Laune, sich mehr oder weniger seltsame Sinnbilder oder Sprüche in die Haut graviren zu lassen, folgt begreiflicherweise manchmal der lebhafte Wunsch, sich eines Males zu entledigen, das seinen Träger leicht irgendwie compromittiren kann. Diesen Wunsch rechtfertigen eine Menge Umstände, die man sich wohl denken kann, und die Mittel ihn zu erfüllen stammen aus den ältesten Zeiten. Schon Aetius, Paulus Aeginensis und Avicenna erwähnen dieselben.

Alte oder neue Tätowirungen wieder verschwinden zu machen, wendet man folgende Mittel an: die Zeichnung wird mit einer in Salzsäure oder noch besser Salpetersäure getauchten Nadel wieder aufgestochen, oder aber es werden leichte Einschnitte über der Zeichnung in die Haut gemacht und diese mit Salpetersäure bestrichen. Die dadurch entstehenden Narben lassen die frühere Existenz von Tätowirungen nur sehr schwer erkennen. Die Araber greifen im gleichen Falle zu einem Pflaster von ungelöschtem Kalk und schwarzer Seife; diese Mischung hinterläßt eine Narbe wie von einem Zugpflaster.

In einem Falle, welchen Lacassagne erwähnt, hat folgendes Verfahren den besten Erfolg gehabt. Es besteht darin, „die Zeichnung mit Sauerkleesalz, welches in leicht mit Kochsalz versetztem Wasser aufgelöst ist, wiederzustechen.“ Die Lösung muß dabei ganz dick sein. Diese Operation macht den betreffenden Theil der Haut leicht anschwellen; es bildet sich Schorf und wenn dieser abfällt, ist die Tätowirung verschwunden (vorausgesetzt, daß die Operation gut ausgeführt wurde) und läßt nur kleine weißliche Narben zurück, welche mit der Zeit ebenfalls vergehen.

Zum Zwecke der Reproduktion der zahlreichen Tätowirungen, welche ihm vor die Augen kamen, hat Lacassagne ein ebenso einfaches wie sinnreiches Verfahren angewendet. Es ist von wirklichem Interesse, dasselbe weiter bekannt zu machen, denn es muß jedenfalls für wissenschaftliche Beobachtungen eine Basis von unansechtbarer Gleichartigkeit liefern.

Dies Verfahren ist folgendes. „Durchsichtige Leinwand wird auf den betreffenden Körpertheil gelegt; die Zeichnung scheint sich deutlich durch und man kann mit einem gewöhnlichen Bleistifte leicht ihren Umrissen folgen. So hat man eine mathematisch genaue Wiedergabe des Bildes, welches sichtbar wird, wenn man die Leinwand auf ein Blatt weißen Papieres legt. Man führt jetzt mit blauer oder rother Tinte über die Linien hin, je nachdem die Tätowirung die eine oder die andere Färbung zeigt. Ist dies geschehen, so wird die Leinwand auf eine Pappe geleimt, deren Größe sich nach der der Tätowirung richtet. Auf die Rückseite der Pappe schreibt man folgende Bemerkungen, durch welche die Beobachtung vollständig wird: 1. Laufende Nummer. 2. Name und Vorname des Tätowirten. 3. Geburtsort. 4. Beschäftigung und Kenntnisse. 5. Datum und Alter der Tätowirungen. 6. Dabei angewendete Verfahren. 7. Anzahl der Sitzungen. 8. Dauer derselben. 9. Notizen über den Tätowirer. 10. Beschreibungen der Tätowirungen. 11. Ihr Sitz. 12. Ihre Lage. 13. In der Färbung eingetretene Veränderungen. 14. Ob nach der Operation Entzündung eingetreten ist? 15. Wie lange hat die Tätowirung gebraucht, um ganz fest zu werden? 16. Welches ist der gegenwärtige Zustand der Tätowirung? 17. Ist sie verlöschi? 18. Ist sie absichtlich ausgetilgt? 19. Ist sie abgeändert? 20 Sittlichkeit des Tätowirten.“

Sind diese Angaben immer dieselben, so kann man die Beobachtungen unter einander vergleichen und bestimmte Resultate daraus ziehen.

Lacassagne hat die Erfahrung gemacht, daß die direkte Anwendung der Photographie kein befriedigendes Resultat giebt. Die verunglückten Versuche, welche er mit einem geschickten Photographen Lyons in diesem Sinne angestellt hat, haben ihm erlaubt, sich hierüber ein entscheidendes Urtheil zu bilden. Hat man dagegen die Bilder erst auf der Pappe, so liefert die Photographie sehr schöne Resultate.

Was das Wesen der Tätowirungen betrifft, so hat Lacassagne ein Verzeichniß von 1303 derselben angefertigt, die er theils in den Militärzuchthäusern, theils in den afrikanischen Bataillonen gesammelt hat; diese Truppen sind bekanntlich aus Leuten zusammengesetzt, welche wegen Fahnenflucht, Diebstahls oder Unterschlagung verurtheilt sind oder eine unverbesserliche Unbotmäßigkeit gezeigt haben. Unter den 1303 Tätowirungen zählt Lacassagne 91 patriotische und militärische Sinnbilder; 98 beziehen sich auf den Stand des Tätowirten, 111 sind Inschriften aller Art, 149 militärische, 260 sinnbildliche, 280 sind erotisch, 344 frei erfunden oder historischer Art.

Und welche Triebfeder, welche Einflüsse sind es, denen diese Leute nachgeben, wenn sie auf den sonderbaren Einfall kommen, sich die Haut mit großsprecherischen oder abgedroschenen Sprüchen, mit Figuren, bisweilen obscöner Art, bedecken zu lassen, die noch dazu meist jedem Kunstsinne Hohn sprechen? Diese Frage ist nicht ohne Interesse; die Untersuchungen in dieser Richtung lüften den Schleier über der wirklich psychologischen Seite des Gegenstandes. Die von Lacassagne gesammelten Beispiele sind Dank ihrer Genauigkeit und Vielfältigkeit wohl geeignet, die Lösung der Frage ganz besonders zu erleichtern.

In Frankreich und seinen Besitzungen beginnt man schon in der Kindheit, im Alter von 6 und 7 Jahren, sich tätowiren zu lassen; allgemeiner wird diese Verkehrtheit im 16. und 18. Jahre. Darin verräth sich der Einfluß einer Sitte der Werkstätten. Kindisches Wesen im Bunde mit Un-

Digitized by Google

wissenheit thut viel für die Verbreitung der Unsitte. Von 378 Individuen, welche diese Thorheit begangen hatten, erklärten zwar nur 79, nicht lesen zu können; aber die Bildung der 299 anderen war, wenigstens bei der großen Mehrheit, ganz elementar. Wenn sich ein Zwanzigstel über das niedrigste Niveau erhob, so ist es viel.

Das Soldatenleben scheint nur einen vernünftigen Einfluß in dieser Beziehung zu haben. Nicht ebenso ist es mit dem Seemannsleben und besonders dem Aufenthalt im Gefängnisse. Hier scheint der Müssiggang einen vorwiegenden Einfluß auszuüben. Man läßt sich tätowiren aus Langweile, oder indem man den anderen nachahmt, nur um die Zeit todtzuschlagen; und wenn man einmal damit begonnen hat, so giebt es kein Aufhalten mehr. Daher bietet keine Menschenklasse ein so weites Feld für Beobachtungen dieser Art wie die der Verbrecher.

Es giebt hier Leute (Lacassagne kennt ganz besonders merkwürdige Beispiele), deren Körperoberfläche in eine wahre Bildergalerie verwandelt ist. Die gleiche Neigung theilen die Prostituirten mit den Verbrechern.

Arbeiten von Lombroso thun dar, daß auf die Verbreitung des Tätowirens auch der Aberglaube und daneben die politische Gesinnung nicht ohne Einfluß sind, besonders in Italien. Hier ist die Sitte unter den Namen Marcon-zito, Segno, Devozione bekannt, und besonders die Bauern, die Hirten und die piemontesischen Soldaten sind ihr ergeben.

Am Heiligthume von Loretto finden sich mareatori, die ein frommes Geschäft aus dem Tätowiren machen und für die Summe von 60 bis 80 Centimes das Bild des heiligen Sakraments, eines Kruzifixes, eines Schutzheiligen in die Haut stechen.

Lombroso hat eine Gesammtsumme von 6782 Tätowirten verglichen, von denen 3886 Soldaten und 2896 Verbrecher, Prostituirte oder verurtheilte Soldaten waren. Er hat bei manchen, die stark im Verdacht standen, Mitglieder der Camorra zu sein, Zeichen gefunden, deren Verständniß ihm fehlte und deren Erklärung ihm ohne Ausnahme verweigert wurde.

Alles in allem sind in Italien nächst den militärischen Sinnbildern die religiösen am zahlreichsten.

Im Allgemeinen jedoch hat dies Land nicht das Monopol für den Aberglauben. Nach der Erzählung verschiedener Reisender, wie z. B. Ernst Godart, werden die Pilger, wie sie jedes Jahr nach Jerusalem kommen, mit einer manchmal unverschämten Zudringlichkeit von den frommen Industriellen daselbst genöthigt, sich irgend ein Erinnerungszeichen an ihren Besuch des heiligen Ortes einstechen zu lassen. Und merkwürdigerweise verstehen nur wenige dem Drängen Widerstand zu leisten.

Was den Sitz der Tätowirungen betrifft, so wechselt derselbe je nach der Laune der Liebhaber; jedoch bemerkt Lacassagne, daß er sie nie auf der äußern Fläche des Dickbeins beobachtet hat. Am gewöhnlichsten befinden sie sich auf der innern Seite des Vorderarmes; hier sind die auf die Beschäftigung bezüglichen Sinnbilder im Ueberflusse vorhanden. Die Gegend des Nabels, das Gesäß und das männliche Glied haben das Privilegium für schlüpfrige Gegenstände; die Brust und das Gesicht tragen sentimentale Kundgebungen des Zornes und Hasses, der Liebe oder der Bezagtheit.

Lacassagne erinnert sich an eine beträchtliche Zahl von Beispielen. Wir wollen nur im Vorbeigehen einige davon aufführen. Auf den Armen finden sich Bilder von Werkzeugen, wie sie der Beschäftigung des betreffenden Individuums eigenthümlich sind, ein Kompaß, ein Hammer, ein Ambos; oder auch ein Reiter, ein Infanterist, ferner Anker, gekreuzte Flintenläufe mit der Devise: „Mein Arm gehört meinen Freunden;“ u. s. w. Auf der Brust ist zu sehen ein Wilder mit dem Banner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Dolch in einer Wunde steckend, geflammte Herzen, der Name der Geliebten; auf dem Bauche Personennamen und bei den Prostituirten, bei europäischen ebenso wie bei arabischen, wenn sie noch jung sind, Männernamen, wenn sie im Alter schon vorgeschrittener sind, Frauennamen; auf dem männlichen Gliede ein Pfeil, ein Frauenkopf und anderes; auf jedem Hinterbacken ein Auge, ein preußischer Soldat und ein Zuave die Bayonette kreuzend und darüber die Inschrift: On n'entre pas.

Einer, der auf der ganzen Oberfläche seines Körpers tätowirt war, trug so eine vollständige Generalsuniform auf dem Leibe. Als Fieschi wegen Fälschung verurtheilt wurde und in Folge dessen seines Ranges als Ritter der Ehrenlegion verlustig ging, ließ er sich einen Orden der Ehrenlegion auf die linke Brust tätowiren.

Die Gedanken, die vermittelst der Tätowirung niedergeschrieben sind und deren Sitz oft genug die Stirn ist, verrathen gewöhnlich eine kindische Eitelkeit oder bestialische Rohheit; da findet man: „Mag kommen, was da will.“ — „Das Zuchthaus wartet mein.“ — „Wehe den Besiegten.“ — „Auf Leben und Tod.“ Andere Gedanken sind in Rebusform eingekleidet; wieder andere sind ein Ausfluß des Hasses, wie „Schmach und Schande über die falschen Freunde.“ — „Tod den französischen Offizieren.“ Noch andere, wie die folgenden, verrathen das Gefühl der gänzlichen Muthlosigkeit und Verzweiflung: „Verlassen und allein, denn meine Freunde sind todt.“ — „Märtyrer der Freiheit.“ — „Die Vergangenheit hat mich betrogen, die Gegenwart macht mich unglücklich, die Zukunft flößt mir Furcht ein.“

Vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin aus betrachtet, auf den wir jedoch nicht weiter eingehen wollen, können die Tätowirungen geheime Gedanken und Leidenschaften, überhaupt die herrschende Sinnesrichtung verrathen. Besonders die auf die Beschäftigung sich beziehenden Bilder sind werthvolle Merkmale, wo es sich darum handelt, die Identität der Person festzustellen.

Diejenigen Zeichen, welche die Verbrecher tragen, sind charakteristisch durch ihre Zahl, ihren Sitz, und, wenn man sich so ausdrücken darf, durch die mystische Sprache, welche sie reden, sei sie obscön oder gehässig.

Endlich verdient noch eine Bemerkung von Lombroso, welche Lacassagne bestätigt, wiedergegeben zu werden. Die ganz einzig dastehende Menge von Tätowirungen, wie man sie bei Verbrechern findet, ist ein Zeichen der Abstumpfung der Hautempfindlichkeit, die sie mit den Wilden gemein haben und die sie auf der socialen Stufenleiter dem Naturmenschen nahe bringt.

Das Gebiet der Tätowirungen bei Naturvölkern hat Lacassagne leicht berührt; wir folgen ihm hier nicht weiter, da hier bei Wuttke u. a. Besseres vorliegt. Wir haben uns an den Grundgedanken seines Werkes, der diesem das Siegel einer unleugbaren Originalität aufdrückt, gehalten. In Uebereinstimmung mit Lacassagne stimmen wir mit seiner Schlußfolgerung überein,

> „daß bei der eingeborenen Bevölkerung des Occidents in unserer Zeit die Tätowirung eine nur bei Ungebildeten in Gunst stehende Sitte ist, und daß dieser äußerliche Ausdruck des Denkens ein Zeugniß ist für die Herrschaft der von keinem Gegengewicht niedergehaltenen Naturtriebe eines in seiner Entwickelung nur wenig fortgeschrittenen Charakters.“

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die hydrographische Aufnahme des Onega-Sees schreibt der russ. „Reg.-Anz.": Der Onega-See hat in den letzten Jahren eine mehr und mehr zunehmende industrielle Wichtigkeit bekommen; an seinen Ufern sind viele neue Sägemühlen entstanden, bei Schungi sind Steinkohlen entdeckt worden und die Poststraße von Powjenetz nach dem Weißen Meere wurde ausgebaut. Alles dies trug zur Belebung der Dampfschifffahrt auf dem See bei und erhöhte die Nothwendigkeit einer genauern hydrographischen Untersuchung desselben. Diese begann im Jahre 1874 im südlichen Theile des Sees; 1875 wurden am westlichen Ufer die Bucht von Petrojawodsk, am Münder der Zugang zum Flusse Wodla untersucht, dessen Mündung einen guten Hafen bildet; daneben fanden einige astronomische Ortsbestimmungen statt. Die Aufnahmen des Jahres 1876, an beiden Ufern nach Süden zu fortgesetzt und mit einer Reihe von Lotungslinien quer durch den See geführt, brachten die Arbeiten der beiden Vorjahre in Verbindung. Im Jahre 1877 folgte die Untersuchung im nördlichen Theile des Sees im Distrikt von Schungi, wo die Kohlenlager entdeckt waren. Endlich von 1878 bis 1881 wurden die rückständigen Arbeiten am Westufer des See's und die Vermessung des zwischen den Arbeiten an dem westlichen und östlichen Ufer liegenden Seetheiles ausgeführt, im Jahre 1882 endlich wird der Rest der Nordhälfte des See's vermessen.

Eine andere für Erleichterung der Schifffahrt im Marienſystem wichtige Arbeit ist die 1881 begonnene Anlage eines Kanals zur Umgehung des Matko-See's, welcher neun Schleusen und die Zuleitung von Wasser in den letztgenannten See enthebrlich machte. Dieser lebhaft geförderte Bau des 10 Werst langen Kanals wird auf die Beschleunigung der Schiffsbewegung wie auf die Herabminderung der Frachten für die Fahrt auf dem Marienſystem von vortheilhaftestem Einfluß sein.

— Bei Besprechung des Salzreichthums Rußlands erwähnt der russ. „Reg.-Anz.", daß sich in dem Berge Arzagar, Kreis Gwatajewsk, Gouv. Astrachan, eine ungewöhnlich starke Schicht Steinsalz befindet, daß sich durch fast absolute Reinheit des Chlornatriums auszeichnet, bis jetzt aber noch gar nicht ausgebeutet wird. Nur für lokalen Gebrauch werden dort jährlich an 100 000 Pud Salz gewonnen.

Polargebiete.

— Der Kriegsdampfer „Pola", welcher die österreichische meteorologische Polarexpedition nach Jan Mayen bringen sollte (verg. „Globus" Bd. XLI, S. 213, 288) ist, nach vergeblichem Versuche auf jener Insel zu landen, nach Tromsö zurückgekehrt. In 14 Tagen, wo, wie man hofft, das Eis bessern Zugang gestattet, soll der Versuch wiederholt werden. Graf Wilczek ist selbst an Bord der „Pola", einem Schiff von 90 Pferdekräften und 900 Tonnen. Die Mannschaft besteht aus 16 Offizieren und 70 Mann.

— Am 22. Juni ist Sir Allen Young mit der „Hope" von Gravesend aus in See gegangen, um der vermißten „Eira" Hilfe zu bringen (vergl. „Globus" Bd. XLI, S. 352). Die Mannschaft besteht aus vier Offizieren und 32 Mann, von denen der größte Theil schon in arktischen Gewässern gedient hat. Die „Hope" ist ein Dampfschiff von 450 Tons, sie hat Lebensmittel für 40 Mann auf zwei Jahre und außerdem für die 25 Mann starke Besatzung der „Eira" auf ein Jahr an Bord und ist mit sechs Eisboten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten u. s. w. ausgerüstet. In den Instruktionen, welche das Expeditionskomité dem Führer derselben ertheilt hat, wird als wahrscheinlich angenommen, daß die „Eira" Franz-Josef-Land erreicht, aber weiter westwärts an der Küste dieses Landes überwintert habe, doch könne sie auch zum Verbringen des Winters im treibenden Eise genöthigt gewesen sein. Der von der „Hope" einzuschlagende Kurs müsse sich nach dessen in der Barentssee vorzufindenden Eisverhältnissen richten. Für den Fall aber, daß sich die Besatzung der „Eira" auf Nowaja Semlja zurückziehe, sollen in der Karma-Lulbai und auf der Admiralitätshalbinsel daselbst Proviantdepots errichtet werden, ebenso Cairns auf dem Trocken Vorgebirge (Sjufoi Nos) der Admiralitätshalbinsel und weiter nördlich an Punkten, welche heimkehrende Mannschaften wahrscheinlich besuchen würden; in diesen Cairns sind Nachrichten über die angelegten Depots zu hinterlegen. Nachdem dies geschehen, soll die „Hope" am Rande des Eises entlang kreuzen, auch nördlich in der Richtung auf Franz-Josef-Land vorzudringen suchen, falls schiffbares Wasser sich zeigt, dabei aber jedes Risiko, vom Eise besetzt zu werden, sorgfältig vermeiden. Von einem Besuche Spitzbergens wird abgerathen, weil Kapitän Palander, welcher die schwedische meteorologische Station nach der Mosselbai bringt, nach der „Eira" auszusuchen versprach. Auch sind die russischen und norwegischen Nordfahrer unterrichtet und ersucht worden, sich möglichst nach der „Eira" oder ihrer Mannschaft umzusehen.

Sir Henry Gore Booth, der am 27. Mai mit Grant in der Jacht „Kara" ausgefahren ist, um gleichfalls Leigh Smith zu suchen, teilegraphirte am 20. Juni seine Ankunft in Tromsö. (Petermann's Mittheilungen.)

— Der Walfischfahrer „Eclipse", von Peterhead, Capt. Gray, ist von Nordgrönland in Lerwick, Shetland, mit 208 Walfischen, 500 alten Seehunden, deren Ertrag auf 250 Tonnen Oel geschätzt wird, also der weitaus größten Beute, die seit vielen Jahren in Grönland gemacht worden, angekommen. Capt. Gray berichtet mildes Wetter mit Nordost- und Ostwinden; über 200 Meilen Eis waren in der Nähe von Jan Mayen während der Monate Mai und Juni verschwunden.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nebidh III. (Mit sieben Abbildungen.) — E. Meyger: Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen II. (Schluß.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien I. — Das Tätowiren bei Europäern. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 30. Juli.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Redschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

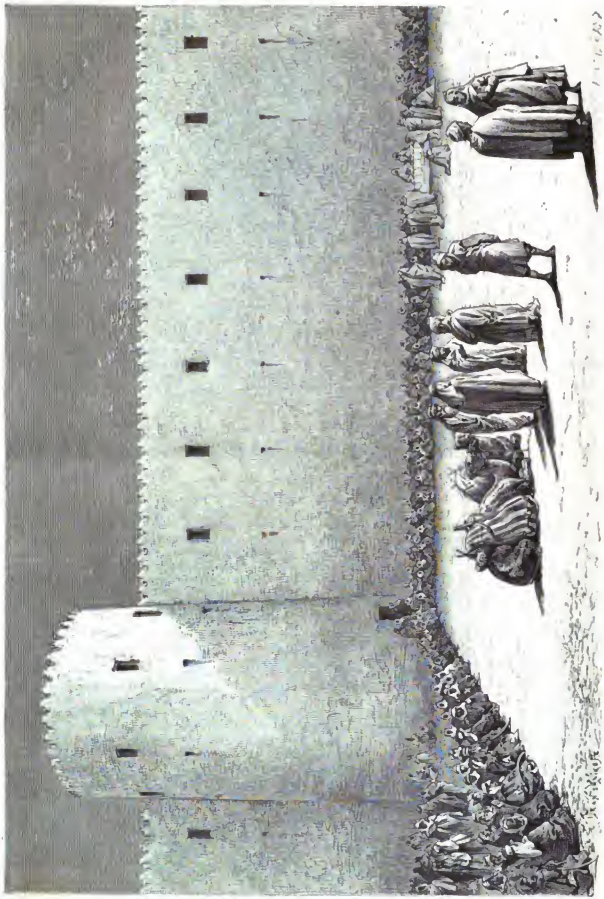
IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Gleich bei dem ersten feierlichen Empfange in der Kawah des Schlosses wurde es den Reisenden klar, daß sie sich von den Zuständen im Schammarreiche eine zu geringe Vorstellung gemacht hatten. Wie eine Verkörperung orientalischer Pracht erschien ihnen die glänzende Versammlung in dem großen, säulengetragenen Saale: der Emir mit seinem Vetter und steten Begleiter Hamûd auf einem erhöhten Platze sitzend, das Gefolge im Kreise umher stehend, Alle in den kostbarsten seidenen Gewändern und mit Waffen versehen, deren kunstvoll in Gold und Silber gearbeitete Scheiden und Griffe auf das Reichste mit Edelsteinen verziert waren. Die Ueberreichung der unerläßlichen Geschenke war unter diesen Umständen eine peinliche Aufgabe. Denn die Kleidungsstücke, die man auf dem Bazar von Damaskus ausgesucht und als das non plus ultra von Pracht für den Scheich der Schammar betrachtet hatte, sahen hier ärmlich aus und entsprachen kaum der Kleidung eines seiner Diener; ein großes Teleskop, ein Revolver und eine Winchesterbüchse, die Blunt noch hinzufügte, alles Gegenstände, die das Herz jedes Roala- oder Anezeh-Scheichs entzückt haben würden, machten hier auch kein Glück mehr: sie waren dem Emir nicht nur bekannt, sondern, wie die Reisenden später selbst sahen, schon längst in seinem Besitze vorhanden. Mit echt arabischer Höflichkeit äußerte er trotzdem seine Bewunderung, sah pflichtschuldigst längere Zeit durch das Teleskop nach der gegenüberliegenden Mauer, erwiderte Blunt's Anrede mit den freundlichsten Versicherungen seines Wohlwollens und ging dann sogleich zu dem Thema über, mit dessen ausführlicher Erörterung er sie von nun an täglich stundenlang ermüdete: zu den persönlichen und Stammesverhältnissen sämmtlicher ihnen bekannter Beduinenscheichs im Norden, zu ihren Bündnissen und Fehden u. s. w. Sein lebhaftes Interesse für den Gegenstand, die genaue Kenntniß der inneren Angelegenheiten weit entfernter Stämme ließen unschwer erkennen, daß er bei allen hierauf bezüglichen Fragen von persönlichen Motiven geleitet wurde und sich mit geheimen Absichten einer Machtvergrößerung nach Norden hin trug[1]). Waren die Schärfe und Klarheit des Urtheils und das überlegene politische Verständniß, die sich in seinen Reden offenbarten, einerseits in der That bewundernswerth, so zeigte er andererseits eine so kindische Eitelkeit und lächerliche Eifersucht, die durch die Erwähnung jedes Vorzuges bei einem andern Scheich auf das Empfindlichste beleidigt wurde, daß die Reisenden bald alle ihre Aufmerksamkeit zusammennehmen mußten, um ihn

[1]) Wie richtig diese Voraussetzung der Reisenden war, bewies Mohammed Ibn Naschid im April 1880, wo er mit einer Armee von 5000 Mann durch das Wadi Sirhân, über die Harra bis nach dem Haurân zog, alle Beduinenstämme auf seinem Wege erst besiegte und dann zu Verbündeten machte und erst 20 Meilen vor Damaskus anhielt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er in dem in immerhin möglichen Falle eines Zusammensturzes des türkischen Reiches den Versuch machen wird, das ganze Land östlich vom Jordan unter seine Herrschaft zu bringen.

Digitized by Google



Öffentliche Gerichtssitzung im Hof des Schlosses von Hail.

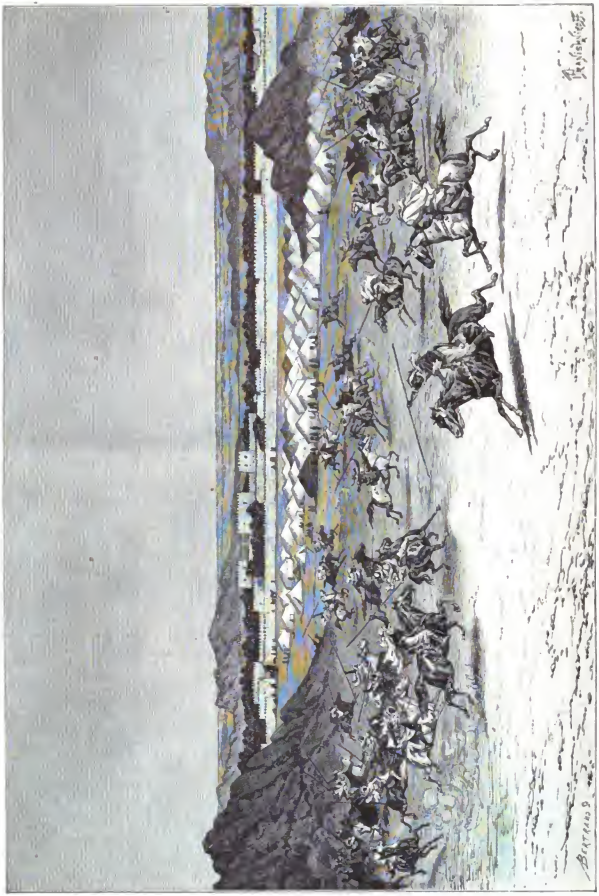
Digitized by Google

nicht durch ein unbedachtes Wort der Anerkennung für die Verdienſte oder auch nur das Glück eines Andern immer wieder zu reizen. So waren ſie herzlich froh, als er die Audienz für beendigt erklärte und ſie, nachdem noch eine gemeinſame, aus Datteln, Brot und Butter beſtehende Mahlzeit eingenommen war, aufforderte, ihn in den großen Palaſthof zu begleiten und dort dem medaehlis beizuwohnen, der öffentlichen Gerichtsſitzung, die er täglich hier abzuhalten pflegte. Der Anblick, der ſich den Reiſenden hier darbot, war in der That impoſant. Auf dem großen, etwa 100 m langen und halb ſo breiten Hofraume ſaßen in doppelter Reihe, ein großes Quadrat bildend, die Leibgarden des Emirs, 800 bis 1000 Mann, die in einer Art Uniform, dunkelbraunen Mänteln und rothen oder blauen Turbanen, dazu großen Schwertern mit ſilbernem Griffe, äußerſt ſtattlich ausſahen. Die hintere Reihe ſaß auf einer bankartigen Erhöhung, die Vorderen kauerten auf dem Boden. Für den Emir befand ſich ein erhöhter Sitz an der Hauptwand, auf dem er mit Hamûd Platz nahm. Mubarek, ſein weißer Lieblingsſklave und zugleich einer der reichſten und angeſehenſten Leute von Hail, ſtellte ſich dicht hinter ihm auf. Sein Amt war es, über die perſönliche Sicherheit des nicht ohne Grund ſtets für ſein Leben fürchtenden, mißtrauiſchen Herrſchers zu wachen. Die Gefahr, die Mohammed Ibn Raſchid beſtändig über ſich ſchweben ſah und die ſeinem Weſen das Unruhige, Unberechenbare gab, war übrigens keineswegs „officieller“ Natur; denn er ſtand beim Volke allgemein im höchſten Anſehen. Es handelte ſich einfach um die ja immerhin mögliche Vergeltung der zahlreichen Bervwandtenmorde, durch die dieſer jetzt „tugendhafteſte“ aller muslimiſchen Herrſcher ſich zur Regierung verholfen hatte. Der Verlauf der Gerichtsſitzung zeichnete ſich durch eine für europäiſche Begriffe beneidenswerthe Schnelligkeit des Verfahrens aus. Zu Zeit von einer halben Stunde wurden nicht weniger als zehn Angelegenheiten vorgenommen und erledigt. Was an Bittſchriften überreicht wurde, das las Hamûd ſogleich vor, und meiſt ſetzte der Emir ohne weitere Diskuſſion ſein Siegel darunter. Ein Streit zwiſchen zwei Einwohnern der Stadt gab Veranlaſſung zu einigen Hin- und Herreden, war aber auch in noch nicht fünf Minuten endgültig entſchieden. Am ſummariſchſten wurde mit mehreren Pilgern des am vorhergehenden Tage eingetroffenen perſiſchen Hadſch verfahren, die ſich über ungerechte Beſteuerung durch die Leute des Emirs beklagten. Sie wurden einfach abgewieſen und dann, ebenſo wie die ziemlich zahlreich verſammelte Zuſchauermenge, unter der ſich noch viele der fremden Pilger befanden, durch die Soldaten vom Hofe entfernt.

Die Stadt Hail, deren Lage Blunt um etwa 60 Miles weiter nach Süden angiebt, als ſie auf unſeren bisherigen Karten verzeichnet iſt, bietet an und für ſich wenig Bemerkenswerthes dar: kleine weiße Häuſer und große Palmengärten, auf dem Bazar wohl einiges an gutgearbeiteten Waffen, aber nichts, was auf Originalität Anſpruch gemacht hätte. Die Reiſenden empfanden es daher als keine große Entbehrung, als ſie ſich nach wenigen Tagen ſchon durch den freilich zurückgehaltenen, immerhin aber merkbaren Widerwillen der Einwohner genöthigt ſahen, ihre Wanderungen durch die Stadt einzuſtellen. Täglich mehrmals nach dem Palaſte beſchieden und von zwei Soldaten der Leibwache dorthin geleitet, fanden ſie ſich durch die Bereitwilligkeit des Emirs, ihnen die „Wunder“ des Kair zu zeigen, faſt immer für die Langeweile der unvermeidlichen politiſchen Geſpräche entſchädigt. Am zweiten Tage ſchon erbot er ſich, ſie in ſeine bisher noch von keinem Fremden betretenen Gärten zu führen. Durch ein Labyrinth ſchmaler gewundener Gänge, über verſchiedene kleine Höfe gelangte man in den Hauptgarten, einen von hohen Mauern umſchloſſenen Palmenhain, an deſſen Pforte eine Schar von ſchwarzen und weißen Sklaven den Emir erwarteten. Zahlreiche Gazellen, die hier frei zwiſchen den Bäumen umherliefen, kamen den Eintretenden entgegen, um ſich von ihnen mit Datteln füttern zu laſſen. Es waren zwei verſchiedene Arten, eine dunklere und eine hellere (wahrſcheinlich die gazelle des bois und die gazelle des plaines, welche die Franzoſen in Algier unterſcheiden) hier vertreten; beide ſollen die Gefangenſchaft gut vertragen und ſich reichlich vermehren. Eben ſo zahm wie ſie waren auch zwei große Steinböcke, die ihre ungeheuren Köpfe mit ſichtlichem Wohlbehagen von dem Emir ſtreicheln ließen. Was das Intereſſe der Reiſenden aber am meiſten in Anſpruch nahm, das waren drei der ſogenannten wilden Kühe (bakar wahhasch) aus der Nefûd, die ſie hier zum erſtenmal zu Geſicht bekamen. Mit einem Fetthöcker auf den Schultern wie die Zebus, haben dieſe weißen Antilopen in der That die größte Aehnlichkeit mit dem Rinde. Augenſcheinlich ſagte ihnen die Gefangenſchaft aber durchaus nicht zu. Wenn auch in gutem Futterzuſtande, waren ſie doch alle drei mit Anſchwellungen an den Füßen und Knieen behaftet und dabei ſo wüthend, daß die im Garten arbeitenden Sklaven ſich nicht mit Unrecht vor ihren

Zahme Gazellen im Garten des Schloſſes von Hail.

Digitized by Google



Dschereidspiel vor den Thoren von Hail.

Digitized by Google

drei Fuß langen, ungemein ſpitzen Hörnern fürchteten. Durch eine niedrige Thür, die man nur gebückt paſſiren konnte, gelangte man in den zweiten Garten, in dem die herrlichſten Citronen- (treng), Pomeranzen- und Granatäpfelbäume ſtanden. Von Blumen war auch hier nichts als eine Art Thymian vorhanden. Wieder ging es dann gebückt durch eine kleine Pforte in der dicken Mauer, aber nicht, wie die Reiſenden vermutheten, in einen dritten Garten. Zu ihrer größten und freudigſten Ueberraſchung fanden ſie ſich plötzlich, wie Lady Blunt ſagt, „an dem Hauptziele ihrer Sehnſucht“, ſahen ſie das „Ideal aller Pferdekenner und Liebhaber des edelſten Sports“, die Pferdeſtälle des Emirs von Hail vor ſich. Die politiſchen Umwälzungen, die im Laufe der letzten 20 Jahre in Nedſchd ſtattgefunden haben, und bei denen die Macht und Führung aus den Händen der Ibn Saûds von Riad in die Hände der Ibn Raſchids von Hail übergegangen iſt, haben dieſen letzteren auch das einzige in Arabien wirklich anerkannte Preſtige gegeben, das nämlich, Beſitzer der meiſten und edelſten Pferde zu ſein. Mohammed Ibn Raſchid iſt heute nicht nur der mächtigſte Scheich, er iſt auch zugleich der reichſte unter den Fürſten Arabiens und deshalb naturgemäß Eigenthümer des berühmteſten und großartigſten Geſtüts. Alle die Wunder, die Palgrave vor achtzehn Jahren mit vielleicht etwas zu lebhafter Phantaſie von dem inzwiſchen ſehr zurückgegangenen Geſtüt der Ibn Saûds berichtet hat, waren den Reiſenden jetzt über die Pferde des Emir von Hail mitgetheilt worden. In vier unbedeckten, durch Mauern von einander geſchiedenen Hofräumen ſahen ſie nun den ganzen Reichthum vor ſich: etwa 50 Stuten, 8 Hengſte und 30 bis 40 Fohlen, die an rings um die Höfe laufenden ſteinernen Krippen befeſtigt waren. Es iſt hier nicht der Ort, auf Lady Blunt's ausführliche und mit großer Sachkenntniß geſchriebene Schilderung näher einzugehen; wer ſich für Pferdezucht intereſſirt, wird in dem betreffenden Kapitel (A pilgrimage to Nedj; ch. XII) vieles Wiſſenswerthe und manche Berichtigung alter irriger Anſchauungen finden. Hier genüge es, zu ſagen,

Ein Abend bei dem Emir.

daß der erſte Eindruck, den die Fremden empfingen, der der größten Enttäuſchung war. Keines der Thiere, die ſie vor ſich ſahen, ließ ſich in Bezug auf Geſtalt oder Eigenſchaften mit den herrlichen Pferden vergleichen, die ſie im vorhergehenden Jahre bei den Gomuſſa geſehen hatten. Bei mehreren ſpäteren Beſuchen modificirte ſich freilich dieſes Urtheil bedeutend. Die winterliche Unthätigkeit (während der Sommermonate wird das ganze Geſtüt nach der Nefûd gebracht) und der Mangel an ſorgfältiger Wartung gab den Pferden ein verwildertes, ſchlechtes Ausſehen. Was dieſelben eigentlich waren und ſein konnten, das ſahen die Reiſenden mit Bewunderung an einem der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Hail, wo der Emir ſie zu einem Morgenritt nach dem vor der Stadt belegenen Lager der perſiſchen Pilger auffordern ließ. Es war ein glänzendes und unvergeßliches Schauſpiel, das ſich ihnen hier im Lichte des klarſten Morgens und auf dem Hintergrunde einer eigenartig ſchönen Landſchaft darbot. Der Emir ritt an der Spitze einer impoſanten Kavalkade; ſeine ſämmtlichen Begleiter, Verwandte, Freunde, zum Theil auch Sklaven, in reichſter Kleidung; alle aber, wie er ſelber auch, nach beduiniſcher Sitte barfuß. Die Pferde — alles, was der Marſtall an edelſten Thieren beſaß —, gut gepupt und ſchön aufgezäumt, zeigten in der Bewegung ein Feuer und eine Anmuth, die man von den trägen, hoffnungsloſen Inſaſſen der Ställe des Schloſſes nie erwartet haben würde. Die friſche klare Luft der Ebene von Nedſchd, die nach Lady Blunt an belebender Wirkung ihres Gleichen nicht hat, regte die Begleiter des Emir zu einer improviſirten Fantaſia, dem ſogenannten Tſcheridſpiele, auf dem harten, feſten Plane vor dem Pilgerlager an. Unter lautem Jauchzen, lange Palmenſtäbe anſtatt der Lanzen ſchwingend und die Pferde zu immer tolleren Sätzen anfeuernd, dann wieder ſie plötzlich herumwerfend, ſchoſſen die Reiter in wildem Scheingefechte durcheinander. Der Emir, der anfangs, um vor den Reiſenden ſeine Würde zu wahren, neben ihnen gehalten und dem herrlichen Schauſpiel zugeſehen hatte, konnte endlich nicht mehr widerſtehen. Er entriß einem der Sklaven den Tſcherid, d. i. den langen Palmenſtab, ſtreifte die ſeidenen Kefijehs zurück, und war nun — barhaupt, mit den langen, im Winde flatternden Beduinenlocken, mit bloßen Armen und Beinen — in einem Augenblicke der

Digitized by Google

Wildeſte unter der wilden Schar. Er jauchzte und ſchrie, verfolgte und ließ ſich verfolgen, ſtürzte ſich in den dichteſten Haufen, ſprengte in vollem Jubel hin und her, „gerade als ob er noch nie eine Sorge empfunden und noch nie ein Verbrechen begangen hätte“. Daß er in dieſem ſeinem wahren Charakter als echter Beduine und „Sohn der Wüſte“ auch die Herzen der ruhigen Stadtaraber für ſich zu gewinnen wußte, das ſah man an der Zuſchauermenge, die ſich hier vor den Thoren von Hail eingefunden hatte und mit allen Zeichen der Begeiſterung das Spiel verfolgte. Verſtand er es doch auch in anderer Beziehung durch die Entfaltung der populären Tugenden der Gaſtfreiheit und Freigebigkeit ſich weit und breit beliebt zu machen. Der bedeutende Reichthum, über den er verfügte, erlaubte es ihm, jeden Fremden, der nach Hail kommt, ſowie alle Armen der Stadt als ſeine Gäſte zu bewirthen. So wurden außer dem an und für ſich ungemein zahlreichen Haushalte des Emirs täglich noch 200 bis 300 Fremde und Arme im Schloſſe geſpeiſt; und wenn man kurz vor Sonnenuntergang in den großen Hof kam, fand man hier regelmäßig eine große hungerige Menge verſammelt. 40 Schafe oder 7 Kameele wurden täglich im Schloſſe geſchlachtet. Kein Fremder wurde unbeſchenkt entlaſſen; die Aermeren wurden gänzlich eingekleidet, die Reicheren erhielten ein einzelnes koſtbares Kleidungsſtück oder ein Kameel. Jeden Abend nach Sonnenuntergang, wenn er in ſeinem Harem geſpeiſt hatte, empfing der Emir ſeine eigenen Gäſte, angeſehene Einwohner der Stadt, etwa anweſende Fremde u. ſ. w. Mubarek und Hamûd durften

Wilde Palmen im Thale von Agde.

nie fehlen, auch Mr. Blunt und ſeine Gattin mußten regelmäßig erſcheinen. Kaffee, der über dem im Herdloche am Boden brennenden Feuer erſt geröſtet und dann bereitet wurde, ſehr ſüßer Thee und Datteln bildeten die ſtehende Bewirthung, die Kämpfe der Roala die ſtehende Unterhaltung — manchmal freilich hatte auch der Emir ſeinen Gäſten eine oder die andere neu erſtandene Koſtbarkeit zu zeigen. So lernte Lady Blunt hier am Hofe zu Hail zuerſt ein Spielzeug kennen, von dem ſie als von etwas Neuem ſchon in Europa gehört, das ſie aber dort noch nicht zu Geſicht bekommen hatte. Es war das ſeinerzeit beliebte Telephon einfachſter Konſtruktion, die beiden mit einer Schnur verbundenen und mit Pergament überſpannten Blechcylinder, mit dem hier zwei Sklaven zur Beluſtigung der Gäſte operiren mußten. Daß ſie dabei einander mit lauter, weithin hörbarer Stimme ihre Fragen und Antworten zurieſen, ſchien Allen die Abſicht bei dem Experimente zu ſein.

Von der ſtreng wahhabitiſchen Richtung, die in Hail herrſchen ſollte, trat am Hofe des Emirs nichts beſonders Auffälliges hervor: höchſtens, daß man ſich des Rauchens als einer Sünde enthielt, und daß die Gebete häufiger und mit größter Pünktlichkeit abgehalten wurden, und dies zwar nicht nur von den Männern, ſondern, wie Lady Blunt bei ihren Beſuchen im Harem des Oeftern ſah, auch von den Frauen. Der Emir, ebenſo wie Hamûd, hielt ſich an die vom Propheten noch geſtattete Vierzahl von Frauen; die beiden Hauptgattinnen genießen das Privilegium, immer in Hail bleiben zu dürfen, während die beiden anderen den Gatten auf dem alljährlichen Sommerzuge in die Nefûd

Digitized by Google

und auf kriegerischen Expeditionen begleiten müssen. Was Lady Blunt von dem Haremsleben in Hail sah, unterschied sich nicht wesentlich von den Zuständen, die sie von ihren Aufenthalten in Syrien her kannte. Ueberraschend war ihr die Pracht, die sie auch hier vorfand, und namentlich die zahlreichen europäischen Fabrikate, die ihren Weg durch die Wüste gefunden hatten: eiserne Bettstellen, große Spiegel in Goldrahmen, Lehnstühle und ähnliche Dinge. Die großen goldenen Nasenringe, die tellerförmigen goldenen Kopfschmucke, die mit Kohle umränderten Augen und die karminfarbenen Lippen der in sackförmigen Gewändern von Goldbrokat steckenden Schönen nahmen sich neben jenem hierher verschneiten nüchternen Haushalt doppelt phantastisch aus. Was die Nasenringe anbetrifft, so werden sie in Nedschd besonders groß getragen, nie unter einem Durchmesser von $1^1/_2$ bis 2 Zoll. Je höher der Rang der Frau, desto größer ist auch der Ring. An einer von dem Kopfschmuck ausgehenden goldenen Kette befestigt, wird der Ring beim Essen aus der Nase gehakt und hängt dann auf die Schulter herab. Aber auch ohne diese Veranlassung bildet das Aus- und Wiedereinhängen des Ringes eine halb unbewußte, fortwährende Lieblingsbeschäftigung der müßigen Hände und einen widerwärtigen Anblick für jeden Fremden; denn das durch den Nasenflügel gehende Loch ist meist äußerst ungeschickt gebohrt, viel zu groß und oft tief eingerissen.

Während der letzten Tage ihres Verweilens in Hail trat durch die hindische Thorheit ihres Begleiters Mohammed, der sich plötzlich den Leuten des Emirs gegenüber für den Herrn der Expedition und das Ehepaar Blunt für seine Untergebenen ausgab, ein ärgerliches Mißverständniß zwischen die Reisenden und den Herrscher. Die Zeichen der Ungnade, die mit einer geringern Umsicht und einer bedeutend herabgegangenen Qualität der vom Schlosse geliefterten Nahrungsmittel begannen, hatten sich schon in drohender Weise geweitet und mancherlei ernsthafte Befürchtungen in den Reisenden wachgerufen, als es zum Glück noch in der zwölften Stunde durch die Vermittelung Mubareks gelang, den Emir von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen und alles wieder ins Reine zu bringen. In dem Bemühen, den Zwischenfall vergessen zu machen und den Fremden einen Beweis seines wiedergekehrten Vertrauens zu geben, ertheilte Mohammed Ibn Raschid ihnen am nämlichen Tage noch aus freien Stücken die Erlaubniß, die mehrere Meilen von der Stadt mitten im Gebirge belegene Festung Agde zu besuchen. Es war dies eine hohe Vergünstigung; denn bis jetzt hatte noch nie ein Fremder je das Gebiet der Festung betreten dürfen. So mußten denn auch Mr. und Lady Blunt ihr Ehrenwort geben, nie und Niemandem etwas Näheres über die Lage des festen Platzes zu verrathen, der seit undenklichen Zeiten schon im Privatbesitze der Ibn Raschid sein soll und in der aufsteigenden neuern Geschichte des Geschlechtes eine wichtige Rolle gespielt hat. Ueber die Richtung, in welcher Agde von Hail aus liegt, giebt Lady Blunt demgemäß nichts an, doch schildert sie den Ort als ein durch die günstigste natürliche Lage fast uneinnehmbares Felsennest, das durch eingsum angeführte rohe Befestigungswerke noch verstärkt worden ist. Durch ein enges, vielfach gewundenes Thal, dessen Granitwände abrupt aus dem Sande emporsteigen, führt der Weg ans der Ebene hinauf. An einer Stelle der Thalwand zeigt sich hier eine merkwürdige alte Inschrift in arabischen Lettern, die von Mr. Blunt kopirt und späterhin durch Herrn Sabundschi, einen gelehrten Araber, folgendermaßen gedeutet worden ist:

„Dies (ist) die Ruine von Sanherib (s Gebäude)."

Wenn Kopie und Deutung richtig sind, so würden hier zwei Räthsel vorliegen: einmal, weshalb und wann sollte Sanherib einen Wüstenzug nach Nedschd gemacht haben? und zweitens (was noch bedenklicher ist): weshalb sollte die Inschrift in arabischen Lettern, anstatt in Keilschrift verfaßt worden sein?

Hinter der Festung, die am engsten Theile des Thales liegt, erweitert sich dasselbe zu einem großen Halbrund, in das drei kleinere Wadis einmünden. Die herrlichsten Dattelpalmen wachsen hier wild, ohne jede Pflege und ohne andere Bewässerung, als die ihnen „mein Allah", wie Gott, kommt, wie die Araber sagen. Die stattlichen Bäume bilden einen schönen Kontrast zu den ringsum aufsteigenden nackten, schroffen Felsen des dunkelrothen Granits. Ein kleines Schaumardorf liegt am Grunde des Thalkessels unter den Palmen; die Bewohner nahmen die Reisenden und ihre beiden zu der Leibwache des Emirs gehörenden Begleiter freundlich auf, führten sie durch die Festung, nach den nahen Brunnen und zu den weiter abgelegenen starken Befestigungswerken, welche die Zugänge der kleinen Seitenthäler schützen. Die überreiche Bewirthung von Kaffee und Datteln wurde durch mannigfache Erzählungen über die Geschichte der entscheidenden Kämpfe gewürzt, deren Mittelpunkt Agde gebildet hat. Hier hatte der Vater des heutigen Emir, der kräftige Abdallah Ibn Raschid, die Scharen der Ibn Ali vernichtet und dadurch das Scheichat von Dschebel Schammar für sich und die Seinen gewonnen; hier hatte vor noch nicht zehn Jahren das letzte Gefecht stattgefunden, durch welches die Unabhängigkeit des Schammarreiches von der Oberhoheit der Imâme von Riad, der Ibn Saûde, endgültig bestätigt wurde.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, begannen die Reisenden sich nunmehr ernstlich mit den Vorbereitungen zu ihrer Weiterreise zu beschäftigen. Die Erfahrungen der letzten Tage hatten ihnen den Aufenthalt in Hail verleidet und ihnen jedes Gefühl von Sicherheit genommen. Ihre ursprüngliche Absicht, noch nach Riad zu gehen, hatte den Beifall des Emirs nicht gefunden, so konnte nicht mehr die Rede davon sein. Sie mußten sich wohl oder übel dazu entschließen, mit dem Pilgerzuge, der in den nächsten Tagen Hail verlassen sollte, nach Meschhed Ali zu gehen, wo die von Mekka zurückkehrenden Schiiten die heiligen Gräber Ali's und Hussein's zu besuchen pflegen. Die große Pilgerstraße vom Euphrat nach Mekka war auf dem Theile bis Nedschd noch nie von einem Europäer begangen worden, so konnte man auf diesem Wege manches Neue und manche Berichtigung für die Karten dieses weiten Gebietes finden. Werden auch die persischen Pilger im Allgemeinen von den Arabern, denen sie hohen Tribut und Wegegeld für das Passiren ihres Gebietes und den Schutz auf demselben bezahlen müssen, mit größter Verachtung behandelt, und betrachteten namentlich der Emir und die Einwohner von Hail die jährlich zweimal eintreffenden Pilgerzüge als Hauptein nahmequelle und rücksichtslos zu plündernde Beute, so wurden in einzelnen Fällen auch Ausnahmen gemacht. Die vornehmste Persönlichkeit unter den jetzt anwesenden Hadschji war Ali Koli Khan, ein jüngerer Sohn des mächtigen Khan der Bakhiari, der mit einem glänzenden und überaus zahlreichen Gefolge und mit allem nur denkbaren orientalischen Reisekomfort die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Um seines Vaters Willen wurde er von dem Emir mit den größten Ehren aufgenommen, was freilich nicht verhinderte, daß der junge Perser seinerseits in vertraulichen Unterredungen mit Mr. Blunt, der ihn mehrmals in seinem kostbaren Zelte besuchen mußte, seinem Entsetzen über „die Rohheit und den niedern Standpunkt des arabischen Volkes" Luft machte. Daß er unter diesen

Digitized by Google

Barbaren in der Person des englischen Reisenden einen ihm einigermaßen würdigen Gefährten fand, erfreute ihn augenscheinlich ungemein, und so wurde nicht nur die gemeinschaftliche Fortsetzung der augenblicklichen Reise verabredet, sondern auch ein späterer Besuch Blunt's bei dem Bakti-arithan, dem Oberhaupte des mächtigsten Stammes im westlichen Persien. Dieser letztern Verabredung kamen die englischen Reisenden in der That noch in demselben Frühjahr nach.

Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe.

Von **C. Berghoff**, Inspektor der Unterdrückung des Sklavenhandels in Faschoda am Weißen Nil.

Die heterogenen Mischungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung Südnubiens insofern es sich um die Uferbewohner des obersten Endes vom ungetheilten Nil handelt, haben schon manchen Völkerkundigen zu allerhand gewagten Hypothesen verleitet. Es muß daher als ein Wagniß erscheinen, wenn wir im Nachfolgenden die kurze Charakteristik eines Bruchtheils dieser Bevölkerung, der Bewohner des Landes zwischen Atbara und Nil, zu geben versuchen. Das Lückenhafte der Darstellung mag in dem Betreffen Entschuldigung finden, nur selbst Wahrgenommenes dem Leser zu bieten.

Die Nilufer zwischen Berber und Chartum und noch eine gute Strecke weit oberhalb dieser Stadt haben fast ausschließlich die Ga'aliin inne. Nur in der Gegend von Schendi finden sich Kolonien des stromabwärts auf die letzteren als Uferbewohner folgenden Schaikie. Diese als irregulare Reiterei schon damals im Dienste der Aegypter stehenden Schaikie von Schendi haben erst nach der Ermordung Ismael Paschas 1822 und der darauf folgenden Vertreibung oder theilweisen Vernichtung der früher hauptsächlich aus Ga'aliin gebildeten Einwohnerschaft jener Stadt und Umgebung den Platz als Entgelt für ihre Soldforderungen angewiesen bekommen.

Die Existenzmittel der Uferbewohner aller dieser Gegenden beschränken sich auf Erzeugnisse des Ackerbaues. Viehzucht wird nur nebensächlich betrieben. Hier, nahe an der Grenze des Verbreitungsbezirkes der tropischen Sommerregen, genügen die letzteren indeß nicht alle Jahre zu ausreichender Durchfeuchtung des Erdreichs und zur Sicherung einer ergiebigen Durraherute. Die Einwohner sind daher vorzüglich auf künstliche Bewässerung ihrer Felder vermittelst der von Ochsen gedrehten Schöpfräder, Saqie, angewiesen. Diese schwerfälligen Maschinen gewahrt man denn auch dicht neben einander in einer nur durch unglustige Bodenverhältnisse unterbrochenen Kette an beiden Nilufern von Berber bis Chartum.

Man baut in erster Linie Durrah (Sorghum vulgare), dann Mais* [1]), Weizen* und Bammwolle* an, ferner Bohnen einheimischer Art (Dolichos Lubia und Lablab vulgare), Zwiebeln, Weka (Hibiscus esculentus), Molochia (Carchorus olitorius), Rettige*, Knoblauch*, Wassermelonen*, Coriander, kleinen rothen Pfeffer (Capsicum conicum), Bauerntabak u. s. w. Bei Schendi giebt es einige Gärten, in denen außerdem noch Gurken, Melonen, Kürbisse, Tomaten, Bedingan (Solanum melongena) und Citronen zu finden sind.

Pflug und Egge sind unbekannt, man kennt nur zwei Universalackerwerkzeuge, eine schwere uniformige Hacke — Tokrich —, und ein etwa 35 Centimeter langes, nach innen gebogenes und mit Zähnen gleich einer Säge versehenes Messer — Haschäsche — [1]). Wenn ein Feld bestellt werden soll, so wird mittelst der Hacke der Boden in gewissen Abständen aufgeschartt, d. h. ein 5 bis 8 Centimeter tiefes Loch gegraben, wo hinein man die Samenkörner, 4 bis 5 an der Zahl, legt; mit der Hand oder dem Fuße wird dann die herausgeschartte Erde wieder darüber gedeckt. Nehmen wir nun an, daß diese einfache Operation der Aussäeng im Oktober, nach Zurücktreten der Nilgewässer — die aber hier auf dem hochgelegenen Lande nur einen schmalen Streifen bewässern —, vorgenommen wurde, so bestanden die Samenkörner aus der weißen Varietät der Durrah (Kukú), Baumwolle (Kutu), Mais (Escher-rif), welch letztere Frucht, obwohl erst neuerdings eingeführt, ihres schnellen Wachsthums und reichen Ertrags halber sehr geschätzt ist. Diese Aussaat reift alsdann in drei Monaten, also im December. Man schneidet jetzt mit der oben beschriebenen Haschäsche, die außerdem zum Jäten des Unkrautes dient, die körnertragenden Büschel oder Aehren (Qangar) ab, welche auf einem reinen Platze, völlig getrocknet, von den Kühen ausgetreten werden. Das Getreide wird endlich durch Würfeln in Körben vom Staube und der Spreu gereinigt und bis zum Gebrauche oder Verkaufe in Gruben, die an trockenen hohen vor der Nilfeuchtigkeit geschützten Stellen gegraben und nach ihrer Füllung mit Erde bedeckt werden, aufbewahrt.

Das Feld wird gereinigt, womöglich mit Mareq (alte Schutterde aus Ruinen und dergleichen) gedüngt und wieder weiße Durrah, Gerste, Weizen, Tabak und Lubia gesäet. Nun bedarf es mehr als bei der ersten Aussaat unausgesetzter Bewässerung, Tag und Nacht hört man in dieser Zeit die Saqie kreischen. Ebenso werden jetzt, bei dem niedrigsten Wasserstande des Nils, dessen Schlamm und Sandinseln mit der gelben Varietät der Durrah Muqqod, Wassermelonen, und Kanún, eine kleine Kürbißart von geringem Werth, angebaut.

Mitte und Ende März reift diese zweite Ernte; die der Nilinseln etwas später. Dann kommt die heiße Zeit (Sef). Der Fluß beginnt, nachdem er seinen tiefsten Stand erreicht hat, langsam zu steigen. Nur wenige Saqien sind während dieser Zeit in Bewegung, und gepflanzt werden: Zwiebeln, Weka, Coriander, Molochia, Knoblauch ꝛc. Die Büsche des Capsicum conicum haben das ganze Jahr hindurch Blüthen, reife und unreife Früchte, auch die Aussaat der Molochia, Zwiebel und der Weka hat keine bestimmte Zeit.

Mittlerweile haben sich die tropischen Sommerregen, — Charif — (Juni, Juli, August), eingestellt und die ackerbauende Bevölkerung zieht zum größten Theil hinauf in die

[1]) Die mit einem Stern bezeichneten Getreide- und Nutzpflanzen sind erst seit dem Eindringen der Aegypter bekannt, oder werden seit jener Epoche in größerm Maßstabe angebaut.

[1]) In Aegypten „Mingal" genannt.

Digitized by Google

Ebenen weit vom Fluß, die „ed Dahra“, — der Rücken — genannt werden, um dort an günſtigen Plätzen rothe und graue Durrah (Fetterita und Fetterita hamreh) anzubauen, welche drei Monate zur Reife braucht.

Die Dattelpalme blüht hier während des Steigens des Nils und reift ihre Früchte im April und Mai. — Doch iſt dies in anderen Gegenden verſchieden, z. B. ſind die Datteln in Chartum erſt im Juli und Auguſt reif, aber ſtets früher als dies in Aegypten der Fall iſt. Dies iſt der ewig gleichbleibende Kreislauf der landwirthſchaftlichen Arbeiten Südnubiens, welche völlig den Charakter einer Kleinwirthſchaft tragen und eben nur für den Bedarf des Haushaltes genügen. Ausgeführt wird außer „Damür“, einem groben, hier von den Frauen und Mädchen gewebten Baumwollſtoffe, nichts was erwähnenswerth wäre. Man bezieht häufig ſogar noch Durrah aus der Gegend von Dabarij, Sennar und vom Weißen Fluſſe. Im Uebrigen bringen die Landwirthe ihren Ueberfluß auf die Märkte des eigenen Landes, wo die nur viehzuchttreibenden Nomaden des Innern Nachfrage nach Durrah, Damür, Datteln, Zwiebeln und dergleichen halten.

Der ſüdnubiſche Landmann iſt indolenten, faſt apathiſchen Charakters; wären nicht die Steuern, welche ihn zwingen, wenigſtens etwas zu arbeiten, um die ſonſt drohende Gefängnißhaft und Kurbatſchſchläge abzuwenden, er würde nicht mehr als das Allernothdürftigſte dem fruchtbaren Boden abgewinnen.

Die Steuern, die in der Provinz Berber auf dem Ackerbauer laſten, ſind: Für eine Sagie [1]), ohne Rückſicht auf die Ausdehnung des von ihr bewäſſerten Landes, jährlich 500 Piaſter. Ein Feddan Inſelland 75 Piaſter. Ein Feddan des zur Chariffzeit in der Steppe bebauten Landes 20 Piaſter (= 5 Francs).

Mann vom Stamme der Schaikie.

Frau vom Stamme der Ga'afirin.

(Nach Originalphotographien von Berghoff.)

Dieſe Sagiesteuer iſt als ein national-ökonomiſcher Fehler längſt erkannt und die Ablöſung derſelben auch bereits in Vorſchlag gebracht worden, ſie ſteht aber in keinem Verhältniß zu den Steuern Aegyptens, wo der Feddan mittelguten Ueberſchwemmungslandes immerhin 100 bis 150 Piaſter Abgaben geben muß. Außerdem ſind die Bewohner hier noch durch die Militärfreiheit ſehr begünſtigt.

Einen wirklich traurigen Eindruck macht die Arbeitsſcheu der hieſigen Eingeborenen, die man die meiſte Zeit in träumeriſcher Trägheit, in ſüßem Nichtsthun verſchwenden ſieht. Es iſt dies die Folge eines ebenſo traurigen Herkommens — der Sklavenarbeit. Durch die Leichtigkeit ſich Sklaven zu verſchaffen iſt ſeit Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtauſenden das Sklavenhaltungsſyſtem eingewurzelt, wie nirgends anderswo in der islamitiſchen Welt. Der freigeborene Nubier hält es faſt einer Schande gleich, ſelbſt die Hacke zur Arbeit in die Hand zu nehmen, lieber liegt er faul in ſeiner Hütte oder im Schatten eines Baumes, läßt müſſig den als Spielzeug dienenden Rosenkranz durch die Finger gleiten oder murmelt gedankenloſe Gebete. Sein Weib als Herrin darf ebenfalls an keinerlei Arbeit denken, zum Spinnen, Weben, Kochen, Waſſertragen ꝛc. hat ja der gütige Gott die Sklavinnen erſchaffen.

Müſſigkeit hat den Menſchenſchlag faſt entnervt, man ſieht nur ſchmächtige ſchlanke Geſtalten mit kleinen Händen

[1]) Zur Bebauung des Landes, das eine Sagie bewäſſert (durchſchnittlich hier 9 bis 10 Feddan) und zum Betriebe und Inſtandhaltung derſelben gehören durchſchnittlich drei Paar Ochſen und fünf Mann, unter denen ſicher wenigſtens drei Negerſklaven ſind.

Digitized by Google

und Füßen, mit Gliedmaßen, die zur schweren Arbeit untauglich sind.

Offenbar sind die Südnubier ursprünglich eine von Viehzucht lebende Nomadenrace, die sich erst nach später erfolgter, größerer Verdichtung der Bevölkerungsmasse nothwendigerweise dem Ackerbau zuwandte. Durch Kriege und Raubzüge mögen sie schon damals im Besitze von Negersklaven gewesen sein, und diese waren unzweifelhaft ihre ersten Lehrer in der Kunst, die Zeugungskraft der Erde auszunutzen. Erst der spätern nähern Berührung mit den Aegyptern sind gewisse Verbesserungen in ihrer Agrikultur, als z. B. Anwendung der Schöpfräder, Einführung von Weizen und anderen nördlichen Nutzpflanzen ꝛc. zuzuschreiben, die aber bis heutzutage noch nicht viel höher als bis zum Zusammenfluß der beiden Nilarme vorgedrungen sind. Im großen Ganzen aber wird der Boden in Südnubien immer noch in nicht viel rationellerer, übrigens äußerst ähnlicher Weise bestellt wie in den heidnischen Negerländern. Es giebt kein bezeichnenderes Beispiel für den Rückstand des Ackerbaues in diesem fruchtbaren Lande als die Thatsache, daß der Pflug noch ungebräuchlich ist.

Die Städtebewohner sind der Mehrzahl nach Handelsleute, sogenannte Gellâbe oder Taschasche, die mit einem Kapital von oft nicht mehr als 15 bis 25 Thalern unermüdlich auf ihren Eseln den geringen Waarenvorrath von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt schleppen. Man sieht diese eifrigen Schacherer auf allen Straßen von Assuan bis Dallabat, von Kassala bis Darfur; sie führen hauptsächlich englische Baumwollenzeuge, als Madapulan, Shirting, farbigen Zitz, Mousseline, ferner wohlriechende Essenzen und Sandelholz aus Indien, Seife, Gewürze, Schreibpapier u. s. w. Die Gewerbthätigkeit der Städte ist schwach

entwickelt, es giebt Schmiede, Zimmerleute, Gerber und sehr geschickte Lederarbeiter, welche besonders geschmackvoll verzierte Kameel- und Pferdesättel, Reisesäcke, Schwert- und Messerscheiden anzufertigen verstehen.

In den weiten Steppen und Bergthälern fern vom Flusse, die fast überall mit einer Vegetation von immergrünen Akazien und zahlreichen im Winter vertrocknenden Grasarten bedeckt sind, hausen die Nomaden, die sich selbst „Arab", Plur. „Arban" nennen. Zahllos ist ihr Reichthum an Ziegen, Schafen und Kameelen, weniger trifft man bei ihnen die Kuh und das Pferd; denn der Araber wohnt weit vom Wasser, um die wenigen Brunnen herum ist die Weide gar bald abgenutzt und nur alle 3 bis 4 Tage kann das Vieh zur Tränke kommen. Leicht bewegliche Mattenzelte sind seine Wohnung, Milch ist der Hauptbestandtheil seiner Nahrung, in süßem und häufiger noch in sauerm Zustande wird sie mit Durrahbrei genossen. Käsebereitung ist unbekannt.

Die Araber stehen direkt unter der patriarchalischen Herrschaft der Ferik-Schechs, Abtheilungs- oder Hordenhäuptlinge, welche wiederum von einem Großhäuptlinge — Schech el Dabile — abhängen, der seinerseits von der Regierung anerkannt und für die Steuermasse seines Stammes verantwortlich ist. Die Steuern der Araber ruhen auf ihren Herden, ein Kameel z. B. zahlt jährlich $2^1/_2$ Piaster, eine Ziege weniger u. s. w. Diese Art von Abgaben, welche die betreffenden Stammeshäuptlinge unter sich abschätzen und auf ihre Stammesmitglieder vertheilen, heißt Dirscheh; für etwa während des Charif angelegte Durrahfelder zahlen sie keine Steuer.

Die Handelsbeziehungen, welche die Nomaden mit den Städtern unterhalten, sind der einfachsten Art, sie bringen

Digitized by Google

Schlachtvieh, Häute, Matten, flüssige Butter, Natron und Salz, das sie durch Auslaugen gewisser Erden gewinnen, zu Markte. Sie verkaufen diese ihre Produkte entweder für blanke Thaler [1]), wenn das Ende des Steuerjahres vor der Thür ist, oder vertauschen sie gegen Damür, den inländischen groben Baumwollstoff, Durrah, Tabak, Eisenwaaren, als Lanzenspitzen, Messerklingen und Sohlinger Schwerter.

Während des Charif bekommt man keinen Nomaden zu Gesicht, dann halten sie sich in den entlegenen, im Winter wasserlosen Gegenden auf, wo die Feuchtigkeit einen reichen Graswuchs erweckt hat und das Vieh genügend Wasser in den Regenpfützen findet. Zur trockenen Jahreszeit findet man ihre Zelte eine halbe oder gar eine volle Tagereise vom Nil, sie tränken dann ihre Schaf- und Ziegenherden, weil kein grünes frisches Futter mehr existirt, nur jeden zweiten Tag.

Die Stämme, welche die Insel Meroe bewohnen, sind von der Mündung des Atbara an bis zur Breite von Chartum ungefähr die: Eliab, Musalemab, Fateniech, weiter nach Süden zu in der Nähe von Ben Nagâ die Hassaniech, Butanah, und der zahlreiche und weit nach Osten ausgedehnte Staum der Schukrieh.

In Betreff der physischen Erscheinung existirt kein bedeutender Unterschied zwischen Ga'alîin, Schaikie und Nomaden. Die Hautfarbe der Südnubier reinen Stammes, soweit man von den am häufigsten vorkommenden mehr oder minder dunklerem Schattirungen, die auf Vermischung mit Negerblut hinweisen, absieht, ist das matte Braun unpolirten Mahagoniholzes. Bemerkbar ist der lichtere Teint des weiblichen Geschlechtes wohlhabender Familien, welche ihre Racneinheit mehr bewahrt haben. Die Männer sind in der Regel dunkler vom Sonnenbrand und Wind, dem sie mehr ausgesetzt sind. Den reinsten Racentypus repräsentiren die Nomaden, eine mittelgroße, hagere, feingebaute Gestalt, kleine Hände und Füße, zierliche Gelenke; nach unserer Augenschätzung ist die Schädelform vorwiegend dolichocephalisch mit ziemlich entwickeltem Hinterhaupt und kaum bemerkbarer Prognathie. Das Haar ist stark gekräuselt, allzuüppiger Bartwuchs fehlen und die Leibhaare sind äußerst spärlich. Die Zahnbildung ist die schönste, die sich wünschen läßt.

Durch Heirathen unter einander, Vermischung mit den Dongolanern und mehr noch durch den Jahrthunderte langen Import von Galla- und Negersklavinnen haben die ansässigen Ga'alîin und Schaikie ihre ursprüngliche Racenreinheit sehr eingebüßt; besonders sind es die Städtebewohner, welche am meißen mit Negerblut versetzt sind. Dazu noch die Nachkommen der Tausende und Abertausende von ägyptischen und türkischen Soldaten, welche die Eroberungszüge Mehemed Ali's auf den nubischen Boden warfen. Der Orientale hat eine große Neigung zu einem geordneten Familienleben, Kinderreichthum ist ihm ein Stolz — die mohammedanische Religion erleichtert, wie bekannt, in jeder Hinsicht die Ehe — und endlich hat selbst der gemeine Soldat der ägyptischen Armee das Recht sich zu verehelichen; doch konnte er natürlich nicht Weiber aus Aegypten und der Türkei mit nach dem Sudân bringen und war gezwungen, mit den nubischen und Negermädchen vorlieb zu nehmen.

So findet man in den Städten eine Menge Mischlinge, deren Hautfarbe in mehr oder minder dunkleren Schattirungen spielt und deren Physiognomien und Schädelbildungen eine seltsame Mannigfaltigkeit an den Tag legen. Da sind Kreuzungen zwischen Tscherkessen und Galla, Albanesen und Negern, Aegyptern und Nubiern und anderen, die alle aufs Beste gedeihen und ebenfalls wieder zahlreiche Nachkommenschaft produciren. Am meisten finden sich diese Leute im Dienste der Regierung als irreguläre Soldaten (Baschi-Bozuk), als Schreiber und Beamte. Die Mehrzahl der Würdenträger im ägyptischen Sudan sind heutzutage solche Mischlinge oder reine Nubier. Die beiden Stämme der Ga'alîin und Schaikie unterscheiden sich von einander nur durch die drei parallelen Wangeneincisionen, welche bei den ersteren senkrecht, bei den letzteren horizontal verlaufen [1]). Sie sprechen beide die arabische Sprache und zwar einen oft sehr verdorbenen Dialekt, der aber dem des Hofschas näher steht als dem Aegyptens. Sie behaupten gemeinschaftlicher Abkunft zu sein und glauben ihre Vorältern seien vor etwa tausend Jahren von Hofschas eingewandert. Trotzdem mit den charakteristischen Zügen der semitischen Race ausgestattete Köpfe unter ihnen gar nicht selten sind, glauben wir doch, daß die Hauptmasse dieser Völker Nachkommen jener Aethiopier sind, von denen uns Herodot und Strabo erzählen.

Eine arabische Einwanderung kann nicht geleugnet werden, doch war sie wohl verhältnißmäßig spärlich und die Mehrzahl der Eingeborenen Südnubiens ist nicht durch das Schwert, sondern durch die Drohungen und das begeisterte Wirken weniger Sendboten zum Islam bekehrt worden.

Wir wissen zwar, daß die Völker dieser Gegenden damals Christen waren, die dogmatischen Spaltungen aber hatten das Christenthum jener Zeit überall geschwächt, so daß der sinnlichen Gemüthern besonders anziehende Islam auch hier einzig in der Geschichte der Religionen dastehende Erfolge und blühschnelle Verbreitung finden konnte.

Ich füge hier noch einige authentische Nachrichten über die arabische Einwanderung nach Nubien und dem Sudan bei, die ich einem schriftkundigen Araber, dem in Mekka geborenen und erzogenen Scherif Mohamed el 'Aîda, derzeit zu Sennar wohnhaft, verdanke. Die ersten Araber kamen im Jahre 31 der Hedschra von Aegypten, Gesandte des Emir 'Omar ibn el Hattab, 24 Mann stark, um die Völker des Sudans zur Annahme des Islams und zur Unterwerfung aufzufordern. Einige Völker und Stämme nahmen die neue Religion sofort an und unterwarfen sich, andere verweigerten die Unterwerfung [2]). Nach ungefähr 20 Jahren schickte der Emir 'Omar eine zweite Truppe von 72 Mann, Krieger der Stämme: Ankar, Beni Machfum, Beni Chosa und andere, geführt von einem Sohne des Scherif Ghanim eines Nachkommen des Abbas, Onkels des Propheten, nach Nubien. Dieselben unterwarfen sich die Gegend von Dâmer bis Dongola längs des Nils, islamirten die Eingeborenen und machten ihren Anführer zum Melk des Landes. Die Ga'alîin halten sich für die Nachkommen dieser Leute, es giebt unter ihnen einige, die ihren Stammbaum auf Ghanim zurückführen können und die also das Recht haben, sich Scherif zu nennen.

Nachdem sind noch drei Schurafa (Plur. von Scherif) in

[1]) Die Marktpreise von Damer, Schendi ꝛc. sind folgende: 1 Stier oder starke Kuh = 8 bis 12 Thaler Megidi, 1 Lastkamel = 15 bis 25 Megidi, 1 mittelmäßiger Reitesel = 20 bis 25 Thaler, 1 Schlachthammel = 2 bis 3 Megidi, 1 Ardeb ordinäre Durrah = 4 Megidi, 1 Ardeb Weizen = 6 Megidi, flüssige Butter 4½ Rotl = 1 Megidi. Salz, ordinäres, = 6 Kilogramm 1 Megidi. Baumwollstoff, hinreichend zu einem Gewand, Tob, = 1 bis 1½ Megidi.

[1]) Die drei senkrechten Wangeneinschnitte haben die Ga'alîin mit den Bewohnern der heiligen Stadt Mekka gemein; auf den äthiopischen Denkmälern und Skulpturen sind dieselben nicht zu bemerken, es ist also nicht unwahrscheinlich, daß sie erst mit den Apostoln des Islams aus Arabien gekommen sind.

[2]) Näheres in dem Buche des arabischen Historikers Scherh Gelâl es Siuti, 1190 d. Hedschra Husn el-m'hadserh fi achbar mayr el Qâhireh, p. 68.

Digitized by Google

den Sudan eingewandert; einer von ihnen setzte sich am Atbara fest, der zweite ging nach Süden in das Land zwischen Tinder und Rahad, Wolek Hindi ist sein Name [1], der dritte zog nach Darfur.

Anno 673 d. Hedschra, zur Zeit des Großscherif Hassan el Bedri, kamen noch 300 Mann von Hedschas nach dem Ostsudan, die den Weg über das Rothe Meer nahmen. Sie waren ebenfalls aus Angehörigen verschiedener Stämme zusammengesetzt und ihr Zweck war die Verbreitung des Islams [2].

Der zahlreichste Stamm der Sudanaraber, die Schukkrieh, behaupten von Schuke, einem der Söhne des Ghanim, abzustammen, dies soll aber nach der Meinung aller stammkundigen Araber sehr zweifelhaft sein.

Wir besitzen die Abschrift des Stammbaumes eines unserer Ost-Militärbeamten, der nach diesem Schriftstücke von einem gewissen Ghergân, genannt Ga'al, abstammt, welcher vor 21 Generationen aus Arabien einwanderte. Recht bezeichnend für den religiösen Charakter der Südwüste ist die Thatsache, daß man in fast jedem größern Dorfe die Kuppel eines Heiligengrabes, aber nirgends eine Moschee, ein Gotteshaus, antrifft. Dem Wundermanne, dem religiösen Gaukler wird nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt, neben dem ein von sich selbst auserwählter Nachfolger (Chalifa) das Werk seines Vorgängers, die Dummheit und den Aberglauben des Volkes anszunutzen und auf seine Unkosten ein faules, thätigkeitsloses Leben zu führen, fortsetzt.

Unzählig sind die Heiligen des Sudans, der höchste Schwur ist bei ihrem Namen. In einer Gefahr oder Nothlage ruft der Nubier nicht die Hilfe Gottes, sondern die des Seidua Hogeli, Sid el Hassan, Schech Kabaschi u. s. f. an. Ein Stück Papier von der Hand eines solchen mit Gottes Gnade begabten Mannes dient als Amulet, in Lederfächchen eingenäht wird es zum Schutze gegen alle bösen Mächte getragen, oder dient als Heilmittel bei gefährlichen Krankheiten und wird theuer genug bezahlt.

Schamanistischer Aberglaube überwuchert im Allgemeinen die Religion.

Die Sitten und Gebräuche der südnubischen Völker gehören unzweifelhaft zu den merkwürdigsten und seltsamsten. Erwähnen wir zuerst die Excision und Infibulation des weiblichen Geschlechtes, dessen barbarische Einzelheiten zu schildern und der Ausstand verbietet; weiter die abwrde Sitte der Extraction der Eckzähne, die bei den kleinen Kindern hier zuerst erschienen. Viel ist schon darüber berichtet worden, aber ein nicht minder barbarischer Brauch, den ich noch nirgend geschildert fand, ist der, die jungen Mädchen vor der Verheirathung künstlich zu mästen, welcher bei den ansässigen Ackerbau und Handel treibenden Südnubiern sehr verbreitet ist; denn Fettleibigkeit und Körperfülle gehört hier zu den ersten Schönheitsbedingungen des Weibes. Vierzig Tage vor der Hochzeit wird das Mädchen zu folgendem Regime gezwungen: früh Morgens mit Tagesanbruch salbt man ihr den Körper über und über mit Fett ein, dann muß sie einen Brei aus circa 1 Kilogramm Durrahmehl mit Wasser, ohne Salz und Würze gekocht, zu sich nehmen, sie muß, denn neben ihr steht die hierin unerbittliche Mutter oder sonstige Verwandte, der das Heirathsprojekt am Herzen liegt, mit dem Stocke oder Kurbatsch aus Hippopotamushaut, und wehe ihr, wenn sie die Schüssel nicht auf den Grund leert. Selbst wenn sie die Uebermasse der faden, widrigen Nahrung erbricht, wird sie nicht dispensirt, es wird von Neuem gebracht und muß hinuntergeschluckt werden.

Nachmittags bekommt sie ebenfalls Durrahbrei (Luqma) mit etwas gekochtem Fleisch, dessen Brühe die Sauce bildet. Abends dieselbe Quantität und Qualität Brei wie am Morgen und endlich in der Nacht noch eine große Kürbisschale fetter Ziegenmilch. Dabei unablässige äußerliche Fetteinreibungen. Bei dieser Behandlung gewinnt der Körper des Mädchens fast sichtbar an Rundung und wenn die 40 Tage verflossen sind gleicht er beinahe, um einen sudanesischen Vergleich zu gebrauchen, an Masse dem Nilpferde; doch entzückt das ihren Zukünftigen und erweckt den Neid ihrer magerern Mitschwestern.

Die Fettleibigkeit ist eben Mode und was thut und leidet die Evastochter nicht alles der Mode willen, in Afrika sowohl als in unserm civilisirten Erdtheile? Nur ist der Unterschied, daß die Mode Europas alljährlich gleich dem Vogel Phönix abstirbt, um aus ihrer Asche verjüngt zu erstehen, während sie sich uns hier als eine tausendjährige Ueberlieferung offenbart, als ein feststehendes ehernes Gesetz, das sich stets gleichbleibt und keine Abweichungen und Neuerungen erlaubt. Nach der Vorstellung der Nubier hat schon die Königin von Saba den weisen Salomo durch ihre fettglänzende von wohlriechenden Oelen triefende braune Haut, durch die üppig schwellenden halbentblößten Glieder, die antimongeschwärzten Augenlider und die reizend blaugefärbte Unterlippe berückt; sollte also, denkt die Nubierin, dieses Rüstzeug weiblicher Reize jetzt unwirksam geworden sein?

Man heirathet hier sehr jung, Ehepaare im 15. bis 17. Lebensjahre sind keine Seltenheit; dagegen würde es sehr schwer halten, einen alten Junggesellen oder eine alte Jungfrau unter den Südnubiern zu finden, denn der ehelose Staud ist eine Schande wie in Aegypten. Polygamie, obwohl erlaubt, ist selten.

Obgleich etwas mißtrauisch gegen Fremde, besonders weißer Hautfarbe, sind die Leute doch gastfrei und dienstfertig; in jedem größern Dorfe giebt es eine bestimmte Hütte, „Halwa“ genannt, in welcher der ermüdete Reisende das Recht hat sich ohne Weiteres niederzulassen, und es besteht die Sitte, daß die einzelnen Familien tageweise der Reihe nach die Gäste zu verpflegen haben; gewöhnlich kommt der betreffende Familienvater, dem ein Negermädchen die gewaltige dampfende Holzschüssel nachträgt und nimmt das Mahl gemeinschaftlich mit dem Fremden ein. Tagsüber dient die „Halwa“ als Schulgebäude, in dem irgend ein armer Faqi die männliche Jugend des Dorfes Koranverse herplärren und Buchstaben kritzeln lehrt.

Hat man aber keine Lust sich dieser oft schmutzigen, von den wandernden Händlern und Bettelderwischen überfüllten Hütte anzuvertrauen, so sucht man sich das bestaussehende Gehöft aus, ladet seine Thiere dort ab und macht es sich bequem; es wird das die Bewohner zwar überraschen, aber es giebt für sie keine größere Unhöflichkeit als die, einen Gast abzuweisen.

[1] Die Schuasa von Mekka besitzen Aufzeichnungen über alle arabischen Auswanderungen und besonders über das Verbleiben eines jeden einzelnen Scherif und seiner Nachkommen, die sehr genau sind. Das Dorf Wolek el Hindi, zwischen Tinder und Rahad, besuchte ich bei meiner Reise von Cadaref nach Sennar 1881; ich sah dort auch einen der Nachkommen des eingewanderten Scherif.

[2] Näheren Aufschluß über diese und die vorhergehenden Auswanderungen giebt das Buch „el Samaraqandi“, das zugleich eine Generalstammbaum und wichtige historische Noten enthält. Zu haben in der Druckerei von Bulaq.

Digitized by Google

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Santa Barbara.

Santa Barbara genießt weit über die Grenzen Californiens hinaus den beneidenswerthen Ruf eines von der Natur mit herrlicher Scenerie und einem das ganze Jahr über gleichmäßigen milden Klima gesegneten Platzes. Niemand, der Californien besucht, um die vielseitigen Schönheiten dieses Landes kennen zu lernen, wird versehlen einen Abstecher nach Santa Barbara zu machen. Wer, entfernt vom aufregenden Leben in einer Großstadt, einige Monate in ländlicher Ruhe zu verbringen wünscht, wo er dennoch die Annehmlichkeiten eines städtischen Verkehrs nicht ganz entbehren muß, wird hier das Ideal einer Sommerfrische finden. Der Ort (3469 Einw.) ist groß genug, um manche Erheiterung zu bieten, ohne welche ein Kulturmensch heutzutage nicht gut zu existiren vermag; der regelmäßige Dampferverkehr mit einer Weltstadt wie San Francisco giebt dem Fremden das angenehme Bewußtsein, daß er hier nicht außerhalb der Sphäre der neuern Civilisation lebt; das Klima läßt absolut nichts zu wünschen übrig, und in dem großstädtisch angelegten Arlington-Hotel findet man den Komfort der besten amerikanischen Gasthäuser. Nur wenige Schritte sind nöthig, um den, der ein offenes Auge für idyllische Naturreize hat, in eine ländliche Umgebung zu bringen, wie sie anmuthiger nicht gedacht werden kann.

Die californische Küste, welche von Norden her eine südöstliche Richtung beibehält, nimmt westlich von Santa Barbara bei Point Concepcion auf einer Strecke von 65 engl. Meilen eine Wendung direkt nach Osten bis nach Point Rincon. Die bis 3500 Fuß aufsteigende Santa-Ynez-Range, welche landeinwärts von der Sierra Madre und dem San-Rafael-Gebirge übertragt wird, deckt den schmalen Küstenstrich vor den Nordwinden. 20 bis 30 Miles von der Küste und dieser parallel liegen die Inseln Anacapa, Santa Rosa, Santa Cruz und San Miguel, welche mit Bergen von 2500 Fuß Höhe gekrönt sind (der Devilspeak auf Santa Cruz erreicht eine Höhe von 2700 Fuß über dem Meere), und gewähren dem sogenannten „Santa Barbara Channel" Schutz vor den Südwestwinden und den Strömungen des Oceans, während das Kap Concepcion eine Barriere gegen die Seenebel bildet, welche sich nur selten südwärts von seiner Felsenmauer bewegen. Wer, vom Norden kommend, zur See an der californischen Küste entlang fährt, wird bis zum Kap Concepcion genug von schwerem Seegang und dichten Nebelbänken zu erzählen wissen; sobald aber das Kap Concepcion im Rücken liegt, ändert sich das Aussehen des Meeres plötzlich, als führe man in einen stillen Landsee hinein: — und an diesem vor Winden und Nebeln, vor Kälte und plötzlichem Witterungswechsel geschützten Küstenstriche liegt Santa Barbara in seiner idyllischen Schönheit.

Im Jahre 1542 (7. bis 10. Oktober) befuhr der portugiesische Seefahrer Juan Rodriguez de Cabrillo in drei Schiffen unter spanischer Flagge als der erste Weiße diese Gewässer. Seine Angabe von dem noch heute vor dieser Küste in dichten Massen schwimmenden Seetang, welcher einen natürlichen Schutz des Hafens von Santa Barbara bildet, einer im Meere aufsprudelnden Oelquelle, die heute noch zu sehen ist, und seine Beschreibung einer von zahlreichen Indianern bewohnten Inselreihe und des von indianischen Dörfern dichtbesetzten Festlandes lassen keinen Zweifel aufkommen, daß jener Seefahrer der Entdecker dieses Heßperidenlandes war.

Daß die prähistorische Indianerbevölkerung dieser Inselgruppe eine sehr dichte gewesen sein muß, bewiesen die in neuerer Zeit, namentlich auf Santa Cruz, in übergroßer Menge aufgefundenen indianischen Alterthümer, welche eine der Hauptzierden des Smithsonian Institute in Washington bilden. Neben massenhaft ausgegrabenen Skeleten der Ureinwohner, ihren Geräthschaften, Waffen und Schmucksachen, fand man auf jenen Inseln zahlreiche Glas- und Messingwaaren, welche durch Tauschhandel mit den Spaniern dorthin gekommen sein müssen. Im Jahre 1606 wurden von dem spanischen Kapitän Biscoino eine Anzahl Schweine und Rinder auf Santa Cruz ausgesetzt, welche dort verwilderten und sich im Laufe der Zeit stark vermehrten.

Die indianischen Namen der Hauptinseln waren für San Miguel „Ciquimunnu" (von Cabrillo „Isla de Posesion" genannt); für Santa Rosa „Nicalque" und für Santa Cruz „Limu". Das größte auf dem Festlande liegende indianische Dorf hieß „Lucu" und wurde von Cabrillo „Pueblo de Canoas" (die Stadt der vielen Boote) getauft. Cabrillo starb auf seiner Rückreise, am 3. Januar 1543, in Folge eines Sturzes auf der Insel San Miguel, wo er begraben wurde. Trotz der eifrigsten Nachforschungen ist man leider nicht im Stande gewesen, das Grab dieses berühmten Seefahrers wieder aufzufinden.

Im Jahre 1782 gründeten spanische Priester eine „Mission" bei Santa Barbara, um die Eingeborenen jener Gegend zum katholischen Glauben zu bekehren; dreißig Jahre später betrug die Zahl der zum Christenthum bekehrten Indianer und der spanisch-mexikanischen Bewohner etwa tausend Köpfe. Das Zuströmen der Amerikaner begann im Jahre 1846, als Fremont am 25. December d. J. mit einem Bataillon von 425 Mann und mehreren Geschützen die damals für unpassirbar gehaltene Santa-Ynez-Range überschritt und Santa Barbara im Namen der Vereinigten Staaten besetzte. Die Indianer sind seitdem fast von dort verschwunden und die „alten Californier" (die spanisch-mexikanische Race) tämpfen nur noch hoffnungslos um ihre Fortdauer.

Die von der Natur so begünstigte Lage des Küstenstriches von Santa Barbara, welcher sowohl von der Land- als von der Seeseite gegen Stürme und plötzlichen Witterungswechsel geschützt ist, hat jene Gegend seit ihrer Besiedelung durch die Angloamerikaner zu einem bevorzugten Aufenthaltsorte zahlreicher Fremden gemacht, welche hier theils zum Vergnügen wohnen, theils in der balsamischen Luft und in den angenehm warmen Wellen des Oceans Heilung und Stärkung für einen geschwächten Körper suchen. Für

Digitized by Google

Lungenkranke giebt es nirgends in Amerika ein wohlthätigeres Klima, als das von Santa Barbara.

Die Umgebungen des Ortes sind herrlich. Es ist eine Freude, in einem leichten Gefährt Spazierfahrten zu machen und die reizenden Heimstätten zu betrachten, welche in der Landschaft zwischen dem Meere und dem 8 bis 11 Miles von demselben entfernten Küstengebirge zerstreut liegen. Anpflanzungen von peruanischen Pfefferbäumen, Eukalypten und Maulbeerbäumen gewahrt man häufig, womit die Ansiedler den ursprünglich spärlichen Baumwuchs zu befördern sich bestreben. Fast jeder Bewohner dieses Landstrichs bemüht sich, seinem Heim durch halbtropische Gewächse und Blumenzucht ein heiteres Aeußeres zu geben.

Wohl die schönste dieser Heimstätten ist die des Herrn Holister bei Glen Anne, welche in einem geschlossen Thale am Fuße der Santa-Ynez-Range in nordwestlicher Richtung von Santa Barbara liegt. Die Haine von Orangen-, Citronen-, Limonen-, Oliven- und Mandelbäumen und die Obstgärten voll von Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen, welche auf dem 3600 Acker großen Besitzthum des „Colonel“ liegen, sind alle im vortrefflichsten Zustand. Seine Anpflanzung von 25 000 Mandelbäumen auf 250 Acker Land ist die größte ihrer Art in den Vereinigten Staaten. Auf seinen Ländereien stehen 40 000 Fruchtbäume, deren Ertrag oft fast an das Unglaubliche grenzt. Auf einem Acker wurden z. B. im vorigen Jahre 60 000 Citronen eingeheimst. Auch ein Weinberg mit 5000 Rebstöcken befindet sich auf dieser „Ranch“, welche man als eine Musterfarm im großen Stil bezeichnen kann. In der Nähe der reizenden Villa liegt auf 13 Ackern des reichsten Bodens ein prächtiger Orangenhain, der von Monterey-Cypressen und hohen Eukalyptusbäumen umgeben ist.

Die Besitzthümer im County Santa Barbara sind meistens alte mexikanische „Grants“, die je zwischen einer und elf Leguas (1 Legua = 4438 Acker) variiren. Während der letzten dreißig Jahre sind fast alle diese „Grants“ in die Hände der Amerikaner übergegangen, denen dafür Eigenthumenkunden (patents) von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgestellt wurden. Zu den größten dieser „Grants“ gehören z. B. „Los des Pueblos“, 15 500 Acker; „Nuestra Señora del Refugio“, 26 529 Acker; „La Goyada“, 15 000 Acker; „San Julian“, 48 000 Acker; „Compoc“, 42 085 Acker; „Santa Rosa“, 16 300 Acker; „San Carlos de Jonata“, 26 634 Acker; „Los Pinos“, (gehört der katholischen Kirche), 35 573 Acker; „Los Alamos“, 48 803 Acker; „Todos Santos y San Antonio“, 20,772 Acker; „Punta de Laguna“, 26 648 Acker; „Siequoc“, 35 485 Acker; „Jesus Maria“, 42 184 Acker und „Los Prietos y Najalayegua 48 728 Acker, — welche alle von ihren gegenwärtigen Eigenthümern sozusagen „für ein Butterbrot“ erworben wurden. Die mexikanische Regierung verlieh diese „Grants“ ursprünglich für kein anderes Aequivalent als das der katholischen Besitznahme. Vor 1846 hatten jene Ländereien in großen Komplexen einen Werth von etwa einem Cent pro Acker, und im Jahre 1864 konnte man noch die besten Ranches für 10 bis 25 Cents pro Acker kaufen.

Diese großen „Grants“, wie ähnliche und noch größere über ganz Californien zerstreut liegen, sind ein Fluch für das Land geworden. Anstatt Neuankömmlingen kleinere Strecken zu mäßigen Preisen für Farmen zu verkaufen, halten die Besitzer an ihrem meistens unkultivirten Eigenthum fest, lassen in den Thälern große Bodenkomplexe fast nur durch Maschinenarbeit mit Weizen bestellen und geben dem kleinen Mann keine Gelegenheit, selbständig zu werden. Nur durch gleichmäßige Taxen auf alle Ländereien (das unkultivirte Land wurde von jeher in Californien lächerlich gering besteuert) ist es möglich, jene Großgrundbesitzer zum Verkauf eines Theils ihrer brachliegenden Ländereien zu zwingen, und die Mittel scheint man denn auch endlich in Anwendung bringen zu wollen. Gegenwärtig sind im County Santa Barbara, welches einen Flächenraum von 2 Millionen Acker besitzt, wovon der vierte Theil kulturfähig ist, etwa 50 000 Acker Land bebaut worden: also ungefähr ein Zehntheil des kulturfähigen Bodens. In früheren Jahren war die Schafzucht der Hauptverwerbszweig der Ansiedler und man traf Schafherden von 60 000 bis 70 000 Stück an. Während der letzten zehn Jahre ist der Obstbau hier der Hauptindustriezweig geworden. Unter den Produkten des Jahres 1880 figurieren 714 700 Pfund Wolle; 125 000 Pfund Butter; 256 000 Pfund Honig; 214 937 Bushel Gerste; 198 293 Bushel Weizen rc. rc. — Die gegenwärtige Bevölkerung des Countys beträgt etwa 10 000 Seelen.

Die Stadt Santa Barbara besteht im Wesentlichen aus einer ungewöhnlich breiten anderthalb Miles langen schnurgeraden Hauptstraße, die sich vom Strande bis an die erste Hügelreihe landeinwärts erstreckt. Eine Pferdebahn, die bis nach dem Arlington-Hotel führt, erleichtert den Verkehr durch die ganze Länge dieser Straße. Am Hafen ist ein 2000 Fuß langer Holzquai ins Wasser hinaus gebaut worden, an dessen Ende eine Tiefe von 26 Fuß ist, wo die größten Dampfer sicher anlegen können. Die Seebäder sind etwas sehr primitiv eingerichtet. Ein paar Badeschuppen, in denen man Toilette machen kann, und ein langes vom Ufer an Pfählen in die Bai hinauslreichendes Seil, woran die Nichtschwimmer einen Halt finden können, ist Alles, was der Badelustige hier zu seinem Komfort finden kann. Der Wärmegrad des Meerwassers beträgt im Winter durchschnittlich 60°, im Sommer 64° Fahrenheit. Das Mixtum Compositum von modernen Bauten und alten mit Ziegelpfannen gedeckten Adobehäusern fällt in Santa Barbara, wie in jeder südcalifornischen Stadt, dem Fremden sofort ins Auge. Das Leben ist dort für eine amerikanische Stadt außerordentlich still und gemüthlich — ähnlich, wie in einer deutschen Kleinstadt. Man sieht in Santa Barbara mehr Leute, die gar nichts zu thun haben, herumspazieren, als ich an irgend einem andern Platze von derselben Größe in Amerika je wahrgenommen habe.

Für den Fremdenverkehr bietet das vortreffliche Arlington-Hotel den Mittelpunkt. Die Aussicht von der breiten Veranda auf die schöngeformte, lange Linie der nur etwa acht Miles entfernten, an 3500 Fuß steil emporsteigenden Santa-Ynez-Range mit der vorliegenden idyllischen Landschaft ist bezaubernd schön. Wenn die Sonne im Meere versinkt und sich jene Bergreihe in ein violettes Kolorit hüllt, die milde Luft einen umfächelt, der Springbrunnen vor dem Hotel seine perlende Fluth auf- und abströmen läßt und Niemand da ist, der von Geschäften, Minenwerthen, Mordthaten, Gaunereien, Politik und sonstigen Tagesneuigkeiten zu einem redet, so kann man dort eine Stunde auf das Angenehmste verbringen.

Eine der herrlichsten Aussichten in das Thal von Santa Barbara genießt man von der Felsenhöhe der 1450 Fuß über dem Meere liegenden „Hot Springs“. Durch eine mit knorrigen Eichen bestandene steil ansteigende wilde Schlucht gelangt man auf die Höhe, wo zwanzig heiße Quellen, die einen Wärmegrad von 60 bis 120 Grad Fahrenheit besitzen, aus dem nackten Gestein emporsprudeln. Für Gäste und Invaliden ist dort eine Badeanstalt

Digitized by Google

errichtet worden, und sollen die schwefelhaltigen Thermen eine bedeutende Heilkraft besitzen. Ein an der steilen Berglehne entlang führender Pfad bringt den Besucher nach einer Terrasse, wo die grünen Thäler von Santa Barbara, Montecito und Carpinteria wie auf einer Landkarte einem zu Füßen liegen, und das Meer und die bergige Inselreihe das Panorama großartig abschließt. Mir wurde gesagt, daß die Aussicht von jener Felsenterrasse fast identisch mit einer in der Nähe von Honolulu sei.

Ein anderes interessantes Ausflugsobjekt ist ein Spaziergang nach der „Mission", deren 340 Fuß über dem Meere auf einem Hügel stehenden weißen Mauern eine weithin ins Auge fallende Landmarke bilden. Der ansehnliche Gebäudecomplex mit seinem abgestumpften Doppelthurme wurde im Jahre 1786 unter der Leitung der Benediktinermönche von Indianern erbaut und ist noch in ziemlich gutem Zustande. In der Kirche blicken die alten wohlerhaltenen Heiligen den Besucher heute noch aus ihren Nischen recht vertraulich an. Der Hochaltar, die Bilder der Jungfrau Maria ꝛc. haben ihren Farbenglanz bewahrt, und eine Brigade von wohlgenährten Mönchen mit 60 Schülern bewohnen das altertümliche Gebäude, leben, ohne arbeiten zu müssen, von den Einkünften der Kirche und beten für das Seelenwohl der Gottlosen in Santa Barbara. Die Fenster sind mit Holzgittern versetzt und haben ein gefängnißartiges Aussehen, große Fliesen bedecken den Estrich, und eine aus riesigen Ziegelsteinen erbaute Wasserleitung giebt Kunde von dem rationellen Unternehmungsgeiste jener alten Mönche. Das Ganze macht den Eindruck, als ob man aus Amerika urplötzlich nach einem erzkatholischen Lande versetzt sei. Was wohl die Erbauer dieses Monuments der „alten Zeit" für Augen machen würden, säßen sie, wie ich es vor sieben Jahren das erste Mal that, auf einer Bank unter der Veranda dieser Mission und blickten nach Santa Barbara und dem Hafen hinaus, wo damals gerade ein Dampfer einlief? — Es möchte ihnen wohl etwas kraus im Kopfe geworden sein, fügen sie die Veränderung, welche die Angloamerikaner seitdem in diesem Lande zu Wege gebracht haben! —

Weltberühmt ist der Riesenweinstock von Santa Barbara geworden. Bei meinem ersten Besuche in Santa Barbara hatte ich den glücklichen Gedanken, diesen Weinstock, der vier Miles in östlicher Richtung von der Stadt lag, und von dem ich Wunderdinge gehört hatte, auch einmal in Augenschein zu nehmen. Heute wäre dies nicht möglich, da derselbe nicht mehr existirt. Der Riesenweinstock war damals bereits nicht mehr lebensfähig und wurde im nächsten Jahre mit Stumpf und Stiel ausgegraben und nach der Centennial-Ausstellung nach Philadelphia gesandt, um den aus aller Welt dorthin zusammenströmenden Fremden dies californische Wunder ad oculos vorzustellen. Der Riesenweinstock hatte einen mannesdicken Stamm (6½ Fuß im Umfang) und zwanzig große Aeste, die sich, acht Fuß über dem Boden, wie die Krone eines Baumes verzweigten, und bedeckte mit seinem Laubwerk und dem Spalier eine Fläche von 10 000 Quadratfuß. Der größte Ast hatte einen Umfang von 27 Zoll und war so groß wie der berühmte Weinstock im Hamilton Court in England, der bis dahin den größten in Europa galt. Als jener noch in voller Kraft dastand, producirte er bis zu 10 000 Pfund rother Trauben und zehn Faß Wein im Jahr. Sein Alter schätzte man auf 60 Jahre. Sein frühzeitiges Absterben hatte er einem über seinen Wurzeln erbauten und von ihm beschatteten Tanzsaal zu verdanken, der ihm seit einer Reihe von Jahren Luft, Licht und Feuchtigkeit entzog.

Eine antike, sehr korpulente Spanierin, die in einem Holzhäuschen nebenan wohnte, das sich durch Schmutz und ursprüngliche Einfachheit auszeichnete, hatte dazumal mit ihren zwei recht hübschen Töchtern — junge Spanierinnen sind meistens hübsch, was man von den älteren eben nicht behaupten kann — die Aufsicht über den Riesenweinstock und nahm jedem Fremden, der ihn zu sehen wünschte, einen Obolus von 25 Cents für das Aufschließen des Gitterthores an der ihn umschließenden Fenz ab: — ein in diesem freien Lande ganz ungerechtfertigtes Verfahren. Die Mutter dieser Donna, auf deren Eigenthum der Riesenweinstock wuchs, hieß Maria Marcelina Felix de Dominguez. Sie starb im Jahre 1865 im Alter von 107 Jahren. In amerikanischen Balladen wird diese Matrone in glänzenden Versen als diejenige verherrlicht, welche den Riesenweinstock pflanzte. Einen Sprößling des Riesenweinstocks, der wahrscheinlich heute schon der größte in der Welt ist und dem alten in wenigen Jahren an Größe gleichzukommen verspricht, kann man umsonst sehen.

Das Ausgraben des Riesenweinstocks und sein Transport nach Philadelphia wirbelte dazumal, namentlich in Deutschland, viel Staub auf und wurde dort, selbst von angesehenen Blättern, als eine „amerikanische Barbarei" bezeichnet. Einen fast abgestorbenen Riesenweinstock als Beweis von der Produktionskraft des californischen Bodens nach einer Weltausstellung zu transportiren, ist gewiß ein eigenthümlicher Vandalismus; und was die „Geldgier" anbetrifft, welche die „Ausländer" den Santa Barbaraern damals so ingrimmig in die Zähne schleuderten, so will ich zur Ehrenrettung dieser biederen Menschen darauf nur erwidern, daß der bereits genannte Herr Hollister — wie dieser mir selbst mittheilte — 850 Dollars für Transportkosten des Riesenweinstocks nach Philadelphia aus seiner eigenen Tasche bezahlte, und nie einen Cent weder für den Weinstock noch für Ausstellungsgebühren verlangt oder erhalten hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung der Kais. Gesellschaft für Archäologie vom 6. Juni n. St. verlas unter anderen Herr Iwanowski einen Bericht über die von ihm 1881 geleiteten Ausgrabungen von Grabhügeln im Gebiete der sogenannten Wolstaja pjatina, des Alt-Nowgoroder Landes. Die Ausgrabungen sind jetzt bis zur Westgrenze des Gebietes, dem Flusse Luga, geführt und dabei in zwölf Gruppen bei verschiedenen Dörfern der Kreise Peterhof und Jamburg im Ganzen 617 Grabhügel aufgedeckt worden.

In derselben Sitzung wurden auf Grund einer Broschüre von E. T. Solowjew: „Die kleinen Städte im südöstlichen Theile des Kreises Tetjuschi" Mittheilungen gemacht über die Orte (gorodischtsche) Tkhirki-Bekhisewsk, Deuschewsk und Mordowsko-Karatajewsk, sowie über die Ruinen

Digitized by Google

und Grabhügel dieses von den Zuflüssen der Wolga und Kama reich bewässerten Gebietes, der alten Landschaft Bulgarien.

Asien.

— Die Quellen der Anuinskischen Mineralwasser liegen in den Vorbergen des tatarischen Küstengebirges, 140 Werst von Nikolajewsk am Amur aufwärts. Sie entspringen in einem Kessel, der nach allen Seiten, den Süden ausgenommen, durch steil abfallende Berge gegen Winde geschützt ist. Diese Quellen waren, einer Mittheilung im russischen „Reg. Anz." zufolge, den eingeborenen Giljaken wohlbekannt unter dem Namen Chablja, sie hielten dieselben aber sorgfältig geheim, weil sie eine abergläubische Verehrung für dieselben hegten. Nachdem Rußland die beiden Ufer des Amur in Besitz genommen, suchten die Ansiedler, die von Chabarowka bis Nikolajewsk am Flusse wohnten, neben ihrer landwirthschaftlichen Beschäftigung, die ihnen keine auskömmliche Existenz bot, noch andern Erwerb in der Umgegend. Sie gingen in die Wildniß auf Goldsuche, andere in die giljakischen Dörfer, um mit Lebensbedürfnissen Handel zu treiben, wie mit Thee, Getreide, Zwieback, Zucker, dann mit Kleidungsstücken, Schuhwerk und anderen Waaren in Zobel-, Fuchs-, Waschbär-, Bärenfellen und dergl. Im Jahre 1863 hörte einer dieser Bauern, Iwanow, zufällig von den heißen Quellen, überzeugte sich von ihrem Vorhandensein, und machte von seiner Entdeckung den Aerzten Mittheilung. Im Mai 1868 wurde mit der Anlage einer Krankenstation begonnen. Die Quellen, die sich namentlich gegen Storbut und dessen Folgen, ferner gegen chronische Rheumatismen und Bleichsucht wirksam bewiesen haben, sind augenblicklich einem Herrn Bachalowitsch in Pacht gegeben.

Australien.

— Australien ist ein durstiges Land. Der durch die Hitze ausgedörrte Boden sehnt sich nach nasser Erfrischung, und auch der Mensch fühlt dort in stärkerm Maße dasselbe Bedürfniß und übernimmt sich dabei nur zu oft. Trunkenheit ist in den australischen Kolonien außerordentlich verbreitet, aber in keiner Kolonie so sehr wie in Neu-Süd-Wales, wo jährlich durchschnittlich 25 Personen von je Tausend der Bevölkerung an öffentlichen Orten wegen Trunkenheit arretirt werden. In den übrigen Kolonien stellt sich der Satz erheblich niedriger, aber immer noch hoch genug: in Süd-Australien auf 16, in Queensland auf 15,3, in Neu-Seeland auf 15, in Tasmanien auf 13,5 und in Victoria auf 13,1. Die Katholiken lieferten nach Verhältniß ihrer Zahl, wegen der ihnen meist angehörenden Irländer, das größte Kontingent.

— Der wichtige Handelsverkehr zwischen den australischen Kolonien und Großbritannien wird jetzt immer mehr durch Dampfschiffe, unter Benutzung des Suez-Kanals, vermittelt. Dabei hat sich aber das Fehlen einer Kohlenstation auf der langen Meeresstrecke zwischen Aden und King George's Sound, an der Südküste von West-Australien — wenigstens in gerader Linie mit Umgehung des östlich gelegenen Point de Galle, Ceylon — als ein großer Uebelstand erwiesen. Man ist gezwungen, eine Kohlenmenge von ungefähr 2000 Tonnen für diese Strecke mitzunehmen, und damit geht ein beträchtlicher Schiffsraum für Kargo verloren. In Folge dessen hat sich England jetzt den Chagos-Archipel, welcher, auf ungefährem halben Wege zwischen Aden und King George's Sound, in 7° 29' südl. Br. und 72° 25' östl. L. Gr. liegt, angeeignet. Es ist die größere, 21 km lange Insel Diego Gracia in dieser Gruppe, welche dazu bestimmt ist, in Zukunft als Kohlenstation für Dampfer und Kriegsschiffe zu dienen. Der Hafen mit lehmigem und sandigem Grunde ist groß genug, um eine ganze Flotte aufzunehmen, gewährt Sicherheit gegen Stürme und läßt sich in Kriegszeiten gegen feindliche Angriffe leicht vertheidigen. Die Einfahrt in den Hafen ist eine doppelte. Die eine, und zwar nordwestliche, ist 1,6 km breit und 11 bis 22 m tief, die andere, engere läuft zwischen zwei kleineren Inseln hindurch und hat eine Tiefe von 1½ bis 7½ m. Ausserhalb des Hafens sinkt das Meer auf 130 bis 360 m.

— Die telegraphische Verbindung zwischen Australien und den übrigen Kontinenten datirt vom 22. Oktober 1872. Anfangs war es ein einziger Kabel, welcher von Port Darwin, an der Nordküste von Australien in 12° 27' 45" südl. Br. und 130° 50' 45" östl. L. Gr., über Banjoewangi, Singapore, Madras, Aden, Alexandrien u. s. w. nach Europa führte. In Folge öfterer Störungen wurde aber dann im Januar 1880 noch ein zweiter Kabel zwischen Port Darwin über Java nach Penang in Betrieb gesetzt. Bei dem sich von Jahr zu Jahr steigernden Handelsverkehr zwischen Australien und namentlich Europa nimmt auch der Kabeldepeschenverkehr einen immer größern Umfang an. Die im Jahre 1881 eingelaufenen Depeschen summirten auf 17 721 gegen 14 812, und die versandten auf 16 621 gegen 12 767 im Jahre 1880. Dieselben vertheilten sich auf die einzelnen Kolonien wie folgt:

Kolonie:	Kabeldepeschen				Total	
	eingelaufen		abgesandt			
	Zahl	Werth	Zahl	Werth	Zahl	Werth
Victoria	6 525	41 010 Pf. St.	5 643	41 201 Pf. St.	12 168	82 211 Pf. St.
Neu-Süd-Wales	4 345	23 693 „	4 822	30 112 „	9 167	53 805 „
Neu-Seeland	2 567	15 122 „	2 555	15 468 „	5 122	30 590 „
Süd-Australien	3 028	17 832 „	2 361	12 484 „	5 569	30 316 „
Queensland	603	3 347 „	863	4 553 „	1 466	7 900 „
Tasmanien	241	863 „	183	855 „	424	1 718 „
West-Australien	232	782 „	194	920 „	426	1 702 „
Total . . .	17 721	102 649 Pf. St.	16 621	105 593 Pf. St.	34 342	208 242 Pf. St.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd IV. (Mit fünf Abbildungen.) — C. Berghoff: Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe. (Mit drei Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. (Schluß der Redaction 6. August 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

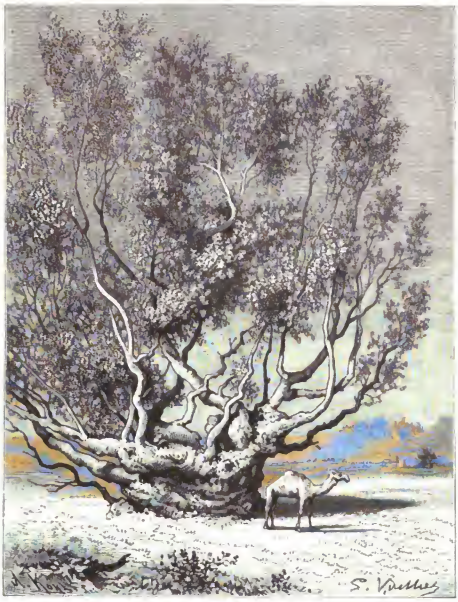
V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Aus demselben Thore, durch welches die Karawane der Reisenden vor sieben Tagen in die Stadt Hail eingezogen war, ging es um die Mittagszeit des 1. Februar wieder hinaus; diesmal in östlicher Richtung durch ein etwa drei Miles langes schluchtartiges Thal, das von den Palmengärten der Stadt ganz ausgefüllt war. Der größte Theil des persischen Pilgerzuges hatte Hail schon am Morgen verlassen, und als die Reisenden jetzt aus dem Palmenthale hinaus auf die Ebene traten und unter einem mächtigen Ithelbaume eine kurze Rast und Umschau hielten, bot sich ihnen der überraschendste Anblick. Inmitten der weiten, am westlichen Horizont von der seltsam geformten Gipfelreihe des Dschebel Adscha begrenzten Ebene zeigte sich eine täuschende Luftspiegelung, eine lange blaue Wasserfläche, durch welche die Kameele des Pilgerzuges in schier endloser Folge hindurch wateten; die Täuschung wurde durch die klaren Spiegelbilder in der scheinbaren Wasserfläche eine durchaus vollkommene; die bunten Farben an der Aufzäumung und den Lasten der Kameele glänzten aus der vermeintlichen Tiefe mit einer Intensität herauf, wie dies vielleicht eben nur hier, in der unvergleichlich klaren und durchsichtigen Luft der Ebene von Dschebel Schammar möglich war. Nach Lady Blunt können nämlich weder die Hochregionen der Alpen, noch auch die Polargegenden in Bezug auf Klarheit und Reinheit der Luft einen Vergleich aushalten mit der Gegend um Hail, diesem fast 700 km vom Meere entfernten, 3500 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Centrum der Wüste. Der leuchtende Glanz, der hier über Alles ausgegossen ist, verklärt die an und für sich einsinnige Landschaft zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit; auch jetzt hoben sich die im Vordergrunde über die Ebene verstreuten Gruppen der alten, knorrigen und zum Theil gekappten Ithelbäume in malerischer Wirkung von dem rothen feinen Granitgeröll des Bodens ab. Die alten Bäume, deren niedrige Stämme meist einen Umfang von 30 bis 40 Fuß haben, stehen fast alle auf kleinen Hügeln; sie zeigen ohne Zweifel die frühere Lage der Stadt Hail an, die erst in verhältnißmäßig neuer Zeit von dieser Seite der Oase nach ihrem jetzigen Platze verlegt worden sein soll. — Schon lange vor Sonnenuntergang, nach einem Marsche von kaum 10 Miles, schlugen die Pilger, und mit ihnen auch die Karawanen Blunt's, das Nachtlager in einem kleinen Thale auf, in dessen Mitte das berak, die rothgrüne Fahne, die dem Pilgerzuge vorgetragen wird, aufgepflanzt wurde. Man wollte dem in Hail noch zurückgebliebenen, oder vielmehr von dem Emir wegen einer Geldangelegenheit zurückgehaltenen Theile des Hadsch, bei dem sich auch Ali Kuli Chan und seine sämmtlichen Begleiter befanden, Zeit lassen, den Vorangegangenen nachzukommen. Leider aber brachte sowohl der nächste als auch die folgenden Tage anstatt der Erwarteten nur immer neue Verzögerungen. Immer wieder gab der Emir el Hobschd, der den Pilgerzug überwachende und leitende Beamte Mohammed's Ibn Raschid, das Signal zu einem Halt

Digitized by Google

für alle Kameele und Berittenen, immer wieder veranſtaltete er neue Zählungen der bei dem Zuge befindlichen Thiere, um womöglich noch immer neue Abgaben erheben zu können. So wurden vier Tage in fruchtloſem Warten und kürzeſten Tagemärſchen hingebracht; am Abend des vierten befand man ſich kaum 40 Miles von Haïl entfernt. Inzwiſchen vergrößerte ſich der Hadſch durch zahlreiche andere Zuzügler; Beduinen verſchiedener Stämme, auch viele Leute aus den Oaſenſtädten fanden ſich ein, die alle die ſichere Gelegenheit benutzen wollten, um zum Einkaufe ihrer Vorräthe an Reis und Weizen nach Meſchhed Ali oder nach Samawa am Euphrat zu gehen. Im Vergleich mit allen dieſen Arabern erſchienen die perſiſchen Pilger faſt ohne Ausnahme roh und gewiſſermaßen bäuriſch. Die weiße Hautfarbe, die häufig unter ihnen vertretenen blonden Haare und blauen Augen konnten den plumpen ſchweren Geſichts-

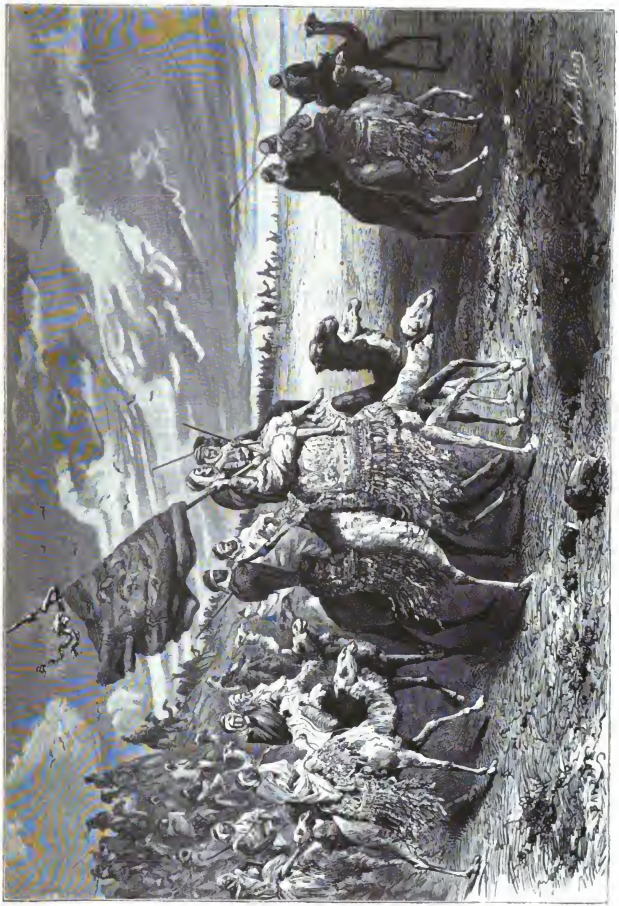


Ithelbaum in der Ebene von Haïl.

zügen doch nie etwas dem vornehmen Ausſehen der Araber Aehnliches geben. Trotz der zahlreichen Waſchungen, welche die Pilger zu allen Tageszeiten und bei allen paſſenden und unpaſſenden Gelegenheiten vornahmen, ſahen ſie in ihren dicken ſchmutzigen Filzröcken immer weit unſauberer aus, als einer der ungewaſchenen Araber. Ganz beſonders widerwärtig war der „heilige“ Gebrauch der Derwiſche, ihr Trinkwaſſer immer erſt zum Waſchen der Füße zu benutzen; von der gemeinſamen Benutzung einer Waſſerlache, wie man in dieſen Tagen am Grunde einiger Wadis mehrere fand, konnte mit ihnen nicht die Rede ſein. Man mußte ſich bemühen, ihnen den Rang abzulaufen und die Schläuche zu füllen, ehe die heiligen Männer anlangten.

Es war ein hügeliges, von tiefen Wadis durchſchnittenes Terrain, auf dem man in nordöſtlicher Richtung langſam vorrückte. Von einem Wege war auch hier nichts vorhanden, doch diente ein am nordöſtlichen Horizont emporragender hoher Berg, der Dſchebel Dſchildjeh, als Land-

Digitized by Google



Zug der persischen Pilger.

Digitized by Google

marke. Während der Pilgerzug am 4. Februar einen vollständigen Ruhetag hielt, unternahm Blunt einen weiten Rekognoszierungsritt in nördlicher Richtung nach einem ansehnlichen Hügelzuge, der ihm einen für seine Aufnahme des Landes günstigen Ueberblick zu versprechen schien. Weite Sandebenen, die mit niedrigen Reihen gelber Sandsteinhügel abwechselten, nirgends eine Spur von Vegetation oder ein lebendes Wesen: das war die Landschaft, die er durchritt. Von einem Gipfel des Höhenzuges aus sah er die Nefûd, die sich wie ein ungeheures rothes Meer nach Norden hin ausdehnte.

Am Morgen des 5. Februar wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben. Das Lager sollte nach dem 10 Miles entfernten Wadi Hanasser (Thal des kleinen Fingers) verlegt werden. Etwa auf der Hälfte des Weges, der über eine kahle Sandsteinebene führte, kam man an einen hohen, steil aus der Ebene emporragenden Hügel, das Tell es Sanjineh. Eine an der senkrecht abfallenden Seite desselben befindliche Inschrift und verschiedene rohe Zeichnungen von Kameelen, Straußen und Steinböcken, sowie auch von mit Lanzen bewaffneten Reitern, fesselten hier die Aufmerksamkeit der Reisenden. Die Bilder unterschieden sich nur durch größern Maßstab und etwas sorgfältigere Ausführung von den primitiven Darstellungen, die Lady Blunt schon an den Felsen der Sandsteinregion von Tschôf gefunden und kopirt hatte. Die tief eingegrabenen und sehr gleichmäßigen Schriftzeichen wurden später von dem durch seine Ausgrabungen des alten Babylon bekannten Mr. Rassam für altphönikisch erklärt und auf reisende Kaufleute des alten Handelsvolkes zurückgeführt. Lady Blunt kann sich dieser immerhin nicht unwahrscheinlichen Erklärung nicht anschließen. Inschrift und Bilder am Tell es Sanjineh sind unverkennbar gleichzeitig und zusammengehörig, und die gewissermaßen konventionelle Darstellung der hier einheimischen Thiere scheint ihr auch auf einheimische Urheber zu deuten. — Nachdem sie eine genaue Kopie des interessanten Fundes genommen hatten, setzten die Reisenden das Tell, um hier den langsam nachfolgenden Hadsch abzuwarten, der einer ungeheuren Schlange gleich über die wellige Ebene daher kam und jetzt, dicht am Fuße des Tell vorüberziehend, einen seltsam bunten, fast märchenhaften Anblick gewährte. Ueber eine Stunde dauerte das Vorbeiziehen der mindestens drei Miles langen Prozession mit ihren 4000 Kameelen — und doch war dies nur die Hälfte des eigentlichen Hadsch! Den Vortrab bildete ein Haufen Derwische, wildaussehende, schmutzige Gesellen, die im schnellsten Laufschritt, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorauseilten. Ihnen folgte die Schar der Gläubigen, die aus besonderer Frömmigkeit die ganze Pilgerfahrt zu Fuß machten; meist gut gekleidete Leute, von denen viele während des Gehens in großen Pergamentrollen lasen. Die meisten von ihnen trugen Lederflaschen in den Händen, die das Wasser zu den häufigen, durch ihre Gelübde gebotenen Waschungen enthielten. Von Zeit zu Zeit standen sie still und vollzogen dieselben, durchaus unbekümmert um das zahlreiche Publikum; sehr oft stimmten sie auch gemeinsame Gebete und ohrenzerreißende Gesänge an. Im Gegensatz zu den Derwischen, die, sobald sie nur einige Worte Arabisch verstanden, sich umgänglich zeigten und gern auf Unterhaltungen mit den Reisenden eingingen, trugen diese Frommen par excellence einen fanatischen Haß gegen die Fremden zur Schau, der ohne die strenge Ueberwachung durch den Emir el Hadsch leicht unangenehme Dimensionen angenommen haben würde. Von der Erwiderung eines Grußes war bei ihnen nicht die Rede, und sehr ergötzlich war der Anblick des panischen Schreckens, der sie alle ergriff, wenn nur einer von Blunt's Hunden in ihre Nähe kam. In wildester Flucht stoben sie dann auseinander, um nicht durch eine zufällige Berührung verunreinigt zu werden. Alle diese und ähnliche Vorurtheile der frommen Schiiten sind den Arabern durchaus unverständlich, und so kam es denn zwischen diesen gläubigsten Pilgern und ihren beduinischen Begleitern am häufigsten zu Reibereien aller Art. — Eine gute Strecke hinter den zu Fuß gehenden Vorläufern des Zuges kommen erst die Reiter; zuerst ein glänzender Trupp von Dienern Ibn Raschid's, alle auf herrlich aufgezäumten Dromedaren edelster Race, sogenannten naamiyeh, deren sanfter, gleichmäßiger Gang einen ungestörten Schlaf im Sattel erlauben soll. Die Gazellenaugen, das seidenglänzende Fell und die anmuthigen Bewegungen der herrlichen Thiere sind nach Lady Blunt von unbeschreiblicher Schönheit. Einer dieser Dromedarreiter trägt das Berak, die glänzendrothe, grünumränderte seidene Fahne Ibn Raschid's: neben ihm ritt gewöhnlich der Emir el Hadsch, ein schwarzer Sklave Ibn Raschid's, auch hoch zu Dromedar, obgleich ein Diener sie etwa vorkommende Fälle beständig ein Pferd hinter ihm her führen mußte. Von der Masse der Pilger, die nun folgte, saßen oft zwei auf einem Kameele, oft thronte auch nur einer hoch über den großen Kisten und Packen mit Hausrath und Vorräthen aller Art, die zu beiden Seiten des Thieres hinabhingen. Die Vornehmeren und auch die meisten Frauen reisten in sogenannten mahmals oder großen Körben, die geräumig genug sind, um sich darin ausstrecken zu können, und von denen jedes Kameel zwei tragen kann. Ein Diener führt das Thier, mehrere andere gehen daneben; oft trägt einer von ihnen das Nargileh, aus dem der im Korbe Sitzende durch einen langen Schlauch raucht. Die kostspielige Beförderungsart sind die tahtawerans, große Sänften, zu deren Transport zwei Thiere nothwendig sind; von diesen mit größtem Luxus, mit seidenen Vorhängen und sostbaren Teppichen ausgestatteten Sänften waren drei oder vier in dem Zuge vorhanden. Auffallend war auch hier wieder die geringe Anzahl von Pferden; es mochten sich im Ganzen etwa sieben oder acht bei dem Hadsch befinden. Sämmtliche Kameele gehörten den begleitenden Arabern, Schammar-, Sherarât-, Howeytim- und anderen Beduinen. Die Besitzer der Thiere lassen ihr Eigenthum nie aus den Augen; sie gehen zu Fuß hinter den Reitern und Lastthieren einher und befinden sich wegen der „übermäßigen Anstrengungen", die ihren Kameelen zugemuthet werden, in fortwährendem kleinen Kriege mit den Pilgern. Da aber jeder lante oder in Thätlichkeiten übergehende Ausbruch dieses Krieges von den neben dem Zuge reitenden Soldaten Ibn Raschid's sogleich kräftig unterdrückt zu werden pflegt, begnügen die Araber sich meist damit, ihrem Zorne in lauten Verhöhnungen und derben Späßen Luft zu machen. Und die persischen Kameelreiter geben dazu reichlichen Anlaß. Keiner von ihnen entschließt sich je, anders als rittlings auf dem Kameele zu sitzen; und die unglückliche Figur, die sie dabei bilden, die ungeschicklichkeit im Regieren des Thieres, die eigenthümliche Fistelstimme und die Ausdrücke, in denen sie ihm zusprechen, und die „kein arabisches Kameel je verstehen kann", das alles giebt unerschöpflichen Stoff für die Bosheit der Eskorte.

Das Wadi Hanasser, das man gegen Abend erreichte, ist ein weites Thal mit mehreren wasserreichen Brunnen und einem großen Striche guten Weidelandes. Aus dem hohen Kraute das als treffliche Kameelweide besonders geschätzten „rimh" sagten Blunt's Hunde eine Menge von Hasen auf, und während rings um die Brunnen das Pilgerlager aufgeschlagen wurde, and dem bald die abendlichen

Digitized by Google

Die Sebcha von Tanbetiśm.

Digitized by Google

Gebetrufe der Muedsin erschallten, gingen die Reisenden dem hier seltenen Vergnügen der Jagd nach.

Der ewigen Verzögerungen, die sich noch ins Unbestimmte auszudehnen schienen, gründlich müde, beschloß Blunt am folgenden Tage (6. Februar), sich fürs erste von dem Hadsch zu trennen und seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aufregung im Pilgerlager wuchs von Tage zu Tage; die mitgenommenen Vorräthe waren für eine gewisse Dauer der Reise bestimmt, die durch die fortwährenden Aufenthalte weit überschritten wurde; und ein Ort, an dem man neuen Proviant erhalten konnte, war auf dem ganzen Wege nach Meschhed Ali nicht vorhanden. Nun hieß es wieder, daß Mohammed Ibn Raschid in den nächsten Tagen zu einem Ghazú ausziehen und dabei selber die Pilger von Hail bis zum Lager geleiten würde; bis zu seinem Eintreffen mußte man im Wadi Hanasser bleiben.

In unverändert nordöstlicher Richtung vorwärtsgehend, erreichten Blunt und seine Begleiter am Mittag des 8. das Dasendorf Bekaa oder Taybetism, die seltsamste Unterbrechung der einförmigen, gelben Sandsteinebene; eine tiefe Depression, ein altes Seebecken wie das von Dschodda, nur unendlich viel malerischer und großartiger. Rings um den vollkommen trocknen See, der einen Umfang von 6 bis 7 Miles hat, liegen in kleinen Zwischenräumen die schönsten Palmengruppen und Gärten, die Häuser des Dorfes vereinzelt darunter. Die merkwürdigste Luftspiegelung zeigte das Becken auch hier als tiefblaue Wasserfläche, welche die Bilder der felsigen Ufer, der Bäume und Häuser klar zurückwarf. Die geologische Beschaffenheit des ganzen Distrikts von Taybetism ist höchst eigenthümlich. Mächtige Sandsteinfelsen von phantastischer Form, stellenweise durch die Einwirkung des Wassers zu ungeheuern Pilzen ausgewaschen, erheben sich rings um das Becken, das, nach ihrer Höhe von 40 bis 50 Fuß zu urtheilen, einst eine gewaltige Wassermasse enthalten haben muß. Daneben zeigen sich wieder andere Felsen, an deren merkwürdiger Gestaltung vulkanische Kräfte thätig gewesen zu sein schienen. Große Schichten eines röthlichen Gesteins traten dann wieder zwischen dem

Brunnen der Zobeydch.

gelben Sandstein zu Tage; stellenweise in bandartiger Streifung mit einer glänzend weißen Gesteinsart. Hin und wieder zeigen sich auch kleine mit rothem Nefúdsande bedeckte Flächen, auf denen das grüne „adr" der Nefúd wächst. Am Grunde des Beckens befanden sich mehrere kleine Vertiefungen mit salzigem Wasser, von Gruppen wilder Palmen und Tamarisken umgeben. Einige am Ufer befindliche Brunnen hatten eine Tiefe von 40 bis 50 Fuß; die Häuser, die Palmengärten und die kleinen, mit Gerste bestellten grünen Ackerstücke in der Nähe der Brunnen: alles machte den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Ein stattliches Kasr an dem einen Ende des Seebeckens schien augenblicklich vollkommen unbewohnt zu sein; doch soll der Emir von Hail sich zeitweise hier aufhalten.

Der achte Februar brachte den Reisenden eine wünschenswerthe Vergrößerung ihrer Karawane. Ein junger Schammardenine, der sich mit einigen Kameelen dem Hadsch angeschlossen hatte, um nach Samawa zu gehen, gesellte sich als Führer zu ihnen; er fürchtete, daß seine mageren Thiere, wenn er bei den Pilgern verbliebe, von dem Emir el Hadsch zu Lastdiensten „gepreßt" werden könnten, und daß sie dann den Rückmarsch vom Euphrat mit ihrer Ladung Getreide nicht aushalten würden. Er behauptete, die Pilgerstraße genau zu kennen, und wenn auch seine Angabe, daß man nur noch acht bis zehn Tagereisen von Meschhed Ali entfernt sei, mit Blunt's Berechnungen und, wie es sich später zeigte, auch mit der Wahrheit nicht übereinstimmte, so vertraute man sich doch gern seiner Führung an. Während der nächsten Tage ging es nun in nordnordöstlicher Richtung immer am Rande der Nefúd entlang, deren Nähe sich durch ein reicheres Thierleben bemerkbar machte, als man seit lange gesehen. Eine Herde Gazellen, zahlreiche Bussarde, am 10. Februar sogar eine Hyäne, die glücklich erlegt und von Blunt's Leuten verzehrt wurde, brachten einige Abwechselung in das Einerlei des Wüstenmarsches. Die ergiebigste Jagdbeute und einen regelmäßigen Bestandtheil des täglichen Mittagmahls bildeten aber jetzt die Heuschrecken, die in unglaublichen Massen am Tage umherschwärmten und Nachts in großen Haufen unter den Büschen lagen. Die beste Zeit zu ihrem Fange ist Morgens, wenn sie von

Digitized by Google

dem Thau und der Kälte noch starr sind. In Wasser abgekocht und, nach Entfernung der langen Sprungbeine, an den Flügeln genommen, in Salz getaucht und gegessen, sind sie nach Lady Blunt eine der wohlschmeckendsten Speisen, die unter den hors d'oeuvres eines Pariser Restaurant gar wohl ihren Platz behaupten würde. Ihr Geschmack erinnert weniger an Fleisch oder Fische, als vielmehr an vegetabilische Kost. Das Unheil, was sie mit ihrer Verheerung alles Gewachsenen anrichten, machen sie wenigstens in diesen Gegenden durch den Nutzen, den sie bringen, wieder gut. Nach den Erzählungen des jungen Schammar sollen ganze Beduinenstämme in der Nefûd um diese Zeit des Jahres nur von Heuschrecken und Kameelmilch leben. Daneben zieht es kein Thier, das nicht Jagd auf sie macht und das sie nicht augenscheinlich gern frässe. Pferden und Kameelen werden sie als besonders gesund unter das Futter gemischt; die Hunde schnappten während des Laufens den ganzen Tag über nach ihnen und verzehrten so viele sie nur bekommen konnten. In dem Magen der erlegten Hyäne fand Blunt außer Gazellenfleisch eine Menge Heuschrecken; sämmtliche Wüstenvögel von dem Raben und Habicht bis hinab zur Wüstenlerche waren in beständiger Jagd auf das in ungeschichtem Fluge gleich Maikäfern unherschwirrende Wild.

Am 10. Februar passirte man die Brunnen von Schaybeh, die, 40 an der Zahl, an einer unwirthlichen Stelle des alten Hadschweges liegen, der früher weit östlich von Hail direkt nach Bereydeh in Kasim führte. Das nächste Nachtlager wurde wieder in der Nefûd aufgeschlagen, durch die es jetzt einige Tage lang nordwärts ging, um die berühmten Brunnen der Zobeydeh zu erreichen. Wie gute alte Bekannte begrüßten die Reisenden die Fuldschs und die Flora der Nefûd, die sich freilich hier weniger großartig zeigt, als mehr nach der Mitte zu. Der Sand und mithin die Fuldschs sind bedeutend weniger tief, als dort. Breite Streifen nackten Felsbodens treten zwischen den Sandhügeln zu Tage; es ist hier am östlichen, wie auf der andern Seite am westlichen Rande der großen Wüste nicht die ununterbrochene, sondern nur die „intermittirende" Nefûd. Nach mehreren, ziemlich angestrengten Tagemärschen kam man gegen Mittag des 13. Februar an dem ersten der großen Wasserbehälter an, die von Zobeydeh, der Gemahlin Harun al Raschid's, im Beginn des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung für die Mekkapilger gebaut worden sind. Das ungeheure, aus massivem Cement bestehende Reservoir mit seinen 6 Fuß starken Mauern bildet ein Rechteck von 50 Fuß Breite auf 80 Fuß Länge. Merkwürdigerweise ist es nicht im Thale, sondern auf einem Hügel angelegt, zu dem Stufen hinaufführen. Breite Stufen führen auch in das Innere des Reservoirs hinab, das heute leider durch einen großen Spalt im Mauerwerk seinen ganzen Inhalt ausfließen läßt, und nur in der Mitte noch eine kleine Lache schlammigen Wassers zeigt. Am folgenden Tage kam man noch an mehreren ähnlichen und in besserm Zustande befindlichen Wasserbehältern vorbei; und diese Nähe des Wassers zeigte sich allenthalben an der Belebtheit der Gegend. Immer wieder begegnete man Beduinenhaufen der verschiedensten Stämme, die über den unerwarteten Anblick der Franken oft durchaus nicht erfreut schienen. Der Weg, auf dem man entlang zog, war hier von einer doppelten Reihe roh aufgesetzter großer Steine eingefaßt. Da die ganze Ebene hier mit eben solchen Steinen überstäet ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß man sie hier nur aus dem Wege geräumt hat, um denselben eben passirbar zu machen. Der Sage nach sind es aber die Ueberreste hoher Mauern, die Zobeydeh bauen und, um die Pilger gegen die Sonne zu schützen, mit großen Tüchern überspannen ließ. Von den großartigen Bauten, die sich neben den Brunnen befunden haben sollen, und von der herrlichen Verpflegung, welche die Pilger in denselben erhielten, werden noch heute unter den Beduinen wundersame Märchen erzählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Von Santa Barbara über San Buena Ventura nach Los Angeles.

Früh Morgens am 25. Juni, als der Tag noch nicht graute, nahm ich Abschied von Santa Barbara, um mit der Stagekutsche nach San Buena Ventura (30 Miles) weiter zu fahren. Zunächst durchkreuzten wir die fruchtbare Carpinteria mit ihren zwischen dem Meere und dem Küstengebirge liegenden grünen Hügeln und wohlbestellten Farmen, welche Landschaft ich schon vom Gipfel des St.-Marcus-Berges betrachtet hatte, und die in der Nähe nichts von ihrer Anmuth verlor. Ich bemerkte während dieser Fahrt verschiedene Trupps von Männern und Frauen, welche über die Dünen nach dem Meere wanderten. Auf meine Frage an den Kutscher, weshalb jene Leute schon vor Sonnenaufgang nach dem Ocean pilgerten, belehrte er mich, daß dieselben spanischer Abkunft seien und heute, am Tage Johannis, ganz in der Frühe nach dem Meere gingen, um dort ein Bad zu nehmen und die im letzten Jahre begangenen Sünden abzuwaschen.

Allmälig näherten sich die Berge dem Strande und traten zuletzt so dicht an denselben heran, daß wir auf einer Strecke von vier Miles auf dem vom Meere überspülten Ufer uns einen Weg suchen mußten, wo die letzten Ausläufer der herein schwellenden Brandung unter den Rädern hinrollten, — eine recht interessante Fahrt, die aber stellenweise, wenn eine impertinente Welle sich bemühte, in den Kutschenschlag zu gucken, etwas ungemüthlich wurde. Selbst als wir wieder trockenen Boden erreicht hatten, blieben uns die Berge noch geraume Zeit linker Hand ganz nahe zur Seite.

Dieser ganze Küstenstrich zeigt zahlreiche Spuren alter vulkanischer Thätigkeit. Auf dem Ufer lagen an mehreren Stellen große hellgelbe Lavablöcke und Bimsstein. Ob diese aus dem Meere dorthin gelangt waren, oder aus einem dem nahen Gebirge liegenden Vulkane herrührten, darüber konnte ich nichts Genaues erfahren. Der Rosselenker machte mich auf einen in einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Strande in den Berg gebohrten Tunnel aufmerksam und forderte

Digitized by Google

mich auf, denselben zu inspiciren. Mit einiger Mühe erreichte ich die Mündung des Tunnels, begab mich aber nicht in denselben hinein, da mir eine bedeutende Hitze und ein starker Petroleumgeruch daraus entgegenströmten. Der Tunnel war, wie ich erfuhr, sechzig Fuß tief in den Berg getrieben worden, als man ihn wegen der sich bei jedem Fuß, den man weiter bohrte, stark vermehrenden Hitze wieder verlassen mußte. Aus einer diesem Tunnel gegenüberliegenden Sandbank, die jeden Tag von der Fluth unter Wasser gesetzt wird, sprudelt eine starke Süßwasserquelle hervor, an der die vorbeipassirenden Reisenden und Fahrleute ihre Pferde und Zugochsen zu tränken pflegen.

Die Gegend behielt bis nach San Buena Ventura ihr steriles Gepräge. Die Vegetation bestand aus Dickichten von Kaktus und Salbeibüschen, in welche Verstecke sich die zahlreichen Hasen, welche dort auch vor den ihnen nachstellenden Wildkatzen vollkommen sicher sind, bei unserm Herannahen flüchteten. Zwei Wildtagen, die fast so groß wie Panther waren, wanderten eine Strecke weit neben und oben auf den Felsen entlang und ließen sich durch unser Lärmen und Hurrahrufen durchaus nicht in ihrem Morgenspaziergange stören. Sogenannte „road runners", eine Art langbeiniger Trappen, sprangen öfters vor uns auf und rannten mit einer fabelhaften Schnelligkeit halbmeilenweit vor den galoppirenden Pferden her, ohne nur einen Versuch zum Fliegen zu machen, bis sie sich schließlich seitwärts in die Büsche schlugen. Gegen Mittag erreichten wir San Buena Ventura, wo ich bis zum nächsten Tage verweilte.

San Buena Ventura (1370 Einwohner), hier zu Lande meistens kurzweg Ventura genannt, ist der Regierungssitz von Ventura County. Als Hafenplatz hat der Ort keine Bedeutung, da die offene Bucht nur geringen Schutz gegen Stürme gewährt. Dagegen ist San Buena Ventura das natürliche Centrum einer Anzahl von fruchtbaren Thälern und erfreut sich eines ansehnlichen Binnenhandels. Die Stadt hat eine selbst für Südcalifornien außergewöhnliche Menge alter Adobehäuser an der Hauptstraße aufzuweisen, wo auch die altertümlichen Missionsgebäude liegen. Die zahlreich in der Umgebung des Ortes angepflanzten persianischen Pfefferbäume und Eukalypten, mit dazwischen stehenden Cypressen und Orangenbäumen, geben der Landschaft ein recht heiteres Aussehen, welche landschaftlichen Reize man jedoch nicht eher bemerkt, als bis man eine dicht hinter der Stadt liegende Kette von kahlen Hügeln überschritten hat.

Von einem nördlich von San Buena Ventura liegenden Hügel genießt man eine überraschend schöne Rundschau. Gegen Südosten blickt man von dort in das breite grüne Santa-Clara-Thal, hinter welchem, in der Richtung nach Los Angeles, das Guadalaska-Gebirge aufragt. Westwärts blinkt der Ocean und die offene Bai vom schroffen Point Magu bis nach dem Leuchtthurm bei Hueneme (sprich Wähnama) herüber. Gegen Norden erstreckt sich zwischen Obstgärten und Bäumen die Ventura-Avenue durch ein liebliches Thal bis nach den mit Eichen gekrönten Hügeln von Ojai. Dahinter thürmen sich Berglinien über Berglinien in den blauen Aether empor, bis die Gipfel der Santa-Ynez-Range hier das großartige Panorama abschließen.

Das Ojaithal, 12 Miles nördlich von San Buena Ventura, zwischen dem Venturafluß und dem San Antonio Creek tausend Fuß über der See gelegen, ist eines der schönsten in Südcalifornien. Es macht mit den über dasselbe zerstreut wachsenden immergrünen Lebenseichen den Eindruck, als befände man sich hier in einem weiten englischen Park. Aber der Zauber der das Ojaithal einschließenden Gebirge mit ihrem wechselnden Farbenduft und der südcalifornische Himmel mit seiner milden Luft fehlen in Altengland, und die verschönernde Hand einer tausendjährigen Kultur kann dort nicht diesen Schmuck ersetzen, womit die gütige Natur jenes schöne Thal in Ventura ausgezeichnet hat. Ueppige Getreidefelder, in denen die Eichen weit genug von einander entfernt stehen, um das Sonnenlicht nicht vom Boden auszuschließen, dunkelgrüne Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht, Obstgärten, grüne Weiden, auf denen Herden von Schafen und wohlgenährten Rindern es sich gütlich thun, klare Gebirgsbäche und die freundlichen Heimstätten der Bewohner bilden zusammen ein überaus anmuthiges Bild. Der Hauptort im Ojaithale ist Nordhoff, ein Landstädtchen, dessen Umgebungen ein kleines Paradies genannt zu werden verdienen.

Das County Ventura enthält mehr kulturfähiges Land, als die meisten der südcalifornischen Counties aufzuweisen haben. Die Hauptthäler sind das östlich von der Stadt gelegene Santa-Clara-Thal, mit einem Flächenraum von 25 Quadratmiles; das Santa-Paula-Thal im Nordosten, 15 Miles lang und 4 Miles breit; das bereits genannte nördlich von Ventura liegende Ojaithal, 8 Miles lang und 7 Miles breit, und die Simi Plains, 35 Miles östlich von der Stadt mit einem Areal von 96 000 Ackern, auf denen meistens Schafzucht getrieben wird. Die Scenerie in den Cañons, welche die verschiedenen Thäler mit einander verbinden, ist im höchsten Grade pittoresk.

Die landwirthschaftliche Entwickelung von Ventura County ist durch die sich dort in einzelnen Händen befindenden großen Landcomplexe nicht minder beeinträchtigt worden, wie die von Santa Barbara County. Im letzten Jahre wurden jedoch mehrere von den großen Ranches von ihren Besitzern in kleinere Farmen abgetheilt und zum Verkaufe ausgeboten. Die Simi- und Las-Posas-Ranches, welche zusammen ein Areal von 125 000 Ackern enthalten, das Ojai Rancho mit 48 000 und das Colonia Rancho mit ebenfalls 48 000 Acker Land wurden parcellirt, wodurch gewiß eine zahlreiche Einwanderung dorthin gezogen werden wird. Da die für Südcalifornien so wichtige Bewässerung in Ventura County leichter als sonstwo in diesen Gebieten ausgeführt ist, so läßt sich aus dieser Vertheilung des Großgrundbesitzes eine glänzende Zukunft für die genannten Distrikte prophezeien. Der Santa Clara- und der Venturafluß sind das ganze Jahr über voll Wasser und können auf das Vortheilhafteste zu Irrigationszwecken verwendet werden. In ihrer Nähe ist die Vegetation, vom Gebirge bis an das Meer, außerordentlich üppig. Die nördlichen Abhänge der Hügel sind mit Wäldern von Lebenseichen bedeckt, die südlichen dagegen sind meistens kahl oder zeigen nur einen Teppich von Gräsern und Blumen. Wasser und Bäume, die zwei wichtigsten Erfordernisse der Kultur im Süden, sind in Ventura County überall leicht zu erlangen. In den Thälern reift das Getreide bei mäßig starkem Regenfall; wo aber das fließende Wasser hinkommt, entsteht sofort eine förmliche Wildniß von Blumen, Büschen und Sträuchern der mannigfaltigsten Art.

In Ventura County, welches ein Areal von 1 296 000 Ackern hat, sind gegenwärtig etwa 150 000 Acker Land unter Kultur. Auf den nicht bebauten Strecken grasen zahlreiche Herden von Schafen und Rindern. Die letztjährige Schafschur erzielte 125 000 Dollars. Einer der Hauptindustriezweige in Ventura County ist die Bienenzucht. Die Ranches der Bienenzüchter liegen meistens an den Vorbergen der Thäler Ojai, Santa Clara, Cemejo Las Posas, Simi und Tapo. Man berechnet die Zahl der Bienenhäuser im County auf 7000. Die Honigernte des letzten Jahres betrug über 1 Million Pfund und realisirte 84 000

Digitized by Google

Dollars. An vielen Orten im County hat man Petroleum gefunden, dessen Ausbeute aber noch in der Kindheit steht. Ich erwähnte schon früher, daß an mehreren Stellen an der Küste von Südcalifornien Petroleum auf dem Meere schwimmt, ein deutlicher Beweis davon, daß hier mächtige Ablagerungen des Erdöls existiren müssen. Die Oelregion erstreckt sich, soweit dieselbe erforscht wurde, 50 Miles vom Meere landeinwärts, bei einer Breite von 15 bis 25 Miles. Unter den Agrikulturprodukten von Ventura County sind besonders Orangen, Zitronen, Oliven, Rosinen, Wallnüsse, Mandeln, Kanarienvogelsamen, Flachs und die verschiedenen Getreidearten zu nennen. Das Klima ist ein fortwährender Sommer. Die Temperatur variirt im ganzen Jahre selten über zehn Grade Fahrenheit. Die Bevölkerung des County beträgt etwa 5000 Seelen.

Was den Küstencounties San Luis Obispo, Santa Barbara und Ventura gegenwärtig mehr als alles Andere Noth thut, ist eine Eisenbahnverbindung mit San Francisco, worauf dieselben bis jetzt vergeblich gewartet haben. Die verschiedenen Projekte, welche sich entweder auf eine Fortsetzung der Bahnlinie von Soledad südwärts bahnen, oder Zweiglinien zu dem Hauptstamm der Südpacificbahn herstellen wollen, stehen bis jetzt nur auf dem Papier. Die letzte Hoffnung ist die Atlantic- und Pacificbahn, welche ihren Weg nach San Francisco vielleicht durch die Küstencounties nehmen wird. Die endgültige Entscheidung ist immer noch nicht gegeben worden, und es bleibt den Bewohnern der Küstencounties nichts weiter übrig als die Hoffnung, daß die Herren Millionäre, welche die Südpacific- und die Atlantic- und Pacific-Bahnen kontrolliren, ein Einsehen haben und die Verbindung der Küstengebiete mit dem großen Bahnnetze Californiens als nutzbringend für sich betrachten werden.

Ehe ich von San Buena Ventura scheide, nahm ich die inmitten der Stadt liegenden Missionsgebäude in Augenschein. Die San-Buena-Ventura-Mission wurde am 31. März 1782 vom Vater Junipero Serra, dem ersten Präsidenten aller californischen Missionen, selbst gegründet. Das altertümliche Gebäude, mit dem Glockenthurm und langen Anbau aus Adobewohnungen, die mit spanischen Dachziegeln gedeckt sind, wurde zur Zeit meines Besuchs renovirt. Die Kirche ist ein langes Oblong, mit Orgel und Heiligenbildern darin, dessen gekalkte Wände und Decke sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befanden. Der Glockenthurm, an welchem eine Limousine von Schwalbennestern kleben, hat ein blau und weiß gestreiftes Kuppeldach von sonderbar fremdländischem Aussehen. Der lange Adobe-Anbau neben der Kirche ist von einer Anzahl Advokaten eingenommen worden, welche dort ihre Bureaus haben, und wo früher die Jesuiten mit dem Teufel um die Indianerseelen fochten, hantirt jetzt das gottlose Volk der Rechtsgelehrten und verdreht die Gesetze von Ventura. Die Nebengebäude umschließen einen weiten Hof und Blumengarten, voll von herrlichen Rosenbüschen. In der Kirche sah ich nur einen sich ziemlich weltlich ansehenden Priester, der sich sogar, wie ich hörte, ein Chegespons zugelegt hat. Derselbe führte mich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit durch das Gebäude und nannte mir die Namen der vielen distinguirten Heiligen, deren Bilder die Wände schmücken.

Am 26. Juni nahm ich Abschied von San Buena Ventura und fuhr in der Stage über Santa Paula nach der an der Southern-Pacific-Eisenbahn liegenden Station Newhall (50 Miles), um von dort Los Angeles zu erreichen. Eine interessante Abwechselung während der sonst recht monotonen Fahrt bildeten die vielen festlich gekleideten Kirchengänger — es war ein Sonntag —, denen wir auf der Landstraße begegneten. Die Menge von Briefen, welche der Kutscher jeden Augenblick von solchen Spaziergängern auf den Bock herausgereicht erhielt, um als freiwilliger Postbote die Korrespondenzen nach Newhall mitzunehmen, war erstaunlich. Hin und wieder bemerkte ich hübsche Anpflanzungen von pernanischen Pfefferbäumen, Eukalyptus, Mandelbäumen und Akazien; sonst war die Landschaft einförmig und wurde öder, je weiter wir kamen. Die Eisenbahnstation Newhall liegt auf der Nordseite der nackten San-Fernando-Range, welche sich rechtwinklig vor die Linie der Südpacificbahn baut und von dieser durch einen anderthalb Miles langen Tunnel durchbrochen wird, um in das fruchtbare Thal von Los Angeles zu gelangen.

Seit die Eisenbahn eröffnet wurde, nimmt der Passagierverkehr von San Buena Ventura nach Los Angeles meistens die Route über Newhall. Weit interessanter ist die jetzt wenig frequentirte direktere Straße durch das Santa-Clara-Thal und das an 5000 Fuß hohe Santa-Susanna-Gebirge nach Los Angeles, welche ich bei meiner ersten Reise einschlug. Sobald das Santa-Clara-Thal hinter Einem liegt, tritt man dort in eine Reihe von Thalmulden und Schluchten, wo kleine Haine von Kaktus wachsen. Durch ein wildes Cañon gelangt man in einen Gebirgspaß, der an Rauheit des Weges Alles übertrifft, was ich noch in diesem Lande gesehen habe. Die Aussicht von der Paßhöhe in den Susanna-Bergen auf die 30 Miles weite von Gebirgen umsäumte Ebene, in welcher Los Angeles liegt, ist äußerst pittoresk. Der Abstieg von 2000 Fuß in das Thal über wüstes Felsgeröll und auf schrecklich abschüssigem Wege ist eine Stagefahrt, die Jeder, der sie mitgemacht hat, so leicht nicht wieder vergessen wird.

Wie nennen sich Völker?

Von **Rudolf Kleinpaul.**

I.

Nachdem der Kölner Dom und damit eins der großartigsten Denkmäler der Architektur vollendet worden ist, hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit naturgemäß auf die wichtigsten Bauwerke der Erde und auf das Verhältniß gelenkt, in welchem sie zu der kühnen Schöpfung unseres Volkes stehen. Man hat die alten und neuen Wunder der Welt auf Tafeln zusammengestellt und wie die Hauptberggipfel unseres Planeten in schematischen Profilen unter einander verglichen und gemessen. Und wenn sich aus der Vergleichung ergiebt, daß der Kölner Dom das höchste Bauwerk auf der ganzen Welt ist, daß seine beiden Thürme mit ihrer Höhe von 156 m die römische Peterskirche und die ägyptischen Pyramiden überragen — welchen Deutschen sollte es nicht mit Stolz erfüllen? Ob auch das Erhabene nicht im Raume wohnt, man kann sich doch nicht enthalten, in diesen beiden Thurmspitzen einen Ausdruck der Kraft, des Muthes und der weltgebietenden Stellung des deutschen Stammes zu sehen.

Digitized by Google

Falls man nun bloß die gegenwärtigen, noch aufrechtstehenden Gebäude vergleicht, so nehmen die Thürme des Kölner Domes allerdings die erste Stelle ein, aber nicht, wenn man die Bauten aller Zeiten, auch die untergegangenen, in Betracht zieht. In grauer Vorzeit, ja am frühen Morgen der Geschichte haben die entstehenden Völker einen Thurm gebaut, der in der That noch höher gewesen ist: das war der Thurm zu Babel. Derselbe gehört durchaus nicht der Sage an, er hat wirklich existirt und seine Ruine steht noch. Unter dem Namen „Burg des Nimrod“ (Birs-Nimrud) erimert ein mächtiges Fundament auf der babylonischen Ebene an den Thurm der Bibel, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Zunächst allerdings an den großen, von Nebukadnezar erbauten Belustempel, den Herodot beschrieben hat; aber es scheint außer Zweifel gestellt zu sein, daß sich dieser Belustempel auf der Stelle des alten Sprachenthurms erhob, welcher letztere wahrscheinlich errichtet worden war, um auf der grenzenlosen Ebene einen Wegweiser und ein Signal zu haben; einem ähnlichen Zwecke dienten ja ursprünglich auch die christlichen Glockenthürme. Die Höhe des babylonischen Thurmes wird auf 180 m (bisweilen sogar auf 192 m) angegeben; er wäre somit noch 24 m höher als die Thürme des Kölner Doms gewesen.

Es ist bekannt, daß die Genesis an diesen Thurm die Scheidung der Völker und die Verwirrung der Sprachen anknüpft: das ist freilich eine Sage. Die Veranlassung ist ihr hat wie so oft eine falsche, schon den Assyrern angehörige Etymologie gegeben. Babel oder Babil bedeutet eigentlich Gotteothor; aber dasselbe Babel könnte eine nach den Regeln der assyrischen Sprache vollständig gerechtfertigte Form des Zeitworts balal, verwirren und soviel wie Verwirrung sein. Dieses „Verwirren“ hörte man also aus Babel heraus und erfand den Mythus von der göttlichen Sprachverwirrung, welcher um so leichter Glauben fand, als in Babylon, dem reichen und besuchten Emporium, eine Menge der verschiedensten Völker zusammentrafen und daher die Verschiedenheit der Zungen besonders grell hervortrat.

Indessen, wenn wir auch diesen Glauben nicht theilen, so wollen wir die babylonische Verwirrung doch einmal als einen Ausdruck sans consequence für die unleugbare Thatsache der Zersplitterung der Völker und Sprachen und den Thurm zu Babel als Sinnbild und Wahrzeichen einer noch ungetrennten Menschheit gelten lassen. Es heißt, daß alle Welt einerlei Zunge und Sprache hatte. Bis dahin gab es überhaupt noch gar keine Völker, es gab nur Menschen, die nicht unter einander, sondern nur zu der übrigen Schöpfung im Gegensatze standen. Sie hatten daher auch noch keinerlei Volksnamen, sondern wenn sie von sich sprachen, so sprachen sie von Menschen oder Leuten.

Man darf nun behaupten, daß dies der Standpunkt aller einzelnen Völker gewesen ist und daß jede Nation ihren Thurm zu Babel hat, so lange sie noch keine andere kennt und sich in der Welt allein glaubt.

Dann, wenn dieselbe Nation andere Nationen kennen lernt und sie sieht, daß es auch noch andere Menschen giebt, stellt sich das Bedürfniß näherer Bestimmung heraus. Die Stammesgenossen werden sich als weiße, andere als schwarze Menschen bezeichnen. Auf diese Weise entstehen die Völkernamen.

Aber während das die eine Nation thut, thut es auch die andere, so daß bei zwei Völkern zwei Paare von Namen, bei drei Völkern je drei Völkernamen entstehen und so fort. Diese Zahlen reduciren sich, weil die Namen unter einander ausgetauscht und gegenseitig adoptirt werden, doch kommt es häufig genug vor, daß mehrere Völkernamen neben einander existiren, vor allem der Name, den sich ein Volk selbst gegeben hat, und der Name, den es von seinen Nachbarn empfangen hat. Wir müssen hier zunächst dem Einwurf begegnen, als ob sich die Völker überhaupt selber gar keine Namen gäben.

Jakob Grimm sagt, für die Völkernamen gelte als Regel: kein Volk lege sich seinen Namen selber bei, sondern er werde ihm von anderen beigelegt. Wie das neugeborene Kind einen Namen durch seine Eltern und Freunde erhalte, so sei es auch für die Erklärung der Volksnamen wichtig, anzunehmen, daß sie durch benachbarte Völker gegeben worden. Das Bedürfniß, einen Dritten zu benennen, sei jederzeit stärker als das, sich selbst zu nennen.

Diese Regel bestätigt sich durchaus nicht. Im Gegentheil, nichts gewöhnlicher als daß ein Volk seinen eigenen Namen führt, neben welchem nur bei Fremden ein fremder Name nebenher läuft. Wir die Manoas, Dre Manoas, nennt sich ein Indianerstamm am Amazonenstrome. Die Türken nennen sich selbst Osmanlü, die Griechen Hellenen, die Hottentotten Koi-Koin, die Zigeuner Rom, die Eskimos Kerali, die Samojeden Chasowa, die Finnen Suomalaiser; den europäischen Namen Finnen, der mit fenn, d. i. Torfmoor, zusammenhängt, haben sie von den deutschen Nachbarn erhalten. Der einheimische Name der Esthen ist Tallopoig, Sohn der Erde, oder Maameeg, Mann des Landes, während sie von den Russen Fremdlinge (Tschuchni, Tschuchonzi), von den Letten, ihren südlichen Nachbarn, Vertriebene (Jggaunn), von den Finnländern Grenzländer (Wirolaiset) genannt werden. Die Lappen halten diesen Namen sogar für schimpflich und nennen sich selbst Same oder Samelad, daher Lappland auch Samelandt genannt wird.

Der Rumäne selbst nennt sich Rumînu, in der Schriftsprache Romanu; seine slavischen Nachbarn dagegen gaben ihm den früher mehr gebräuchlichen Namen Vlach. Nur bei kleinen und unterdrückten Völkern kommt mitunter der populäre Name in Vergessenheit und an seiner Stelle der fremde in Gebrauch. Bei großen Völkern dagegen zeigt es sich gerade, daß sie ihren Namen selbst machen und ihren Nachbarn gewissermaßen vorschreiben. Wir haben unser Franzose aus französisch Français, unser Engländer aus englisch England, unser Italiener aus italienisch Italiano entlehnt, während wir früher Welsche sagten, nicht etwa umgekehrt. Es ist dies gerade so wie mit den geographischen Namen, die wir bei großen und mächtigen Nachbarländern im Ganzen und Großen in der ursprünglichen Form belassen, bei kleinen und abhängigen Staaten nach unserer Willkür ändern.

Am beweisendsten für diese Selbsttaufe der Völker sind eben jene Namen, die sie sich in ihrer Naivetät, ehe sie überhaupt mit anderen in Berührung kamen, und sozusagen auf dem Thurm zu Babel gegeben haben. Sie dürften nach Grimm gar nicht existiren.

Und doch existiren sie. Wenn sich die Samojeden, wie wir oben sahen, Chasowa nennen, so setzen sie sich, als ob sie noch im Paradiese lebten, nur etwa den Fischen oder Rentieren entgegen, denn Chasowa bedeutet Männer. Oder wenn sich die Kaffern Abantu, d. i. Leute, nennen, so wollen sie sich von den Affen unterscheiden. Die Thiere sind auch gewissermaßen Völker und im weiten Reiche der Natur ist „Menschen“ selbst ein Völkername; man spricht ja sogar von Rebhühner- und Bienenvölkern. Aber im engern Sinne wendet man das Wort Völker auf Arten und Unterarten des Begriffes der Menschen an, und von einer solchen Eintheilung haben jene primitiven Nationen noch gar keine Idee, während schon die Hottentotten darüber hinausgehen, da sie sich als Koi-koi-n, d. i. als Menschen der Menschen, als Menschen κατ' ἐξοχήν betrachten.

Digitized by Google

Die Bezeichnung Rom, der altindische Name einer unreinen Kaste, dann soviel wie Mensch, Mann, ist den Zigeunern aller Länder bekannt. Rom heißt Mann, Romni Frau, Románo ist dazu das Adjektivum. Der Gesammtname der Zigeuner Romanischvre bedeutet buchstäblich Menschenkinder, Menschenvolk.

Ja, unser eigener herrlicher Volksname, der Name der Deutschen, weist augenscheinlich auf eine Stufe hin, wo man andere Menschen und andere Völker noch gar nicht gelten ließ: er entspricht auf das Genauste dem Namen Abantu, der nichts weiter als Menschen oder Volk schlechthin bedeutet. Wir sind die diet, will sagen das Volk, der Deutsche ist einer, der zum Volke gehört, gleichsam völkisch ist (ahd. diutisc, latinisiert theotiscus, gebildet wie das lateinische popularis). Wie läßt sich deuten, daß uns ein anderes Volk diesen nationalen Titel gegeben habe? Und der Gründer der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft stellt als Regel auf, daß sich kein Volk seinen Namen selbst beilege!

II.

Der Thurm zu Babel wurde gleich nach der Sündfluth aufgeführt und die Sprachverwirrung betraf die Geschlechter der drei Söhne Noah's: Sem, Ham und Japhet. Sie waren die Stammväter der semitischen, afrikanischen und indogermanischen Völker, welche sich nach ihnen bis auf den heutigen Tag Semiten, Hamiten und Japhetiten nennen. Das älteste und einfachste Merkmal, durch welches der allgemeine Begriff der Menschen näher bestimmt wird, scheint also die Herkunft von einem angeblichen Stammvater zu sein; und in der That beruhen auf ihm auch viele andere geläufige Völkernamen.

Eben unter den Japhetiten wird 1. Mos. 10, 3 ein gewisser Thogarma erwähnt; dessen Sohn hieß Haik, d. i. Vater oder Herr, und der wird als Stammvater von den Armeniern betrachtet, deren Land nach der Sündfluth zum zweiten Mal die Wiege des Menschengeschlechtes ward. Nach Haik nennen sie sich selbst Haikh und Armenien Haik'astan; den Namen Armenier leiten die einheimischen Geschichtsschreiber von Haik's Sohn Armenak oder einem andern Nachkommen desselben Namens, Aram, ab; die Griechen und Römer führten ihn auf den Thessalier Armenios, einen Gefährten des Jason bei der Argonautenfahrt, zurück. Bekanntlich heißt auch der Cheruskerfürst bei den Römern Arminius und bei den Griechen Armenios, und so ist denn die bekannte Burschenschaft der Arminen burchaus den Armeniern zu vergleichen, obgleich der Cherusker und der Argonaut schwerlich etwas mit einander zu thun haben; der Name Arminius ist von Tacitus nach einem unbekannten deutschen Worte gebildet und wird im Neuhochdeutschen sinnlich durch Hermann wiedergegeben: der jetzt sehr gebräuchliche, aber erst seit dem sechsten Jahrhundert sprachlich mögliche Eigenname konnte nur aus Unkenntniß der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Chernskerfürsten übertragen werden.

Aber dergleichen ethnographische Patronymica bilden sich auch in jüngeren Perioden. Ein Hellen hat zu dem Namen der Hellenen, ein Lakedaimon zu dem der Lakedämonier, ein Arkas zu dem der Arkadier, ein Pholos zu dem der Phoker Veranlassung gegeben. Besonders deutlich wird dieser Vorgang an dem Namen der Juden. Dieser fremde Eigenname kam zunächst im lateinischen Gewande (Judaeus) zu uns und bürgerte sich unter Einfluß des alten deutschen Betonungsgesetzes, das den Hochton auf die Stammsilbe legt, als Judeo und Jhdo im Althochdeutschen ein; von der ersteren Form geht das mittelhochdeutsche Jüde aus, das mundartlich noch heute neben Jude dauert. Das lateinische Judaeus geht zunächst auf griechisch *Ἰουδαῖος* zurück, dessen Femininum, *Ἰουδαία*, das jüdische Land bezeichnet; dieses wiederum auf hebräisch Jehûdi; die Juden nennen sich eben selber Jehûdim. Dies nun thun sie seit dem babylonischen Exil, weil die meisten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreiches Juda waren; vorher galt für die ganze Nation mehr die von dem dritten Stammvater Jakob oder Israel entlehnte Benennung Israeliten. Das Königreich Juda endlich wurde von dem Stamm Juda bewohnt, dessen Ahnherr der Sohn des hebräischen Erzvaters Jakob von der Lea, Jehûdâh der Gepriesene, war. Der Name der Juden trifft demnach merkwürdig mit dem der Mohammedaner zusammen: Mohammed bedeutet ebenfalls der Gepriesene. Doch ist der letztere, den übrigens nur wir den Moslemin beizulegen belieben, wie der der Christen nur ein religiöses, nicht ein nationales Unterscheidungszeichen.

Sehr ungeschickt verwenden wir Christ, was eigentlich so viel wie Christund ist, im Neuhochdeutschen für den Bekenner des Christenthums, während alle übrigen Völker Christus und christianus sauber sondern, z. B. die Franzosen Christ und chrétien. Ursprünglich hat es auch nicht so gehießen, sondern der Christen, im Plural regelrecht die Christen, wie der Wagen, die Wagen. Dieser Plural verleitete aber zur irrthümlichen Annahme eines schwachen Nominativs, der Christe, indem man glaubte, es ginge etwa wie Falke, Falken; und dieses Christe ward dann in Christ, wie Falke in Falk abgestumpft. So klingt nun unser „ich bin ein Christ" dem Buchstaben nach wie „zum Christus", was wohl mit der Grund gewesen ist für den Messias die lateinische Form beizubehalten; doch steht in Kirchenliedern oft das gekürzte Christ, Jesu Christ, und regelmäßig in der Verbindung: der heilige Christ, das Christkindchen.

III.

Neben unseren leiblichen Eltern haben wir auch eine große, göttliche Mutter, das ist die Mutter Erde; und neben dem persönlichen Stammvater kennen die Nationen auch einen unpersönlichen Erzeuger, in dessen Schoß sie ruhen, das ist der Boden des Vaterlands. Sie sind Vaterlandssöhne, Landeskinder, Autochthonen und Aborigines, und nach dem Vaterlande nennen sie sich, sei es nun, daß sie als ein solches die Erde überhaupt, ein bestimmtes Land oder eine einzelne Stadt betrachten.

Erdensöhne oder wie die Esthen Tallopoeg, nennen sie sich, so lange sie allein auf Erden zu wohnen glauben; dieser Begriff ist synonym mit „Menschen" und „Menschenvolk". Sobald sie merken, daß es auch noch andere Länder und andere Menschen giebt, fangen sie an zu specificiren. Wenn z. B. die Finnen ihr Land Suomi, d. i. Sumpfland, und sich danach Suomalaiset, Sumpfvolk, titulirten, so ist das gegenüber den oben angeführten esthnischen Namen schon ein Fortschritt. Der Unterricht auf den Gymnasien dreht sich nun die alten Griechen und Römer. Römer? Freilich, aus den Städten Rom, Athen, Sparta erblühte das ganze Volk, indem der Name der Bewohner der Hauptstadt in einem sehr weiten Sinne wohl auch auf die Bewohner des ganzen, von hier aus beherrschten Reiches übertragen ward; gewöhnlich freilich mochte man wohl von einem „imperium Romanum" und einem „civis Romanus" reden, aber nie wird ein Sicilianer oder ein Grieche geradezu gesagt haben, er sei ein Römer. Gerade bei den Griechen scheint es allerdings so, denn wirklich nennen sich die Griechen seit den byzantinischen Zeiten allgemein *Ῥωμαῖοι*, daher sie noch jetzt im ganzen Oriente, bei den Arabern wie bei den Türken, Rumi heißen; ja nicht bloß Griechenland selbst wird Rum genannt, sondern auch der Name des

Digitized by Google

Peloponnes, Morea, durch Metathesis aus *Ῥωμαία* und Rumelien, worunter man bald das alte Thrakien, bald das ganze griechische Festland, bald nur das eigentliche Griechenland jenseits des Isthmos versteht, als Rom-elien erklärt. Altgriechenland nennen die Türken Juman, was offenbar mit Ionien zusammenhängt. Es ist dies um so auffälliger, als ganz Griechenland bei der Theilung des römischen Reiches als Theil der Diöcese Makedonien bei dem östlichen Reiche blieb, und Griechenland doch niemals auf den Rang einer romanischen Nation und der lateinischen Race Anspruch erhoben hat. Dennoch wird das orientalische rûmi mit den letzteren Bezeichnungen auf eine Stufe zu stellen sein, die ja auch nur durch die Sprache veranlaßt worden sind.

Als Väter der Völker gelten auch große Ströme. Der Name der Bulgaren oder Bolgaren ist augenscheinlich von der Wolga abzuleiten, an deren Ufern dieses ugrische oder finnische Volk ursprünglich wohnte, und von welchen aus es nach Süden und nach Westen vordrang. Der Zusammenhang zwischen „Wolga“ und „Bolgaren“ würde uns viel mehr einleuchten, wenn wir nicht beide Namen in der Schrift geschieden und das russische und neugriechische B, welches beständig den Werth eines W hat, das eine Mal mit B wiedergegeben hätten. Ebenso darf man wohl den Namen „Hindu“ direkt auf den Flußnamen Indus zurückführen; jedenfalls hängt mit dem letztern der Name Indien (pers. Hind) und damit „Inder“ und „Indier“ zusammen. Auf Spanisch heißt es Indiano, und weil die spanischen Eroberer sich bei der Entdeckung der neuen Welt in Indien zu befinden glaubten, so bezeichneten sie auch die Eingeborenen Nordamerikas als Indianer. Dieselben haben bekanntlich mit der indischen Race nichts gemein, sie werden vielmehr zu den Mongolen gerechnet und sollen über die Inseln der Beringstraße von Asien nach Amerika gewandert sein; andere Gelehrte halten sie für eine selbständige, die amerikanische, Race.

IV.

Aber haben denn die Völker selber so wenig Charakteristisches, daß sie ihre Namen beständig von einem vorangegangenen Grunde ihrer Existenz, von Vater und Vaterland entlehnen? Besitzen sie an sich keine hervorstechenden Eigenschaften, durch die sie sich unter einander unterscheiden? Natürlich besitzen sie deren am Leibe und an der Seele, in Gewohnheiten und Trachten, äußerlich und innerlich; und sie sind die Hauptquelle der Völkernamen. Hier werden wir allerdings vielen begegnen, die sich die Völker nicht selber beigelegt, sondern die sie höchstens adoptirt haben; und zwar ist das Kriterium sehr einfach. Je schmeichelhafter und ehrenvoller die hervorgehobenen Eigenschaften sind, um so eher wird man glauben können, daß sich die Völker selbst so nannten; je abnormer und unvortheilhafter sie sind, um so eher wird man die scharfe Zunge von Fremden und Nachbarn zu hören meinen; freilich sind die Ansichten der Völker über das, was abnorm heißt, oft verschieden, und wer weiß, ob nicht ein indianischer „Blackfoot“ die schwarzen Füße für das Normale hält. Die eigenen und die fremden Namen fließen gewöhnlich in einander. Fangen wir jetzt mit den zunächst hervorstechenden Eigenschaften, den Merkmalen des Körpers, an, so finden wir, daß die Völkernamen hergenommen sind von

a. der Hautfarbe.

Ein Hauptunterschiedungsmerkmal ist von jeher die Hautfarbe gewesen, nach welcher wir Weiße und Farbige, Rothhäute und Schwarze einander gegenüberstellen. Dieses „Schwarze“ finden wir in unzähligen Sprachen wieder. Mauros hieß bei den Römern der schwarzbraune Ureinwohner Nordafrikas; das Wort ist jedenfalls mit gr. *ἀμαυρός*, dunkel, ngr. *μαῦρος*, schwarz, identisch, ging dann im Italienischen in morus über und daraus entstand unser Mohr und das sp. moreno; erst später, im 18. Jahrhundert, nahmen wir das Wort Neger auf, welches augenscheinlich auf fr. nègre, sp. it. negro, und somit auf lat. niger, schwarz, zurückzuführen ist. Aber die Araber selbst haben wieder ihr Neger- und Mohrenland, das beleed es-sudân, von uns gewöhnlich einfach Sudân genannt, aber nichts weiter als das Land der Schwarzen (ar. soda, dunkelschwarz). Nach diesen schwarzen Einwohnern nennen wir ganz Afrika den schwarzen oder dunkeln Erdtheil. Was die Rothhäute betrifft, so tritt die rothbraune Färbung nur bei einigen Indianerstämmen besonders stark hervor, nach denen man dann die Indianer insgesammt benannt hat.

In Spanien sagt man „ser de la sangre azul“, wenn man von hochadeligen Personen spricht. Es ist dies eine Artistokratie der Haut, wie in den amerikanischen Colonien. Diejenigen Familien nämlich, welche sich von der Vermischung mit dem Blute der dunklen Mauren rein erhielten, bewahrten auch die Bläue ihrer Adern. Dies ist die gewöhnliche Erklärung; dennoch glaube ich, daß es, gleich anderen bekannten Redensarten, ironisch gemeint ist, nämlich als ob die Adeligen etwas anderes hätten als die gewöhnlichen Menschen, während sie es doch nicht haben. Nach Littré ist sangre azul vielmehr in Südamerika der Name für Mischlinge, die aus der Kreuzung zwischen Negern und Europäern hervorgegangen sind, daher er Lamartine tadelt, wenn er sang bleu metaphorisch als phlegmatisches Temperament auffaßt und „le sang rouge du franc au sang bleu du Germain“ vergleicht; das kann aber schwerlich richtig sein. Kei-chous, ein Stamm der Hottentotten, der sich den königlichen nennt, bedeutet das „rothe Volk“. Ja, wahrscheinlich gehört sogar der Name der Briten [1]) hierher. Es wird zwar auch von einem wallisischen Stammhelden Brut oder Brydein, wahrscheinlicher indessen von wallis. brith = bunt abgeleitet, weil die keltischen Ureinwohner ihre nackten Körper zu bemalen oder zu tätowiren pflegten, weswegen die Bewohner von Schottland bei den Römern Picti, d. h. Bemalte, hießen [2]).

b. dem Haupt- und Barthaar.

Während „langhaarig“ (comatus) und „hauptumlockt“ (*καρηκομόωντες*) nur stehende und gleichsam schmückende Beiwörter der transalpinen Gallier und der Achäer im Gegensatz zu den nur am Hinterkopfe behaarten Abanten oder zu den kurz geschorenen Schotten, den später sogenannten Round-heads oder Rundköpfen, geblieben sind, so haben sie sich dagegen bei den Friesen und den Papua zu eigenen ethnographischen Begriffen emporgeschwungen. Die letzteren, auch Negritos oder Australneger genannt, welche büschelförmig wachsende, schwarze, dichte und krause Haare haben und auf die Gestaltung derselben vorzügliche Pflege verwenden, heißen mit einem malayischen Wort papuwah,

[1]) Welcher zugleich mit dem der Bretons, der Einwohner der französischen Bretagne, identisch ist. Hier, in dem „Meerland“ (Armorica vom kelt. ar moer, am Meer) der Alten, wanderten nach 500 viele der von den Angelsachsen verdrängten Briten ein, und so entstand der Name Britannia cismarina oder minor im Gegensatz zu dem überseeischen Inselland, dem Großbritannien (engl. Great-Britain, fr. Grande Bretagne). Der Name „bretanische Inseln“ findet sich überhaupt zuerst bei Aristoteles.

[2]) Nach anderen hat der Name Picten (auch Peghten) mit lat. pingere nichts gemein, ist vielmehr, wie der der Pictones oder Pictavi, der altgallischen Bewohner des heutigen, nach ihnen benannten Poitou, ein ursprünglich keltischer.

Digitized by Google

kraushaarig; die ersteren wenigstens nicht unwahrscheinlich gleichfalls gelockt und krans, mit jenem deutschen Worte, welches dem französischen friser und frisour, kräuseln, Kräusler, und etwa auch unserm Friesel, gleichsam einer Kräuselung der Haut, zu Grunde liegt. Ebenso hat man für die Kleinrussen den Spitznamen Kacholl (Zopf) erfunden. Ein Pendant zu ihnen bilden die Langbärtigen, wie sich gewisse Völker bald nur in ihrer Bartperiode, bald überhaupt benennen.

Griechen und Römer nannten ihre Vorfahren die Bärtigen, Barbati oder Intonsi, weil diese den Bart lang wachsen ließen, während zur Zeit des August das Rasiren des Bartes allgemeine Sitte geworden war; nein, auch der Name Langobarden oder Barden wird von der eigenen Volkssage mit einer schönen und uralten, in der Vorrede zu König Rothari's Gesetzen (im Juli 668) zuerst aufgezeichneten Dichtung auf ihre langen Bärte bezogen. Die Arimaspen, ein skythisches Volk, sind nach Herodot „Einäugige". Der Name beruht auf der Gewohnheit mit einem Auge zu zielen, wenn man den Bogen spannt.

c. einzelnen Abnormitäten.

Unter den Indianern begegnen wir, wie es scheint, recht vielen. Da giebt es die Hundsrippenindianer, die Krähenindianer, die Zungenindianer (Lenguas), welche die Unterlippe durchbohren, und die zum Stamme der Algonkin gehörenden Schwarzfüße oder Blackfeet; mit den letzteren können sich die Patagonier oder Plattfüße vergleichen. Patagon oder paton heißt im Spanischen ein breiter, plumper Fuß (von pata = fr. patte, Tatze, Pfote) und diesen Namen gab Magellhaens den Bewohnern des Südhorns Amerikas, vielleicht nicht gerade speciell der ungeschickten Füße wegen; sp. patan heißt Bauernlümmel überhaupt, und der Körper der Patagonier ist allerdings plump, der Kopf sehr groß, Hände und Füße aber sind klein.

Die Italiener zeichnen sich den nördlichen Völkern gegenüber im Allgemeinen durch edlere Nasen aus. Kein Wunder, wenn die Deutschen in Rom ihrer stumpfen und breitgedrückten Nasen wegen krögio, gleichsam Schnauzen, heißen, und wenn Alfieri die Franzosen nur als Halbnasen (sominasi) gelten lassen wollte.

Bekanntlich heißen die englischen Quäker, die sich selber „friends" nennen, „Zitterer" (to quake = zittern) und dies wird bald darauf zurückgeführt, daß ihr Stifter am Schluß einer Rede vor dem Richter sprach: „Zittert vor dem Worte des Herrn!", bald darauf, daß ihre vom Geist ergriffenen Prediger wirklich zittern, indem sie in Konvulsionen gerathen und in Ekstase sind. Aehnlich die Sekte der Jumpers oder Springer (so heißen in England auch die Einbrecher) und die der Lollharden, eigentlich Lollarden, d. i der Leisesinger (niederd. lollen), einer religiösen Genossenschaft zum Begräbniß der Todten.

Aberglaube im Sudân.

Von **Karl Berghoff** in Faschoda.

Schon in Aegypten ist der Glaube an Zauberer und Bezauberung sehr verbreitet; je weiter man aber nach Süden vordringt und je dunkler die Hautfarbe der Ueberwohner des heiligen Nils wird, in demselben Maße auch nimmt ihr Aberglaube eine schwärzere, mehr afrikanische Färbung an. Der nordische Gespensterspuk verschwindet zwar fast ganz in dem realistisch gesinnten Süden; während aber die Macht des Zauberers im Deltagebiete nicht über den bösen Blick (el-'ain, d. h. das Auge), Liebeszauber und dergleichen hinausreicht, begnügt sich der des Sudan nicht mehr mit so bescheidenem Erfolge, nein, zum wüsten Schrecken aller mit überreicher Phantasie begabten Nubier und Neger verwandelt er sich nächtlicherweile in ein Raubthier, in welcher Gestalt er sein unschuldiges Opfer mit Haut und Haaren verzligt.

Marafil wird im arabisch sprechenden Sudan die dort am häufigsten vorkommende gefleckte Hyäne genannt; die nächtliche Lebensweise, das Aasfressen, die grausige Stimme dieses Thieres, die aus einem tiefen Gehenl in, an das Lachen eines Wahnsinnigen erinnernde Töne umschlägt, sind wohl die Ursachen, daß es im afrikanischen Aberglauben eine so bedeutende Rolle spielt. Die Hyäne ist kein Thier, sie ist ein durch finstere Zauberkünste in Thiergestalt verwandelter Bösewicht, behauptet der Volksglaube in Sennar und im ganzen östlichen Sudan. Niemals ist der Marafil im Sonnenscheine — vor dem kein Zaubermittel Macht behält — gesehen worden; aber kaum ist dieses Gotteslicht im Westen untergegangen, so schallt auch von allen Seiten der heisere Zuruf der sich zu nächtlichen Orgien versammelnden Ungethüme. Hexen d. h. Weiber, die ihren Lebenszweck verfehlt und im Alter rothe Augen und eine heisere Stimme bekommen haben, sind es vornehmlich, die vermittels Hyänenzähnen, geheimnißvollen Wurzeln und Zauberformeln die Gestalt dieser ekeln Bestie annehmen; als Zweck der Verwandlung wird eine unheimliche Begierde nach Menschenfleisch und Stillung der Rachsucht bezeichnet. Kann man sich eine schauerlichere Rache denken als die, die den todten Feind noch aus dem Grabe herausscharrt und auffrißt?

Wird eine solche Hyäne getödtet, so stirbt sie als Thier; ist sie nur verwundet und gelingt es ihr den Platz zu erreichen, wo sich die Verwandlung vom Menschen in das Thier vollzog — einen Ameisenhaufen —, so nimmt sie wieder Menschengestalt an; die Wunde jedoch bleibt und man hat so nach Verfolgung der Blutspur oft den Zauberer erkannt. Im Allgemeinen scheuen sich die abergläubischen Menschen auf eine Hyäne zu schießen, aus Furcht einen Mord zu begehen.

In der Gegend von Sennar scheint das Zauber- und Hexenwesen überhaupt sehr ausgebreitet und vervollkommnet zu sein; denn einem Theil dieser ehrenwerthen Genossenschaft ist es sogar gelungen, die Gewässer des blauen Nils zum Schauplatz seiner Unthaten zu machen, von wo aus sie in Krokodile verwandelt die Menschen angreifen und verschlingen. Sie haben ein Oberhaupt, „Bunni" genannt, das sich aber nur ein Mal alljährlich auf einer Sandinsel gegenüber Sennar zeigt; es ist ein altes Krokodilsmännchen von mehr als 5 Meter Leibeslänge. Diese Krokodilszauberer unterscheiden sich äußerlich nicht von den Amphibien, deren Gestalt sie angenommen haben; man glaubt aber, daß diejenigen, welche bei Sonnenaufgang sich aus dem Wasser erheben und den Kopf dem aufgehenden Tagesgestirn zukehren, verwandelte Menschen seien. Andere wieder tödten auf langsamerem

Digitized by Google

Wege; sie fressen nämlich auf mystische unerklärliche Weise ihren Opfern die Eingeweide aus, daß dieselben nach und nach einem sichern Tode entgegen siechen [1]).

In Dallabat an der Grenze von Habesch sollen einzelne von den dort angesiedelten Takarir, die aus ihrer Heimath Darfur Kenntniß geheimer Wissenschaft mitgebracht, in der Zauberei bereits so weit gekommen sein, sich außer in Hyänen auch in Löwen verwandeln zu können.

Sehr bezeichnend dafür, wie tief der Aberglaube in allen Schichten der sudanesischen Bevölkerung wurzelt, ist die Thatsache, daß auf der Hofindarieh (Statthalterei) zu Chartum, zur Zeit des Gouverneurs Musa Pascha im Jahre 1863, eine Burma (runder Thonkrug), gefüllt mit geheimnißvollen Wurzeln, vorhanden war, vor den die der Zauberei bezichtigten Personen geführt wurden. Waren sie unschuldig, so konnten sie sich festen Schrittes dem Thonkruge nähern; standen sie jedoch wirklich mit der bösen Macht in Beziehungen, dann zitterten sie beim Anblicke des Gefäßes, konnten keinen Schritt vorwärts thun und bekannten freiwillig ihre Schandthaten, ohne daß man sie auszufragen brauchte.

Wenden wir uns nach dem benachbarten christlichen Abessinien (Amhara), so erfahren wir, daß dort ähnlicher wüster Spuk sein Wesen treibt. Es ist der „Budda", der sein Opfer am hellen Tage, auf der Straße oder dem Markte unter irgend einem Vorwande anredet und dadurch bezaubert, daß es bald in Fieber verfällt und, in nächtlichem Delirium von unwiderstehlicher Gewalt angezogen, den Zauberer aufsucht, der sich seiner Person bemächtigt und sie in seinem Hause oder an einem entlegenen Orte abschlachtet, um seine kannibalische Gier nach Menschenfleisch zu befriedigen. Heilkräftige Wurzeln und Baumblätter aber, die rechtzeitig in die Nasenlöcher des Kranken gestopft werden, und gewisse Kapitel des Evangeliums an seinem Lager gelesen, brechen den Zauber. Im Jahre 1879 wurden dort auf Befehl des Königs Johannes mehrere angeblich überwiesene Zauberer ihres Besitzthums beraubt und, um sie fernerhin unschädlich zu machen, mit glühenden Eisen auf der Stirn gezeichnet.

Ueberall, beim Negyptier, Nubier, Abessinier, bei den Negervölkern des weißen Nil, im fernen Bornu und Haussa, steht felsenfest und unerschütterlich der Glaube an den bösen Blick. Er vermag z. B. Kühe und Pferde krank zu machen, Gewehre zu verhexen, daß sie stets fehlschießen, er ist die Ursache der Fehlgeburten u. s. w. Nach der Volksmeinung ist es hauptsächlich der Neider, dessen Auge solche verhängnißvolle Eigenschaften hat. Wer ein hübsches Kind, ein gutes Pferd oder Kameel besitzt, sucht es sowenig wie möglich den Blicken der Menschen anzusehen und behängt es außerdem mit allen möglichen Amuleten; als solche gelten z. B. eine kleine glänzende Silberplatte oder ein durchlöcherter Mariatheresienthaler, Eckzähne des Wildschweines, Stückchen holziger Wurzeln, doch als am wirkungsvollsten Lederbeutelchen von mannigfaltiger Form, die mit heiligen Sprüchen beschriebene Papiere enthalten. Um die reifende Durrahsaat vor dem verderbenden Einflusse des bösen Auges zu bewahren, errichtet der Landmann in Tafa auf seinem Felde eine Stange, die den gebleichten Schädel eines Ochsen trägt.

Das Wahrsagen und Zeichendeuten ist überall in Afrika heimisch; die im östlichen Sudân am meisten verbreitete Manier ist das sogenannte Sandschlagen (dharb er-ramle), die Kunst aus gewissen unwillkürlich mit den Fingerspitzen in lockern Sand gezeichneten Eindrücken und Zeichen die Geheimnisse der Zukunft herauszulesen und ferne Ereignisse sehen zu können. Als im Rufe der größten Geschicklichkeit und Sicherheit darin stehend werden die Baggara-Araber und besonders die schwarzen Fur genannt. In Kordofan und Darfur tritt niemand eine Reise an oder unternimmt irgend etwas Wichtiges, ohne vorher über den günstigen oder ungünstigen Ausgang den Sandschläger zu Rathe zu ziehen.

Ueber das Sandschlagen erzählte mir ein befreundeter Araber, der lange Zeit in Darfur reiste, ein hübsches Geschichtchen: Der türkische Gouverneur einer Provinz hörte einmal von einem alten Manne, dem nachgerühmt wurde, in diesem Fache Erstaunliches zu leisten, und sandte nach ihm, um ihn vor sich kommen zu lassen. Er wollte ihn auf eine Probe stellen.

Als die Boten sich entfernt hatten, stieß er zwei Hasen unter eine Tabaqa (ein kegelförmiger geräumiger Deckel aus buntem Grasgeflecht, der zum Zudecken der Speisen gebraucht wird) neben sich setzen.

Die ausgeschickten Leute trafen den Alten nicht zu Hause; sein Neffe aber, der noch ein Knabe, trotzdem schon einen Ruf in der Wahrsagekunst hatte, erbot sich an dessen Stelle zum Gouverneur zu gehen, und wurde vor denselben gebracht. Der Gouverneur musterte ihn mit ungläubigen Blicken und sagte: „Mein Sohn, wenn Du wahrsagen kannst, offenbare mir, was sich dort unter jener Tabaqa befindet!" Der junge Mann schüttete den Sand, den er im Zipfel seines Gewandes mitgebracht hatte, zu Boden, kauerte nieder, machte seine Operationen und antwortete nach einigen Minuten: „Dort drunter ist Wolle gleich der Wolle neugeborener Kameele, Ohren gleich den Ohren der Eisel; wenn mein Onkel hier wäre, würde er sagen, es seien Hasen darunter." Der Gouverneur erstaunte über diese Worte und beschenkte den Knaben reichlich.

[1]) So wurde z. B. noch im Jahre 1878 in Fazogl ein altes Weib, das beschuldigt war, einem Soldaten auf diese Weise den Tod verursacht zu haben, öffentlich hingerichtet; der arabische Militärarzt, dem ich diese Mittheilung verdanke, hatte die Obduktion der Leiche des Soldaten vorgenommen, und behauptet, die Eingeweide zerfressen und zerrissen gefunden zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In einer Zuschrift an die „Nature" theilt Herr Sophus Tromholt in Bergen (Norwegen) mit, daß er im Herbst bei der norwegischen Regierung die Gründung eines Instituts zur Beobachtung und Erforschung des Nordlichts und der anderen Phänomene des Erdmagnetismus in Trondheim beantragen wird, da kein Land Europas, vielleicht der Welt, so derartigen Beobachtungen so geeignet sei wie Norwegen, welches bei einer Ausdehnung von circa 2000 Kilometer näher am Norden und somit am Herde der magnetischen Störungen liege als irgend ein anderes Land.

Digitized by Google

Seit 1878 habe er bereits aus eigener Initiative und mit Privatmitteln eine Korrespondenz ins Leben gerufen und dadurch schon im April 1879 ein Material von 839 Beobachtungen, die von 154 Nordlichtern an 132, hauptsächlich norwegischen Stationen angestellt worden waren, zur Verfügung gehabt. Jetzt sei nicht nur Schweden und Dänemark, sondern auch Finland, Grönland, Island und England in das Beobachtungsnetz gezogen, und die Resultate seien: 1879/80 1600 Beobachtungen von 249 Nordlichtern an 357 Stationen, 1880/81 5200 Beobachtungen von 300 Nordlichtern an 675 Stationen und 1881/82 im selben Verhältniß gehegen. Ein ebenso großes Material haben die Supplementarbeobachtungen (an circa 50 telegraphischen Stationen) aller Störungen der Drähte, mit genauer Notirung der Zeit, der Stärke, der Richtung 2c. ergeben, aus denen hervorgeht, daß fast kein Tag in Norwegen ohne irgend eine Störung vergangen ist. Den nächsten Winter will Tromsöe in Kautokeino in Finnmarken zubringen, um dort, im Verein mit der 100 Kilometer weiter nach Norden zu gelegenen norwegischen Polarstation Bosekop, besonders Beobachtungen in Betreff der Parallaxe des Nordlichts anzustellen. Aber es ist klar, daß eine derartige Organisation die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteigt, und daß die für so wichtige Untersuchungen unerläßliche Genauigkeit und Vollständigkeit nur durch ein Staatsinstitut zu erreichen ist; es ist daher sehr zu hoffen, daß die dahin gehenden Bestrebungen des Herrn Tromsöe Erfolg haben möchten.

— Herr Charles Rabot ist vom französischen Unterrichtsministerium mit einer wissenschaftlichen Mission nach dem nördlichen Norwegen betraut worden, die hauptsächlich die Erforschung des Svartisen zum Ziel hat, jenes größten der nordischen Gletscher, welcher sich in einer Länge von circa 60 Kilometer hart an der Küste von Norwegen vom Polarkreise bis zu 67° n. Br. hinzieht und saß noch ganz unbekannt ist.

Asien.

— Ein im Mansion-House stattgefundenes Meeting, welchem der Lord Mayor präsidirte und verschiedene der bedeutendsten Gelehrten Englands beiwohnten, hat einstimmig beschlossen, ein unter dem Patronat des Herzogs von Albany stehendes Komite zur Beförderung von Ausgrabungen im Diana-Tempel zu Ephesus durch private Mittel zu unterstützen. Schon 1869 hatte Mr. J. T. Wood nach sechsjährigem Suchen in einer Tiefe von 20 Fuß Trümmer des Tempels gefunden und war so glücklich, unter der Aegide der Trustees des Britisch Museums und mit einer Staatsunterstützung von 12000 Pf. St. seine Arbeiten bis 1874 fortsetzen zu können. Von jenem Jahre an aber wurde er, der kaum an der Schwelle seiner Entdeckungen stand, zur Unthätigkeit verdammt, da die Regierung ihm die bis dahin gewährten Fonds entzog und sie zu den wichtigen Ausgrabungen in Babylon und Ninive verwandte. Möchte nun dem rüstigen Forscher beschieden sein, das große Werk durch Privatmittel zu vollenden. (The Mail.)

Australien.

— Es hat sich in New-Süd-Wales eine Kompagnie mit einem Kapital von vier Millionen Mark gebildet, welche den Darling-Fluß von Wilcannia ab bis Wentworth permanent schiffbar machen will, was jetzt nur in der Regensaison der Fall ist. Wilcannia ist ein blühendes Städtchen mit 1000 Seelen am rechten Ufer des Darling in 31° 30′ südl. Br. und 143° 20′ östl. L. Gr. Wentworth, in 34° 8′ südl. Br. und 142° östl. L. Gr. und mit 700 Seelen, liegt an der Mündung des Darling in den Murray und sollen hier die interkolonialen Eisenbahnen, deren Bau Victoria und Süd-Australien projektiren, zusammentreffen.

— Die Ende vorigen Jahres im Northern Territory entdeckten reichen Zinnlager am Mount Wells und Bamboo oder Snadden's Creek, in ungefähr 13° 30′ südl. Br. und 131° 45′ östl. L. Gr., sollen jetzt in Arbeit genommen werden. Die Pächter eines beträchtlichen Areals haben für diesen Zweck achtzig Chinesen engagirt. Das rohe Erz soll nach Port Darwin und von da nach Sydney, vielleicht auch nach England geschafft werden. Um dem öftern Wassermangel am Mount Wells abzuhelfen, will man von dort aus eine leichte Eisenbahn nach dem 2½ km entfernten Mc Kinlay-Flusse bauen, damit die Arbeiten zu keiner Zeit eingestellt zu werden brauchen.

Polargebiete.

— Am 18. Juli hat die „Dijmphna", ein eisfestes Schiff von 150 Tons und, bei vollem Dampf, 6 Knoten, unter Lieutenant Hovgaard Kopenhagen verlassen, um eine neue Expedition nach Franz-Josef-Land zu bringen. Dieselbe besteht, außer dem Kommandeur, aus den Lieutenants Olsen und Parde von der dänischen und de Renfis von der italienischen Marine, Dr. Barch als Arzt und Botaniker, Dr. Holm als Zoologen, dem Ingenieur Litonius und einer Mannschaft von 15 Mann, worunter ein Theilnehmer der „Vega"-Expedition. Lieutenant Hovgaard will zuerst nach Kap Tscheljuskin fahren und von dort nächsten Frühling in Schlitten nordwärts nach Franz-Josef-Land vordringen. Seine Absicht ist, zu untersuchen, ob Franz-Josef-Land wirklich bis in die Nähe von Kap Tscheljuskin reicht, ob der Strom und das Eis derart sind, daß sie dort eine Basis für fernere Untersuchungen ohne allzugroße Gefahr zulassen, und ob die Oststöße von Franz-Josef-Land sich an jener Seite nach Norden zu erstreckt. Die Expedition soll in der Nähe von Kap Tscheljuskin oder, wenn man bis dahin gelangt, an der Südküste von Franz-Josef-Land überwintern. Glückt alles, so hofft man in 16 Monaten wieder in der Heimath zu sein.

— Am 6. Juli hat die niederländische Expedition, welche bestimmt ist, eine der Polarbeobachtungsstationen, und zwar die bei Dickson's Hafen an der Jenisei-mündung, zu besetzen, Amsterdam, zunächst zur Fahrt nach Dronthein und Hammerfest, verlassen. Das Schiff der Expedition ist der schwedische Dampfer „Varna" von 250 Reg.-Tons, Capitän Lundbom. Chef der Expedition ist der von den Barentsreisen her bekannte Dr. Snellen vom meteorologischen Institut in Utrecht; ihm zur Seite steht Herr Larnie, Lieutenant in der niederländischen Kriegsmarine; ferner nehmen Theil Dr. Kremer als Arzt, Nuns als Naturforscher und Ekama als Physiker; im Uebrigen besteht das Personal aus drei Leuten von der Kriegsmarine, einem Zimmermann (aus Norwegen) und einem Maschinisten. Eine Tauschkasse zu Exkursionen auf dem Fluß und in dessen Mündungsgebiet wird mitgenommen. Das sehr bauern eingerichtete Ueberwinterungshaus sowie kleinere Gebäude für die Observationen sind in Norwegen hergestellt worden. Von Hammerfest aus macht, der „Weser-Zeitung" zufolge, die „Varna" die Fahrt gemeinschaftlich mit dem in diesem Monat von Bremen nach dem Jenisei gehenden Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop. Die „Varna" ist auf zwei Jahre verproviantirt. Die Fahrt nach dem Jenisei macht ein niederländischer Kaufmann, Herr Rust, mit, der sich über die sibirischen Handelsverhältnisse orientiren will.

— Die neuesten Details über die Aufnahme der Reise der unglücklichen „Jeannette"-Expedition giebt eine Depesche des „New-York-Herald" Korrespondenten W. H. Gilder, der im „Rodgers" mitgefahren und nach dessen Brande durch Nordostsibirien gekommen war (s. „Globus" Bd. XLI, S. 320, 352, 384). Sie lautet:

„Lena-Delta, 12. (24.) April 1882.

„Melville fand de Long's und seiner Genossen Körper am 23. März; sie lagen an zwei Stellen, 500 und 1000 Yards vom Wrack des Lastschiffes. Zuerst ausgegangen vom Provisionsdepot, um Minderman's Route von Usterban nach Matvey zu verfolgen, nachher zurück von Matvey nach

Digitized by Google

Ufertrift, nach dem Wrack suchend. Das Wrack gefunden und, dem Ufer folgend, eine gezogene Büchse gefunden, die an vier von Schnee überwehten Pfählen hing; Eingeborene wurden zum Graben auf jeder Seite der Pfähle angestellt, die bald auf zwei Körper unter 8 Fuß Schnee kamen. Während die Eingeborenen nach Osten zu gruben, ging Melville am Ufer entlang 20 Fuß über dem Fluß, um einen Ort zu finden, von wo er die Gegend aufnehmen könnte. Dabei sah er einen Feldkessel und Feuerreste ungefähr 1000 Yards vom Zeltlager und, sich nähernd, strauchelte er beinahe über de Long's Hand, die aus dem Schnee herausfah, 30 Fuß vom Ufer. Hier, unter beinahe fußhohem Schnee, fand er de Long's und Ambler's Leichen 3 Fuß auseinander und Ab Torn zu ihren Füßen liegend, alle besonders bedeckt mit Zeltreifen und Stücken wollener Decke; alle anderen, außer Alexy, wurden am Lagerplatz gefunden. Lee und Knad dicht bei in einer Uferspalte gegen Westen. Zwei Kisten mit Medicinkasten und einer Flagge am Stock wurden bei dem Zelt gefunden. Keiner der Todten hatte Stiefel, die Füße waren mit Lumpen bedeckt. In aller Taschen waren Reste von verbranntem Lederzeug, das sie gegessen hatten; alle Hände waren mehr oder weniger verbrannt und sahen aus, als ob sie herdend ins Feuer gekrochen wären. Boyd lag über dem Feuer, seine Kleidung war bis auf die Haut durchgebrannt, diese aber nicht. Collins' Gesicht war mit Zeug bedeckt. Alle Leichen wurden auf die Spitze eines 300 Fuß hohen Hügels getragen, circa 40 Werst südwestlich vom Auffindungsort, und beerdigt in einem Mausoleum aus Wrackholz, in Form einer Pyramide, 22 Fuß lang, 7 Fuß hoch, überragt von einem 22 Fuß hohen, einen Quadratfuß starken Kreuz aus Treibholz, welches in einer Entfernung von 20 Werst sichtbar ist. Das Mausoleum wurde mit Steinen bedeckt und soll im Frühjahr mit Rasen belegt werden; auf das Kreuz wurden von der Auffindungsexpedition die Namen der Todten eingegraben. Nach Vollendung des Grabes trennte sich die Mannschaft, um das Delta nach Chivo's und seiner Genossen Spuren zu durchforschen: Melville ging nach N.-W. und W. bis zum Otenek, Ninderman nahm die Mitte und Bartlett zog nach N.-O. Ninderman und Bartlett haben nichts gefunden, Melville noch nicht zurück; die Suche soll bis zu Borchona Kap und Bai fortgesetzt werden. Man hofft, zeitig genug fertig zu werden, um Jakutsk und Werchojansk vor Ausbruch der Flüsse zu erreichen; wo nicht, so muß man am Fuße der Hügel und Berge mit den Eingeborenen zurückkehren bis das Wasser fällt, da das ganze Delta im Frühling vier Fuß tief unter Wasser steht, obgleich jetzt das Ufer stellenweis 20 Fuß hoch über dem Flußspiegel ist; sonst würde man die Todten da begraben haben, wo man sie fand. Briefe mit Karte und Zeichnungen mit der Post."

— Der 1. August war der Termin für den Beginn der internationalen magnetischen und meteorologischen Circumpolarbeobachtungen, die während einer Dauer von 13 Monaten von circa 150 Gelehrten fast aller europäischen Nationen auf 16 Stationen — 11 arktischen und 2 antarktischen — angestellt werden sollen. Nach Beendigung der Kampagne sollen sich sämmtliche Theilnehmer in London versammeln um dort, nach mannigfachen Leiden und ernsten Gefahren, die Resultate ihrer Wahrnehmungen zu erörtern. Folgende Uebersicht wird die Vertheilung der Stationen veranschaulichen:

Station	Breite	Länge v. Gr.	Besetzt von
1. Jan Mayen	70° 58' N.	8° 35' W.	Oesterreich
2. Spitzbergen, Mossel-Bai	79° 53' „	16° O.	Schweden
3. Lappland, Bossekop bei Alten	69° 56' „	23° „	Norwegen
4. Lappland, Sodankula	67° 24' „	26° 36' „	Finland
5. Nowaja Semlja, Karmakuli-Bai	72° 30' „	53° „	Rußland
6. Dickinshafen	73° 30' „	82° „	Holland
7. Lena-Mündung	73° „	124° 40' „	Rußland
8. Point Barrow, Ogotaamie	71° 18' „	156° 24' W.	Ver. Staaten
9. Gr. Sklaven-See, Fort Rae	62° 30' „	115° 40' „	England-Canada
10. Cumberland-Sund	66° 30' „	66° „	Deutschland
11. Lady-Franklin-Bai, Fort Conger	81° 20' „	64° 58' „	Ver. Staaten
12. Grönland, Godhavn	64° 10' „	51° 45' „	Dänemark
13. Cap Horn, Hermite-Insel	55° 45' S.	67° 30' „	Frankreich
14. Süd-Georgien	54° „	37° „	Deutschland

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd V. (Mit vier Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien III. — Rudolf Kleinpaul: Wie nennen sich Völker? — Karl Berghoff: Aberglauben im Sudân. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 12. August 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Redschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Als unsere Reisegesellschaft am Abend des 14. Februar in einer verfallenen Cisterne ihr Lager aufgeschlagen hatte, sah sie plötzlich sechs mit Lanzen bewaffnete Männer auf Dromedaren von Norden her gerade auf sich zureiten. Während man noch überlegte, ob man es mit ehrlichen Leuten oder mit Räubern zu thun habe, waren sie herangekommen, sattelten ihre Thiere ab und rüsteten alles zum Biwak her. Dann näherten sie sich den Zelten der Engländer und wurden von Mohammed Ibn Arûk zum Niedersitzen und Kaffeetrinken aufgefordert. Später erklärten sie auf Befragen, sie wären vom Stamme der Ketherin und von ihrem Scheich nach Hail gesandt, um einen daselbst zum Besuche sich aufhaltenden Verwandten desselben aufzufinden und in die Zelte des Scheichs einzuladen; vielleicht könnten Mohammed und die Diener ihnen Auskunft geben; der Gesuchte heiße Mohammed Ibn Arûk. Und wie heiße ihr Scheich? Muttlak Ibn Arûk! Ein wahrer Theaterkoup! Mohammed's Verwandtschaft, die Nachkommen jenes dritten der drei Brüder, welche im 18. Jahrhundert zusammen Redschd verlassen und sich in Dschôf von einander getrennt hatten, waren durch einen glücklichen Zufall gefunden worden! Alle Gedanken an Bosra, Meschhed Ali und die Hadschkarawane traten nun in den Hintergrund vor dem Plane, die neuen Verwandten aufzusuchen. Einer der Ketherin brach sofort nach dem etwa eine Tagereise entfernten Lager Muttlak's auf, um die erwünschte Nachricht von der Auffindung Mohammed's zu überbringen, und die ganze übrige Gesellschaft beschloß, ihm am nächsten Morgen auf dem Fuße zu folgen. Doch brach am folgenden Tag ein so heftiges Gewitter los, daß man nur einen kurzen Marsch machen konnte und schon um 1/2 11 Uhr Vormittags bei den großen, Wasser haltenden Cisternen des Wadi Roseh lagerte. Dieses Thal führt seinen Namen nach einer Pflanze, welche in Menge dort wächst und als Futter für Kameele und Pferde in hohem Ansehen steht. Zwei jener künstlichen Teiche befanden sich ganz in der Nähe des Lagers, der eine von runder, der andere von viereckiger Gestalt, beide mit prachtvoll klarem und gutem Wasser gefüllt; der größere maß 64 zu 37 Ellen und war etwa 12 Fuß tief. Die steinernen Umfassungsmauern waren ursprünglich innen hohl und dann mit Mörtel ausgefüllt, der so hart wie Granit geworden war und an der Oberfläche eine feine Politur zeigte. Unweit davon lag ein verfallener Chan und ein gewaltiger, tiefer Brunnen, dessen Mündung zehn Fuß weit war, alles Werke der Zobeydeh, der Gemahlin Harun er-Raschid's, welche auf der Heimreise von Mekka beinahe dem Wassermangel erlegen wäre.

Am 16. Februar zog man noch etwa 10 bis 12 engl. Miles den Wadi Roseh abwärts, in welchem wirklich nach dem letzten Gewitter Wasser geflossen war und noch hier und da Wassertümpel sich fanden, darunter auch ein großer Sumpf voll Enten, Störche und Schnepfen, das erste oberirdische Wasser, welches die Reisenden seit fast zwei

Digitized by Google

Monaten, ſeit dem Wadi er-Radſchel, zu Geſicht bekamen. Auch prächtiges, mehrere Zoll hohes Gras wuchs dort, an dem ſich die hungerigen Pferde gütlich thun konnten. Plötzlich zeigten ſich auf einem Hügel zur Rechten etwa 30 Deltareiter, deren Erſcheinen für Jeden das Signal zur ſofortigen Bewaffnung war. Aber einer ſonderte ſich von dem Trupp ab, ritt heran und grüßte mit laut erhobener Stimme; es war Hazzan, jener eine Ketherin, welcher geſtern als Bote vorau geritten war. Wenige Minuten ſpäter war Scheich Muttlaf ſelbſt zur Stelle, und nun begann das Küſſen und Umarmen zwiſchen den Verwandten, von welchem Mr. Blunt auch ſein Theil abbekam. Muttlaf war ein prächtiger alter Mann, ſehr ruhig und beſcheiden, und dabei von großer Würde, mit einem Geſichte, in welchem große Gutmüthigkeit und dabei Vornehmheit zum Ausdrucke kam; er geſiel den Engländern ſofort weit mehr, als Mohammed's Verwandte in Dſchöf, hatte auch ſein Beduinenthum völlig bewahrt vor jeder Miſchung mit Fellahin. Den Fremden brachte er drei Schafe zum Geſchenk, erwies ſich überhaupt voller Aufmerkſamkeit gegen dieſelben und voller Dankbarkeit für die kleinen Geſchenke, welche dieſelben ihm wie jedem andern Scheiche machten.

Das Lager blieb im Wadi Roſeh, weil dort die beſte Weide weit und breit war, während das Blunt'ſche Ehepaar am 17. Februar den dreiſtündigen Ritt zu Muttlaf's Zelten, ſeinen „Häuſern von Haar", unternahm, um dort ſeine Gaſtfreundſchaft zu genießen. Die Ketherin ſtanden wie alle Stämme in Nedſchd früher unter Ibn Saud; ſie ſind ein Zweig der Beni Chalid und dieſe wiederum eine Unterabtheilung der alten und edlen Beni Laam, deren Hauptmaſſe noch zwiſchen Aared und Kaſif zu finden iſt, während ein Theil vor mehreren Jahrhunderten ſich jenſeits des Tigris an der perſiſchen Grenze niedergelaſſen hat. Die Ketherin ſind jetzt gering an Zahl und herabgekommen in ihren Verhältniſſen; ſie können im Falle der Noth, wenn ſie fechten müſſen, nur noch hundert Pferde ſtellen, rühmen ſich jedoch noch dieſes Umſtandes. Nichts beweiſt beſſer als dies die geringe Anzahl von Pferden, welche die Stämme von Nedſchd beſitzen.

Wadi Roſeh.

Bei aller Dürftigkeit aber war der Empfang ein herzlicher. Es war für die Fremden ein eigenes Gaſtzelt aufgeſchlagen worden; alle angeſehenen Leute des Stammes verſammelten ſich und ein Mahl von Lammin, friſcher Butter und Kameelmilch (ein Laum wird ſtets nur zum Abendeſſen geſchlachtet) wurde aufgetragen. Unter den Pferden, denen die Blunt's wie immer ihre Hauptaufmerkſamkeit zuwendeten, zeichnete ſich nur eines durch beſondere Schönheit aus; es war aber auch der Stolz des Stammes, welcher die edle Abkunft deſſelben lange Zeit hatte geheim halten müſſen, damit nicht die Wahabiten es ihm mit Gewalt wegnähmen. Ibn Saud war im Stande geweſen, einem Stamme den Krieg zu erklären, nur um einen Grund zur Wegnahme edler Pferde zu haben; der jetzige Herrſcher Ibn Raſchid dagegen ſucht durch Anbieten von Geld ſeine Zwecke zu erreichen.

Von den beſten Wünſchen der guten Leute begleitet, kehrten die Engländer Abends in ihr Lager zurück; Scheich Muttlak hatte ihnen ſogar ſeine Begleitung bis Meſchhed in Ausſicht geſtellt. Als ſie die Höhen, welche den Wadi Roſeh überragen, erreichten, ſahen ſie fern im Süden Rauch aufſteigen — es war die Hadſch-Karawane, welche ſie, jetzt auf das Doppelte ihres früheren Umfangs angewachſen, am folgenden Tage einholte. Bald darauf erſchien auch Muttlak, mit einem Diener zuſammen auf einem alten ſchwarzen Dromedare reitend und mit nichts als einem Stocke bewaffnet. Sein Stamm und, was in ſolchen Fällen noch wichtiger iſt, die Frauen ſeiner Familie hatten eingewilligt, daß er nach Meſchhed Ali ritte und mit den Scheiche der Anazeh wegen einer Ueberſiedelung der Ketherin nach Norden unterhandelte. Denn in dem Gebiete derſelben waren die Herbſtregen ausgeblieben, und ſie beſaßen nun weder Getreide noch ſelbſt Datteln; wären nicht die Heuſchrecken geweſen, ſie hätten verhungern müſſen. Solche Wanderungen ganzer Stämme müſſen unter den Beduinen Arabiens zu allen Zeiten ſtattgefunden haben, indem ſie der Futtermangel beſtändig aus Innerarabien nach den reicheren Steppen Syriens und Meſopotamiens treibt. Auf ſolche Weiſe ſind die Tai aus Nedſchd ausgezogen und die Schammar und Anazeh in ihre jetzigen Sitze im Hamad und Dſchezireh eingewandert.

Digitized by Google

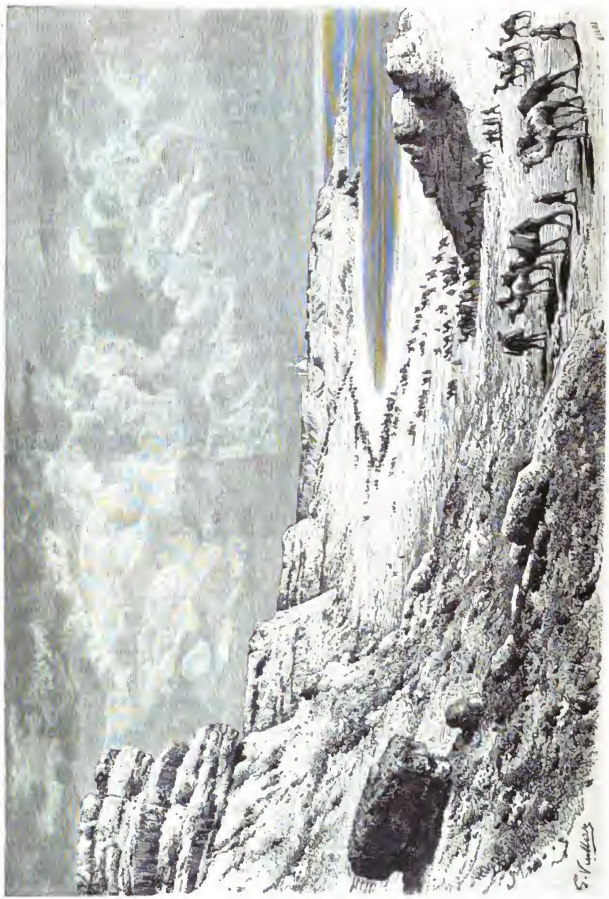
Am 20. Februar machte der Hadſch und unſere Reiſenden mit ihm einen guten Marſch über welligen ſteinigen Boden und erreichte Abends die letzte Ciſterne der Zobeydeh, den Birkeh Dſchemaymeh, mit großem Brunnen und

Das Lager der perſiſchen Pilger.

Ein Akabah oder Aufſtieg.

anſehnlichen Ruinen; aber am folgenden Tage wurde zum großen Schrecken der Pilger wieder gehalten. Sie hatten Haïl vor zwanzig Tagen verlaſſen und noch nicht mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, obwohl ſie nur für drei

Digitized by Google



Der Ort Nedſchef und Kuppel von Meſchhed Ali.

Digitized by Google

Wochen mit Lebensmitteln versehen waren. Der Neger Ambar, welcher als Emir el-Hadsch fungirte, hatte den Halt befohlen, um aus seinen Schutzbefohlenen etwas zur Füllung seiner Taschen herauszupressen; er verlangte von jedem Kopfe zwei Medschidieh (8 Mark), was die niedliche Gesammtsumme von 16 000 Mark ausmachte. An Widerrede Seitens der unglücklichen Perser war nicht zu denken, denn ohne Ambar's Befehl hätte sich kein Kameel und kein Beduine von der Stelle gerührt. Die Blum's waren als Gäste seines Fürsten natürlich von jeder Abgabe befreit.

Diese Versäumniß schien Ambar am nächsten Tage wieder einholen zu wollen, indem er ununterbrochen marschiren und über 30 engl. Meilen zurücklegen ließ. Der Weg führte über welligen Boden und durch ein eingesenktes Gebiet, welches von Felsrändern, ähnlich wie Dschöf, umgeben ist, den Wadi el-Batn (Thal des Magens), in welchem ein Fuchs und mehrere Hasen aufgejagt wurden. Erst am Morgen des 22. wurde das Ende des Wadi erreicht, und man hatte nun etwa 200 bis 300 Fuß hinaufzusteigen. Besonders der letzte „Akabah" oder Aufstieg war sehr steil, und da derselbe nur an einer einzigen Stelle zu erklimmen war, so mußte die Karawane, statt wie gewöhnlich in breiter Front, im Gänsemarsche hinaufsteigen, was viel Verwirrung erzeugte. Mehr als ein Kameel konnte, durch Hunger und Anstrengung ermüdet, den Akabah nicht mehr überwinden und mußte seinem Schicksale überlassen werden.

Die Pilger vor den Mauern von Meschhed Ali.

Oben angelangt, hatte man eine vollkommene, mit feinen Kieseln bedeckte Ebene, Mahaminyeh genannt, vor sich, über welche man den ganzen Tag hinzog. Ihre Höhe wurde zu 1460 Fuß ermittelt, und sie gilt als neutraler Boden zwischen den Schammar und Anazeh. Um Mittag traf man auf einen großen Teich voll Regenwasser, wo die Kameele getränkt und die Schläuche gefüllt wurden; nicht minder angenehm war es, daß das vorjährige Gras auf der neutralen Ebene nicht abgeweidet war und, wenn auch in trockenem Zustande, den Thieren zu Gute kam. Am 23. passirte man wieder Hügel mit den Scherab-Brunnen und zog dann den Stellenweise in einer Schlucht sich verengenden Wadi Schebekkeh hinab, legte am 24. Februar 27 engl. Miles und am 25. deren 30 zurück. Die abgehungerten Kameele des Hadsch vermochten kaum noch solche Märsche zu leisten; aber die Pilger, denen es an Nahrung zu fehlen begann, drängten rücksichtslos vorwärts. Dazu wehte ein kalter Nordwind, der die Luft mit Sand erfüllte und die Besitzer der schönen Vollblut-Dromedare mit Verzweiflung; denn letztere konnten die in so später Jahreszeit ganz ungewöhnliche Kälte nicht vertragen, und es waren zwischen 60 und 70 Stück derselben gefallen. Doch schon mehrten sich die Anzeichen, daß man sich dem Euphrat näherte: am 25. zeigten sich einige Akazien, die ersten Bäume seit Hail, und Ginsterbüsche mit süß duftenden Blüthen; am 26. kam Kasr Nuheym und ein Dorf von Fellahin in Sicht und man lagerte an einem fließenden Wasser. Die Fellahin brachten zwar auf Eseln und Pferden Lebensmittel zum Verkaufe, aber noch nicht den zwanzigsten Theil von dem, was die Karawane bedurfte. Daß man sich wieder im türkischen Reiche befand, zeigte der hier laut werdende Ruf „Haltet den Dieb!", welchen die Reisenden zum ersten Male

Digitized by Google

seit Mezarib (im Ostjordanlande) wieder vernahmen. Am 27. Februar ertönte der Trommelschlag, welcher zum Aufbruche rief, erst um 8 Uhr; so lange war nach einigen verirrten Perlern, wenn auch vergeblich, gesucht worden. Auch die Engländer mußten sich jetzt diesem Zeichen bequemen; denn auf türkischem Gebiete galt Ibn Raschid's Schutz nichts mehr, die Straßen sind gefährlich, und alle mußten suchen zusammenzubleiben. Die Müdigkeit der Kameele machte den Marsch zu einem sehr langweiligen, und nur der Anblick der vergoldeten Kuppel von Meschhed Ali, welche wie ein Stern über den blauen Nedschef-See herüber ihnen entgegen leuchtete, flößte ihnen immer von Neuem Muth ein. Der See, welchen die Araber Scheriet Ibn-Haddal nennen, ist ein Gegenstück zum Birket el-Korn im ägyptischen Fajum, ein künstlicher See, der durch die Ableitung eines Kanals aus dem Euphrat entstanden ist; er ist circa 20 Miles lang und 6 bis 7 breit. Wahrscheinlich stammt er schon aus der Zeit der Babylonier, obwohl die Araber behaupten, ein Ibn Haddal, Vorfahr der heutigen Amarrat-Scheichs, habe ihn angelegt als Tränke für seine Kameele. Noch vor gar nicht langer Zeit beherrschten die Ibn Haddal dieses ganze Gebiet und erhoben von Meschhed Ali und Hussein Tribut. Die Stadt selbst liegt am östlichen Ufer des Sees auf einem Zuge von Kalksteinfelsen und blieb der Karawane, welche langsam um den See herumzog, den ganzen Tag über vor Augen. Entsetzlich aber war das Leiden der armen Kameele anzuschauen; überall lagen sie sterbend auf dem Wege herum, und daneben standen ihre unglücklichen Besitzer, vielleicht arme Beduinen, die so durch die Grausamkeit des Negers Ambar ihre einzige Habe verloren. Viele der Thiere hatten sich in den See gestürzt, um zu trinken, und lagen nun dort, um nicht wieder aufzustehen. Als man aber den letzten Akabah erreichte, fielen die armen Kameele zu Dutzenden, durch Nahrungsmangel erschöpft, und die Zahl derer, welche während des ganzen Tages umgekommen waren, mochte sich gut auf 500 bis 600 belaufen. Alle

Terrasse der britischen Residentur in Bagdad.

ergingen sich in lauten Verwünschungen gegen Ambar, den Urheber des Unheils, manche auch gegen Ibn Raschid selbst, welchen man theilweise für die Verzögerung des Marsches verantwortlich machte. Seine Regierung ist überhaupt bei den Nomaden der Wüste weniger populär, als in den Städten; denn er zwingt die Beduinen, für den festen Preis von 10 Medschidieh's pro Mann und Kameel den Hadsch zu geleiten, und ersetzt die entstehenden Verluste nicht.

Als der Gipfel des Akabah erreicht war, lag Meschhed Ali dicht vor den Reisenden, eine lange Linie prächtiger alter Mauern mit zwölf runden Thürmen aus Ziegelsteinen, über welchen allein der goldene Dom und die vier Minarets der Moschee, im Abendsonnenlichte strahlend, hervorragten. Das Thor erreichte man erst, nachdem man durch einen dichten Haufen schmutziger Kinder, welche sich auf den zahlreichen, nach dieser Seite hin die Stadt umgebenden Gräbern tummelten, hindurchgearbeitet hatte. Dies Gesindel überschüttete die Pilger mit Spottreden und rohen Bemerkungen und warf die Hunde der Engländer mit Steinen, so daß dieselben froh waren, als sie, um eine Mauerecke biegend, den Lagerplatz erreichten und dort sich sagen durften, daß nun auch ihre Pilgerschaft ihr eigentliches Ende erreicht hätte.

Meschhed Ali (die Grabmoschee Ali's) oder richtiger Nedschef ist der Typus einer orientalischen Stadt: denn sie liegt in einer vollständigen Wüste und besitzt keine Umgebung, als Gräber. Ihre aus der Kalifenzeit herrührende, vortrefflich erhaltene Umfassungsmauer ist nahezu quadratisch und besitzt nur ein einziges Thor; sie ist, wie erwähnt, so hoch, daß sie alle eng zusammengebauten Gebäude der Stadt mit Ausnahme der Moschee überragt. Der Plan der Stadt ist mehr symmetrisch, als bei den meisten asiatischen Städten, indem die Bazarstraße vom Thore aus in gerader Richtung zu der im Centrum sich erhebenden Moschee führt. Die Läden schienen in gutem Zustande zu sein, so weit die Reisenden bemerken konnten; denn aus Furcht, bei den Pilgern anzustoßen, wagten sie nicht sich viel umzusehen und umherzuwandern. Ihr Bericht ist also in dieser Hinsicht dürftig; doch sind wir aus anderen Quellen über die große Moschee, die Begräbnißplätze der persischen Pilger, den religiösen Eifer der Bewohner und

Digitized by Google

ihre Abneigung gegen die türkische Herrschaft zur Genüge unterrichtet.

Ihre Mittel, sowohl an Geld wie an Kraft, und ihre Geduld waren nahezu zu Ende; so beeilten sie sich denn, über Kerbela nach Bagdad zu reisen. Diese Reise nahm noch sieben Tage in Anspruch. Am 6. März erreichten sie bei strömendem Regen die lang ersehnte Stadt, wurden in der gastlichen Residenz des britischen Vertreters freundlich empfangen und konnten sich nach drei Monaten zum ersten Male wieder des Luxus eines Bettes erfreuen.

Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition.

Brief von Dr. **Paul Pogge** [1]).

Residenz des Katamba Mukenge, den 27. November 1881.

Ich beehre mich, dem geehrten Vorstande mitzutheilen, daß wir in Kasselange angekommen sind. Die Reise durch Kioko bot einige Schwierigkeiten, da die dortigen Eingeborenen, welche gleichsam ein Monopol in Kasselange beanspruchten, uns ungern reisen lassen wollten, um, wie sie sagten, sich die Handelspreise nicht verderben zu lassen. In Hongolo (Schütt's Tschikapa-Passage) hieß es, der Mona Kissenge (östlich zwischen Luaschimo und Tschikapa wohnend) habe Abgesandte geschickt, um uns den Weg versperren zu lassen. In der That erschienen am andern Tage drei Kaquatas und gaben an, vom Kissenge geschickt zu sein, um Geschenke für ihn einzuhreimsen oder unsere Weiterreise zu inhibiren. Wie sich indessen bald herausstellte, waren die Kaquatas nur zufällig geschickt, um in Hongolo oder Umgegend Sklaven zu verkaufen, und benutzten nun die günstige Gelegenheit, um einige Geschenke für den Kissenge oder für sich zu erpressen. Da wir übrigens große Unannehmlichkeiten durch diese Leute hätten haben können, so wurden sie mit einigen wenigen Sachen abgefunden. Der Häuptling Hongolo erbot sich inzwischen, uns für den Preis von drei Fässern Pulver und einigen Stück Kaliko bis zum Kassai zu führen. Auf das besondere Anrathen unserer Dolmetschers Viferra engagirten wir denn auch einen Verwandten des Hongolo, den Lamba Guschi (auch Manila genannt), und letzterer hat uns mit einem Gefolge von 30 bewaffneten Kiokos bis hierher begleitet. Wir haben unterwegs allerdings manchen kleinen Strauß mit diesem alten verschmitzten Neger ausfechten müssen, einem Blutsauger erster Größe, der keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um einige Yards zu erwischen; aber ich bin doch überzeugt, daß wir im Allgemeinen Nutzen von ihm gehabt haben.

Der Häuptling Kitari, ungefähr zehn Tagereisen nördlich von Hongolo wohnend, verbot uns geradezu den Durchgang durch sein Land und drohte mit Krieg. Nachdem wir ihm aber hatten sagen lassen, daß wir einen Krieg mit ihm aufnehmen würden, wenn er uns Hindernisse auf dem Wege bereitete, ließ er auch mit sich reden und gewährte uns freie Passage gegen Bezahlung von fünf Stück Kaliko à 18 Yards. Am andern Tage aber brachte er uns selbst die üblichen Geschenke an Proviant und theilte uns mit, daß er auch den Wunsch hätte, nach Kasselange zu gehen und uns demnächst folgen würde.

In Lunda, wo wir ernstlichere Unannehmlichkeiten durch den Mona Kahungulo erwarteten, ging die Reise ohne jegliche Störung vor sich. Die Gina Banfa, ein weiblicher Häuptling und Unterthan des Kahungulo, deren Dorf wir passirten, ließ uns sagen: wir glaubten wohl, daß ihre Macht nur klein sei und nähmen deshalb den Weg durch ihr Land, weil der andere Weiße (Schütt) beim Kikoata hätte umkehren müssen. Wir irrten uns aber; ihre Macht sei ebenso groß, wie die des Kikoata; aber sie wolle uns passiren lassen, wenn wir gut bezahlten. Das ganze Geschäft wurde denn auch in einem Tage mit verhältnißmäßig wenig Geschenken abgeschlossen.

Am 2. Oktober, nach 44 Marschtagen, erreichten wir den Kassai bei Kitassa in Pende und passirten schon am nächsten Tage mittels acht Kanoes den circa 300 bis 350 m breiten und sehr tiefen Fluß. Am Ufer machte uns der Tussilange-Häuptling Kingenge, welcher dort mit einer Kioko-Karawane handelte, einen Besuch, und bat uns inständigst, nicht zum großen Häuptling, dem Katamba Mukenge, seinem Nachbar und frühern Lehnsherrn, sondern zu ihm zu gehen. Er würde uns sofort nach dem See Mucamba bringen. Da der Mann einen guten Eindruck machte, so kamen wir schließlich mit ihm überein, daß Wißmann mit ihm und ich zum Mukenge gehen würde. Wißmann und ich haben uns am 23., einige Tagereisen vor unserm Ziele, getrennt. Wißmann nahm, von einem kleinen Gefolge und dem Kingenge begleitet, eine südlichere Route, während ich mit der Karawane eine nördlichere Richtung einschlug und am 30. Oktober, nach 62 Marschtagen, hier ankam.

Mukenge, der mich mit vieler Freude empfing, erklärte mir noch an demselben Tage, daß er gehört habe, sein abtrünniger Vasall Kingenge wolle uns nach dem See bringen. Das Land gehöre aber ihm, er sei der ältere, mächtigere und legitime Häuptling (Kalamba) und er wolle uns selbst, wann wir wollten, nach dem Mucauba bringen, oder wohin wir sonst wollten. Ich habe denn auch sofort mit ihm abgeschlossen, uns nach dem See und von dort nach dem Lualaba zu begleiten. Wir wollten anfänglich nur mit Tussilanges reisen, da wir erwarteten, daß unsere Träger nicht weiter gehen würden; inzwischen haben sich aber einige dreißig gemeldet, welche bereit sind, für zwei Stück Zeug à 8 Yards baar und sechs Stück à 8 Yards, in Malange zu bezahlen, uns zu begleiten, und habe ich diese Leute denn auch engagirt, so daß wir unsere Waaren durch unsere eigenen Träger können befördern lassen. Für vier Stück à 8 Yards baar und vier Stück in Malange erboten sich schließlich sämmtliche Träger zu reisen; aber das hätte uns zu viel Fazenda gekostet.

[1]) Uns gütigst von der Redaktion der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" mitgetheilt, wo derselbe in Bd. III, Heft 3 erscheinen wird. Der Ort, von wo der Brief datirt ist, liegt etwa unter 6° südlicher Breite, wohin ihn schon Schütt's Erkundigungen verlegten, im Lande der Tussilange, welche auf Schütt's Karte „Tuchitangue", von Buchner „Tuchilange" genannt werden. Dr. Pogge war der erste, welcher 1876 diesem Namen seinen ungefähren Platz auf der Karte anwies; seine Nachfolger, Schütt und Buchner, vermochten nicht bis dorthin vorzudringen; er selber erst hat das Glück gehabt, das Land selbst zu erreichen. Ein weiterer schöner Erfolg der Afrikanischen Gesellschaft, der rührigsten unter allen, welche ein gleiches Ziel verfolgen!

Digitized by Google

Unsere Absicht ist nun, den ungefähr zehn Tagereisen N.-O. von hier entfernten Muanamba zu besuchen und von dort Nyangwe (am obern Congo, bekannt aus den Reisewerken Livingstone's, Stanley's und Cameron's) zu erreichen. Wir werden den See nördlich umgehen; vom See führt der Weg östlich circa sechs Tagereisen zum Häuptling des Mobondi-Stammes, dem Kaschesche; von Kaschesche circa zwei Tagereisen bis zum Lubilasch-Flusse, und vom Lubilasch zwei Tagereisen zum großen Mobondihäuptling Fumo-Kole. Weiter reichen unsere Erkundigungen nicht. Wir befinden uns ungefähr auf 6° südl. Br. und zwischen 22° und 23½° östl. v. Gr. Nach Wißmann's astronomischer Observation liegt Kinganga 6° 10' südl. Br. Mukenge liegt circa 3 deutsche Meilen N.-W. von Kinganga. Sollte uns die Reise gelingen, so werde ich mit der Karawane nach hier zurückkehren, während Wißmann versuchen wird, von Nyangwe aus Zanzibar zu erreichen. Nach meiner Rechnung bleibt hier in Mukenge soviel Fazenda unter der Obhut des Dolmetschers Germano, daß ich nach meiner Rückkehr bis Dezember 1882 hier werde bleiben und dann die Rückreise nach Malange noch werde bestreiten können. Ich rechne für die Reise von hier nach dem Lualaba und zurück sechs Monate und für den hiesigen Aufenthalt nach der Rückkehr auch sechs Monate. Trifft inzwischen die Saturnino'sche Karawane mit etwas Fazenda für mich ein, so kann ich eventuell hier so lange warten, bis eine neue Expedition kommt, oder bis meine Mittel erschöpft sind. Bekomme ich aber bis December 1882 keine Nachricht von der Küste, so muß ich annehmen, daß Saturnino sein Reiseprojekt aufgegeben hat, und daß die Gesellschaft keine neue Expedition vor meiner Rückkehr ausrüstet.

Ich gebe dem Lande des Mukenge den Vorzug zur Anlage einer Station vor dem des Matiamvo. Der Reisende wird auf keine Weise in seinem Vorhaben gestört. Mukenge sowie seine Unterthanen überbieten sich förmlich, dem fremden Gaste Freundschaft (lukuko) zu erweisen. Nach den Gesetzen der Mukenge soll jeder Unterthan dem Fremdling Lebensmittel aus lukuko (d. h. gratis) bringen, indessen scheint mir diese Verordnung nicht strikte befolgt zu werden, ich habe wenigstens die meisten Lebensmittel noch immer, allerdings sehr billig, gegen Baar erstehen müssen. Die Tusselange sind übrigens tüchtige Ackerbauer; überall befinden sich große, üppige Maniok-, Mais-, Hirse-, Erdnuß- und Bohnenfelder. Die Bohne ist klein und hat keinen angenehmen Geschmack, maconde in Malange genannt. Ebenfalls bauen die Tusselange etwas Tabak und als leidenschaftliche Hanfraucher viel Hanf. Ihr Land, eine wellig kompirte Ebene zwischen dem Kassai und Lulua, ist auch überall fruchtbar und reich bewässert. Manche Gegend möchte ich als echter Flachländer bergig nennen, so tief liegen die Mulden mit ihren tief eingefurchten Bächen, welche die ebenen Plateaus von einander scheiden. In der Gegend vom Kassai bis zur Hälfte des Weges ungefähr hierher prävalirt der Urwald vor der Kampine. Es sind hohe und dichte Waldbestände, welche meilenlange und breite Strecken Landes bedecken und kleinere mit niedrigem Grase und mit wenig Büschen und Bäumen bewachsene Kampinen gleichsam umschließen. Die Kampinenstellen, welche, namentlich von der Ferne aus gesehen, einem deutschen Rasenplatze gleichen, benutzen die Eingeborenen dort zur Anlage ihrer Dörfer und Pflanzungen. Solche große, zusammenhängende Urwaldcomplexe wachsen hauptsächlich auf den ebenen Rücken der Plateaus; die Abhänge derselben haben viele Quellstellen mit Urwalddschungeln und die Bäche sind meistens mit Wald umsäumt. Schweinfurth'sche schmale Galleriewälder, die sich wie eine Mauer an den Bächen entlang ziehen, und wie ich sie auf der Reise zwischen dem Lulua- und Luisa-Flusse sah, kommen hier eigentlich überall nicht vor, dazu sind die Einschnitte der Bäche zu tief und zu breit. Es sind hier mehr bewaldete Schluchten. In den Betten der Bäche findet sich häufig röthlicher Sandstein. Granit und Sandstein findet sich in den Bächen hier in Mukenge und an den Ufern des Lulua, den ich bereits (11½ deutsche Meilen genau östlich von hier) besuchte. Auf der zweiten Hälfte des Weges vom Kassai hierher und in dieser Gegend findet sich mehr Kampine mit Schluchten und Bachwäldern, als große zusammenhängende Waldbrecken. Das Gras der Kampine hier ist auch höher. In jener Gegend, wo nur kurzes Gras wächst, benutzen die Eingeborenen Palmenblätter zur Bedeckung ihrer Wohnungen, hier Kampinegras. Ausgedehnte Moore oder Sümpfe schien ganz und gar; der röthliche, sehr sandige Lehm reicht, mehr oder weniger fest, überall bis an den Rand der Gewässer.

Die Fauna scheint mir trotz des günstigen Terrains sehr arm. An jagdbarem Wilde findet sich hauptsächlich, außer dem Hippopotamus in den Flüssen, nur der Büffel (die kleine Art, nicht Bos caffer) und das Warzenschwein. Größere Raubthiere kommen sehr selten vor, dagegen sah ich unterwegs viele mir unbekannte Bälge kleiner Katzen, Marder ꝛc. Vögel giebt es ebenfalls wenig; am häufigsten sieht und hört man einen grauen Papagei.

Die Flora der Kampine bietet mir, dem Laien, wenig Abwechselung, es scheinen mir die meisten Gräser und Blumen alte Bekannte; dagegen ist die Waldvegetation ohne Zweifel ungleich üppiger und reicher als an der Küste, oder in Lunda; namentlich sind es beeren- und fruchttragende Bäume und Büsche, die in großer Anzahl wachsen. An nutzbringenden Palmen giebt es hauptsächlich vier Arten, die Oelpalme, die Rabondba-, die Mapanda- und die Bourbon-Palme. Die ersten drei Arten gleichen sich einander sehr. Aus den Fasern der jungen Wedel der Mabonda werden überall in Kassilange sehr schöne zeugähnliche Stoffe gewebt. Alle vier Arten geben Wein. Sie wachsen wild in den Wäldern, sind aber mit Ausnahme der Bourbão und der Mapanda auch vielfach in der Kampine angepflanzt.

Das Klima ist entschieden wärmer als in Muffumba, der Residenz des Matiamvo, aber gesund. Ich wohne hier bereits seit einem Monat in einem ganz kleinen Orte, eng zusammengedrängt mit mindestens 100 Menschen, einschließlich Weiber und Kinder, und noch ist nicht der geringste Krankheitsfall vorgekommen. Auch die Weide für Rindvieh ist gut; unsere Ochsen befinden sich in vorzüglichem Zustand. Die Handelsartikel, welche die Tusselange feil bieten, sind hauptsächlich Sklaven und Kauschuk. Als Sklaven werden vorzugsweise Weiber verkauft, wie denn die Frau hier überhaupt im wahren Sinne des Wortes die reine Sklavin ihres Mannes ist. Kauschuk, der sie ebenso wie die Kiolo präpariren (sie trocknen den gewonnenen Saft in der Sonne und kochen ihn nicht auf), giebt es viel und billig zu kaufen. Die Träger haben oftmals für etwa drei Fingerhüte voll Pulver 3 bis 5 Pfund Kauschuk erstanden. Der reguläre Preis einer ausgewachsenen Sklavin ist ein Stück Kaliko, à 18 Yards, oder ein Faß Pulver (4 Pfd.), oder eine Muskete. Elfenbein ist selten. Der Hauptreisbringmarkt dieser Gegend ist in Kabao, etwa acht Tagereisen N.-N.-W. von hier am Lulua gelegen, im Lande der Tuletes. Der bekannte Reisende und Händler Silva Porto aus Bihé hat ziemlich zu gleicher Zeit mit uns die Reise nach Kabao gemacht; er ist am östlichen Ufer des Kassai entlang gegangen, da er unterwegs, zwischen dem Tschikapa und dem Lauschimo, Differenzen und Krieg mit den Kiokos hatte. Hier weilt seit etwa einer Woche ein schwar-

Digitized by Google

ger Empregado von Silva Porto mit circa 20 bis 30 Trägern.

Die Grenzen der Kassalange sind mir noch unbekannt. Mukenge behauptet, sein Reich erstrecke sich östlich bis zum See, dann beginnen die Tukettes. Im Kassalange-Lande herrschen viele große unabhängige Häuptlinge, wie der Kalambo Mukenge, Kingenge u. s. w., denen die kleineren Häuptlinge, ähnlich wie in Lunda, tributär sind. Die einzelnen Dörfer, oder mehrere Dörfer zusammen, bilden gleichsam eine Familie, die Insassen betrachten sich alle als gleichsam mit einander verwandt und stehen sich in Freud und Leid einander bei. Kommt man in ein Dorf und fragt nach dem Namen desselben, so heißt es einfach z. B. Bena Katschia, d. h.: „Es sind Katschialeute," oder Bacua Calembue, d. h.: „Sie gehören zu den Calembues," oder „Sie gehören zu der Familie Calembue." Bena und bacua sind synonym. Die Einwohner der Residenz des Mukenge gehören zu den Bena Katschia. Die Stadt mag etwa 1000 Einwohner zählen, welche in kleinen, viereckigen, an europäische Bauart erinnernden Hütten mit Pultdach wohnen. Die Stadt liegt zwischen den Quellen zweier kleinen Bäche, welche nordöstlich in den Lulua gehen und schönes kühles Trinkwasser liefern. Eine kleine Unbequemlichkeit bieten momentan die Gesetze des Mukenge dem Reisenden. Er hat seinen Unterthanen hier nämlich verboten, Ziegen und Hühner zu halten und Bananen und Ananas zu ziehen und in Folge dessen kostet es oft Mühe, die nöthigen Vorräthe zu besorgen. Der Häuptling hat mir indessen versprochen, dieses Gesetz abzuschaffen und dafür zu sorgen, daß nach meiner Rückkehr reichlich Ziegen, Bananen u. s. w. vorhanden sind. Das einzig Bedenkliche bei Anlage einer Station in Mukenge ist das Fehlen einer Wasserstraße, die es erlaubt, von hier aus per Boot den unbekannten Norden zu exploriren. Der Luiua bei Bacua Mukumba Catue, wo ich ihn besuchte, ist allerdings sehr breit (etwa 250 bis 300 m), scheint aber nicht sehr tief zu sein, wenigstens befinden sich nördlich und südlich von dieser Stelle Stromschnellen mitten im Strom. Etwas nördlich von Mukumba und nordöstlich von hier macht der Fluß dann einen mächtigen Bogen nach N.-N.-W. resp. N.-W.

Am 29. November, also übermorgen, werde ich von hier aufbrechen. Ich wollte schon am 28. reisen, indessen hat mich der Häuptling, ihm noch einen Tag Frist zu geben, um eine kleine Fetischhütte zu vollenden, die dazu bestimmt ist, eine Messingkette darin aufzuhängen, welche er von mir als Geschenk erhielt, und um demnächst eine Spieldose darin aufzubewahren, welche ich ihm als Preis für den Fall des Gelingens der Reise nach dem Lualaba in Aussicht gestellt habe. Vor der Dose hat der alte Herr großen Respekt. Mein Dolmetscher Biserra hat ihm eingeredet, ihre Töne seien die Stimme des Fidi-Muculo, des Gottes der Kassalange, und in Folge dessen lauscht er nun mit Andacht den Tönen der Uhr. Kürzlich ließ ich ihm vorspielen; als aber die Uhr immer langsamer und langsamer zu spielen begann, weil sie kein Oel hatte, und ich endlich kühn entschlossen den Deckel klappte, sprang er auf und hielt entrüstet eine lange Rede an die sich um und drängende Menge: daß die Uhr heute nicht ordentlich spielen wolle, daran sei der Lärm Schuld, den sie machten, denn die Stimme des Fidi-Muculo wolle respektirt sein.

Zuerst hatte der Häuptling die Absicht, seine 40 bis 50 Weiber mit auf die Reise zu nehmen. Ich habe ihm aber sagen lassen, daß ich nicht mit Weibern reise; er dürfe höchstens 2 bis 4 mit sich nehmen, außerdem dürfe sein männliches Gefolge nicht über 40 bis 50 Köpfe zählen und er ließ mir wieder sagen, bis zum See würde er wohl ein größeres Gefolge haben, da ihm die Verpflegung nichts koste — im eigenen Lande wird geraubt —, nachher würde er den größern Theil nach Hause schicken. Ich bin wenigstens, mit welcher Bande er übermorgen antreten wird. Heute giebt Mukenge ein großes Volks- oder vielmehr Abschiedsfest. Am Nachmittage war auf dem Marktplatze großes Tanzfest mit Hirschlederbewirthung von Seiten des Mukenge. Meinen Trägern schenkte er nicht weniger als 15 große Kalabassen dieses Getränks. Die Träger sind denn auch sehr reiselustig und augenblicklich erschallt das ganze Lager von ihren Reisegesängen. Morgen folgt die Fortsetzung des Festes; ich habe Mukenge einen Schaftock leihen müssen, den ich am andern Ufer des Luiua von meinen Leuten habe kaufen lassen, von dessen Fleisch er morgen öffentlich essen will, damit er und seine Begleitung auf der Reise Fleisch von Hausthieren essen können. Es ist schade, daß die Tussilange in diesen Gegenden viel von ihren eigenen originellen Sitten durch den Verkehr mit den Kioko's und Bangelas eingebüßt haben, deren Sitten sie gleichsam recipirt haben. So z. B. tätowirt die jüngere Generation den Körper wenig oder fast gar nicht, während die älteren Leute fast alle den ganzen Körper mit den schönsten Tätowirungen geschmückt haben. Gesicht, Hals, Brust, Bauch, Rücken und Beine bis an die Knöchel, alles ist mit hübschen Arabesken oder mit regelmäßigen mathematischen Figuren bedeckt. Selbst auf einem Körpertheile, den wir Europäer für gewöhnlich unseren Nebenmenschen nicht gern zeigen, erblickt man oft zwei regelrechte sechseckige Sterne, schöne schwungvolle Arabesken und dergleichen mehr. Wie gesagt aber, die Tätowirungen haben aufgehört; Kinder bis zum 12. Jahre etwa sieht man sicher nicht mehr tätowirt, wenigstens nicht in den Kassalange-Distrikten, die wir durchreist haben.

Ich hoffe nun, daß wir so glücklich sein werden, den Lualaba zu erreichen, den Weg zwischen Mukenge und Njangwe zu öffnen, und so die angestrebte Verbindung von Westen aus mit den östlichen Stationen herzustellen. Ob die Reise gelingen wird, können wir mit Sicherheit natürlich nicht wissen, aber wenn wir nicht wagen, können wir auch nicht gewinnen. Wir haben augenblicklich noch Fazenda genug, denn wir kommen nach meiner Rechnung mit 105 Stück Riscado à 18 Ellen, mit etwa 400 Pfund Perlen und Kauris, 6 Fässern Pulver, etwas rothem Flanell und etwas feinem Kattun gut aus. Wenn ich nach $1^1/_2$ oder 2 Jahren an die Küste zurückkehre, werde ich, alles in allem hoch gerechnet, etwa 15 000 M. nöthig haben. Ich passire übermorgen südöstlich von hier bei Bacua-Diaja, wo eine gute Fähre für die Ochsen sein soll, den Luiua und treffe dann übermorgen in Bacua-Carimba mit Wißmann zusammen. Hoffentlich treten keine Verzögerungen der Reise ein. Diesen Brief sollen die Träger mit nach Malange nehmen, welche beabsichtigen mit Lamba Guschi über Hongolo wieder nach Hause zu gehen [1]).

Die Wasserfälle des Kassai beim Dorfe des Häuptlings Maiu-Muneme, etwa eine Tagereise südlich von Kikassa, haben wir nicht besucht, um uns nicht noch ferneren Unannehmlichkeiten auszusetzen. Wenn ich gesund bleibe, gehe ich jedenfalls über Maiu.

Reisenden rathe ich nach hier hauptsächlich Perlen und Pulver mitzunehmen. Fazenda steht nicht im richtigen Werthverhältnisse zu dem ersten Artikel, da die Tussilange selbst zu viel Zeug weben.

[1]) Der am 28. 7. in Berlin eingetroffene Brief trägt die Poststempel Correio de Malange 29. 5. 82 und Correio de Loanda 15. 6. 82.

Digitized by Google

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Erste Hälfte.)

Ein Besuch in San Diego.

San Diego iſt eine Stadt, welche ſeit langen Jahren eigentlich nur von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gelebt hat. Im Beſitze eines vorzüglichen Hafens, des einzigen von praktiſcher Bedeutung für die Schifffahrt an der langgeſtreckten Küſte zwiſchen der Bai von San Francisco und Acapulco in Mexico, blieb der Platz trotzdem vom Weltverkehr faſt iſolirt. Die zwiſchen Panama und San Francisco fahrenden großen Dampfſchiffe liefen freilich einige Male in den letzten Jahren bei San Diego an; als ſie aber dort weder für den Paſſagier- noch für den Waarenverkehr eine nennenswerthe Verwendung fanden, ließen ſie den Ort wieder abſeits liegen. Die Küſtendampfer der ſüdcaliforniſchen Linie fahren jetzt jeden fünften Tag von San Francisco bis nach San Diego und verbinden daſſelbe mit der großen civiliſirten Außenwelt. Der Landverkehr beſchränkt ſich auf eine primitive Stageline mit dem Städtchen Santa Ana auf der Route nach Los Angeles.

Dieſer Zuſtand der Dinge wurde für die hoffnungsvollen San Diegoer um ſo unerträglicher, weil bereits vor zwanzig Jahren große Eiſenbahnkorporationen ihren Hafen als weſtlichen Endpunkt proklamirt hatten, welcher der californiſchen Handelsmetropole am Goldenen Thor Konkurrenz machen ſollte. Zuerſt war es die vor dem großen Bürgerkriege von dem bekannten „Pfadfinder“ Fremont ins Leben gerufene „Memphis-El-Paſo- und Pacific“-Eiſenbahn, welche mit einem kläglichen Fiasko zu Grabe ging, nachdem ihre Leiter zum Schluß noch eine erkleckliche Anzahl von Millionen in Paris mobil gemacht hatten und auf unerklärliche Weiſe verſchwinden ließen. Als Erbe des Fremont'ſchen Unternehmens erſchien nach dem Kriege die „Texas- und Pacific“-Eiſenbahn auf der Bildfläche und verſprach für San Diego Wunder zu leiſten. Im Staate Texas wurde anfangs recht tüchtig an der Bahnlinie gearbeitet und der Schienenweg bis nach Fort Worth an die Grenze der großen weſtlichen Prärie geführt, welche ſich von dort bis an den Rio Grande bis nach El Paſo ausdehnt. Die Stadt San Diego machte der Geſellſchaft eine anſehnliche Landſchenkung, mit der Bedingung, daß auch dort der Eiſenbahnbau ſofort beginnen ſollte. Die Landſchenkung wurde gnädig acceptirt, man baute einige Meilen Erddämme und nivellirte ein Bischen in der Richtung nach Fort Yuma — dann trat wieder Todtenſtille in San Diego ein.

Die nächſte Eiſenbahnkorporation, welche San Diego beglücken wollte, war die „Atlantic- und Pacific“- (auch die Bahn des 35. Breitengrades genannt), die ihre Linie von Saint Louis quer über den Kontinent dorthin bauen wollte und auch nach San Francisco als zweiten weſtlichen Terminus in ihr Programm aufnahm. Ob jene Geſellſchaft, welche ſich wie alle ihre Vorgänger großartige Landſchenkungen von den Vereinigten Staaten zu verſchaffen wußte, je einen Spaten unter ihren Flagge in den nordamerikaniſchen Kontinent ſtecken ließ, vermag ich nicht zu ſagen. Vor einigen Jahren erſchien eine Delegation jener Korporation in San Francisco, um von der reichen Goldſtadt die Kleinigkeit von zwanzig Millionen Dollars als Subſidie zu borgen. Aber die auf die St. Louiſer Herren beſonders mißtrauiſchen San Franciscoer wollten nicht mit dem gewinnſchen Geld herausrücken, — und ſo verlief ſchließlich das ganze Projekt wieder im Sande.

Jetzt iſt endlich die „Atchiſon-Topeka- und Santa-Fé“-Eiſenbahn als Retterin von San Diego erſchienen, und diesmal heißt es: Ernſt gemacht! — Jene von Bostoner Kapitaliſten kontrollirte und über foloſſale Geldmittel gebietende Geſellſchaft beſchloß ihr Eiſenbahnnetz, welches bereits vom Miſſouri über Kanſas und Colorado bis nach New-Mexico reichte, bis an den Stillen Ocean anzudehnen und namentlich der bekannten „Central-Pacific“ und der von dieſer kontrollirten „Southern-Pacific“ Konkurrenz zu machen. Die Atchiſon-Topeka- und Santa-Fé-Geſellſchaft verſchaffte ſich die Gerechtſame der ſelig entſchlafenen „Atlantic und Pacific“, um ſich das freie Wegerecht nach dem Stillen Meer zu ſichern, und dann begann zunächſt der großartige Wettlauf mit der fabelhaft ſchnell durch die ganze Breite von Arizona oſtwärts vordringenden Southern-Pacific, um möglichſt viel Terrain zu erobern, ehe die Verbindung dieſer beiden Linien ſtattfände.

Californien hatte am 18. Februar 1881 den großen Vortheil einer zweiten den ganzen Kontinent überſpannenden Eiſenbahnlinie zu verzeichnen, als die Atchiſonbahn mit der Southern Pacific bei der nagelneuen Stadt Deming[1]) im ſüdweſtlichen New-Mexico Fühlung nahm. Diesmal wurde kein hiſtoriſcher goldener Nagel, wie einſt am 10. Mai 1869 bei Promontory am Nordende des großen Salzſees in Utah, in die letzte verbindende Eiſenbahnſchiene eingeſchlagen, und wie über Nacht kamen die prächtigen neuen Waggons, mit den Namen „Atchiſon, Topeka und Santa Fé“ und „Southern Pacific of Arizona“ geſchmückt, in die Bahnhöfe Californiens hereingerollt. Ohne die herkömmlichen Subſidien aus der vollen Taſche von Onkel Sam war das große Werk vollendet worden; denn auch die ſüdliche Pacificbahn wird ganz aus den Privatmitteln der Kroſſuſſe von der Central-Pacific gebaut. Die Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn wird jetzt als Californiens größter Freund angeſehen, da ſie dem verhaßten Monopol der Central Pacific den Krieg erklärt hat. Wie lange dieſer Krieg der gigantiſchen Rivalen dauern wird, läßt ſich natürlich nicht vorausſagen. Ein Kompromiß wird wahrſcheinlich über kurz oder lang die Folge ſein, denn die Menſchenliebe iſt bekanntlich die ſchwache Seite aller Millionäre. Es wäre ein halbes Wunder, wenn die Boſtoner

[1]) Die Entfernung von Kanſas City (16 Miles von Atchiſon) nach Deming beträgt 1149, die von Deming nach San Francisco 1197 engl. Meilen; alſo von Kanſas City am Miſſourifluß nach San Francisco auf der ſüdlichen Route 2346 Miles. El Paſo liegt 89 Miles von Deming; die Entfernung von San Francisco nach El Paſo mit der Southern-Pacific-Eiſenbahn beträgt alſo 1286 engl. Meilen.

Digitized by Google

Aktionäre der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn hierin eine Ausnahme bildeten und mehr für das Wohlergehen der californischen Farmer und Kaufleute als für ihre eigene Tasche sorgen wollten.

Die südliche Pacificbahn hat bereits El Paso passirt und ihr Heer von Eisenbahnarbeitern marschirt jetzt quer durch Texas direkt auf Galveston los. Es liegt im Plan der Leiter dieses großartigen Unternehmens, den Weizenhandel Californiens über ihre Linie nach dem Golf zu dirigiren und die Agrikulturprodukte dieser Küste ebenso schnell nach Europa zu schaffen, als die Mississippistaaten die ihrigen über New Orleans dorthin befördern können. Die früher erwähnte Texas- und Pacific-Eisenbahn hat sich auch wieder ermannt, seit sie unter die Kontrolle des bekannten New Yorker Millionärs Jay Gould gelangt ist, der jene Bahn jetzt rasch nach El Paso weiter bauen läßt. An jenem Punkte wird sowohl seine Linie als die Southern-Pacific- und die Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn mit dem Hauptstamm des großartig projektirten mexicanischen Eisenbahnnetzes in Verbindung treten — der von der Atchisongesellschaft zu bauenden „Mexicanischen Centralbahn“ (von El Paso nach der Stadt Mexico, mit der transkontinentalen Verbindung Tampico-San Blas — 1513 engl. Meilen). Sicherlich hat Gould auch die von San Diego an seine Gesellschaft gemachte Landschenkung nicht vergessen und wird eines schönen Tages dort über Fort Yuma (am Colorado, 190 Miles von San Diego) mit seinem Arbeiterheere eintreffen. Sein Todfeind ist gegenwärtig die Southern Pacific, welche ihre Linie sans façon durch den Land-„Grant“ der Texas und Pacific gelegt hat, und mit der er jetzt einen Krieg aufs Messer führt, um ihr den Weiterbau durch Texas zu verbieten, zur Freude der Advokaten Amerikas, welche bei diesem Kampfe zwischen dem 20- bis 30fachen Millionär Crocker von der Central und Southern Pacific und seinem nicht minder gut situirten Millionärkollegen Gould von der Texas und Pacific gewiß manchen ehrlichen Dollar verdienen werden.

Mittlerweile bant die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahngesellschaft ihre Linien mit gewohnter Energie weiter von Ost nach West. Mit einem Zweige strebt sie in südwestlicher Richtung dem Hafen Guaymas in Mexico am Golf von Californien zu; den andern baut sie von Albuquerque in Neu-Mexico direkt westwärts nach den „Needles“ am Colorado — 35 Miles unterhalb Camp Mojave — und durch den Cajon- (spricht Kahuhn-) Paß unter dem Namen „Atlantic- und Pacific“- und „Southern-California“-Bahn nach San Diego, und zwar mit der festausgesprochenen Absicht, ihren Hauptbahnkörper auf einer noch nicht bestimmten Route bis nach San Francisco, der Southern Pacific zum Trotz, auszudehnen. Auch bei San Diego hat die Atchisongesellschaft ihre Bahnarbeiten bereits ernsthaft in Angriff genommen und ist entschlossen, die westlichste etwa 100 Miles lange Strecke von dort bis nach San Bernardino (Cajon-Paß) schon bis zu Anfang des nächsten Jahres zu vollenden.

Nachdem ich in Obigem den Leser in gedrängten Umrissen mit den alten und neuen gewaltigen Eisenbahnprojekten und -Banten, bei welchen San Diego eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt scheint, bekannt gemacht habe, wird derselbe es begreiflich finden, daß ich bei einer jüngst im südlichen Californien von mir unternommenen längern Reise jene plötzlich aus ihrer langjährigen Lethargie erwachte Hafenstadt mit in das Programm meiner Beobachtungen zu ziehen beschloß und die Anstrengungen einer zweiundzwanzigstündigen Stagefahrt durch eine trostlose Wüstenei nicht scheute, um die zukünftige Großstadt und Rivalin San Franciscos nach eigenem Anschauen kennen zu lernen.

Am Abend des 1. Juli nahm ich in dem kleinen Landstädtchen Santa Ana, dem Endpunkte der von Los Angeles dorthin führenden 34 Miles langen Eisenbahn, meinen Platz in einem nach San Diego fahrenden sogenannten „Schmutzwagen“ (mud wagon), eine liebe Erinnerung an meine im Jahre 1867 über die großen westlichen Ebenen und die Felsengebirge von Kansas nach Idaho unternommenen Stagereise von 1500 Meilen [1]). Die Entfernung von Santa Ana nach San Diego beträgt etwa hundert englische Meilen, welche Strecke der keineswegs wie eine Kourierpost fahrende „Schmutzwagen“ wie gejagt in 22 Stunden zurücklegen pflegt. Der Stage-Agent und Wirth des Santa-Ana-Hotels war von einer in diesen Gegenden seltenen Unliebenswürdigkeit und schien es darauf abgesehen zu haben, mir die Reise durch allerlei Plackereien mit meinem Gepäck von vornherein zu verleiden. Die Mahlzeit, welche man mir im Santa-Ana-Hotel auftischte, konnte absolut nicht schlechter sein. Als alter Californier, der etwas auf den kulinarischen Ruf des Goldlands hält, ärgerte ich mich ganz besonders über die mir hier vorgesetzten Schüsseln von verdächtig aussehendem Fisch, Fleisch und Gemüse, mit dem steinharten warmen Brot als Zugabe, welches letzteres in der Form von Granaten gebacken war.

Endlich war der „Schmutzwagen“, ein mit einem Leinwanddache bedecktes Gefährt, welches augenscheinlich schon manchen Sturm erlebt hatte, vorgefahren. Der finster dreinblickende Kutscher nahm seinen Platz ein und ergriff die Zügel zweier verkümmerter Mustangs, ich klemmte mich mit einem Hidalgo und einem Yankee auf den Hintersitz, während ein Chimborasso von Polsterken den Vordersitz im Coupé belegt hatte. Wenn ich behaupten wollte, daß diese Fahrt im „mud wagon“ nach San Diego mir sonderlich behagte, so müßte ich entschieden die Unwahrheit sagen, obgleich meine beiden Reisegefährten recht nette Leute waren. Der Hidalgo war ein amerikanisirter Mexikaner, dessen Vorfahren aus Castilien stammten und der jetzt, nachdem er ein bedeutendes Vermögen auf gentile Weise unter die Leute gebracht, sich in San Diego niedergelassen hatte, um beim Aufschwunge der werdenden Großstadt seine Finanzen wieder in die Höhe zu bringen. Der Yankee war ein Minenbesitzer in San Rafael in Untercalifornien, dessen Geschäftsinteresse gleichfalls in San Diego lag, — ein weitgereister und umgänglicher Mann. Von beiden erfuhr ich manche interessante Aufschlüsse über San Diego, die sie mir ohne Rückhalt mittheilten. Offenbar hatten sie keine Ahnung von meiner literarischen Kapacität, sonst würden sie sich wahrscheinlich nicht so im Gespräch haben gehen lassen und hätten sich auch schwerlich mit gegenüber so viel über den Größenwahnsinn von San Diego und dessen problematische Ressourcen lustig gemacht, da ihnen doch daran gelegen sein mußte, daß nichts Schlechtes über jenen Platz von einem durch das Land streichenden Zeitungsschreibenden in die Welt hinausposaunt würde.

Die öde Gegend, durch welche wir fuhren, sah beim blassen Mondlicht doppelt trostlos aus, und selbst der große Komet schien wehmüthig auf dieses gottverlassene Land herabzublicken. Sand, Kaktusse, spärlich wachsende vergilbte Grasbüschel, Salbeibüsche und branne nackte Hügel bildeten die Staffage der Landschaftsscenerie, in welche nur selten ein bescheidenes Städtchen eine kleine Abwechselung zum Bessern brachte. Nach schlaflos durchwachter, ungemüthlich

[1]) Siehe meine „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“ I. Band.

Digitized by Google

kalter Nacht begrüßten wir freudig die neue und warme Sonne, welche hinter uns ein überaus prächtiges Gebirgspanorama beleuchtete. Oft warfen wir einen bewundernden Blick zurück nach dem riesigen Bogen der blauen Berge, welche sich von der mächtigen Cucamunga-Kange in wechselnden Formen bis weit nach Mexico hinüber ausdehnten. Eine Bodenerhebung entzog uns leider bald jenes großartige Bild, und dann war und blieb die Gegend vor und bis nach San Diego dieselbe trostlose Wüstenei. Daß dieser Zukunftsmetropole ein so trauriges Hinterland beschieden ist, schien mir ein böses Omen für ihren Aufschwung zu sein. Aber es wurden ja in anderen sonst ebenso oden Distrikten Südcaliforniens durch Bewässerung paradiesische Landschaften geschaffen, und wer konnte wissen, wie die Gegend zwischen Santa Ana und San Diego in 100 Jahren aussehen würde, und ob sie nicht, vielleicht durch artesische Brunnen, auch noch in ein irdisches Paradies verwandelt werden könnte? Dies war eine prophetische Aeußerung des Castilianers, für deren Zutreffen ich mir keine Garantie zu geben erlauben möchte; ich will aber doch sagen, daß mich eine solche Umwandlung dieses Hinterlandes von San Diego zum Bessern sehr wundern würde, falls ich nach einem hundertjährigen Schläfchen wieder erwachen und alsdann vielleicht in einem Palastwaggon per Dampf statt in einem bescheidenen „Schmutzwagen" mit zwei elenden Kleppern von Santa Ana City nach der großen Metropole San Diego kutschieren sollte.

Als wir am Vormittage die kleine Ortschaft St. Luis Rey passierten, erhielten wir am Telegraphenbureau die erste Nachricht von dem Mordanfall auf den Präsidenten Garfield, welche Schreckensthat fast um dieselbe Stunde (die Zeitdifferenz zwischen Washington und St. Luis Rey beträgt etwa drei Stunden) mehr als dreitausend Meilen von hier stattgefunden hatte. Fürwahr, wir leben in einer Zeit, wo Entfernungen nur noch Zahlen sind! Hier in dieser südcalifornischen Einöde jene entsetzliche That, welche die ganze civilisirte Welt mit einem Schrei des Abscheus erfüllte, fast um dieselbe Stunde, zu der sie geschah, zu vernehmen, macht einen Eindruck, der sich schwer in Worte fassen läßt. Die Reise nach San Diego hatte jetzt alles Interesse für uns verloren. Da wir vor dem Endziel unserer Stagefahrt keine Telegraphenstation mehr zu passiren hatten, so konnten wir unserer Phantasie über die Ursache der unerhörten That ungehindert die Zügel schießen lassen. Wir redeten natürlich jeden, der uns begegnete und von St. Diego kam, an, um Näheres zu erfahren, aber umsonst; Niemand wußte etwas von dem Attentat. Die meisten schüttelten sogar ungläubig den Kopf über unsere Nachricht, die sich denn auch nicht eher bestätigte, bis wir gegen Abend St. Diego erreichten.

Nachmittags zeigte sich uns zuerst das indigofarbene Meer in kleinen Flächen, die sich in dem gelben Rahmen der Wüstenei recht seltsam ausnahmen. Dann erschien der weite blaue Spiegel von „Kalfe Bay", einem Meereseinschnitt, der sich zur Ebbezeit vom Wasser fast entleert. Bald darauf überschritten wir das Bett des zu dieser Jahreszeit fast ganz ausgetrockneten San-Diego-Flusses. Ein chinesischer Boß, der 600 Zopfträger an der Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn kommandirte, gesellte sich zu uns und nahm widerwillig Platz auf einem mit Kupfernägeln beschlagenen Postsack.

Der Damm der Eisenbahn begleitete uns fortan, und öfters begegneten wir Weißen, welche als Ingenieure oder Aufseher die Erdarbeiten leiteten. Froh begrüßten wir endlich die ziemlich demoralisirten Häuser von „old town" von San Diego. Bereits im Jahre 1769 wurde dasselbe von den Franciscaner-Mönchen im „Pueblo de San Diego" gegründet und zeigt noch heute zahlreiche Spuren der alten Adobe-Wohnungen, die sich wie Ruinen einer längst vergessenen Zeit zwischen die Bauten des modernen Amerika drängen; ein Schauspiel, welches dem Reisenden in fast jeder südcalifornischen Stadt entgegentritt. Es ist überhaupt sehr interessant, den Scharfblick jener alten Mönche in der Anlage ihrer „Missionen" heute noch in den verschiedensten Gegenden Californiens zu verfolgen. Diese Bauten wurden unerklärbar jedesmal dort errichtet, wo die Natur für das Gedeihen künftiger Städte gleichsam einen Fingerzeig gegeben hatte.

Bald nachdem wir Alt-San-Diego verlassen hatten, gelangten wir an das Ufer der San-Diego-Bai, wo sich in doppelter Linie hier die verlassenen Erdarbeiten der Texas- und Pacific-, dort die neuen der Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn hinzogen. Auf meine Frage an meinen mexikanischen Reisebegleiter, weshalb die Atchison-Gesellschaft nicht einfach den verlassenen Bahndamm der Texas und Pacific ottroyirte, meinte der Señor verschmitzt, daß ein solches Unternehmen denn doch wohl etwas gewagt sei, da der Millionär Gould zweifelsohne davon hören müßte und jedenfalls den Boston-„Leuten" eine hübsche Rechnung dafür machen würde. Gegen Abend erreichte ich, müde, bestaubt und wie zerschlagen von der zweiundzwanzigstündigen Fahrt, das vorzügliche „Horton House" in Neu-San-Diego. Der Besitzer des Hotels, ein liebenswürdiger Deutscher, C. P. Gerichten, war erfreut mich zu begrüßen und machte es mir in seinen Räumen bald so bequem, wie ich es nur wünschen konnte.

Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M.

R. A. Die 13. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft fand im August dieses Jahres zu Frankfurt a. M. statt und war sehr zahlreich besucht. Die Organisation dieser Gesellschaft, welche den Lokalvereinen völlig freien Spielraum läßt, bewährt sich vortrefflich, da ein Generalsekretär, jetzt Professor J. Ranke in München, und ein Schatzmeister (Weismann in München) für den nöthigen Zusammenhang Sorge tragen. Das Rückgrat des ganzen Vereins ist aber Virchow, der, stets am Platze, überall sachlich eingreift und mit der Universalität seines Wissens den Versammlungen das Gepräge seiner Individualität aufdrückt. Auch aus fernen Landen waren neben deutschen Koryphäen Vertreter der Anthropologie und Urgeschichte erschienen, so der liebenswürdige, mit deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft völlig vertraute Norweger Ingwald Undset, dem wir das schöne Werk über das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa verdanken; Dr. Groß aus der Schweiz, der Pfahlbautenkenner; Prof. von Török aus Budapest; Fräulein von Torma aus Broos in Siebenbürgen, die unermüdliche Ausgräberin; der Tschechе mit deutschem

Digitized by Google

Namen: Wankel aus Mähren, der Erforscher der Byschiskala-Höhle.

Der Grundzug der Versammlung war ein mehr oder minder antidarwinistischer. Jetzt im Todesjahre des großen Briten, nachdem wenige Monate erst vergangen, seit er in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, erhoben bedeutende Forscher Widerspruch gegen seine Lehre von der Abstammung des Menschen, und es war vor allem der Frankfurter Lucae, der hier in der Eröffnungsrede, die er als Präsident hielt, seinem antidarwinistischen Glaubensbekenntniß in scharfer Pointirung freien Lauf ließ. Auch Virchow, dessen Standpunkt seit seiner Münchener Rede bekannt ist, trat mit der ihm eigenen Reserve an die große Frage heran. Es fehlt uns, so führte er aus, noch an den wesentlichen Anhaltspunkten, um die Abstammung des Menschen besprechen und bestimmen zu können. „Noch nie hat," sagte er, „Jemand einen solchen werdenden Menschen gefunden, sondern immer war er schon fertig. Alles, was wir bis jetzt kennen, auch die ältesten Funde, die gemacht worden sind, waren schon fertige Menschen. Der Rohanthropos ist noch immer erst zu suchen; wer ihn finden will, muß vielleicht einen weiten Weg machen. Also, praktisch hat diese Frage uns gar nicht beschäftigt; wir waren nie in der Lage, ihr unmittelbar nahe zu treten.

Dagegen haben wir eine andere Frage, die Darwin auch nur ganz oberflächlich gestreift hat und die viel mehr uns Alle interessirt und beschäftigt. Das ist die Frage der Entwickelung, nachdem nun der Mensch da war und sich die verschiedenen einzelnen Branchen aus einander legten, als also aus Noah's Kasten die verschiedenen Zweige sich sonderten, oder wie man sich das sonst vorstellen will, als die Racen entstanden und innerhalb der Racen wieder Unterracen, soustypes, wie die Franzosen sagen, bis zu den einzelnen kleineren Stämmen hin.

Es würde viel praktischer für die Anthropologie sein, wenn man sich nicht so sehr mit dem Stammbaume des Menschen, bevor er Mensch wurde, beschäftigte. Es ist ein sehr schöner Stammbaum, aber bei der Zweifelhaftigkeit dieser Vorfahren vielleicht ein mehr als unschuldiges Vergnügen. Dagegen wäre es recht praktisch und interessant, zu wissen, wie hat sich die Sache im Einzelnen gestaltet und wo kommen die einzelnen lebenden Racen, die einzelnen Völker her, wie hängen sie unter einander zusammen, wie ist die Sache zu erklären? Daran würde sich am meisten praktisch erweisen, ob es richtig ist, was Darwin gewissermaßen stillschweigend voraussetzt, nämlich, daß in der That der Mensch zu beurtheilen ist nach den Erfahrungen der Zoologie. Denn genau genommen, wenn Sie Darwin's Buch lesen, so werden Sie sehen, er sagt mehr, da ich bewiesen habe, daß innerhalb der Thierreiche der Transformismus Geltung hat, so muß er auch für den Menschen Geltung haben, denn der Mensch ist ein Thier."

Auch der vortreffliche Anthropolog Professor Kollmann aus Basel streifte in seinem Vortrage über den Unterschied von Race und Nation das Darwin'sche Gebiet. Die Leser des „Globus" kennen (Bd. XL, S. 171) seine Darstellung der fünf europäischen Menschenracen. Neben seinen fünf Hauptthypen kennt er nur Mischungen, aber keine Neubildungen. Virchow kündigte ihm den Streit an, denn er sei mehr noch Darwinist als Kollmann, er glaube an die Veränderungen des Menschen, müsse aber anerkennen, daß es schwer sei, den Nachweis zu führen, daß irgend eine Zeit existirt habe, wo besondere Formen vorhanden waren, die nachträglich nicht mehr gesehen wurden. Die Entwickelungstheorie Darwin's, welche dieser aus der jetzigen Entwickelung der Hausthiere hergeleitet habe, müsse auch auf den Menschen übertragen werden können, er (Virchow) theile die Meinung, daß eine Transformirung auch in der Gegenwart möglich sein könne. Die besten Darwin'schen Beweismittel seien aus dem Leben solcher Thiere genommen, welche abgeschlossen auf Inseln lebten, und so verweise er denn auf die Inseln der Südsee, wo man nach der Transformirung des Menschen forschen solle.

Das ist ein Wechsel auf die Zukunft, dessen Einlösung wir nicht so bald erwarten dürfen, wenn wir auch an dem Princip, daß der Mensch wie die Thiere dem Transformismus unterliegen, nicht rütteln wollen. Kollmann seinerseits behauptete — und er hat wohl recht —, daß die Darwin'sche Rücksichtung beim Menschen seit der Diluvialzeit nicht mehr stattfinde, und daß seit jener Zeit der homo sapiens mit denselben Formen auftrete wie heute; es müßte also vor die Glacialepoche jene Zeit verlegt werden, wo aus niederen Formen sich höhere entwickelt hätten. Mit der Glacialzeit finden wir die durch beständige Schädelmessen charakterisirten Racen in Europa; alle Völker, auch wir Deutschen, seien aber heute Mischracen, der Charakter, die Originalität einer Nation würden durch das Ueberwiegen der einen oder andern Race innerhalb derselben bestimmt. Was uns aber hebe und bessere, das sei der Gebrauch des Gehirns, das Denken; der Einfluß des socialen Lebens und der Arbeit ständen höher als Raceneinheit.

Um alles, was somatische Verhältnisse betrifft, hier gleich zu erledigen, führen wir den Vortrag Ranke's an, der aus der reichen Fülle seiner Beobachtungen über Schädel und deren Kapacität die Mittheilung machte, daß das Gehirn der Stadtbevölkerung in der Regel größer sei, als das der Landbevölkerung, und daß also das Gehirn in Folge größerer Thätigkeit auch größere Entwickelung zeige. Da endlich die Karten über die Vertheilung der Blonden und Braunen in Deutschland gedruckt der Versammlung vorlagen, so vermochte Ranke, darauf hinbeutend, zu erklären, daß uns scheinbar von einer blonden und braunen Race geredet werden könne. Aber genauere Betrachtung zeige, daß die Blondheit oder Brunetheit nur somatische Kennzeichen seien, und daß bei Vermischung der Racen diese Zeichen nur in höherm oder geringerm Grade sich vererben, während besonders die Schädelmessung und Vergleichung den Nachweis liefern, daß die Hauptkennzeichen der Race erhalten bleiben, wofür der Vortragende Beweise aus seinen im bayerischen Heere gemachten Untersuchungen beibrachte.

Eine besondere Frage, die wiederholt auf dem Kongresse erörtert wurde, ist auch jene der Platyknemie. Es handelt sich hierbei um die Säbelscheidenform des Schienbeins. Die Tibia ist in diesem Falle plattgedrückt, zuweilen kommt es sogar vor, daß die Seiten eingedrückt und vertieft sind, also daß der mittlere Theil dünner ist als die hervortretenden Kanten. Broca hat wohl zuerst auf den anthropologischen Werth dieser Deformirung der Tibia hingewiesen; Virchow beobachtete Platyknemie zuerst an den Beinen eines Negrito von den Philippinen und „war entzückt über diesen Grad von Verunstaltung". Diese platyknemischen Schienbeine kommen bei sehr alten Bevölkerungen vor; in der Steinzeit z. B. bei Höhlenbewohnern, und neuerdings hat sie Virchow wieder in der Südsee nachgewiesen, daher hat man schließen wollen, daß hier eine niedere Form, so etwas Pithekoides vorliege, wie denn Broca in der That Platyknemie bei den Affen finden wollte, was jedoch nicht der Fall ist. Aber auch bei jüngeren Funden (wie im Kaukasus) sind platyknemische Tibien von Virchow nachgewiesen worden. Nach ihm ist die Platyknemie kein Zeichen einer niedern Race, sondern eine Eigenschaft, die sich bei jeder

Digitized by Google

Race entwickelt, die in einem starken und einseitigen Maße gewisse Muskelaktionen ausführt.

Gehen wir zu den prähistorischen Mittheilungen über, welche in reichem Maße den Mitgliedern der Versammlung zu Theil wurden, so ist zunächst der Bericht Schliemann's über seine neuen Ausgrabungen in Troja zu erwähnen. Es handelt sich hier im Wesentlichen um Ergänzungen und Berichtigungen zu seinen früheren Arbeiten. Der unermüdliche Forscher war diesmal von zwei Architekten unterstützt, auf deren Urtheil er umgemein viel Werth legt und mit deren Hilfe er zu einer etwas andern Ansicht über die verschiedenen „Städte" und Brandstätten von Hissarlik gelangte. Auch zahlreiche Einzelfunde von Geräthen, Waffen ꝛc., die jetzt dem Berliner Museum überwiesen sind, hatte Schliemann mitgebracht. Ohne uns den Beweis dafür zu liefern erklärte er ein kleines, außerordentlich primitives Idol mit „Eulenkopf" für eine Kopie des berühmten Palladiums. Hissarlik war nur eine Akropolis; östlich, südlich und westlich von derselben dehnte sich aber — das zeigen die diesjährigen Ausgrabungen — eine große Stadt aus, die der Homerischen Ilios entspricht. Von besonderm Interesse war auch Schliemann's Ausgrabung von vier sogenannten trojanischen Heldengräbern. Die dem Achill und Petroklus von der Tradition zugeschriebenen am Fuße des Vorgebirges von Sigeum müssen um viele Jahrhunderte jünger sein, als der trojanische Krieg. Am gegenüberliegenden Gestade des Hellespontes, neben der Trümmerstätte von Elaüs, grub Schliemann dann im Kara Agatsch Tepe, welcher 10 Meter hoch ist und 126 Meter (!) Durchmesser hat. Dieser Tumulus gilt als jener des Protesilaos. Hier hinderte unsern Forscher der Militärgouverneur der Dardanellen an der Vollendung der Arbeit, doch wurde eine reiche Sammlung von Topfwaaren und Steingeräthen zusammengebracht. Auch die Ruinen am Bali Dagh nahm der Unermüdliche noch einmal vor und fand seine Ansicht bestätigt, daß sie verhältnißmäßig jung seien und mit Hissarlik nicht konkurriren können, die Baustelle des alten Homerischen Troja gewesen zu sein.

Von hohem Interesse war der Bericht des Herrn Dr. Groß aus Neuville (in der Schweiz) über seine neuen Pfahlbautenfunde von Auvernier am Neuenburger und Zihnelz am Bieler See. Er hat uns hier eine Kupferperiode, die der Bronzezeit voranging, nachgewiesen, eine Periode, die jener entspricht, in welcher z. B. die nordamerikanischen Indianer sich befanden, als die Europäer zu ihnen kamen. Zinn war noch nicht importirt um Bronze herzustellen. Die Kupferindustrie, welche sehr schöne, gut entwickelte Dolche, Meißel, Nadeln, Amulete lieferte, war in der Schweiz bodenständig, wie die zahlreichen mit jenen Gegenständen zugleich gefundenen Gußformen beweisen. Ein gleichfalls dabei entdeckter orthognater und dolichocephaler Schädel ist nach Virchow's Urtheil insofern von Bedeutung, als er für die schon früher gekannte aber bestrittene Ansicht, daß in vorrömischer Zeit in der Schweiz eine langköpfige Menschenrace lebte, einen neuen Beweis liefert.

Eine Eisenindustriestadt der Römer in der Pfalz, heute Eisenberg, Rufiana bei Ptolemäus, wurde in sehr erfreulicher Weise von K. Mehlis geschildert. Noch sind die Grundmauern und Schlackenhalden, die Eisenluppen und alten Gräber vorhanden und nach langer Pause bestehen dort jetzt wieder neue Eisenwerke. „Neues Leben blüht aus den Ruinen."

Die Eröffnung eines reiche Beute liefernden „Fürstengrabes" bei Pullach unsern München schilderte Herr Naue, während Virchow die große Beute vorlegte (wenigstens in Photographien), welche er im verflossenen Jahre in den Grabhügeln des Ostenlandes gemacht hatte. Er zeigte, wie im Kaukasus sich ehedem verschiedene Kulturcinflüsse kreuzten, worauf die Funde von Kaurimuscheln und Bernstein (Indien und Ostsee) in den Gräbern hinweisen. Bemerkenswerth ist die Formvollendung der Geräthe und Kunstgegenstände aus Bronze. Bekanntlich hat man die blonden, blauäugigen Osseten mit den Germanen in Verbindung bringen wollen, irgend welche Thatsachen, die auf einen solchen Zusammenhang Licht werfen können, gehen aber aus Virchow's Ausgrabungen nicht hervor, und er warnt in seiner bekannten vorsichtigen Weise vor voreiligen Schlüssen.

Ein Ausflug, den die Gesellschaft mit einem Extrazuge nach Bodenheim zwischen Mainz und Worms machte, in die Beinhügel, welche dort über der Nibelungenlandschaft emporsteigen, führte zur Ausgrabung von vierzehn fränkischen Reihengräbern. Da wurden die alten trästigen Franken, meist Männer mit schönen Langklopfen, an das Tageslicht gefördert noch etwa tausendjährigem Schlafe, und ihre Grabbeigaben, Lanzenspitzen, Becher von braunem Glas mit weißen Verzierungen, Münzen spätrömischer Zeit, Ringe, Perlen wanderten von Hand zu Hand.

Auf das anatomisch-physiologische Gebiet führte ein Vortrag von Dr. Fleschs aus Würzburg. Er demonstrirte ein Mikrocephalen-Gehirn, dessen Windungen eine Anordnung zeigten, wie man sie sonst nicht wieder findet und das auch sonst abnorme Verhältnisse zeigte. Flesch machte ferner darauf aufmerksam, daß die Mikrocephalie nicht einfeitig auf die Mutter zurückzuführen sei, sondern daß auch von Seiten des Vaters eine Uebertragung der erblichen Disposition stattfinden könne, und erwähnt einen Fall, wo die Vatersschwester des Mikrocephalen ebenfalls kretinistisch-mikrocephal war. Ein während des Embryonallebens sich entwickelnder Krankheitsproceß bildet den Ausgangspunkt der Anomalie, die mit gewissen Veränderungen in der Struktur des Gehirns Hand in Hand geht.

Ethnographische Mittheilungen fehlten auf dieser Zusammenkunft und es wäre zu wünschen, daß dieselben, ähnlich wie bei den Kongressen französischer und englischer Anthropologen, in Zukunft mehr Berücksichtigung finden. Allgemeiner Natur waren noch zwei Vorträge. Herr Dr. Neubürger aus Frankfurt rekapitulirte in schöner Form die Ansichten seines berühmten Landsmannes Lazarus Geiger über das Verhältniß von Sprachforschung und Anthropologie. Der Vortrag konnte, da der Redner das bewilligte Zeitmaß überschritt, nicht zu Ende geführt werden, bot übrigens nichts Neues. In dem gedruckt vorliegenden Berichte meint Dr. Neubürger, die neueren Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker hätten die Geiger'schen Ansichten von der allmäligen Entwickelung des Farbensinns bestätigt: es ist aber gerade das Gegentheil der Fall gewesen, alle diese Untersuchungen haben ergeben, daß die Naturvölker sehr wohl die verschiedenen Farben zu unterscheiden vermögen und daß nur Armuth der Sprache sie oft mehrere Farben mit demselben Worte bezeichnen läßt.

Schließlich war ein Vortrag von Dr. von Ran über die verschiedenen Arten des Pfluges und dessen allmälige Entwickelung kulturhistorisch von Interesse, zumal der Redner dabei auf prähistorische Verhältnisse einging. Eine sehr schöne Modellsammlung führte die fünf von Ran unterschiedenen Pflugarten vor.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 17. (29.) Juni d. J. ist der Schiffahrtskanal von Kronstadt nach Petersburg von einem Schiffe mit 14 Fuß Tiefgang zum ersten Male probeweise in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Der Kanal hat eine obere Breite von 100 Saßen (213 Meter), eine Bodenbreite von 40 Saßen (85 Meter) und 16 Fuß Tiefe im Minimum auf seiner ganzen Länge, so daß die meisten Kronstadt besuchenden Handelsschiffe nunmehr direkt nach Petersburg fahren und ihre Waaren dort vom Schiffe aus auf die Eisenbahn verladen können.

— Aus dem italienischen Census vom 31. Dezember 1881 ist ersichtlich, daß in 23 von 24 Provinzialhauptstädten die Zahl der Analphabeten seit 1871 bedeutend gesunken ist. In zehn Jahren haben z. B. in Udine die des Schreibens und Lesens Kundigen um 9, in Como um 6,50 Procent zugenommen. Brescia macht eine wunderbare Ausnahme: 1871 betrug die Zahl der Analphabeten 2899, 1881 aber 3120 Personen! Daten, welche diese auffallende Thatsache erklären könnten, fehlen leider. Das Gesammtresultat ist, daß in den 24 Städten etwas mehr als 50 Proz. der Einwohner lesen und schreiben können.

Asien.

— Bei den zahlreichen und sich widersprechenden Hypothesen über die frühere geologische Geschichte des Amu-Darja-Deltas kann, ohne eine gründliche geologische Durchforschung der Flußablagerungen in der großen Aral-Depression, ein befriedigendes Resultat nicht zu Stande kommen. Ein erster Schritt nach dieser Richtung ist durch die große Amu-Darja-Expedition gemacht worden; jetzt veröffentlicht der Geologe Gebroiy in den „Iswestija“ der K. Russ. Geogr. Ges. eine werthvolle Abhandlung über die Resultate seiner Nachforschungen auf demselben Gebiete. Ein Jahr ist freilich zu kurz für eine eingehende Untersuchung eines so weiten Feldes; die Abhandlung bietet daher, so werthvoll auch die Beobachtungen über die verschiedenen Alluvialablagerungen in der Araldepression, über die Bewegung der Sandbünen in der Steppe ꝛc. sind, mehr schätzbare Mittheilungen als fertige Resultate und Theorien. Ein Ergebniß jedoch ist höchst bemerkenswerth. Gebroiy stellt in Abrede, daß der Ujboi ein Arm des Amudarja war, wie die ersten Erforscher dieses alten Flußbettes behaupteten; vielmehr vermuthet er, daß es (vor dem 10. Jahrhundert) eine Zeit gab, wo der Amu das Kaspische Meer erreichte, aber durch ein anderes Flußbett, südlich von der Sary-Kaumsch-Depression, wo er das „Amu-Alluvium“ hinterließ, welches man in den unteren Theilen des Ujboi findet, nicht aber in den oberen. Der Ujboi wäre nur ein vorübergehender und unregelmäßiger Ausfluß des Aralsees in das Kaspische Meer, und viel mehr eine Reihe von Salzseen und Teichen als ein wirklicher Fluß. Sein Name Uz-boi oder Uz-Bojn („am Teichen entlang“) scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Die geologische Forschung würde auf diese Weise unsere festgestellten Theorien über die frühere Gestalt der Aralo-Kaspischen Niederung wieder in Frage ziehen.

— Am 25. Juli haben Ingenieur Melville und die zwei Matrosen Noros und Nindermann, die einzigen Ueberlebenden von De Long's Abtheilung, ferner Lieutenant Berry von dem verbrannten Schiffe „Rodgers“ und die Korrespondenten Jackson und Larsen von Tomsk aus die Rückreise in ihre Heimath angetreten und sind am 18. August in St. Petersburg eingetroffen. Der Korrespondent Gilder begiebt sich dagegen von Irkutsk nach der Lena-Mündung zurück, um im Winter längs dem Meeresufer die von Melville begonnenen Forschungen fortzusetzen.

— Endlich ist Korea dem Beispiele Chinas und Japans gefolgt und hat den auswärtigen „Barbaren“ vorsichtig einige Thore geöffnet. Seit undenklichen Zeiten hat sich dies Land abgeschlossen gehalten und theilt mit Tibet die Ehre, zu den am wenigsten gekannten Ländern der Welt zu gehören. Nun aber hat Kommodore Schufeldt von der Marine der Vereinigten Staaten den ersten Handelsvertrag mit dieser isolirten Nation geschlossen, laut welchem die Vereinigten Staaten in Söul, der Hauptstadt Koreas, durch einen dort wohnenden Minister, einen Generalkonsul und durch Konsuln in allen Freihäfen, wo sie von Nöthen sein werden, vertreten werden sollen; nur in diesen — es sind vorläufig drei: Gensan, Fusan und Menschan — dürfen sich Amerikaner niederlassen und Handel treiben. Ausländischer Opium darf in keinen Vertragshafen eingeführt, die Reisausfuhr, falls Korea es wünscht, verboten werden. Von den drei Häfen hat Fusan die beste Bai, die den Schiffen vortrefflichen Schutz gewährt und bequeme Binnenverbindungen bietet. Der Vertrag ist mit dem König von Korea abgeschlossen, da dieser zwar unter Oberhoheit des Kaisers von China steht, aber in Wirklichkeit selbständiger Beherrscher der Halbinsel ist[1]). Dürfen nun zwar, nach dem Wortlaut des Vertrags, Reisende immer noch nicht das Innere betreten, so ist doch zu hoffen, daß allmälig unsere Unwissenheit über dies interessante Land aufgeklärt wird. Seine Größe beträgt 5500 Quadratmeilen, seine Einwohnerzahl wird verschieden auf 9 bis 15 Millionen Seelen geschätzt. Elisée Reclus vergleicht in seiner „Géographie Universelle“ die Halbinsel mit Italien: Beide Länder durchzieht eine Seitenkäle bildende Bergkette der Länge nach; wie in den Apenninen befinden sich auch hier die sanftesten Abhänge und fruchtbarsten Thäler im Westen, während der Osten steiler und unfruchtbarer ist. Auch Korea hat im Nordwesten einen Gebirgsriegel, der das Land vor Einfällen schützt, ohne die ganze Nordgrenze zu bedecken. Der Boden liefert sämmtliche Getreide-, Gemüse- und Obstarten, die Gebirge sollen viele kostbare Mineralien, hauptsächlich aber reiche Kohlenlager enthalten, und zweifellos ist das Land, unter geeigneter Leitung und mit passenden Maschinen, der reichsten Entwickelung fähig. Möchte nur der unvermeidliche Europäisirungsprocess nicht eher vollendet sein, als wir genaue Nachrichten über Sitten und Gewohnheiten, Sprache und Ethnologie der Koreaner erhalten haben.

— Am 29. Januar d. J. ist laut einer Bekanntmachung des Generalkapitäns der Philippinen eine Abtheilung spanischer Truppen auf dem Fronton, im Nordosten der zu der Tavi-Tavi-Gruppe im Sulu-Archipel gehörenden Insel Bongao, stationirt, und die spanische Flagge als Zeichen der Besitzergreifung dieser Inseln auf jenem Vorgebirge aufgepflanzt worden.

— Die indische Regierung, Abtheilung des Aeußern, veröffentlicht eine Arbeit des Lieutenants Mac Ivor über den Fischfang im Persischen Meerbusen. Nächst den von Tauchern zu Tage geförderten Perlen bilden die Fische

[1]) Diese Selbständigkeit scheint doch etwas unsicher zu sein; aus St. Petersburg wird z. B. vom 16. August gemeldet: „Nachdem die Bevölkerung von Korea neuerdings Feindseligkeiten gegen die dortige japanische Mission begangen, hat die Regierung von Korea den Beistand der chinesischen Regierung gegen die Unruhestifter angerufen.“

Digitized by Google

den wichtigsten Handelsartikel in diesem Golfe: 357 Arten derselben werden gezählt. Die Barken, welche die arabischen und persischen Fischer benutzen, sind ungefähr unter einander verschieden und gehen von der „Beggerah", die 20 Menschen faßt, bis herab zur „Hooreh", die nur aus einigen Dattelholzstöcken zusammengefügt ist und höchstens für zwei Mann Raum gewährt, aber die Seefahrt noch aushält, wenn alle anderen Fahrzeuge versagen. Neben acht verschiedenen Arten von Netzen werden auch Angel und Harpune gebraucht, mit letzterer sogar Schildkröten gefangen. Das Totalergebniß des Fischfangs beträgt circa 160 000 Tonnen jährlich, die Gesammtsumme der im Golf von Oman beschäftigten Fischer wird auf circa 30 000 und die der Barken auf 6000 geschätzt.

— In den Khanaten Mittel-Asiens war das Postwesen bisher gänzlich unbekannt. Wie nun indische Blätter melden, hat der junge Chan von Bachara, Turani Beg, angeregt von der gedeihlichen Entwickelung, welche das von den Oesterreichern in Persien eingeführte Postwesen daselbst nimmt, in seinem Lande jetzt ebenfalls einen kleinen Postdienst hergestellt, der zwar noch ganz primitiver Art ist, aber mit der Zeit schon gehörig organisirt werden wird. Zweimal im Monate geht jetzt von der Residenzstadt Bochara ein Kourier nach Samarkand und ein anderer nach Balch in Afghanistan ab, welche Briefe der Regierung und von Privatpersonen zur Weiterbeförderung übernehmen. In Samarkand findet dann der Anschluß an die russische und in Balch an die afghanisch-indische Post statt. Für die Beförderung der Briefe in Bochara muß vorher eine Gebühr entrichtet werden und an den beiden Endstationen werden die Briefe dann frankirt. Briefe von Deutschland nach Bochara können in etwa sechszig Tagen ihr Ziel erreichen.

Afrika.

— Wie der Sekretär der Livingstonia Mission berichtet, ist Mr. James Stewart in dem Missionsboot „Herga" nach dem Ohnser des Nyassasees abgesegelt, um dasselbe kartographisch aufzunehmen. Diese Arbeit wird unsere Kenntniß von dem Umriß dieses wunderbaren bergumgürteten Binnensees in wünschenswerther Weise vervollständigen.

Nordamerika.

— Der Census der britischen Kolonie Canada im Jahre 1881 ergab, nach letzter Revision, eine Bevölkerung von 4 324 810, wovon 2 188 854 dem männlichen und 2 135 956 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es waren 1 380 084 verheirathet, 160 330 Wittwen und Wittwer und 2 784 396 unverheirathet. Den Nationen nach zählten Franzosen 1 298 929, Irländer 957 403, Engländer 881 301, Schotten 699 863, Nordamerikaner 77 753, Deutsche 26 328 u. s. w. Dem Bekenntnisse nach waren Katholiken 1 791 982, Methodisten 742 981, Presbyterianer 676 155, englische Kirche 574 818, Baptisten 225 236, Lutheraner 46 850, Mennoniten 21 234 u. s. w.

— Der General Carlos Pacheco beabsichtigt, in Mexica den französischen Weinbau einzuführen und hat zu diesem Zweck mehrere Agenten nach Bordeaux geschickt, um in dem Barbelais 50 000 Reben zu Rothwein und 12 000 zu Weißwein aufzukaufen und nach Mexico zu senden.

— Nach einer Bekanntmachung des Konsuls der Republik Guatemala in Liverpool ist Livingston auf die Dauer von zehn Jahren, vom 1. Januar 1883 an gerechnet, zu einem Freihafen erklärt worden (vergl. „Globus" XLI, S. 159).

— Der Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala wegen der Küstenlandschaft Soconusco, über welchen K. Lamp auf S. 329 des vorigen Bandes berichtete, ist gütlich beigelegt worden. Am 11. August unterzeichneten die Bevollmächtigten der beiden Republiken eine Konvention, welcher zufolge Präsident Arthur den Streit entscheiden soll. Guatemala seine Ansprüche auf Soconusco zu Gunsten Mexicos aufgiebt und die neue Grenzlinie durch Kommissäre der beiden Staaten festgestellt werden soll. So meldet der „New York Herald".

Polargebiete.

— Die Belagung der „Eira" ist glücklich gerettet; die „Times" erhielten folgendes Telegramm von Mr. Leigh Smith vom 19. August aus Peterhead (Schottland): „Der Walfischfänger-Dampfer „Hope" von 500 Tons, von dem Eira-Unterstützungs-Comité gemiethet, unter Befehl von Sir Allen Young, C. B., mit den Lieutenants Swire, J. Casement, G. G. Bairnsfather und dem Arzt J. Price, alle von der königl. Marine, ist vor Peterhead angelangt und bringt den Mr. B. Leigh Smith, die Offiziere und die Mannschaft des vermißten Nordpolarschiffes „Eira" heim, welche alle die „Hope" am 3. August in Matatschkin Schar, Nowaia Zemlia, aufgenommen hat, nachdem sie ihr Schiff in Franz-Josef-Land verloren hatten und in ihren Booten durch das Eis nach belagter Meerenge zurückgekehrt waren. Die „Hope" wird, nachdem sie den Ausfrag, dessenwegen sie ausgesendet worden war, erfüllt hat, sofort in Aberdeen abgetakelt werden. — Am 13. Juli 1881 dampfte die „Eira" nordwärts durch Packeis. Am 23. Juli bekam sie Franz-Josef-Land in Sicht und fuhr auf Kap Ludlow[1]) zu. Gegen Norden lag dicht Packeis. Am 2. August fuhren sie den Nightingale Sound hinauf, dann nach dem Eira-Hafen (beides südöstlich von Kap Ludlow) und errichteten ein Barrakhshaus. Am 16. August brachen sie nach Osten auf, um nach der „Jeannette" zu suchen, kamen aber Barents Hook (Südostspitze der zu Franz-Josef-Land gehörigen Northbrook-Insel) nicht passiren.

Am 21. August wurde das Schiff zwischen Landeis und dem Pack eine Mile östlich von Kap Flora (Südwestspitze der Northbrook-Insel) zerdrückt und sank, ehe noch viele Vorräthe gerettet werden konnten. Sie banten auf Kap Flora eine Hütte von Rasen und Steinen, bedeckten sie mit Segeln und überwinterten darin, ohne daß sich Anzeichen von Starbut einstellten. 29 Walrosse und 36 Bären wurden erlegt und verzehrt. Am 21. Juni 1882 brachen sie in zwei Walund zwei Walroßbooten auf, segelten 80 Miles südwärts, ohne Eis zu sehen, und erreichten Matatschkin Schar, Nowaia Zemlia, am 2. August, wo sie am 3. August vom Dampfer „Hope" aufgenommen wurden."

Vergleicht man obiges Telegramm mit der Karte von Leigh Smith's Entdeckungen in Franz-Josef-Land vom Jahre 1880 (s. Proceedings R. Geogr. Soc. 1881 March), so ergiebt sich, daß es der „Eira" auf dieser ihrer letzten Fahrt nicht vergönnt gewesen ist, irgend welche namhaften geographischen Entdeckungen zu machen; sie hat sich auf demselben Gebiete bewegt wie vor zwei Jahren und ist auch bart zu Grunde gegangen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind nach Leigh Smith's eigenen Worten leider gleich Null.

[1]) Zu 80½ Grad nördl. Br. im Alexandra-Land, der 1880 von Leigh Smith erforschten Westhälfte von Franz-Josef-Land.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd VI. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Paul Pogge: Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition. — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien IV. (Erste Hälfte.) — Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 21. August 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Madame Carla Serena hat Abchasien am südwestlichen Abhange des Kaukasus zweimal besucht, zum ersten Male im Jahre 1876 während dreier Monate, dann 1881 auf drei Wochen. Der letztere Besuch hatte lediglich den Zweck,

Der Inguri.

die zur Illustrirung ihrer Reisebeschreibung nöthigen Photographien anzufertigen; denn bei den kaukasischen Photographen war nichts dergleichen vorhanden. Ein waghalsiges Unternehmen, besonders für eine einzelne Frau und

Digitized by Google

in der herbstlichen Jahreszeit! Aber es gelang ihr, in der Zeit vom 16. Oktober 1881 bis zum 12. December die Reise von Wien nach Tiflis und zurück zu machen und trotz den kurzen Tagen in Abchasien eine Reihe interessanter Bilder aufzunehmen. Die nachfolgende Schilderung der Reise bezieht sich zum größten Theile auf das Jahr 1876.

In Tiflis rieth man ihr auf das Entschiedenste von ihrem Vorhaben ab; als sie aber darauf bestand, schlte es ihr nicht an der nöthigen Unterstützung der Behörden. Ueber Novo-Senaki und Zugdidi (vergl. „Globus“ XLI, S. 1 und 20) erreichte sie unter strömendem Regen den Ingur, welcher Mingrelien von Samurzakan trennt. Beide Landschaften waren oft im Kriege mit einander; denn mehr als einmal suchten die Herrscher der einen oder der anderen ihr Gebiet auf Kosten des Nachbars zu erweitern. Samurzakan bildete früher einen Theil von Abchasien, wo die Familie der Scherwachidze regierte; ein Prinz dieses Stammes, Murzakan, machte sich dann in dem von ihm verwalteten und später nach ihm benannten Lande beim Tode seines Vaters unabhängig und hatte sechs Nachfolger, deren letzter, Mamutschar, 1812 von einem seiner Sklaven getödtet wurde. Aus seiner Ehe mit einer Tochter Dadian's von Mingrelien hinterließ er zwei Söhne; Dadian aber verstand es, sich durch List und Gewalt seiner Enkel zu entledigen und die Herrschaft über Samurzakan unter russischem Protektorate an sich zu reißen. Dagegen erhob sich Michael Scherwachidze von Abchasien oder Hamud Bey — die Fürsten aus dieser Familie führten gleichzeitig einen christlichen und einen mohammedanischen Namen —, Rußland mischte sich jedoch in diesen Streit, nahm 1836 den größten Theil von Samurzakan für sich und ließ Mingrelien nur sieben Dörfer und Abchasien den Streifen zwischen den Flüssen Galiöga und Ochori. Bis 1867 behielt Samurzakan seinen eigenen Statthalter; dann wurde es mit Abchasien vereint.

Abchasien steht in administrativer Hinsicht noch nicht auf gleicher Stufe mit anderen kaukasischen Provinzen, besitzt noch keinen Gerichtshof und Civilbehörden, sondern untersteht der Militärverwaltung. Außerdem ist der alte Grenzstreit zwischen Samurzakan und Mingrelien noch immer nicht erledigt, so daß erst vor Kurzem noch eine Kommission aus Beamten von Kutais und Abchasien zur Feststellung der Grenze eingesetzt wurde. Auch der Ingur selbst trägt mit seinem ungestümen, oft wechselndem Laufe dazu bei, die Lösung der Frage zu erschweren; bald reißt er hier ein Stück Flachlandes fort, bald schwemmt er dort etwas an oder bildet Inseln, deren Zugehörigkeit zu Streitigkeiten Anlaß giebt.

Auf seinem südöstlichen mingrelischen Ufer liegen die Ruinen der Festung Ruchi, ihr gegenüber diejenigen von Ogartze; beide scheinen noch jetzt feindliche Blicke zu wechseln. Großartiger ist, was die Neuzeit zu friedlicheren Zwecken dort auf beiden Ufern errichtet hat: die riesigen Pfähle, welche den englisch-indischen Telegraphendraht, der London mit Calcutta verbindet, tragen. Derjenige auf dem samurzakanischen Ufer, obwohl der kleinere, mißt nicht weniger als 70 Fuß in der Länge; mit äußerster Sorgfalt sind beide gegen die Ueberschwemmungen des unzuverlässigen Ingur geschützt. Aus der Ferne gesehen gleichen die beiden mächtigen Pfähle mit ihrem Takelwerk von Drähten den Masten eines großen Schiffes. Längs der ganzen Linie sind stellenweise Wachstationen errichtet, um zufällige Beschädigungen auszubessern; man zählt deren von Kertsch am Schwarzen Meere bis zur persischen Grenze zwanzig, auf welchen der Dienst um 7 Uhr Morgens beginnt und um 10 Uhr Abends endet. Die Stationen im Kaukasus und namentlich an der Küste des Schwarzen Meeres haben keinen Nachtdienst, da es bei etwa eintretender Störung der Linie doch unmöglich wäre, in der Dunkelheit auf den fast unpassirbaren Wegen die schadhafte Stelle zu erreichen. Die Aufgabe der Beamten besteht darin, stündlich die Bewegungen der Nadel des Galvanoskops zu beobachten; die Stellung derselben giebt an, ob die Leitung gestört ist und ob eine Zwischenstation den Schaden ausbessern muß. Aus diesen täglichen Beobachtungen wird ein Journal zusammengestellt und monatlich dem Centralbureau in Tiflis eingeschickt.

Pfosten des englisch-indischen Telegraphen bei Ogartze.

Die Vegetation um Ogartze ist, wie überall in dortiger Gegend, üppig; überall ein Teppich wilder Blumen, Obstbäume, Weinreben, welche sich bis in die Gipfel hundertjähriger Bäume emporranken, Eichen, Linden, Nuß- und Kastanienbäume. Unten rollt, in mehrere Arme getheilt, der reißende Ingur seine Wellen dahin, und wenn er bei Hochwasser die riesigen Felsblöcke aus dem Gebirge daher wälzt, so tönt das Brausen seiner Fluthen wie ein Seesturm. Dies Brausen ist der Schrecken des Uferbewohners, welcher das Rauschen seines ungestümen Nachbars genau kennt und sich nie über das Herannahen eines Unheils täuscht. Die Bergwelt, aus welcher der wilde Strom hervorbricht, steht zu ihm in voller Harmonie: im Hintergrunde erhebt sich die von ewigem Schnee bedeckte Kette,

Digitized by Google

welche Samurzakan und Suanethien im Norden begrenzt, und dieſſelbe derſelben liegt der Gebirgsſtock Abſta Saberia (die Weide von Saberia), welche im Sommer dem Vieh reichliches Futter gewährt. Neben dem Fort Ogartze liegt eine ehemalige Staniße ruſſiſcher Koſaken, ſowie eine von lokalen Milizen gehaltene Poſtſtation, welche für den Bedarf der Regierung Pferde ſtellen muß. Pro Pferd und Werſt erhalten ſie fünf Kopeken und außer der Nahrung monatlich 10 Rubel Sold, dürfen auch allein unter den Kanaſiern, welche ſtets mit Säbeln, Piſtolen, Revolvern und Dinghals bis zu den Zähnen bewaffnet ſind, eine Flinte tragen. Jede ſolche Station beſteht aus zwei Lehmhütten, die eine für die Milizen, die andere angeblich für die Pferde, welche letzteren in Wahrheit jedoch Tag und Nacht auf den Feldern oder im Walde zubringen. Der Reiſende thut deshalb gut, ſeine Ankunft vorher anzuzeigen, wenn er raſch befördert ſein will. Die meiſten dieſer Milizen gehören dem Adel an, und ſelbſt einheimiſche Prinzen drängen ſich zu dieſem Dienſte, bei welchem es wenig zu thun giebt, und der durch die ſoldatiſche Tracht anlockt. Uebrigens hat dieſe Truppe auch die Straßen zu bewachen, deren Sicherheit in den letzten Jahren ſich ungemein gehoben hat.

In Ogartze wohnt außer acht Milizen auch noch der Beſitzer des „Duchan“ mit ſeiner Familie. Der Duchan iſt gleichzeitig Gaſthaus, Reſtaurant, Weinſchank und Verkaufslokal für Lebensmittel, deren Anblick indeſſen ſchon genügt, jeden Hunger zu vertreiben; ſo ſchmutzig iſt das Innere des Hauſes, in welchem Hunde, Katzen, Hühner, Enten und Schweine in gemüthlicher Eintracht mit den Menſchen ſich herumtreiben. Geht man von Ogartze nordwärts in der Richtung auf den Bezirk und das Dorf Saberia, ſo ändert ſich die Landſchaft ſofort; ſie bleibt flach, aber wird lachender und iſt mehr angebaut, namentlich mit Mais, aus deſſen Mehl die Suppe bereitet wird, welche für Arm und Reich das Hauptgericht bildet. Getreidefelder ſind ſehr viel ſeltener; denn nur bei großen Feſtlichkeiten, wie Hochzeits- oder Leichenſchmäuſen, kommt Brot auf den Tiſch; in Abchaſien aber kommt Getreide überhaupt nicht mehr fort.

Scheunen (Magaſa) in Saberia.

Auch der Anbau von Mais iſt dort erſt in letzter Zeit allgemeiner geworden; früher bauten ihn nur die großen Herren, an welche ſich die Aermeren wenden mußten, wenn ſie einen Gaſt zu bewirthen hatten. Dafür verzehrte man um ſo mehr Fleiſch und Wein.

Das Dorf Saberia, neben welchem die Trümmer einer alten Befeſtigung liegen, bietet einen überaus freundlichen Anblick. Bei ihrer erſten Reiſe hatte Madame Serena ſich dort nur wenige Stunden aufgehalten; 1881 verweilte ſie länger. Gaſtfreundſchaft gewährte ihr beidemal der angeſehenſte Mann, der Fürſt Smrab Tchkotwa; er führte ſie durch ſeine weit ausgedehnten Maisfelder und zeigte ihr ſeine „Magaſa“, worin die Ernte aufbewahrt wird. Dieſe Scheunen ruhen auf Pfählen, um ihren Inhalt vor Feuchtigkeit zu bewahren; man bedarf einer Leiter, um zu denſelben zu gelangen, und alltäglich entnimmt dort der Koch die für die Suppe nöthige Menge.

Jenſeit Saberia beginnen Waldberge, welche ſtellenweiſe an die Umgebung von Maria-Zell in Steiermark erinnern. Eichen, Linden, Platanen und Nußbäume bilden dort einen prächtigen hochſtämmigen Wald, in welchem ohne Unterlaß der Geſang der Nachtigallen und Grasmücken ertönt, die kein Flintengeknalle in ihrer Ruhe ſtört. Den Vögeln ſowohl als auch dem übrigen zahlreich vorhandenen Wilde ſtellt der Menſch hier nicht nach; denn außer den Milizen darf ja Niemand eine Flinte führen, und die Fallenjagd kommt auch mehr und mehr ab. Zudem trägt der Eingeborene, der ſich an ſeinem Mais genügen läßt, kein Verlangen nach Wildpret.

Die Dörfer in Samurzakan ſind nicht zuſammengebaut, ſondern liegen wie in Mingrelien, Imerethien und Gurien zerſtreut und die einzelnen Häuſer ſind von Maisfeldern umgeben. Doch beſtehen ſie nicht aus Holz, wie in jenen Landſchaften, ſondern meiſt aus Flechtwerk. Erſt der letzte Herrſcher des Landes ließ ein Dorf, Akwoski, aus Holz errichten, und ſeitdem führt jedes derartige Haus dieſen Namen. Ein ſolches beſteht aus vier im Viereck ausgeführten Wänden und trägt ein ſchräges Dach aus Brettern und an der Sonne getrockneten Blättern; Fenſter beſitzt es nicht, nur eine niedrige Thür läßt das Licht eindringen. Ein Loch im Dache dient zur Lüftung und als Rauchfang. Die Stelle des Herdes vertritt ein Stein, über welchem an

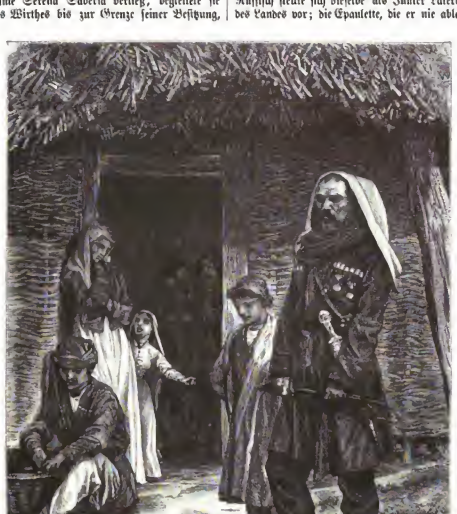
Digitized by Google

Eine Wohnung in Samurzakan. (Nach einer Photographie von Ermakow.)

Digitized by Google

eiſerner Kette der Topf zum Kochen des Mais, das einzige Geräth im ganzen Hauſe, hängt. Rohe Holzbänke, welche des Nachts mit einfachen Matratzen bedeckt werden, dienen als Betten, und zuweilen wird eine Art Vorraum dadurch gebildet, daß das Dach über die Wände vorſpringt und von Holzpfoſten getragen wird.

Als Madame Serena Saberia verließ, begleitete ſie der Sohn ihres Wirthes bis zur Grenze ſeiner Beſitzung, wo ſie der Starſchina (Aelteſte) des Nachbardorfes Tſchiri erwartete. Dort langte ſie bei Einbruch der Nacht an und wurde von einer angeſehenen Perſönlichkeit empfangen, welche die Ehre ſie zu bewirthen beanſpruchte. Dieſelbe zeichnete ſich vor ihrer Umgebung durch eine große Epaulette auf ihrer zerlumpten Kleidung aus. In ſchlechtem Ruſſiſch ſtellte ſich dieſelbe als Junker Lakerbey und Fürſt des Landes vor; die Epaulette, die er nie ablegte, auch nicht



Wohnung des adligen Samurzakanischen Junker Lakerbey.

als er am nächſten Morgen Mais verlas, hatte er ſich beim letzten abchaſiſchen Aufſtande als Anführer einer Miliztruppe verdient.

In Abchaſien beſteht noch Militärverwaltung, und das iſt für den materiellen und moraliſchen Fortſchritt des Landes nicht günſtig. Ein einziger Mann waltet und ſchaltet dort als Diktator, gegen deſſen Willen es keine Berufung giebt; die geringſte Klage gegen ihn bekommt ſchon einen Anſtrich von Rebellion, und ein Wort aus ſeinem Munde genügt alsdann, den Verwegenen nach Sibirien zu ſpediren. Es iſt traurig, daß ein von der Natur ſo reich begabtes Land den Launen eines Despoten ausgeantwortet werden kann, der es zum Beſten ſeiner eigenen Taſche und derjenigen ſeiner Kreaturen ausſaugt. Ein früherer, allgemein verehrter Gouverneur, General Hyman, hatte z. B. eine Summe Geldes geſammelt, um damit einen werthvollen Steinbruch durch eine Straße zugänglich zu machen. Was thut ſein Nachfolger Kraſſchankow? Er baute aller-

Digitized by Google

dings eine Straße, aber nach ſeiner Villa bei Suchum-kale. Doch ſteht dem Lande eine beſſere Zukunft bevor; 1876 ging man an die Vertheilung des Grundes und Bodens, welcher ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, als die per-

Die Schule in Okum.

Der Bazar in Okum.

ſiſche Familie des Scherwachidze zur Herrſchaft gelangte, ausſchließlich Eigenthum derſelben geweſen war; alle anderen hatten kein Recht auf das Land, welches ſie im Schweiße ihres Angeſichtes beackerten. Als die Ruſſen 1864 Abcha-

Digitized by Google

sten in Besitz nahmen, ließen sie zunächst jedem den Acker, den er bestellt hatte, und konfiscirten alles Brachland, dessen Vertheilung nun in Angriff genommen wird. Damit werden die endlosen Landstreitigkeiten aufhören, ein Stamm von wirklichen Bauern geschaffen werden und Abchasien einen großen Schritt nach vorwärts thun. Daß die alte Fürstenfamilie und die Adligen dabei besonders berücksichtigt werden, ist begreiflich. In früherer Zeit gab es verschiedene Stände in Abchasien. Zu oberst stand der Fürst mit Frau und Kindern; den zweiten bildete seine sonstige Verwandtschaft, über welche er das Recht über Leben und Tod hatte. Dann folgten die übrigen Fürstenfamilien, dann die einfachen Adligen, dann die Schinakma, eine Art Kriegerkaste, welche sich jeden Augenblick bereit halten mußte, zu den Waffen zu greifen. Das Volk andererseits zerfiel in Anghaide oder Arbeiter, welche außer zur Zeit der Aussaat und Ernte frei über ihre Zeit verfügen und ihren Herrn wechseln konnten; in die Achaju, verheirathete Sklaven, welche wöchentlich drei Tage Frohndienste leisten mußten, und die Agkaschal oder Vollsklaven, meist Kriegsgefangene, die weniger galten, als das Vieh. Wenn letztere mannbar wurden, mußte ihr Herr sie verheirathen, und dann stiegen sie um eine Stufe auf und wurden Achaju. Seit 1871 sind alle diese Leute frei geworden, sind aber unterwürfig und furchtsam geblieben, wie zur Zeit ihrer Knechtschaft.

Nach dem letzten russisch-türkischen Kriege, in Folge dessen viele Abchasen ihre Heimath verließen, hat eine neue Landtheilung stattgefunden. Einstweilen aber leidet das Land noch unter dieser Entvölkerung, wie es auch zuletzt von allen transkaukasischen Gebieten der Wohlthaten persönlicher Freiheit theilhaftig geworden ist. Die Bildung ist unter der Herrschaft der Scherwachidze unglaublich zurückgeblieben, die Unwissenheit, Unreinlichkeit und Sorglosigkeit entsetzlich; die zerlumpten Fürsten und Edelleute, deren Adelstitel nur auf mündlicher Ueberlieferung beruhen, bedeuten für die Aristokratie des russischen Reiches keinen benedienswerthen Zuwachs.

Samurzakan, von Natur nicht so wild, wie das nördlicher gelegene Abchasien, nähert sich auch in Bezug auf Bildung und Charakter seiner Einwohner mehr dem höher stehenden Mingrelien. Hauptort ist das von den Russen am Nordrande der Küstenebene gegründete und vom Schwarzen Meere circa 25 Werst entfernte Otum, welches im Mai 1876 etwa 3000 Einwohner zählte, meist Fürsten und Edelleute, welche mit ihrem großen Landbesitze nichts anzufangen wissen. Das niedere Volk treibt Viehzucht, kümmert sich viel um seine Schafe und Ziegen und läßt Pferde, Kühe und Büffel frei herumlaufen, was zu zahllosen Viehdiebstählen Anlaß giebt. Es ist namentlich das Stehlen von Pferden unter den Bewohnern von Abchasien, Samurzakan und Mingrelien zur noblen Passion geworden, der selbst Prinzen huldigen und welcher die Russen durch Verbannung der Missethäter nach fernen Provinzen nicht Herr zu werden vermögen.

Samurzakan besaß 1876 für seine 24 000 Einwohner nur fünf Schulen für Knaben; diejenige in Otum zählte 76 Schüler und das damit verbundene Pensionat für solche, deren Eltern zu entfernt wohnen, konnte deren 40 beherbergen. Letzteres wurde durch freiwillige Beiträge erhalten und war hauptsächlich für arme Kinder bestimmt. Die Schule ist schon 30 Jahre alt; ein in Tiflis erzogener Samurzakaniote und ein Russe unterrichteten auf Russisch in Lesen, Schreiben, Rechnen, elementarer Geometrie, Zeichnen, Geographie, biblischer Geschichte und Diktat, ein georgischer Priester gab Religionsunterricht und erklärte das Evangelium auf Georgisch. Auch Turnen und Singen — musikalisches Gehör und Verständniß scheint jedoch den Einheimischen abzugehen — wurde gelehrt, und Schulversäumniß mit 10 Kopeken an den Eltern bestraft; der Unterricht selbst war umsonst.

Otum besitzt auch eine hübsche Kirche mit zwei Priestern und einen Bazar, dessen Insassen meist Mingrelier sind. Der Samurzakaniote betreibt kein Handwerk: der Bäcker und Schlosser in Otum sind Griechen. Türken dürfen sich dort nicht niederlassen, wohl aber in Abchasien, Suchum, Ochjemschiri, Gudauti und im Bezirke von Pitzunda. Jede Familie im Lande, sie mag so viele Mitglieder haben, als sie will, zahlt jährlich zwei Rubel Steuern. Die Konskription ist noch nicht eingeführt, aber im Kriegsfalle ist jeder Soldat, und die Samurzakanioten sind bekannt wegen ihrer Tapferkeit, welche ihnen bei einem Aufstande 1840 eine rothseidene Fahne als Geschenk des Kaisers eingebracht hat. Jetzt geht man damit um, in der Landschaft ein Regiment irregulärer Milizen zu errichten.

Die Indianer des Gran Chaco.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

I.

Allgemeines. — Lebensweise. — Sitten und Gebräuche.

Eine mehr wie gewöhnliche Aufmerksamkeit, hervorgerufen durch das tragische Schicksal der von Jules Crevaux geführten Expedition, welches dieselbe an den Ufern des Rio Pilcomayo ereilte, haben die wilden verrätherischen Bewohner des Gran Chaco, jenes ungeheuern, von 20 bis 30 Grad s. Br. und 60 bis 65 Grad w. L. von Paris sich erstreckenden „Schlupfwinkels für wilde Thiere“ [1]) neuerdings auf sich gelenkt. Bis jetzt ist es den Regierungen der drei Republiken Argentinien, Bolivia und Paraguay, welche sich in den Gran Chaco getheilt haben, nur an wenigen unbedeutenden Stellen desselben, die theils am Rio Paraná, theils am Rio Paraguay liegen, gelungen, festen Fuß zu fassen. Eine Eroberung und damit faktische Besitzergreifung dieses weiten, von der Natur durch Terrainhindernisse aller Art befestigten Tummelplatzes zahlreicher nomadisirender Indianerhorden dürfte wohl kaum vor Ablauf von hundert Jahren zu erwarten sein.

Nur wenige Nachrichten über Lebensweise und Sitten der dort hausenden Völkerschaften sind bis jetzt bekannt geworden, da diese jedem Eindringen in ihr Gebiet sich stets mit bewaffneter Hand entgegenstellen und so eine nähere Kenntnißnahme ihrer Gewohnheiten und Gebräuche zur

[1]) Chaco (indianisch), Zufluchtsort für wilde Thiere.

Digitized by Google

Unmöglichkeit machen. Nur einem Manne, dem Franziskaner-Mönch Pater Joaquin Remedi, der gegenwärtig im Städtchen Esfanate in der argentinischen Provinz Salta als Pfarrer lebt, ist es gelungen, während eines Zeitraumes von vierzehn Jahren, und zwar von 1859 bis 1873, als Missionär unter diesen Wilden zu leben, während dieser Zeit einen großen Theil des Gran Chaco mit ihnen zu durchstreifen und interessante Studien, Beobachtungen und Aufzeichnungen über ihre Lebensweise und Sprache zu machen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der Pater in eine der am Rio Bermejo errichteten Missionsstationen versetzt, die durch die große Ueberschwemmung dieses Flusses im Jahre 1875 sämmtlich zerstört wurden, wobei leider auch die so werthvollen Manuskripte des Missionärs, welche die Resultate vierzehnjähriger Studien und Beobachtungen enthielten, verloren gingen. Ein für die Wissenschaft kaum zu ersetzender Verlust!

Nachstehende Angaben sind nun nach den Mittheilungen des Pater Remedi aufgezeichnet, der noch immer zaudert, seine Erfahrungen zu veröffentlichen, da eine Ordensregel jedem Franziskaner verbietet, irgend etwas zu publiciren, was nicht vorher der Censur seiner Oberen unterworfen wurde.

Remedi schätzt die Gesammtzahl der im Gran Chaco lebenden Indianer auf 100 000 in viele Stämme getheilte Seelen, von denen fast jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Nur die Chiriguanos sprechen, wenn auch vielfach korrumpirt, das in der Republik Paraguay und in der argentinischen Provinz Corrientes gebräuchliche Guarani. Die bedeutendsten der die theilweise bewaldeten, größtentheils wasserreichen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Tribus sind: Chiriguanos, Matacos, Tobas, Guaycurús, Chunupís, Abipones, Mocovis und Beteos. Außer diesen wohnen noch im Nord-Nord-Osten des weiten Landes Stämme, die Remedi weder kennen lernte noch deren Namen er erfahren konnte.

Würde man zwischen den wilden Bewohnern des Gran Chaco und den die weiten baumlosen Ebenen im Süden der Provinzen Buenos-Aires, Santa-Fé, Córdoba, San-Luis und Mendoza unsicher machenden Pampas-Indianern einen Vergleich anstellen, so würde dieser zum großen Nachtheil der ersteren ausfallen. Die Chaco-Indianer besitzen weder die Körperkraft noch den ungebändigten Sinn, gepaart mit dem überschäumenden Muth der Indianer des Südens. Während der kräftige, schlanke Pampas-Indianer auf seinem caballo de tiro (Renner) mit der Lanze in der Faust über die grasbewachsene, sonst aber kahle Ebene dahinjagt, sein Adlerblick den von allen Terrainhindernissen freien Horizont im Moment überschaut, indeß er vor Begierde brennt, sich mit einem ihm begegnenden Feinde, Mann an Mann, zu messen, scheucht die bedeutend kleinere, feigere Rothhaut des Gran Chaco mit Pfeil und Bogen in den sumpfigen Wäldern, die jeden Umblick verhindern, überall sorgsam Deckung nehmend, umher, um irgend einen Schlupfwinkel zu erspähen, von wo aus sie, gefahrlos für das eigene Leben, dem erspähten ahnungslosen Opfer den tödtlichen Pfeil in den Körper schnellen kann. Mit einem Wort: der rothe ungezügelte Sohn der Pampas ist bis zur Raserei tapfer, tollkühn und verwegen, dabei blutgierig, räuberisch und verlogen. Der Indianer des Gran Chaco besitzt die letzteren schlechten Eigenschaften in noch ausgeprägterem Maße, ohne die ersteggenannten besseren sein eigen zu nennen, an deren Stelle bei ihm Feigheit, Verrath, oder in gegebenen Fällen auch winselnde Demuth, deren sich ein Pampas-Indianer nie schuldig machen wird, treten.

Doch genug von den seelischen Eigenschaften des Chaco-Indianers; beobachten wir ihn jetzt bei seinem Thun und Treiben, in seinen Sitten und Gewohnheiten. Die Beschäftigung dieser Rothhaut beschränkt sich außer dem Kriege, der permanent zwischen den verschiedenen Stämmen herrscht, auf Jagd, Fischfang und Anfertigung der hierzu nöthigen Waffen und Geräthschaften, die aus Bogen, Pfeilen, Lanze, Harpune, Messer und Netzen bestehen. Die gesammte übrige Arbeit hat das Weib zu verrichten. Außer der Wartung der Kinder hat das arme geplagte Geschöpf die Hütte herzustellen, Holz und Wasser zu holen, die Mahlzeit zu bereiten, Wolle und Baumwolle zu spinnen und zu färben, wozu es die Farbstoffe im Walde suchen muß; ferner hat die Frau Decken zu weben, Zwirn aus den getrockneten Eingeweiden erlegter Thiere mittels Kauen im Munde herzustellen, Fasern von dem „chaguar“ zu suchen und so zu präpariren, daß ihr Tyrann dieselben zu Netzen verarbeiten kann; ferner hat sie pataeas (Mantelsäcke) anzufertigen, irdene Töpfe aus Thon zu formen und zu brennen, die Früchte der Algarroba zu suchen, um aus ihnen das bierähnliche, berauschende Getränk, Aloja genannt, zu bereiten, von dem der Ehemann so lange trinkt, bis er besinnungslos am Boden liegt; — kurz, die Frau ist die Sklavin ihres dabei eifersüchtigen Gatten, der ihr nie erlaubt, sich ohne Aufsicht, und sei es auch nur die eines fremden Kindes, vom Lagerplatze zu entfernen.

Was die Hütte (chozo) betrifft, welche das Weib jedes Indianers dieser nomadisirenden Stämme herzustellen hat, so ist dieselbe im höchsten Grade primitiv. Sie ist eigentlich nur eine Art Laube, die in wenigen Stunden fix und fertig errichtet ist. Neben einem dicht belaubten Strauch werden Baumzweige derartig in den Erdboden gesteckt, daß das Ganze einen Kreis bildet, worauf die Spitzen der Zweige mittels eines Hanfstreifens zu einem Büschel derartig zusammengebunden werden, daß das Ganze wie eine riesige Käseglocke aussieht und die Hütte oder, richtiger gesagt, die Laube ist fertig. Der Boden derselben wird mit Gras und Schilf bedeckt, wie auch der untere Theil der kreisrunden Wand damit ausstaffirt wird. Der so hergestellte Pavillon steht nun dem Herrn und Gemahl zur Verfügung.

Bei Männern und Weibern besteht die einzige Kleidung aus einer um die Hüften geschlagenen und dort mit einem lederenen Strick zusammengehaltenen Decke, welche nicht ganz bis zu den Knien reicht, während der Oberkörper entblößt getragen wird. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zur Zeit der Reife völlig nackt. Die Weiber schneiden sich das Haupthaar mit einem Messer ab, während die Männer es über der Stirn und zu beiden Seiten der Schläfe niemals kürzen.

Die Chiriguanos, welche sich vor allen übrigen Tribus durch die solidere Bauart ihrer Hütten vortheilhaft auszeichnen, durchbohren die Unterlippe, in welcher sie die „tembeta“, einen aus Muschel oder Knochen roh gearbeiteten Knopf, tragen, während die Tobas die Läppchen beider Ohren durchlöchern und in die so entstandene Oeffnung ein cylinderförmiges, einen Centimeter im Durchschnitt haltendes Hölzchen stecken. Während die Männer der Tobas nur bei feierlichen Gelegenheiten das Gesicht mit Farbe beschmieren, tätowiren die Weiber dieses Stammes ihren ganzen Körper auf unvertilgbare Weise mit den wunderbarsten Arabesken. Dieser Gebrauch herrscht auch bei den meisten übrigen Stämmen. Im Ganzen sind alle diese Wilden ungemein abgehärtet und trotzen den wildesten Wettern mit Leichtigkeit. Des Nachts schlafen sie in freier Luft ohne jede Unterlage auf dem harten Erdboden und nur bei großer Kälte, oder heftigem Gewitterregen suchen sie das Innere ihrer chozas auf.

Digitized by Google

Wie alle Indianer, sind auch sie dem Genuß starken Tabaks und spirituöser Getränke leidenschaftlich ergeben, und kennen kein größeres Vergnügen, als sich bis zur Besinnungslosigkeit zu berauschen. Im Uebrigen sind sie genügsam. Haben sie für den Augenblick zu essen, so sind sie zufrieden. Stets nur denken sie an den heutigen Tag, aber nie an den kommenden.

Die schwachen und wenigen Barthaare, womit die Natur die Männer bedacht hat, rupfen diese sich mit ihren Fingernägeln aus und tragen Wange, Kinn und Lippen kahl.

Von besonderen Eigenthümlichkeiten darf wohl die bei ihnen herrschende Sitte erwähnt werden, daß die verheiratheten Personen kein Schafffleisch essen, weil sie des festen Glaubens sind, daß die zu erwartenden Kinder dann stumpfnasig geboren werden. Trotzdem die Vielweiberei gestattet ist, wird hiervon doch nur in sehr beschränktem Maße Gebrauch gemacht, indem der größte Theil der Männer nur eine Frau, der übrige Theil aber, mit Ausnahme der Kaziken und Capitanejos, die deren mehrere haben, nie mehr wie zwei Frauen besitzt.

Sind diese Indianer auf der Reise, oder legen sie, wie ein Theil der Matacos, einen Weg von achtzig bis hundert Leguas zurück, um zur Zeit der Zuckerrohrernte auf den Feldern der Zuckeretablissements der Provinz Salta in Arbeit zu treten, so trägt der Mann, der häufig sogar beritten ist, nur Lanze, Harpune, Bogen, Pfeile und Netze; während das arme Weib die ganze Bagage, bestehend aus Töpfen, Decken, Fellen und Proviant, schleppend, dabei noch ein Kind auf der Schulter und ein anderes auf dem Arme tragend, demüthig hinter ihrem Herrn und Gebieter herkeucht.

Ihre Kinder lieben die Chaco-Indianer ungemein; sie lassen sie in voller Freiheit und Ungebundenheit aufwachsen, ohne sie jemals zu bestrafen. Im Allgemeinen besitzen die Kinder ein gutes Gedächtniß und Fassungsvermögen, so daß sie mit Leichtigkeit das lernen, was man ihnen lehrt.

Wird ein Knabe mannbar, so veranstalten die Eltern desselben ein Fest, das acht Tage und länger währt, wobei der „pimpin“ (eine Art Taubourin) geschlagen und alle Gäste in einem permanenten Zustand vollkommenster Trunkenheit, mittels Aloja, erhalten werden. Während dieser ganzen Zeit sitzen die elf bis dreizehn Jahre alten Mädchen (mit elf Jahren werden diese hier schon heirathsfähig) mit Decken und Fellen verhüllt in den verschiedenen chozas des Tribus, ohne sich hervorwagen zu dürfen. Es geschieht dies, um den zum Jüngling heranzuwachsenen Knaben auf die Hütten, in denen sich heirathsfähige Mädchen befinden, aufmerksam zu machen, da ein strenges Gesetz besteht, daß jeder mannbar gewordene Knabe sich sofort zu verheirathen habe. Anfänglich mag ein solches Gesetz sonderbar erscheinen, aber man wird zugeben müssen, daß es wohl geeignet ist, den Stamm vor gewissen verheerenden ansteckenden Krankheiten, die häufig genug den Untergang anderer wilder Völker zur Folge haben, zu bewahren. Die Heirath findet ohne jede Ceremonie statt. Der Jüngling verlangt von den Eltern des Mädchens diese zur Frau. Stimmen jene zu, was fast stets der Fall, da sonst Todfeindschaft entstehen würde, so ist die Ehe geschlossen, und die junge Frau begiebt sich sofort mit ihrem Gemahl zu dessen choza, um dort unverzüglich für ihren Gebieter zu arbeiten. Ehescheidungen finden, sobald keine Kinder vorhanden sind, häufig unter ihnen statt; d. h. der Mann verstößt einfach sein Weib und nimmt ein anderes. Ist jedoch das erste Kind geboren, so gehören die Ehescheidungen zu den Ausnahmen.

Bei leichteren Krankheiten kurirt jeder Indianer auf eigene Faust; für schwere Krankheiten sind Aerzte von Profession, die zugleich Zauberer sind, vorhanden. Die Kuren, welche diese anwenden, sind jedoch so extravaganter Natur, daß sie schwerlich die Approbation eines deutschen Medicinalrathes erhalten dürften. Aeußere Verletzungen, Wunden, Eiterbeulen und dergleichen heilen diese Jünger des Aeskulap dadurch, daß sie aus den Fingern ihrer beiden Hände eine Röhre bilden, durch welche sie den Athem, unter schaurigem Gebrumm, eine halbe Stunde lang auf die Wunde blasen, worauf der Patient, in Decken gewickelt, einer Schwitzkur unterworfen wird. Innere Krankheiten, wie Fieber, Lungen-, Unterleibsentzündung u. a. m., werden auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede behandelt, daß das Anblasen, Anhauchen, Brummen und Grunzen länger dauert und lebhafter betrieben wird. Nach Beendigung dieser Procedur zieht der Zauberer dem Kranken eine Raupe, eine Spinne, einen Dorn, einen Holzsplitter und dergleichen mehr aus dem leidenden Körpertheil, zeigt diese Gegenstände den Umstehenden und spricht mit feierlicher Stimme: „Mit Recht leidet der Arme! Seht, alle diese vom bösen Geist ihm in den Körper gefleckten Dinge waren es, welche ihm die Stiche und Schmerzen verursachten!“ Die Kinder der Wildniß zweifeln keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Rede, da unter ihnen felsenfester Glaube an Spiritismus und Geheimmittel herrscht. Wird der Kranke nicht besser, so hat er noch mehr solche Sachen im Körper, weshalb diese ebenfalls unter erneuten verdoppelten Beschwörungen und Anstrengungen entfernt werden müssen. Stirbt trotzdem der Patient, so fehlt es dem Zauberer nicht an Ausreden, wobei zeren hauptsächlichste ist, daß man ihn nicht frühzeitig genug gerufen habe.

Bei chronischen Krankheiten, speciell bei der Schwindsucht, ist der Leidende von einem Feinde behext, den der Zauberer namhaft macht, und welcher, im Fall der Kranke stirbt, von den Anverwandten und Freunden desselben getödtet wird.

Treten pestartige Krankheiten, z. B. die Pocken, die ungeheure Verheerungen unter den Indianern anrichten, bei einem der Stämme auf, so tritt der Oberzauberer durch die schrillen Töne einer Knochenpfeife alle Aerzte zusammen und führt sie nach einem freien Felde, wo er sie in Linie aufstellt. Alle befinden sich im höchsten Putz; die Gesichter roth oder schwarz beschminert, Federn auf dem Haupt und in den Händen hohle, mit Steinen und Muscheln halb angefüllte Kalabassen haltend. Der Oberzauberer, welcher auf dem rechten Flügel steht, hat einen Stock und eine Büchse, angefüllt mit Rindenpulver vom Cebil, in der Hand; er fährt fort seiner Knochenpfeife die gellendsten Töne zu entlocken, wobei er unverwandt in die Luft blickt, während die übrigen Zauberer dumpfe Beschwörungen murmeln. Endlich sagt jener in einer Art Verzückung: er sehe wie die Pest in der Luft langsam dahinziehe, worauf er, unter allgemeinem Schweigen, mit seinem gen Himmel gerichteten Stock allerlei kabbalistische Zeichen und Figuren beschreibt, eine Prise pulverisirter Cebilrinde in die Nase stopft, einige Minuten nachdenkt und dann erklärt, die Pest wäre jetzt von dem Stamme gewichen und habe ihren Weg zu den Christen oder irgend einem feindlichen Stamme, den er nennt, hin eingeschlagen. Hiermit ist die feierliche Handlung beendet. Weichen die Pocken trotzdem nicht von dem Stamm, so entsteht dieser, unter Zurücklassung der Kranken, in die dichtesten Wälder, wobei die Nachzügler mit Baumzweigen die Spuren am Boden hinter sich verwischen, damit die Pest den Weg verliere und dem Stamm nicht folgen könne.

Mit Ausnahme der Chirignanos, welche ihre Todten

Digitized by Google

in große irdene Gefäße setzen und dann in den bei Lebzeiten zuletzt von ihnen bewohnten Hütten beerdigen, bringen die übrigen Horden die Leichen der Verstorbenen zu irgend einer sumpfigen Stelle im Walde, wo sie dieselben mit Laub, Zweigen und Erde bedecken und daneben ein irdenes Gefäß mit Wasser stellen. Die nächsten Verwandten trauern nun so lange, bis alles Wasser in diesem Gefäß verdunstet ist, was in der Regel nach vier bis fünf Wochen geschehen ist. Die Trauer besteht darin, daß täglich bei Sonnenaufgang ein einstündiges Klagegeheul erhoben wird und während der Trauerzeit keine Fische gegessen werden dürfen. Die Wittwe des Verstorbenen ist zu einer mehrmonatlichen Trauer verpflichtet, während welcher Zeit sie stets das Gesicht mit einem Stück Zeug verhüllt halten muß.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Zweite Hälfte.)

Ein Besuch in San Diego.

Die gegenwärtig etwa 3000 Einwohner zählende Stadt San Diego — gewöhnlich „Stadt der glänzenden Zukunft“ (City of magnificent prospects) genannt —, deren Gründung als Hafenplatz eigentlich erst vom Jahre 1867 datirt, besitzt außer ihrem vorzüglichen Hafen und der Aussicht, der westliche Endpunkt von einer oder zwei südlichen Ueberlandbahnen zu werden, noch einen großen natürlichen Vorzug, welchen kein neidischer Rivale, kein noch so wetterwendisches Geschick ihr zu rauben vermag. Es ist dies das wunderschöne Klima, welches in keiner Stadt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente das ganze Jahr hindurch so vorzüglich als hier ist.

Wenn während der letzten anderthalb Decennien ein Fremder in diese fast am Ende des Unionsgebiets liegende Stadt (sie liegt nur 15 engl. Meilen von der mexikanischen Grenze entfernt) verschlagen wurde, so drehte sich seine Unterhaltung mit den biederen San Diegoern nächst der unvermeidlichen Erörterung über die glänzende Zukunft ihrer Stadt sicherlich tagaus tagein nur drei Themata: den Hafen, die Eisenbahn und das Klima. Beim Frühstück redete man über den Hafen, beim Lunch über die Eisenbahn, beim Diner über das Klima. Am nächsten Morgen begann die Unterhaltung dann wieder mit dem mühervertrieflichen Klima, beim Lunch kam der Hafen an die Reihe und beim Diner die Eisenbahn und so fort in der Reihenfolge. Ich erwähne den dritten Kardinalpunkt, das Klima, schon jetzt, weil ohne dasselbe, so gut wie ohne den Hafen und die Eisenbahn, San Diego nicht das wäre, was es ist.

Das Klima trägt augenscheinlich die Schuld daran, den Charakter der Bewohner von San Diego so prägnant ausgebildet zu haben. Keine andere Stadt der Welt könnte 15 Jahre lang bloß von genügsamen Hoffnungen leben, wenn nicht wie hier ein stets blauer Himmel auf sie herabschiene und eine wonnig milde und doch erfrischende Seeluft ewig über dieselbe hinsäuselte und alles Arg aus dem Herzen ihrer Bewohner verscheuchte. Man braucht nur einen Spaziergang durch diese geräumigen Straßen dieser Zukunftsmetropole zu machen, und man wird über die Gemüthlichkeit ihrer Bürger erstaunen. In jeder andern Stadt Amerikas würden die Einwohner bei der Aussicht, daß die Tauben bereits gebraten sind, die ihnen nächstdem in den Mund fliegen sollen, aus Rand und Band gerathen. Hier nimmt man die Sache von der sich verwirklichenden glänzenden Zukunft als selbstverständlich mit großer Gemüthsruhe entgegen, und Niemand echauffirt sich als die Landspekulanten, welche den Fremden Grundstücke und „corner lots“ (Eckbauplätze) zu verkaufen trachten. Daß es in San Diego mehr Landspekulanten als thätige Geschäftstente und mehr Advokaten als Doktoren der Medizin giebt, hat dem Ruf dieser Stadt bis jetzt noch nicht geschadet; wenn die Vermehrung jener Menschenspecies aber einen so stetigen Fortgang als bisher nimmt, so möchte die alte Gemüthlichkeit doch bald ein Ende nehmen!

Die Bevölkerung von San Diego ist eine recht gemischte, und namentlich das spanisch mexikanische Volkselement ist unter derselben ziemlich stark vertreten. Die Gestalten der unverfälschten „Greaser“ beleben die Hafenstraßen, und die Wirthschaft in den dort liegenden zahlreichen Kneipen ist für eine amerikanische Stadt recht ausländisch zu nennen. Mandolinengeklimper schallt zu jeder Zeit aus den Trinkstuben hervor, schwarzbraune Señoritas lungern auf dem Trottoir und stolze Mexikaner ergehen sich in süßem Nichtsthun und frenen sich über das Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche auf den Querbalken unter der Veranda auf und ab spazieren. Diese Bevölkerung, ebenso wie die Chinesen, welche hier wie überall an der pacifischen Küste das Waschmonopol haben, wird San Diego nicht groß machen; um dies einzusehen, dazu braucht man nicht ein Prophet zu sein! Im feinern Stadttheile dagegen tritt das amerikanische Element in seine Rechte. In der Hauptgeschäftsstraße, der fünften Straße, befinden sich manche ansehnliche Banten, große Waarenlager sind in den „Stores“ zum Verkauf ausgestellt und es zeigt sich dort ein ganz respektabler Verkehr. In den eleganten Räumen des „Horton House“ sieht man außer zahlreichen Fremden viele Offiziere von dem hier garnisonirenden Grenzposten der Vereinigten-Staaten-Armee. Es herrscht dort ein so kavaliermäßiger Geselligkeitston, als bestände man sich in einer größern Stadt Amerikas.

Wir wollen jetzt die Stadt und ihre Umgebung etwas genauer betrachten. Bei einem Spaziergange durch dieselbe wird jedem Fremden sofort der Mangel von Bäumen auffallen, zumal die Sterilität der umliegenden Gegend, welche nirgends durch kompakte Banten vor dem Auge verdeckt wird, überall offen zu Tage tritt. Die Gebäude stehen, mit alleiniger Ausnahme an der fünften Straße, sehr zerstreut, gleichsam vorsählich da, und zwischen ihnen drängt sich aller Orten der dürre, vergilbte Boden hervor, was ein sehr unerquickliches Bild giebt. In einer Stadt, die an der Grenze der Tropen liegt, erwartet man Palmen oder ähn-

Digitized by Google

liche Gewächse zu sehen. Außer zwei durchaus nicht schönen Bäumen dieser Species, die ich in der Altstadt gewahrte, muß ich leider die gänzliche Abwesenheit jener herrlichen Tropengewächse in San Diego bezeugen, dieselben müßten sich denn irgendwo verkriecht halten, wo ein Fremder sie nicht leicht finden kann. Der geringe Baumwuchs beschränkt sich auf einige sogenannte „pepper trees“ (Schinus Molle, ursprünglich in Chili einheimisch), die man aber überall in Californien antrifft. Die Plaza vor meinem Quartier, dem Horton House, war so kahl wie eine Tenne. Bei einer Stadt von 100 000 und mehr Einwohnern würde dies weniger auffällig sein, da der Verkehr von Menschen und Fuhrwerken die Einförmigkeit aufhöbe. Aber ein Landstädtchen, was San Diego doch bis jetzt nur gewesen ist, mit einer fast stets menschenleeren großen Plaza, ohne einen Halm oder Strauch und Baum darauf, war mir noch nicht vorgekommen. Das blaue Gewässer der Bai inmitten der sie ringsum einschließenden fast vegetationslosen Ufergelände sieht so aus, als ob die Natur es beim Erschaffen des schönen Wasserspiegels hätte bewenden lassen wollen und den Menschen die Ausschmückung des Rahmens dazu überließe, ein Amt, welches von diesen bis jetzt leider nur kümmerlich verwaltet worden ist.

Dieser Mangel an Vegetation hat seine Ursache in der Abwesenheit von fließendem Wasser. Wo der Boden hinreichend bewässert werden kann, springt auch hier wie fast überall in Südcalifornien sofort eine üppige Vegetation hervor. Ein Beispiel davon sind die östlich von National City liegenden kleinen Thäler La Nacion, Otay, Chollas, Sweetwater und Paradise mit ihren blühenden Orangen- und Citronenhainen. Möglicherweise wird man durch die Anlage von artesischen Brunnen mit der Zeit einen genügenden Wasservorrath herbeischaffen können, um auch der Stadt San Diego und ihrer Umgebung ihr steriles Aeußere zu nehmen; bis jetzt haben die Versuche damit aber noch kein besonders günstiges Resultat gehabt, denn der einzige etwa 300 Fuß tiefe artesische Brunnen liefert nur ein geringes Wasserquantum.

Die Anlage der Stadt an einer sich sanft gegen den Hafen abdachenden Höhe ist sonst, namentlich in Betreff einer vollkommenen Drainirung, eine recht glückliche zu nennen. Man kann auch die Vorsicht der jetzigen Stadtväter nur loben, welche bei Zeiten für den nöthigen Raum zu einer Metropole sorgten. San Francisco, welches bei seiner Anlage auf höchstens 30 000 Einwohner berechnet war, und wo man später, als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, ganze Straßen erweitern und umbauen mußte, schreint den San Diegoern in dieser Beziehung als ein warnendes Beispiel vorgeschwebt zu haben. Sie nahmen sich vor, ihrer Stadt, die dieselbe durch Häuser eingeengt würde, den nöthigen „Ellenbogenraum“ zu sichern und die Lage der Hauptboulevards von vornherein zu präcisiren. In Folge dessen ist San Diego, welches aus Alt-, Mittel- und Neu-San-Diego und einem halben Dutzend sogenannter „Additions“ besteht, auf einem Raum von zehn englischen Quadratmeilen „ausgelegt“ worden. Daß dabei ein Park von etwa $1^1/_2$ Quadratmeilen Flächenraum innerhalb der Stadtgrenzen reservirt wurde, zeugt von einer anerkennenswerthen Rücksicht auf die Gesundheit der Einwohnerschaft dieser zukünftigen Großstadt.

Der Leser möge nicht glauben, daß ich mir mit diesen Bemerkungen einen schlechten Scherz auf die San Diegoer erlaubt habe. Im Gegentheil, ich glaube kaum, daß ein Bewohner dieser Zukunftsmetropole, dem diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen möchten, meine Worte so auslegen wird. Leider hat aber San Diego bereits einen Rivalen in der Nähe, der seinen Großstadtgelüsten möglicherweise einen argen Strich durch die Rechnung machen könnte; es ist dies die von der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft nur vier Miles von San Diego am obern Ende der Bai gegründete nagelneue Stadt National City, wo die genannte Gesellschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden bereits ansehnliche Maschinenwerkstätten und Hafenanlagen errichten läßt. National City ist der Dorn im Fleisch von San Diego. Da die Atchison-Gesellschaft bei National City, dem von ihr bestimmten Terminus, einen großen Landkomplex besitzt, so ist sie im Stande — was den Raum anbetrifft —, ihre Stadt in noch größeren Dimensionen als San Diego „auszulegen“. Der für Bahnhofsbauten, Weichen, Hafenanlagen ꝛc. bestimmte Flächenraum ist größer, als ihn irgend eine Eisenbahn in Amerika besitzt; und sollte National City dementsprechend aufgebaut werden, so würde San Diego in Vergleich zu demselben bald die Rolle einer Vorstadt einnehmen müssen. An Platz fehlt es jedenfalls nicht für eine oder zwei Riesenstädte an der San Diego-Bai, vor denen sich San Francisco verkriechen müßte!

Was sind nun die Gründe, auf welche sich die Großstadtgelüste von San Diego basiren? — Zunächst ist es der Hafen, der allerdings vortrefflich ist, obgleich er sowohl der Bai von San Francisco als dem Puget Sund bedeutend nachsteht. Die Länge der Bai von San Diego beträgt etwa 14 englische Meilen, mit einer abwechselnden Breite von circa einer Meile vor Neu-San-Diego und $2^1/_2$ Miles vor National City und unterhalb San Diego. Die Bai ist den größten Seeschiffen zugänglich und bildet einen sichern Ankergrund. Vor Stürmen ist sie so vollständig geschützt, daß ein kleines Boot selbst beim heftigsten Winde ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren kann. Dagegen versteht sie sich so allmälig, daß z. B. der von San Diego liegende Pfeilerquai 2260 Fuß lang ist, um an seinem Ende einen Ankergrund von 22 Fuß Tiefe zu erreichen. Da das Wasser sich zur Zeit der Ebbe ziemlich weit zurückzieht und das Ufer bloßlegt, so wäre eine ganze Reihe solcher Hafenbauten für einen größern Schiffahrtsverkehr unumgänglich nothwendig. Bei National City ist das Fahrwasser allerdings geräumiger, aber gewaltige Quais müßten auch hier erbaut werden, um der Schiffahrt einer großen Handelsstadt genügenden Platz zum Anlanden zu verschaffen. Die Bai von San Diego wird durch eine schmale niedrige Landzunge gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt. Ich möchte diese Bai mit einer der Lagunen vergleichen, wie sie sich an der atlantischen Küste der Südstaaten und am Mexikanischen Golf vorfinden.

Die für den Welthandel so vorzügliche Lage der Bai von San Diego wird von Enthusiasten folgendermaßen bezeichnet: — „Sie liegt Mexico, Centralamerika und der Westküste von Südamerika 500 Miles näher als die Bai von San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln sind ihr 300 engl. Meilen, China und Japan 100 Meilen näher, als die Entfernung von San Francisco dorthin beträgt. Die Distanz von San Diego nach Newyork und den atlantischen Häfen der Union ist 500 engl. Meilen kürzer, als von San Francisco dorthin, und die Eisenbahnlinien, welche, von San Diego ausgehend, den nordamerikanischen Kontinent überspannen werden, sind in Folge des günstigern Terrains und klimatischer Verhältnisse weit leichter und weniger kostspielig zu befahren, als die Central und Union Pacifie mit ihren Schneedächern und schwierigen Gebirgspässen: — ergo wird und muß San Diego den ostasiatischen, australischen und südamerikanischen Handel dem Emporkömmling San Francisco naturgemäß wieder entreißen. Daß die über viele Millio-

Digitized by Google

nen gebietende Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sofort nach der Vollendung ihrer Linie Dampferverbindungen mit Ostasien und Australien von San Diego aus herstellen wird, versteht sich von selbst."

Zugegeben nun, daß der Hafen von San Diego allen Anforderungen entspricht und eine südliche Transkontinentalbahn binnen Jahresfrist dort ihren westlichen Endpunkt haben wird, so sind doch noch andere Faktoren nothwendig, um San Diego zu einer großen Handelsstadt zu machen; und da fallen folgende Naturfehler, die San Diegos Aussichten arg beeinflussen müssen, in erster Linie dem unparteiischen Beschauer ins Auge.

San Diego besitzt vor Allem kein Hinterland, das einer höhern Kultur muthbar gemacht werden könnte. Einige unbedeutende, des Anbaues fähige Thäler abgerechnet, muß das gegen hundert Miles entfernte County von San Bernardino als das nächste Kulturgebiet angesehen werden, welches San Diego tributpflichtig sein wird. Die Bahnlinie östlich von San Bernardino bis nach Neu-Mexico auf der Linie der Atlantic und Pacific läuft, mit Ausnahme der Gegend bei Prescott im nördlichen Arizona, durch eine Wüstenei. Ob sich dort reiche Minendistrikte, wie im südlichen Arizona, entwickeln werden, kann nur die Zukunft lehren. Jenes Territorium ist allerdings in raschem Aufschwung begriffen; aber San Diego kann nie dessen Handel allein kontrolliren, der sich bereits zwischen Chicago und San Francisco theilt. Die Strecke nach Fort Yuma auf der Linie der Texas- und Pacific-Eisenbahn ist ebenfalls eine traurige Wüste. Der Regenfall ist in allen jenen Gebieten durchaus ungenügend, um Cerealien zur Reife zu bringen, und eine künstliche Bewässerung ist nur an wenigen bevorzugten Stellen möglich.

Tagegen kann San Diego darauf rechnen, der natürliche Absatzmarkt von etwa der Hälfte des produktenreichen Countys von Los Angeles zu werden. Allerdings erwartet jene Zukunftsmetropole des südlichen Californiens durch eine Eisenbahn nach Santa Ana bereits in direkte Verbindung mit Los Angeles zu treten und damit der Seehafen dieser blühenden Binnenstadt zu werden. Los Angeles besitzt aber in San Pedro (Wilmington) einen nähern, allerdings künstlichen Hafen, mit dem es bereits eine Schienenverbindung hat; und es wird alles daransetzen, um jenen Hafen zu verbessern und nicht von San Diego abhängig zu werden, denn es leidet gerade so wie San Diego an Großstadtgeflüsten und spekulirt sogar darauf, bald die Hauptstadt eines neuen und dem südlichen Californien und einem Theil von Arizona zu bildenden Staates zu werden.

Die mit großen Gebmitteln versehenen Eisenbahngesellschaften, welche San Diego als westlichen Terminus anerkoren haben, werden natürlich versuchen, einen Theil des australischen und ostasiatischen Handels dorthin zu leiten. Im besten Falle wird dies aber nur ein Transitthandel werden, denn der Lokalhandel von San Diego muß noch auf Jahre hinaus höchst unbedeutend bleiben. Große Subsidien müssen solche Dampferlinien veranlassen, einige ihrer Schiffe auch nach San Diego zu senden, um Waaren auf einer kürzern Route als über San Francisco nach den atlantischen Handelsstädten zu befördern. Ohne Subsidien wird dies sicherlich nicht der Fall sein; denn der Vortheil einer um etliche hundert Miles nähern Seereise ist kein Aequivalent für den bedeutenden Lokalhandel, den ein großes und reiches Handelscentrum wie San Francisco solchen Dampfschiffslinien bietet. Ein Transitthandel allein hat noch nie eine große Handelsstadt ins Leben gerufen; und es wäre ein Wunder zu nennen, wenn San Diego in dieser Beziehung in der Welt eine Ausnahme machen sollte.

Nach meinem Dafürhalten hat San Diego gute Aussicht, in den nächsten zehn Jahren ein kleiner blühender Hafenort von etwa 10 000 bis 15 000 Einwohnern zu werden. Mit der Entwickelung der Distrikte Los Angeles und San Bernardino und dem Emporblühen des Territoriums Arizona wird es Schritt halten, und wenn östliche Kapitalisten daselbst Importgeschäfte gründen sollten, so kann der Platz sogar ein ganz respektables Handelscentrum für jene Gebiete und das angrenzende Mexico werden. Für Unter-Californien ist San Diego bereits jetzt der Stapelplatz, von wo die dortigen Minendistrikte ihren Bedarf an Lebensmitteln, Maschinen ꝛc. beziehen. Da in jenem Lande fast gar nichts producirt wird, was zum Lebensunterhalte dient, und seine Mineralschätze bedeutend sind, so würde sich bei einer vernünftigen Finanzwirthschaft der mexikanischen Regierung bald ein ansehnlicher Handel mit San Diego zu gegenseitigem Nutzen herausbilden. So lange aber der Eingangszoll z. B. auf amerikanisches „bacon" (Speck) 12½ Cents pro Pfund beträgt, d. h. mehr als das Rohmaterial in Californien kostet, und das Faß Mehl in dem nur hundert Miles von San Diego gelegenen Minendistrikte San Rafael 22 Dollars kostet, ist an ein Emporblühen jenes Landes nicht zu denken.

Sollte sich Unter-californien schneller, als es jetzt den Anschein hat, entwickeln, so würde die am jenseitigen Ufer des Golfes liegende Hafenstadt Guaymas für den Handel jenes Landes jedoch bald ein ebenbürtiger Rivale von San Diego werden, dessen Konkurrenz diese Stadt so wie so zu fürchten hat. Die Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft, welche den Bau der von der amerikanischen Grenze über Arispe und Hermosillo nach Guaymas laufenden 284 engl. Meilen langen „Sonora-Eisenbahn" übernommen hat, wird binnen Kurzem Guaymas faktisch zu einem ihrer Terminalhäfen machen; und auch die Southern Pacific hat den Plan gefaßt, eine Zweigbahn von Fort Yuma nach Point Isabel am Golf zu bauen, von wo die Verbindung mit Guaymas leicht herzustellen ist. Die Aussichten von San Diego, Handelsmetropole von Südcalifornien, Sonora, Arizona und Unter-californien zu werden, sind also immerhin noch etwas umwölkt, denn selbst wenn in San Francisco das Gras wieder in den Straßen wachsen sollte, könnte Guaymas der „Stadt der glänzenden Zukunft" den Rang ablaufen und so gut wie diese den australischen und ostasiatischen Handel an sich ziehen.

Wir wollen uns jetzt mit dem schönsten Erdtheil San Diegos etwas näher beschäftigen, mit seinem prachtvollen Klima, von welchem bereits Agassiz sagte, es sei das eigentliche Großkapital dieser Stadt. Eine kurze Schilderung ihrer klimatischen Vorzüge wird dies sofort verdeutlichen. Die mittlere Temperatur für die Frühjahrsmonate beträgt dort 60, für den Sommer 68, für den Herbst 63 und für den Winter 54 Grade Fahrenheit; — oder um genauer zu sein: die Durchschnittstemperatur für jeden Monat im Jahre um fünf Minuten vor zwei Uhr Nachmittags, der heißesten Tageszeit, beträgt nach der Angabe des „United States Signal Service" für die Station San Diego: im Januar 64 Grad Fahrenheit; im Februar 59; im März 62; im April 65; im Mai 65; im Juni 67; im Juli 74; im August 74; im September 70; im Oktober 68; im November 66 und im December 60 Grade Fahrenheit. Die Nächte sind im ganzen Jahre angenehm kühl und erfrischend, ohne je kalt zu werden.

Es ist dies eine so gleichförmige gemäßigte Temperatur das ganze Jahr hindurch, und zwar an der Grenze der tropischen Zone, außerhalb des Bereichs der strengen Winter nördlicher Breiten, wie kein zweiter Kurort in Amerika

Digitized by Google

sie aufzuweisen vermag. Florida, welches seit Wiederherstellung des Friedens alljährlich viele Tausende aus den Nordstaaten im Winter nach seinem milden Klima zieht, ist zur Sommerszeit unangenehm heiß und mit San Diego als Sanitarium gar nicht zu vergleichen. Das Klima Südcaliforniens hat in dieser Beziehung in Amerika nirgends seines Gleichen. Mitunter wird es freilich von Nebeln heimgesucht; aber in San Diego sind auch diese eine Seltenheit und dessen Lage am Meere ist daher auch dort eine bevorzugte. Dabei ist die Atmosphäre trocken und gesund. Der Regenfall beträgt in San Diego durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man verzeichnet hat, betrug $2^1/_2$, der höchste 17 Zoll im Jahre. Beide letztgenannten Fälle waren aber eine Ausnahme von der Regel. Dem Pflanzenwuchs ist nun allerdings ein so geringer atmosphärischer Niederschlag nicht gedeihlich; um so gesunder dagegen ist das Klima von San Diego für den Menschen. Hier giebt es keine Extreme im Klima und keinen plötzlichen Temperaturwechsel, und man trägt dieselben Kleider im Winter wie im Sommer. Die Abende sind geradezu himmlisch zu nennen. Wer unter diesem sonnigen Himmel und bei den mildesten und doch so erfrischenden Seewinden nicht gesundet, dem wird dies schwerlich sonstwo in der Welt gelingen! Das nahe Meer bietet für Invalide den heilmöglichen Badegrund, da das Wasser stets fast dieselbe Temperatur wie die Luft zeigt.

Schon seit Jahren wird San Diego in Folge dieser seiner vorzüglichen Eigenschaften als Sanitarium namentlich von Brustkranken benutzt, die hier Linderung fanden, nachdem sie dieselbe in Florida, Madeira und in anderen Heilplätzen vergebens gesucht hatten. Für den Fremden ist die Langeweile jetzt das schlimmste Uebel, das ihm in San Diego zu Theil werden kann. Vergnügungsplätze existiren dort noch nicht; kein Kurgarten, keine Musik, kein Theater oder dergleichen — und tagaus tagein von nichts zu reden als vom Hafen, der Eisenbahn, dem Klima und der glänzenden Zukunft der Stadt ist fast genug, um mit der Zeit einen Gesunden krank zu machen. Alles dies wird sich aber allmälig ändern; und sobald Fremde diesen Platz auf einer Eisenbahn leicht erreichen können, wird derselbe zweifelsohne das Nizza mit Mentone von Amerika werden.

Ehe ich von San Diego schied, machte ich seinem Rivalen National City noch einen flüchtigen Besuch, womit ich den 4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung dieser Union, feierte. Auf einem mit vier Mustangs bespannten Stellwagen gelangte ich durch eine Sandwüste nach der nur vier Miles entfernten Zukunftsmetropole. Ein berühmter Landspekulant Namens Kimball, ein Yankee vom reinsten Wasser, saß mit im Wagen und ließ zu meiner Ergötzung seiner Zunge freien Lauf. Er renommirte damit, daß er der Vertraute der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sei, die ihm mit 32 Millionen Dollars im Rücken stände, und daß er unter der Garantie der Bostoner Kapitalisten die Kontrolle über alle Landverkäufe der National City habe. Gegen den bieten 20fachen Millionär Crocker in San Francisco, den Präsidenten der Southern Pacific, der ihm neulich gesagt hätte, es würde keine andere Gesellschaft als die von ihm kontrollirte Eisenbahnen in Californien bauen, habe er seine Meinung ganz unverhohlen dahin ausgesprochen, daß seine Leute gerade so viel Geld und noch mehr hätten als jener, und sich den Teufel um seine Erlaubniß scheerten, eine Eisenbahn nach San Diego zu bauen. Die Atchison-Gesellschaft besitze 59 engl. Quadratmeilen Land hinter National City und würde die Kaktuswüste dort bald in ein blühendes Paradies verwandeln; und was den Hafen anbelange, so wäre der bei National City der beste in der ganzen Welt. Er habe bereits einen Quai gebaut, an dem sieben große Dampfschiffe anlegen könnten und wo außerdem noch hinreichend Platz für einen der riesigen chinesischen Postdampfer sei, die ohne Frage schon in nächster Zeit nach der Bai von San Diego anstatt nach San Francisco fahren würden.

Im Laufe der Unterhaltung erzählte er mir, daß Hunderttausende in Newyork, Philadelphia, Boston, Brooklyn und Chicago bereits die Koffer packten, um nach National City zu ziehen, und daß es den Anschein habe, der ganze Osten wolle hierher kommen. Er, Kimball junior, hätte an seinen Bruder in Boston telegraphirt, ja keine Bauplätze mehr in National City zu verkaufen, da dieselben täglich riesig im Preis stiegen und er gern einige der am besten gelegenen für Museen, Theater, Hotels, Bahnhöfe rc. reserviren möchte. Mir erbot er sich jedoch noch ein paar „corner lots“ abzulassen, bloß um mir den Beweis zu liefern, daß er kein selbstsüchtiger Mann sei. Diese Proposition lehnte ich nach Besichtigung von National City dankbar ab. Die Stammbevölkerung von 500 Chinesen imponirte mir nicht, und die 15 Hotels, oder vielmehr Holzbaracken, enthusiasmirten mich noch weniger. Mit einem Wort, diese Zukunftsmetropole — von den neidischen San Diegoern höhnischer Weise Kimballtown genannt — machte mich um San Francisco nicht besorgt. Als der Kutscher bei der Heimkehr nun jedes der auf der öden Ebene allein dastehende Hotel mit dem Geschrei: „San Diego!“ — „San Diego!“ — herumführte, um Passagiere hervorzulocken, ohne daß eine Menschenseele zum Vorschein kam, benutzte ich mich über die sinnfällig Schäfe, welche nach Kimball's Aussage nächstens in den noch leeren Hafen einlaufen würden, und ärgerte mich sogar darüber,* daß die chinesischen Postdampfer vorläufig noch ihre Fracht von Kulis in San Francisco statt in San Diego und National City abladen werden.

Am Abend des 5. Juli schiffte ich mich auf dem Dampfer „Orizaba“ in San Diego ein, um nach San Francisco zurückzukehren. Linker Hand begleitete uns bis zum Ausgange des Hafens die niedrige, von allem Baumwuchs oder irgend welchen Zeichen der Kultur entblößte „Peninsula of San Diego“, welche die Bai vom offenen Meere trennt, rechter Hand lag der sich sanft emporthebende Uferhang, an welchem San Diego seine Häuser malerisch hingestreut hatte, während vor uns eine lange Bergfacade, die in einem mit einem Leuchtthurm gekrönten Borgebirge (Ballart Point) schroff ins Meer hinanstieg, das Panorama abschloß. Als wir zwischen der niedrigen Landzunge und dem steilen Borgebirge ins Meer hinaussuhren, überraschte mich die seltsame Gestaltung eines langen schmalen Erddammes, der sich, wie von Menschenhänden angelegt, halbwegs vom Festlande in die Mündung der Bai hinauserstreckte. Ob eine frühere längst vergessene Generation dieses seltsame Bollwerk erbaut hatte, oder ob es von der Natur so geschaffen worde, läßt sich schwer entscheiden; sicherlich könnte man seinen Wellenbrecher trefflicher als diesen konstruiren! Vom Meere aus betrachtet nahm sich San Diego auf dem hohen Ufer gerade so aus, als ob es von der See läge, da die dahinschien liegende niedrige Landzunge dem Auge nicht lange sichtbar blieb. Im Südwesten lagen die bergigen Coronado-Inseln, weiterhin die langgestreckten Gebirgszüge in Untercalifornien, worunter der etwa 50 engl. Meilen entfernte „table mountain“ in scharfen Umrissen hervortrat. Bald lag das Borgebirge am Hafeneingange hinter uns, San Diego entschwand unserm Blick, und lustig dampfte der „Orizaba“ gen Norden dem 500 Miles entlegenen Goldenen Thore entgegen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Als ein sehr nützliches Büchlein erscheint uns Dr. R. Kleinpaul's „Italienischer Sprachführer“ (Leipzig, Bibliographisches Institut), voll praktischer Winke, geschickt angeordnet (alphabetisch; doch so, daß man z. B. unter „Speisekarte“ fast sieben Spalten voll Namen von Gerichten findet, und daß auf jedes Stichwort die bezüglichen Redensarten folgen) und vorzüglich die Sprache des lebendigen Reiseverkehrs behandelnd. Des Verfassers langjähriger Aufenthalt in Italien bürgt für die Genauigkeit des Gebotenen.

— Nach einer Bekanntmachung des russischen Ministeriums der Kommunikationen ist der neu angelegte Swir-Kanal zwischen den Flüssen Sjas und Kuinosar auf der 16 Werst langen Strecke von Woronowki bis zum Sjas dem Verkehr übergeben worden, darf aber während der Schiffahrtsperiode 1882 nur von solchen Schiffen befahren werden, die von Dampfern geschleppt werden.

Asien.

— Trotz dem Verluste seines Schiffes „Oscar Dickson“ (s. „Globus“ XLI, S. 203) hat Herr Sibiriakow beschlossen, einen weiteren Versuch zur Eröffnung einer Handelsverbindung mit dem Jenisei zu machen, und zu diesem Zwecke seinen Vertreter in Gothenburg, Kapitän Appelberg, beauftragt, den Dampfer „Nordenskiöld“ möglichst rasch zu beladen und nach dem Jenisei abgehen zu lassen. Das zumeist mit englischen Waaren beladene Schiff wird in Kurekta übernehmen und im nächsten Jahre mit einer Ladung sibirischer Produkte zurückkehren; Beleichsbeamter ist Kapitän Johannesen, welcher auf der Vega-Expedition die „Lena“ kommandirte. Ausserdem wird die „Diana“ mit Waaren von Tromsö nach dem Samojedendorfe am Jugor Schar gehen, von wo die Ladung auf Rentieren nach Obdorsk geschafft werden soll.

— Der bekannte Korrespondent des „New York Herald“, W. H. Gilber, ist entzückt über die Schönheit der Zähne bei den Eingeborenen Nordsibiriens. Er sah 60- und 70jährige Greise mit vollen Reihen kleiner, perlenweißer, glatter und gesunder Zähne. Zahnschmerz und Hohlstein der Zähne sind dort unbekannt. Ein Arzt von Jakutsk schreibt diesen Vorzug den Gewohnheiten, der Nahrungsweise und einer von Kindheit an auf die Pflege der Zähne verwendeten Sorgfalt zu. Niemals genießen die Eingeborenen Zucker, in welcher Form es auch sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht in seinen Besitz gelangen können. Ferner trinken sie täglich, Sommer und Winter, große Mengen saurer Milch, welche antiskorbutisch wirkt; und endlich kauen sie nach jeder Mahlzeit ein Stückchen Kiefernharz, um damit Zähne und Zahnfleisch von allen Speiseresten zu befreien. Dieses Harz wird von allen Apothekern Sibiriens verkauft und ist auch bei russischen Damen viel in Gebrauch.

— Aus dem durch die Einverleibung des Turkmenen-Gebietes bedeutend vergrößerten russischen Besitze im Osten des Kaspischen Meeres ist laut Verfügung vom 30. Juni (12. Juli) 1882 ein besonderer Zakaspischer Oblast gebildet worden, mit dem Sitze der Verwaltungsbehörden in Aschabad. Derselbe ist eingetheilt in die drei Kreise Mangyschlak mit dem Fort Alexandrowsk als Sitz der Behörden, den Kreis Krasnowodsk mit gleichnamiger Hauptstadt, und den Achal-Tekc-Kreis mit der Hauptstadt Aschabad. Die Abgrenzung der drei Kreise soll der Gouverneur des kaukasischen Militärbezirks bestimmen.

— Die Reise der beiden Engländer Colquhoun und Wahab durch das südliche China (vergl. „Globus“ XLI, S. 200), welche neben wissenschaftlichen Zielen den Zweck verfolgte, den südchinesischen Handel nach den britischen Besitzungen am Meerbusen von Pegu zu lenken, ist zu Ende geführt worden. Die Reisenden befanden sich bereits zu Anfang August zu Kaugun, das sie indessen leider nicht auf dem Wege durch Siam, wie sie beabsichtigten, sondern auf der wohl bekannten Straße über Bhamo am obern Irawadi erreichten. In Bhamo langten sie am 14. Juli an. Haben sie so auf der zweiten Hälfte der Reise Gegenden gekreuzt, die in den letzten Jahren häufiger von Europäern besucht worden sind, und mag es auch, wie wir glauben, sehr unwahrscheinlich sein, daß der Handel großer Gebiete durch das Erscheinen zweier einzelner Männer neue Bahnen einzuschlagen bewogen wird, so ist es jedenfalls von wissenschaftlichem Interesse, daß der Fluß von Canton und sein großer südlicher Zufluß, der Jü kiang, besahren und auch aufgenommen worden sind. Die betreffende Karte soll der „Royal Geographical Society“ mitgetheilt werden. Auch zahlreiche Photographien seiner landschaftlich hervorragend schönen Ufer wurden aufgenommen. Aus einem Briefe Wahab's datirt Pe-se in Süd-China, 10. März 1882), welchen die „Times“ veröffentlichten, theilen wir Folgendes mit: Kurz ehe die Reisenden Pe-se erreichten, begegneten sie einem prächtigen Stamme Ureingeborener, und zwar in Gestalt einer Anzahl von Kormoran-Fischern, welche weiter im Westen wohnten, aber zur Ausübung ihres Gewerbes mit ihren Booten den Strom herabgefahren waren. Diese Leute waren höchst interessant, vielfach verschieden von den gewöhnlichen Anwohnern des Flusses und in mehr als einem Punkte denselben überlegen. Sie nennen sich Kwei-tschou Tu-su oder der Stamm von Kwei-tschou und haben bessern Wuchs, aufrechtern Gang und ausdrucksvollere Gesichter als die Chinesen. Beim Fischen steht jeder Mann in einem ganz kleinen Boote, welches zwei bis drei Vögel und ein kleines Netz enthält; als Ruder dient eine lange dünne Bambusstange. Die Flottille von einem Dutzend oder mehr Booten bewegte sich in Gestalt eines V vorwärts; die Vögel schwammen dabei in der Mitte und die Netze hingen über Bord. Alle Bewegungen wurden mit großer Präcision ausgeführt; das lustige Scheien der Männer, das Plätschen der Bambus und der Vögel gab ein interessantes, anregendes Schauspiel. Solcher Aborigines-Stämme giebt es zwischen Nan-ning am Jü-liang und Pe-se über ein Dutzend; jeder steht unter einem Häuptlinge, welcher für die richtige Ablieferung der Steuern und die gute Ausführung seines Stammes verantwortlich ist. Je weiter nach Westen, desto deutlicher zeigt sich der Einfluß dieser Eingeborenen auf die Physiognomie und die Körperbeschaffenheit der Flußanwohner.

— Der Bericht der kaiserlich japanischen Münze in Osaka für das Jahr vom 1. Juli 1880 bis ebendahin 1881 (im Ganzen der 11. Bericht) zeigt, daß während dieses Finanzjahres Goldmünzen im Werthe von 490 585 Yen (Dollars), d. h. bedeutend mehr als im vorigen Jahre, geschlagen worden sind. Auch im Silber ist eine erhöhte Thätigkeit zu verzeichnen: 5 089 113 Yenstücke wurden geprägt und von Kupfermünzen circa 74 Millionen Stück im Nominalwerthe von über einer Million Yen. Der Gesammtwerth der von der kaiserlichen Münze während

Digitized by Google

ihres zehnjährigen Bestehens geschlagenen Münzen beträgt 97 596 529,79 Yen.

Afrika.

— Wagner und Debes in Leipzig veröffentlichen „E. Debes' Karte von Unter-Aegypten" mit Specialkarten und Plänen des Suez-Kanals, von Kairo, Alexandrien, Port Said ꝛc. (Fr. 1 Mark), welche Bädeker's Unter-Aegypten entnommen sind. Dieselbe ist zur Verfolgung der Kriegsereignisse zu empfehlen, da sie in Wahrheit auf dem besten vorhandenen Materiale basirt.

— Ein Brief des Afrika-Reisenden Paul Soleillet (vergl. „Globus" XLI, S. 143), datirt Obock am Rothen Meere, den 8. Mai 1882, berichtet: „Wir haben hier Elend aller Art gehabt, aber endlich ist Obock gegründet. Ich habe soeben eine wichtige Karawane vom König Menelek auf dem Wege über Hussa erhalten, die erste, die von Schoa nach Obock kommt. Meine persönlichen Beziehungen zu den Eingeborenen sind immer die besten, obgleich einer unserer Diener auf Zufall ein Dankali-Kind getödtet hat. Ich stehe auf sehr gutem Fuße mit den Sultanen von Reitta, Bajura, Loheita und der Haussa. Ich bin selbst eines guten Empfanges beim schrecklichen Mohammed Hanfale sicher, den man bisher für ein Ungeheuer ausgegeben, weil er noch keinen Weißen empfangen hat, und ich denke gute Freundschaft mit ihm zu schließen."

— Aus einem Briefe des deutschen Missionärs Flad, eines der abessinischen Gefangenen, theilt das „Athenaeum" Folgendes mit: „König Johann von Abessinien benutzt die gegenwärtige Krisis in Aegypten, um wieder von den Provinzen Mensa und Bogos Besitz zu ergreifen, die Aegypten an sich gerissen hatte. Neulich kamen seine Truppen bis nach Massaua und plünderten das Land. Die Galla-Stämme im Süden von Abessinien unterwirft er und bekehrt sie zur abessinischen Kirche. Vier koptische Bischöfe sind von Kairo nach Abessinien gekommen, um ihm als „Abunas" in der Bekehrung aller Gallas behilflich zu sein. Nach Briefen von Missionär Mayer ist König Menelek von Schoa im Begriff, die Galla-Stämme von Dschahja, Gumro, Gieta ꝛc. zu unterwerfen und zu taufen. Er bereitet eine Expedition nach dem Smai-See in Gurague vor. Auf fünf Inseln leben seit dem 16. Jahrhundert Nachkommen der alten äthiopischen Dynastie; sie sind Christen, haben Kirchen und besitzen, nach Aussage der Abessinier, sehr werthvolle Manuskripte. In Mali, fünf Tagereisen südlich von Ankober, haben die Missionäre Mayer und Greiner angefangen, die von abessinischen Priestern getauften Gallas zu unterrichten und ihnen das Evangelium zu predigen. Die eingeborenen Missionäre in West-Abessinien fahren ohne Widerstand fort, den Falaschas (Juden) und abessinischen Christen den gekreuzigten Christus zu predigen und Gottes Wort und Traktate unter ihnen zu vertheilen. Fünf erwachsene Falaschas sind neulich in einer ihrer Stationen, Genda, getauft worden. Ihre Schulen werden hart besucht. In einigen Theilen Abessiniens ist der Sklavenhandel abgeschafft, doch werden heimlich Nachts Sklavenkarawanen von ägyptischen Händlern durch das Land getrieben. Hunderte von Sklaven sind kürzlich von europäischen Missionären auf dem Innern der Galla-Länder kommend gesehen worden, die längs des Blauen Nils nach Aegypten getrieben wurden. So lange die Nilgegenden in den Händen der Mohammedaner sind, kann dem Sklavenhandel kein Ende bereitet werden."

— Auf Anregung des Vorstandes der British Association for the Advancement of Science (vergl. „Globus" XL, S. 286) hat nun auch der Verwaltungsrath der Royal Geographical Society zu London beschlossen, eine Expedition nach Ost-Afrika zur Erforschung der schneebedeckten Berge Kenia und Kilimandscharo, sowie des zwischen diesen und dem östlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees liegenden Landes auszurüsten. Der energische Mr. Joseph Thomson wird der Führer sein und Anfangs nächsten Jahres sich nach Zanzibar begeben, um dort seine Gesellschaft zu organisiren.

— Am 5. Mai hat sich der Marinelieutenant Giraud von Marseille aus nach Zanzibar begeben, um nach einem vielmonatlichen, der Ausrüstung seiner Karawane und der Erlernung der Suaheli-Sprache gewidmeten Aufenthalte auf dieser Insel nach dem Bangweolo-See aufzubrechen, den er auf einem mitgenommenen zerlegbaren Boote zu erforschen gedenkt.

— Aus einem Briefe des englischen Konsuls in Mozambique, O'Neill, ergiebt sich, daß der ewige Schnee, der nach der Angabe der Herren Mawles und Goldsinch den Berg Irati im Südosten des Nyassa-Sees bedecken sollte, wahrscheinlich auf einer Täuschung beruht. O'Neill hat diesen Berg ganz in der Nähe beobachtet und schätzte ihn nicht höher als 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Nordamerika.

— Am 27. Juli ist Dr. Aurel Krause, einer der Brüder, welche im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Forschungsreise nach der Tschuktschen-Halbinsel und später nach Alaska (s. „Globus" XLI, S. 319) ausgeführt haben, von San Francisco über Panama und Newyork wohlbehalten in Bremen eingetroffen. Der andere Bruder, Dr. Arthur Krause, gedenkt erst im Herbste nach Deutschland zurückzukehren.

— Im Juliheft des „American Naturalist" veröffentlicht Iwan Petrow eine werthvolle Abhandlung über die Grenze der Innuit-Stämme an der Küste von Alaska, in der er verschiedene Schlüsse Dall's bekämpfe. Petrow ist seit Jahren mit diesen Küsten vertraut und seine Vermuthungen über Ursprung und Wanderungen der Innuit-Stämme sind für den Ethnologen von hohem Interesse. Bei dieser Gelegenheit macht er wichtige Bemerkungen über das Anwachsen von Muschelhaufen. „Die Zeit," sagt er, „die zur Bildung einer sogenannten Lage von Küchenresten nöthig ist, wie sie unter den Stätten von alenitischen oder innuitischen Wohnungen gefunden worden, bin ich geneigt sehr geringer zu halten als Dall. Jeder, der eine gesunde Innuit-Familie bei ihrer Mahlzeit von saftigen Seeigel beobachtet hat, wird einsehen, daß sie in einem Monat eine große Menge Schalenreste aufhäufen können: beide Hände sind eifrig damit beschäftigt, die Nahrung dem geräumigen Munde zuzuführen; durch eine geschickte Kombinirung von Zahn- und Zungenthätigkeit werden die Schalen zersprengt und fallen, ihres reichen Inhalts entleert, unaufhörlich mit Gerassel zu Boden, bis das Mahl beendet ist. Eine Familie von drei oder vier Erwachsenen und vielleicht einer gleichen Anzahl von Kindern läßt nach einer einzigen Mahlzeit ein 1 bis 1½ Fuß hohes Denkmal ihrer Gefräßigkeit zurück. Im Prince-Williams-Sund konnte ich die Lagerstätten von Seeotterjägern auf der ihren Jagdgründen nahen Küste untersuchen. Hier leben sie fast ausschließlich von Seeigeln und Muscheln, die sie roh verzehren um nicht durch Rauch und Feuer die empfindliche Seeotter aus ihrer Nähe zu vertreiben. Die Haufen Küchenreste, die unter solchen Umständen während einer einzigen Kampagne zu Stande kamen, waren von einer geradezu Staunen erregenden Höhe. Sie werden sicherlich in tausend Jahren den scharfen Berechner des Alters von Muschelhaufen in die Irre führen." An einer andern Stelle sagt er: „Als ein Beispiel von der Schnelligkeit, mit der die Gezeiten dieser Gegend Umrisse von Küsten und andere Landmerkmale verändern, führe ich eine Beobachtung während meines Aufenthaltes auf der Nuschek-Insel im letzten Sommer an. In kurzer Entfernung von der Niederlassung war in einem Felsenriff 3 bis 4 Fuß über Hochwasserstand eine Höhle, die

[1]) Dies ist der Name, den sich die Eskimos selbst geben; es ist der Plural von in-nu, der Mensch.

Digitized by Google

ich oft besuchte. Um die Mitte des Juni fand eine Mondfinsterniß bei Vollmond statt, die eine Fluthbewegung von ungewöhnlicher Ausdehnung und Heftigkeit verursachte. Als ich Tags darauf meine Höhle besuchte, fand ich sie fast ganz durch Steine und Trümmer ausgefüllt. Sie lag ungefähr ebenso hoch über Wasser wie die Höhle von Amakkak, aus welcher Dall so bedeutende Belehrung über das Alter der in ihr gefundenen Küchenreste gezogen hat. Ich führe diese Beispiele nur an, um zu zeigen, daß man nicht all und jeder Anhäufung von Speiseabfällen an der Küste von Alaska großes Alter zuschreiben darf, und ferner als Stütze meiner Theorie einer allgemeinen Einwanderung der Innuit längs dieser Küste in einer verhältnißmäßig neuen Periode, nach der Erfindung des Kajak oder eines ähnlichen Fahrzeuges."

— Es herrscht die weitverbreitete, aber falsche Meinung, daß das Mormonenthum nicht an Ausdehnung gewinnt; im Gegentheil, niemals hat es mehr Proselyten gewonnen als gerade jetzt, wo ihm, nicht sowohl aus den Vereinigten Staaten, als aus England, Schottland, Dänemark, Schweden und Norwegen neue Gläubige zuströmen. Dieselben gehören fast ausschließlich den armen Klassen an; sie sind müde, in Europa ohne Hoffnung auf ein besseres Loos weiter zu arbeiten und werden von den mormonischen Missionären weniger durch die Lehre, als durch die Aussicht gewonnen, in Utah ein Paradies an Wohlstand, Freiheit und allgemeiner Bruderliebe zu finden. Im Ganzen zählt man unter der 143 000 Seelen starken Bevölkerung Utahs circa 112 000 Mormonen, anderthalb 1000 in Arizona, 6000 in Colorado und ferner Heiligenkolonien in Neu-Mexico, Idaho, Nevada, Wyoming, Georgia, Tennessee und einigen anderen Südstaaten. Zehn Missionäre wirken in diesen Staaten, und jährlich verlassen Mormonen Salt Lake City, um in Europa Propaganda für ihre Lehre zu machen. Im Jahre 1881 erhielten 800 Engländer die mormonische Taufe, und 1450 Einwanderer ließen sich in Utah nieder, darunter 812 Engländer, 505 Skandinavier, 90 Schweizer, 30 Holländer, 1 Irländer und 1 Franzose. Diese Statistik zeigt, wie sehr das englische Element unter den Proselyten überwiegt; man schätzt die englischen Mormonen auf ein ganzes Drittel der Bevölkerung des Territoriums. In Liverpool ist das Hauptquartier des Mormonismus für Großbritannien; hier befindet sich eine Auswanderungs-Generalagentur, eine Buchhandlung und eine Druckerei, wo das wöchentlich erscheinende Organ der Sekte: „The Latter Days Saints Millennial Star" gedruckt wird.

— Zwischen Juan del Sur in Nicaragua und Panama ist ein unterseeisches Kabel versenkt worden, wodurch Newyork in direkte telegraphische Verbindung mit Valparaiso gebracht wird.

Südamerika.

— Als gute Uebersichtskarte nennen wir hier Heinrich Kiepert's Generalkarte von Südamerika, ein großes Blatt im Maßstabe von 1 : 10 000 000 (Berlin D. Reimer, Preis 3 Mark), welches außer dem Kontinente in sieben Kartons die wichtigsten Gebiete und Umgebungen einiger Hauptstädte in größerem Reduktionsverhältnisse zur Darstellung bringt. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, in dieser Karte die sämmtlichen neueren und neuesten Reiseergebnisse zu verwerthen und, soweit es möglich ist, die augenblicklichen politischen Verhältnisse zum Ausdrucke zu bringen.

— Der brasilianische Ackerbauminister hat die Summe von 480 000 Milreis zur Gründung von sechs landwirthschaftlichen Schulen gefordert, ein für die Kultur des Kaiserreiches höchst wichtiger Schritt, dessen Gewährung durch die gesetzgebenden Gewalten sehr zu hoffen ist.

— Die Zuckerproduktion in der Argentinischen Republik macht erfreuliche Fortschritte: die diesjährige Ernte wird auf 100 000 Arrobas geschätzt, gegen 50 000 bis 60 000 vor zwei und drei Jahren. Auch der Weinbau im Innern schreitet so bedeutend vor, daß voraussichtlich in einigen Jahren der Zucker- und Weinimport gleich Null sein wird. Geradezu jede Erwartung aber wird übertroffen durch die Maisernte. Der „Standard" von Buenos-Ayres schreibt hierüber: „Die diesjährige Maisernte erweist sich als zu groß für unsere Eisenbahnen; der Export wird auf circa 200 000 Tons geschätzt; jeder den Hafen verlassende Dampfer führt Tausende von Säcken nach neuen europäischen Märkten aus." Der argentinische Mais soll von einer ganz vorzüglichen Qualität sein und einen hohen Preis auf den Märkten erzielen.

— Dr. Crevaux's Ermordung durch die Indianer des Gran Chaco (s. oben S. 32) soll nicht ungerochen bleiben: die bolivianische Regierung hat sofort etwa 100 Soldaten von Potosi abgesendet, um etwaige Ueberreste der unglücklichen Expedition zu retten, die Art und Weise ihres Untergangs festzustellen und den Indianern eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen. Ebenso hat etwas später Argentinien unter Oberstlieutenant Fontana eine zahlreiche und wohlbewaffnete Expedition abgeschickt, welche außer der Bestrafung der Indianer noch den Zweck verfolgt, Crevaux's Plan, die Erforschung des obern Pilcomayo, zu Ende zu führen. — So viel bis jetzt ermittelt ist, verließ Dr. Crevaux mit 16 Begleitern (4 Franzosen, 3 Argentiniern, 8 Bolivianern und 1 Indianer) in drei Booten die Mission San Francisco am 19. April und erreichte nach einer glücklichen Fahrt das circa 30 spanische Leguas entfernte Teco, den Hauptort der Tobas-Indianer, die ihn anfangs freundlich empfingen und von ihm beschenkt wurden, plötzlich aber die ganze Gesellschaft mit Messerstichen ermordeten, nun sich deren Habseligkeiten, und namentlich die Waffen, anzueignen. Nach einer andern Version wären die Chiriguanos die Thäter gewesen und die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß sich noch eines oder das andere Mitglied der Expedition am Leben befände.

— Aus Straßburg wird berichtet: Der Privatdocent in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Steinmann, wird an einer der von Reichswegen zur Beobachtung des Venusdurchganges auszuschickenden Expeditionen theilnehmen und sich demnach in die chilenischen Anden zc. begeben, um dieselben als Geolog zu erforschen. Zu diesem Behufe ist demselben ein Urlaub für die drei nächstfolgenden Semester ertheilt worden. — Dasselbe Gebiet hat sich auch der als Alpenbesteiger bekannte Afrikareisende Dr. Paul Güßfeldt zum Schauplatze seiner nächsten Reise erwählt; er wird dort zunächst den Aconcagua und benachbarte Vulkane erforschen.

Polargebiete.

— Ein Telegramm von der schwedischen Polarexpedition (l. oben S. 160) vom 6. August, welches durch ein norwegisches Fischerboot nach Tromsö gebracht wurde, meldet, daß dieselbe wegen der Eisverhältnisse nicht in Mossel Bai auf Spitzbergen hat landen können. Sie ist deshalb nach Kap Thordsten an der norwegischen Küste zurückgekehrt und hat dort ihr Observatorium und Vorrathshäuser errichtet und ihre Beobachtungen begonnen.

Inhalt: Sammzahn und Abchasien I. (Mit sieben Abbildungen.) — Albert Amerlan: Die Indianer des Gran Chaco I. — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien IV. (Zweite Hälfte.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 29. August 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Seit dem letzten Kriege mit der Türkei hat sich Okum sehr zu seinem Nachtheile verändert: die Bevölkerung hat abgenommen, die Felder verödeten, der Bazar wurde leer und es herrscht viel Armuth. Die Schule hat keine ständigen Lehrer mehr, sondern nur einen, der in dem entfernten Bedia wohnt, und das Pensionshaus, welches während des Krieges als Hospital gedient hatte, ist in Trümmer gefallen. Wie anders war es im Jahre 1876! Die Aufnahme, welche Madame Serena bei den eingeborenen Fürsten fand, war zwar nicht weniger freundlich, als bei den russischen Beamten; aber angenehm war die Ueberraschung doch, wenn sie sich an einen civilisirten gedeckten Tisch setzen konnte, wie 1876 in Okum. Statt der ewigen Maisbrei-Suppe anständige Gerichte, die der Kazalenkoch des Bezirksches kunstgerecht zubereitet hatte; statt der Holzbänke ein richtiges Bett; dazu reines Bettzeug und ein noch nicht gebrauchtes Handtuch. Die Frau des Beamten sprach zudem Französisch, Mingrelisch und Russisch und machte bereitwillig den Cicerone, z. B. bei einer Gerichtsverhandlung. Mehrmals im Monate versammeln sich die Eingeborenen, welche processiren, vor der Kanzlei des Beamten, um durch den Mund eines Dolmetsch — die russischen Würdenträger verstehen gewöhnlich die Sprache ihrer Untergebenen nicht — ihr Urtheil entgegen zu nehmen.

Die Bewohner Samurzakan's sind ein schöner Menschenschlag und erinnern oft an die Angelsachsen; die Männer sind zwar schlecht genährt, aber kräftig, von weißer Hautfarbe und meist blauen Augen. Wie die Mingrelier tragen sie die tscherkessische Tschoka und den Baschlik (Kapuze); die Frauen dagegen haben keine Volkstracht mehr und kleiden sich leider auf europäische Weise. Das Haar tragen sie in herabhangenden Zöpfen und bedecken den Kopf mit einem bunten Tuche, an dessen Stelle bei besonderen Anlässen ein weißer Schleier tritt. Ihre Eitelkeit aber verleitet sie, sich über die Maßen zu schminken; als Weiß benutzen sie Hammelfett mit Ziegelstaub und einigen Silberblättchen, eine Mischung, welche die Haut so gelb und runzelig macht, daß sie im nicht geschminkten Zustande so gelb wie eine Quitte aussehen. Zum Färben der Augenbrauen dient ein Absud der Cypressenfrucht und als Roth der Saft einer Alaschisperi genannten Beere. Alle diese Substanzen werden, in schmutzige Lappen gewickelt, von den Frauen in den Hosen herumgetragen. Als Spiegel dient der nächste Bach. Obwohl die Frauen hier gar keine grobe Arbeit verrichten, sind sie doch sehr thätig und arbeiten mehr als die Männer; es ist jedenfalls zu hoffen, daß die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung auch ihnen bald zu Theil werden.

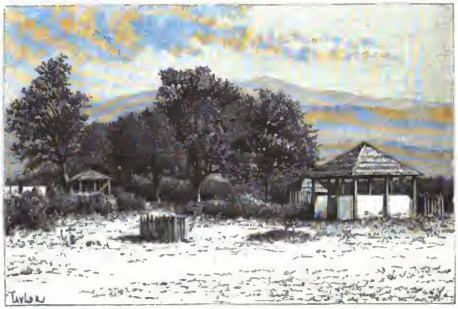
So wenig zahlreich die Straßen in Samurzakan sind, so herrlich ist die Natur; man kann sich kaum eine reichere und mannigfaltigere Vegetation vorstellen, als den dortigen Hochwald und die parkähnlichen, mit Weinreben durchwachsenen Gehölze, durch deren Dickicht man sich nur mit Mühe einen Weg bahnt. Von Anban sieht man nicht viel,

Digitized by Google

und doch iſt das Land überall bewohnt und man trifft immerzu auf Gehöfte, die von weiten, meiſt brachliegenden Feldern umgeben ſind und aus kleinen Holzhäuschen oder einfachen Lehmhütten beſtehen. Solche Beſitzungen haben ſich Generationen hindurch von Vater auf Sohn vererbt, ohne daß jemals viel daran geändert worden wäre. In einiger Entfernung von Otum liegt der Begräbnißplatz der Lakerbey, einer der erſten Familien des Landes. Auch

Gericht in Otum.

andere derſelben habe derartige Stellen zur ausſchließlichen Benutzung; ſie liegen zerſtreut auf den Feldern, wie die Wohnungen der Lebendigen auch. Das jetzige Haupt der Lakerbey zeigte der Madame Serena das Grab ſeines Vaters und daneben dasjenige der Amme deſſelben; dieſe Frauen ſtehen bei den betreffenden Familien in hoher Achtung. Es finden ſich da keine Grabſteine oder Mauſoleen; nur üppig wuchernde Pflanzen bedecken die Gräber, deren



Der Begräbnißplatz der Familie Lakerbey unweit Otum.

jedes von einem viereckigen Zaune aus Pfählen oder Baumzweigen umgeben iſt. Oft werden übrigens auch die Todten nahe bei den Wohnungen der Lebendigen begraben.

Noch ſpät am Abend ritt die Reiſende bei hellem Mondſchein nach dem reizend gelegenen Eſchketi, wo ſie von dem Adjunkten des Starſchina (Dorfſchulzen) erwartet und trotz der ſpäten Stunde von der ganzen Familie freundlich in Empfang genommen wurde. Nach dem Abendeſſen führte ſie die Wirthin zum Schlafen in die für Gäſte beſtimmte Ehrenhütte; rings um dieſelbe wurden Bänke ge-

Digitized by Google

ſtellt, auf welchen ſich ihre Begleiter ausſtreckten konnten. Der einförmige Geſang derſelben wiegte die Reiſende bald in Schlaf. Am nächſten Morgen benutzte ſie die Gelegenheit, als die Frauen und Kinder der Familie vor dem Hauſe mit dem Reinigen von Baumwolle beſchäftigt waren, um dies Bild photographiſch zu fixiren.

Von Eſchketi an wird der Weg ſehr rauh und ſehr maleriſch, um unweit Bedia, das in einem Thale liegt und gegen Abchaſien hin der letzte Ort in Samurzakan iſt, wieder einen andern Charakter anzunehmen. Das Dorf, das früher ſeinen eigenen Biſchof mit dem Titel Bedeliam beſaß, hieß zuerſt Egri nach ſeinem Gründer Egros, dem Sohne des georgiſchen Königs Thargumos; als ſpäter der König Pharnawaz, von der Schönheit der Gegend angezogen, dort ſeine Reſidenz aufſchlug, veränderte er jenen Namen in Bedia, was „Glück“ bedeutet. Das prächtige Kloſter, deſſen Ruinen noch vorhanden ſind, wurde von dem dort begrabenen vierten Könige Georgiens, Bagrat V, geſtiftet. Wie überall in Samurzakan bildet auch hier den Mittelpunkt des Ortes diejenige Häuſergruppe, welche die Schule, das Penſionat und das Amtshaus des Starſchina umſchließt. Auf der Ebene vor demſelben verſammeln ſich die Bewohner, um die Ereigniſſe des Tages und ihre kleinen perſönlichen Intereſſen zu beſprechen. Das giebt ein buntes Bild, wenn ſie ſich um den Starſchina drängen, der mit ſeinem langen Barte und ehrwürdigen Haupte,

Anſicht von Eſchketi.

dem weißen, franzenbeſetzten Baſchlik, dem zottigen runden Mantel (opa) und dem Gürtel voll blitzender Waffen einem Stammeshäuptlinge aus alter Zeit gleicht. Der Greis ſitzt auf einer Holzbank vor ſeiner Thür, in der Galerie, welche die Vorderſeite jedes Hauſes in Samurzakan ſchmückt, während die Menge, achtungsvoll das Haupt entblößt, vor ihm ſteht. Zu anderen Zeiten kann man unter dem majeſtätiſchen Nußbaume inmitten der Ebene eine Gruppe von Reitern erblicken, die mit ihren Thieren dort raſten; da ſind Fürſten, Adlige, Bauern verſammelt, Fremde und Gevattern aus dem nächſten Dorfe, oft mit der Abſicht gekommen, ſich einander zu verklagen wegen Pferde- oder Viehdiebſtahles; wenn ſie ſich begegnen, begrüßen ſie ſich und verkehren bis zum Beginne der Verhandlung mit einander auf das Freundſchaftlichſte. Sie alle verſtehen es meiſterhaft, auch die ſtörrigſten Roſſe zu lenken, und es bietet einen prächtigen Anblick dar, wenn ein ſolcher Trupp in der ſchärfſten Gangart angeſprengt kommt. Wer hier zu Lande kein Pferd beſitzt, gilt als ein verachteter Mann, als der Aermſte unter den Armen, und deshalb ſucht jeder ſich bei günſtiger Gelegenheit auf Koſten der Wohlhabenderen ein Reitthier zu verſchaffen. Bedia genießt den Ruf, den erſten Pferdedieb weit und breit zu beherbergen, einen Abkömmling des alten Fürſtenhauſes, deſſen ſicherſtes Einkommen aus dem Verkaufe geſtohlener Pferde herrührt. Sein Gewerbe hat ihm freilich ſchon einmal vier Jahre Verbannung nach Rußland eingebracht; aber gebeſſert iſt er dadurch nicht worden. Unter dem gaſtlichen Dache dieſes adligen Räubers verweilte Madame Serena bei ihrem erſten Aufenthalte in Bedia. Zwiſchen den Behauſungen

Digitized by Google

der Großen und des niedern Volkes besteht in diesem Lande kein großer Unterschied: stets ist es eine Gruppe von Häuschen und Hütten aus Holz oder Flechtwerk, welche in einem von schönen Fruchtbäumen erfüllten Gehege stehen. In dem einen Häuschen wohnt die Familie, ein zweites ist für die Gäste bestimmt, andere für die zahlreiche Dienerschaft. Küche, Weinvorrath, Lebensmittel haben ihre eigenen Behausungen, in denen zugleich verschiedene Diener schlafen. Ein Fremder wird in dem Hause des Herrn empfangen, welches gewöhnlich aus zwei Räumen besteht; dieselben

Haus des Starschina in Eschera.

haben keine Fenster, aber je eine Thür, welche sich gegenüber liegen. Das Mahl wird in dem Hauptzimmer aufgetragen, und ebendort darf der angesehene Gast schlafen; weniger hochgestellte werden wo andershin verwiesen. In solchen fürstlichen Wohnungen besteht die ganze Einrichtung aus groben Holzbänken, die manchmal von einem alten zerrissenen Teppiche bedeckt sind. In dem hohen Kamine, welchen jeder Raum enthält, liegen Haufen von Asche und

Diener in Samurzakan.

Abfall jeder Art, auch Knochen, an denen die hungrigen Hunde nagen; deren giebt es in diesen Hütten, die Tag und Nacht von wilden Thieren umschwärmt werden, stets eine große Zahl. Wenn die Essensstunde kommt, so werden niedrige Tafeln mit Schüsseln voll Mais und Fleischstücken hereingetragen und vor die Bänke, auf welchen die Tischgenossen sitzen, hingestellt. Entgegen dem Gebrauch, daß der Wirth seine Gäste stehend bedient, nahm Madame Serena's Wirth neben ihr Platz, um zu beweisen, daß er durch seinen Aufenthalt in Rußland Fortschritte in der

Digitized by Google

Civilisation gemacht. Zu seiner Bedienung standen neben ihm ein Mundschenk, mingrelisch merikipe genannt, schmutzig in seinem Anzuge, aber von großer Schönheit, und ein Kammerdiener von funfzehn Jahren, eine Seltenheit in seiner vollendeten Häßlichkeit; denn dort zu Lande scheint letztere Eigenschaft fast unbekannt zu sein. Der Mensch war mager, lang, hatte einen dicken geschorenen Kopf und die denkbar plumpsten Füße, Hände, Gesicht und Mund und trug einen so zerrissenen und verschmutzten Anzug (Aschaluk d. i. eine Art Aermelweste, Leinwandhosen, Mantel [opa] und einen leinenen Sack als Baschlik), daß der Dame fast der Appetit verging, als er das Ehrengericht, Kopf und Eingeweide eines Lammes, auftrug und der Wirth jedem Gaste einen Bissen mit den Händen darreichte. Der geringste Fürst in Samurzakan hat ein sehr zahlreiches Gefolge, über dessen Beschäftigung und Bestimmung der Fremde vollkommen im Unklaren bleibt. So wie er vom Pferde steigt, sieht er sich von diesen zerlumpten, schmutzigen Gesellen umringt; sie begleiten ihren Herrn auf Schritt und Tritt oder sitzen Stunden lang schweigsam und unbeweglich an eine Mauer gelehnt oder neben dem Kamine oder in der Thür da, in der einen Hand ihre Peitsche, die andere auf den unentbehrlichen Kinghal (Dolchmesser) gestützt. Diese große Dienerschaft ist noch ein Rest der alten Feudalwirthschaft, welche dort zu Lande noch nicht lange überwunden ist; die bewaffneten Diener erinnern an

Die Kirche von Bedia.

die oben erwähnte Kaste der Schinakma, jener stets marschbereiten Krieger, sie sind der Schmuck und gewissermaßen die nicht zu vermeidende Staffage jedes fürstlichen Hauses in Samurzakan wie in Abchasien. Viele dieser Diener haben Rang und Titel; haben die Gäste ihre Mahlzeit beendet, so setzen jene sich an denselben Tisch und zwar nach ihrem Range, die Adligen oben, die anderen unten. In diesem fast noch unerforschten Theile von Samurzakan herrscht eine solche Gastfreundschaft, daß jedem Reisenden vom Starschina des Dorfes ein Obdach in seinem Hause oder, wenn er dort bequemer aufgehoben zu sein glaubt, in irgend einem andern angeboten wird. Jeder, auf welchen die Wahl fällt, hält sich für hoch geehrt und setzt alles in Bewegung, um den ihm völlig Unbekannten würdig zu empfangen.

Im Mai 1876 erreichte Madame Serena das Dorf Bedia an einem Sonntagabend und fand sämmtliche Einwohner auf der Ebene versammelt, wie in Mingrelien. Nur ist in Samurzakan das Volk nicht so lustig und seine Vergnügungen sind nicht so lärmend; auch putzt sich der Samurzakaniote nicht, wie der Mingrelier, der sein reinstes und buntestes Gewand anlegt, sondern Mann wie Frau tragen Sonntags dieselben Lumpen, wie Werktags. Der Tanz ist hier derselbe, wie in Abchasien, und wird von einer Person oder zweien ausgeführt. Der ruckweise hüpfende Tanzschritt, bei welchem man sich stets auf den Fußspitzen bewegt, wird von dem Geschrei der Umstehenden begleitet, das erst aufhört, wenn der Tanzende müde ist. Dem Ganzen kann man eine gewisse Originalität nicht absprechen. Die Frauen, deren Benehmen ein weniger freies ist, als in

Digitized by Google

Mingrelien, geben sich diesem Vergnügen der „Tamascha“ nur selten hin; nur durch die Anwesenheit der Madame Serena ließen sich an jenem Tage die jungen Mädchen bestimmen, ihre natürliche Schüchternheit zu überwinden. Damals eröffnete der Starschina selbst trotz seinen siebzig Jahren den Tanz mit der Braut seines Enkels, einem blauäugigen blonden Mädchen, welche als typisches Gretchen hätte gelten können, wenn ihre Kleidung nicht so sehr zerlumpt gewesen wäre und man durch die Risse in ihrem Mieder ihr jungfräuliches Herz hätte schlagen sehen können. Mit der Linken hob sie ihr Kleid in die Höhe, mit der Rechten that sie, als suchte sie ihr Gesicht mit einem Tuche zu verhüllen; denn so will es der abchasische Tanz. Immer neue Paare traten dann an die Stelle des ersten, und das Fest verlängerte sich in die Nacht hinein. Selten wohl war ein Ballsaal schöner erleuchtet, als an jenem Abende die blumenbedeckte und von herrlichen Baumgruppen umgebene Ebene von Bedia durch die untergehende Sonne, deren Strahlen die nahen Berge mit stets wechselnden Tönen übergossen.

Am Rande dieser Ebene erheben sich auf hohem Bergesgipfel die Ruinen des früheren Klosters Bedia, zu denen ein steiler schwieriger Pfad hinaufführt. An einer Stelle ist derselbe so gekrümmt, daß die Pferde dieselbe nicht überwinden können, so daß man gezwungen ist, die letzte Strecke bis zum Gipfel zu Fuße zurückzulegen. Die alte Kirche, welche denselben krönt, ist ein prächtiges Stück Architektur und besitzt eine Kuppel, welche im Kleinen an diejenige der Stambuler Hagia Sophia erinnert. Die Skulpturen im Innern sowohl wie außen sind in gutem Zustande, und es wäre leicht, dieses alte Gebäude, welches sowohl die Kirche von Gelathi in Imeretхien, als auch diejenige des mingrelischen Klosters Martwily an Schönheit übertrifft, wieder herzustellen. Eine der Seitenkapellen ist noch unverletzt; nur die Wölbung über dem Haupteingange, dem Altar gegenüber, ist beschädigt. Durch die Oeffnung han-

Fresken in der Kirche von Bedia.

gen wilde Epheuranken und die Zweige eines Feigenbaumes herein, und in dem grünen Gestrüpp, welches die Mauern überkleidet, nisten zahlreiche Vögel, deren Stimme allein noch in dem verlassenen Gotteshause ertönt.

In einer wenig bekannten Gegend und fern von ganghaften Straßen gelegen, ist dieses alte Kloster der Aufmerksamkeit der meisten Reisenden und Forscher entgangen. Und doch muß es das Interesse der Künstler in hohem Grade erregen. Noch sind die dortigen georgischen Inschriften vollständig leserlich und auch von den Fresken sind manche erhalten, namentlich eine, welche die Samaritanerin darstellt, wie sie Christo Wasser reicht. Darüber befinden sich sechs Heiligenköpfe, von denen der dritte unversehrt ist; der Feinheit der Züge nach zu schließen muß es ein Weib sein. Außen an der Kirche, an der Kuppel, den Fenstern, dem Portal und den Seiteneingängen sind Skulpturen von bemerkenswerther Feinheit erhalten. Kurz, man geräth billig in Erstaunen, daß sich in dieser wilden Landschaft ein solches Meisterstück der Baukunst, Zeuge einer verschwundenen Civilisation, befindet.

Die Kirche umgiebt ein Begräbnißplatz mit einigen steinernen Grabmälern, welche Namen von Mitgliedern der Herrscherfamilie tragen; eines derselben beschattet eine Linde von 20 m im Umfange. Gegenüber liegt ein zweites Gebäude mit gewölbter Thür, das wohl einst den Mönchen zur Wohnung gedient hat; auch Reste einer Umfassungsmauer sind sichtbar. Prachtvoll aber ist die Aussicht von oben: ganz im Hintergrunde steigen die fast stets mit Schnee bedeckten Berge Abchasiens empor, darunter bewaldete Berge, welche ein fruchtbares, mit üppigen Gärten erfülltes Thal überragen. Auf der Rückseite der felsigen Höhe, welche die Kirche trägt, weiden zahllose schwarze Schafe von einer dem Lande eigenthümlichen Race; von oben gesehen gleichen sie einer Schar Ameisen, die auf dem zartgrünen Grasteppiche durch einander krabbeln. Gegen Westen erblickt man die spiegelnden Wellen des Meeres und sieht den silbernen Ochodschi sich durch die mannshohen Maisfelder winden, und links vom Pontus Euxinus erheben sich andere Waldberge, unter denen der Gipfel des an den Ufern des Ingur gelegenen Satandscho sich auszeichnet.

Digitized by Google

Reisebriefe aus dem südlichen Borneo[1]).

Von **Fr. Grabowski.**

I.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Die Behendigkeit der Dajaken ist außerordentlich. Als vorzügliche Ruderer bewegen sie mein Boot in den kleinen Flüssen, die sich um die ganze Windrose drehen, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vorwärts. Im Vordertheile desselben sitzt ein Ruderer, der gleichzeitig die Aufgabe hat, uns Durchgang durch das Pflanzenchaos zu schaffen, was er mit wenigen Hieben seines krummen pisaan sehr flink abmacht. Dabei gehen die Augen in dem Laubdach der Bäume umher und sie sehen ein Thier viel früher als ich. Ist es schußgerecht und fällt es, so springt der Vormann aus dem Boot, doch nicht auf die Erde; die ist bei der Fluth, während welcher man allein in die kleinen Sungei hinein kann, hoch überströmt, auch nicht ins Wasser, sondern gegen den nächsten Stamm an, und so geht es mit einer Gelenkigkeit, gegen welche die eines Clowns sehr dürftig ausfallen würde, von Baum zu Baum, bis zu der Stelle, wo das Thier ins Wasser gefallen, oder in den Aesten hängen geblieben ist. Ein ganz glatter, etwa 50 Fuß hoher Stamm wird in einer Minute erstiegen und etwas langsamer verlassen. Auf solche Geschicklichkeit ist auch der Zugang zu ihren Wohnungen berechnet; ein Fehltritt, und ich, von Kopf bis Fuß ein orang blanda, verwandete mich in ein sehr dunkle gefärbtes Wesen. Ist man bis zur Treppe gelangt, die häufig nur aus einem gekerbten Baumstamm besteht, so ruft man in das auf Pfählen stehende Gebäude: Aton olo hoemah (Sind Menschen im Hause)? Ertönt als Antwort: Djatan (sind nicht), so befinden sich nur Frauen daheim und man darf nicht eindringen. Andernfalls ertönt aton. Der erste Raum ist für alle Familien gemeinsam, deren mehrere, doch in irgend einem Grade verwandt, in einem Hause wohnen. Er dient auch als Fest- und Empfangssalon. Daran stoßen andere durch dünne Wände getrennte Räume, welche man, wenigstens bei den Heiden, nicht betreten darf. In der Nähe der Thür läßt man sich nieder und wartet auf die bald erfolgende Einladung zum Weiterkommen.

Dann wird der Sirih Kasten gebracht, obwohl sie wissen, daß der Besuch diesen Genuß nicht annimmt. Ein besonders gefälliger Wirth drehte mir eine Cigarrette aus dem getrockneten Blatte von Nipa frutt, dessen innere Hautschicht entfernt war, und schenkte mir etwas Tabak, welcher sehr gut schmeckte. Hat man bei seinem Besuch einen bestimmten Zweck oder Wunsch nach einem Gegenstande, so ist es gut, denselben nur beiläufig zu erwähnen, wodurch man vielleicht zum Ziele kommt. Auf eine direkte Frage heißt es nur: „dia" (wir haben nicht). Die älteren Frauen und die Kinder werden sichtbar, die jüngeren Frauen und die jungen Mädchen lugen nur durch die Spalten nach dem fremden doean, einer großen Seltenheit für sie. Häufig bemerkt man Albinos. Daheim sind die Dajaken vielfach mit Flechten beschäftigt, wenn es nicht gerade die Zeit des Reisbaues ist. Auch reiche Dajaken sind hier ansässig. Einer derselben ist vor Kurzem für 1200 Gulden von einem Stamm im obern Kahajan aus siebenjähriger Gefangenschaft gelöst worden. Nur viermal im Jahre ist er während derselben auf je zwei Stunden aus der Hast des Stockes befreit gewesen. Jetzt kann er seine Füße nicht mehr gebrauchen. Er soll übrigens noch schmachtende Leidensgefährten haben.

Unser Bild stellt Dajaken vom Stamme der Ot lo Ot oder Ot Danum dar, welche in den Kampongs am Sungei Miri weit im Innern und in ziemlich ursprünglicher Wildheit hausen. In Bandjermassing waren derartige Eingeborene noch nicht gesehen worden, und ihre Sprache, welche vollständig von dem hiesigen Poeloepetalaisch verschieden ist, verstanden nur der Händler Bapa Babu und seine Söhne, auf dessen Zureden, doch nicht ohne einen Kontrakt, sie nach Bandjer gekommen waren, um den Residenten zu besuchen. Denn es ist möglich, mit ihnen in ein Rechtsverhältniß zu treten, wenn man ihre hadat (Gesetze) respektirt, nach welchen z. B. Babu für das Verlaufen eines Essens, so dem er eingeladen war, mit einer Geldbuße belegt worden ist. Sie vermitteln und betreiben mit der Familie Babu — die übrigens schon seit geraumer Zeit getauft ist — einen lebhaften Gitah- (Guttapercha-) Handel, und ohne ihre Freundschaft erworben zu haben, ist es unmöglich in dieser Richtung vorzudringen. Sie stehen mit den Ot Ngawong, welche im Busch leben, in steter Feindschaft, die sich in gegenseitiger Ermordung und im Hinterhalte auf einzelne Personen äußert. Auch bei ihrer Fahrt nach Bandjer wurden sie überfallen, wobei sie einen Ruderer verloren, selber aber drei von den Ot Ngawong tödeten und verzehrten, was Babu und seine Söhne, die ganz von den Launen dieser Menschen abhängen und ihres Kopfes nie recht sicher sind, resignirt ansehen mußten. Der vorletzte, rechts auf dem Bilde, mit der Sirihprime zwischen den Lippen, erklärte auf mein Befragen, daß die Backen des Ot Ngawong am besten geschmeckt hätten. Er ist der jüngste. Sie sind etwa 5 Fuß groß, schlank gewachsen und nicht so dunkel, wie die hiesigen Dajaken. Die Farbe geht mehr ins Gelbe über. Das lange schwarze Haar ist an der Stirn kurz geschnitten, hinten dagegen durch ein schmales Kopftuch in einen Knoten geschürzt. Die Stirn ist etwas gewölbter als bei den hiesigen Eingeborenen und die Köpfe erschienen mir alle mehr oder weniger seitlich zusammengedrückt. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Holzscheiben (soewang), welche aber nur der auf der linken Seite für die photographische Aufnahme anbehalten hatte. Um den Hals schlingen sie eine Schnur, auf welcher kantig geschliffene Achate (lamoeang) sitzen, und die mit einer flach im Genick aufliegenden holländischen Münze schließt. Der älteste trägt als Häuptling hieran vier unter einander hängende goldene Halbmonde, welche die ganze Brust bedecken. Die Kriegsjacken der Flügellente sind aus Thierfellen, beim dritten noch mit Kermelin versehen und aus geklopfter Baumrinde. Der letzte rechts war auf der ganzen Brust und auf den Armen mit symmetrischen Wellenlinien schön tatuirt, was leider auf der Photographie als zu dunkel nicht zur Geltung kommt. Sie tanzten uns einen Kriegstanz und ein das Lagerleben darstellendes Kriegsspiel vor, bei welchem ihre Geister „hantoe" eine große Rolle spielten. Dann begaben sie sich mit Geld und

[1]) Vgl. oben S. 25 und 44.

Digitized by Google

Cigarren belohnt im Gänſemarſch, voran der Häuptling, nach ihrer Prau zurück.

Mandonnai, 21. Juli.

Glücklich eingetroffen. Meine Prau war ſchwer beladen. Vorn arbeiteten vier kooli mit langen Rudern (dajong), am Steuerende mein Junge Samak und ein dajakiſcher Chriſt, Matthäus, mit kurzen (besä). Mein Aufenthaltsort iſt zehn Fuß lang, oben drei und unten ſechs Fuß breit, mit einem in der Mitte abnehmbaren Sonnendache und gegen den Regen mit Kadjang Wänden verſehen. Ich liege, leſend, ſchreibend, präparirend, meiſt auf einer Purunmatte. In einer Ecke kauert meine Leibgarde, ein ſogenannter Oppas, inländiſcher Polizeiſoldat, den mir der Controleur zum perſönlichen Schutz mitgegeben hat. Er ſteckt in einer etwas defekten, an die unſerer früheren Poſtillone erinnernden Uniform, und iſt mit einem alten Säbel und einem noch ältern Gewehr bewaffnet, von dem er mir nach meiner Ankunft hier erklärte: „Tuan, ich habe es unterſucht; aber es hat keine Luft und ich wage nicht es abzuſchießen.“ Es ſcheint eine Kugel darin zu ſtecken. Vielleicht kann er im Nothfalle das Bajonett gebrauchen.

Unter den Ruderern ſind zwei prächtig tatuirte Heiden und ein Mohammedaner aus den Negara-Diſtrikten. Der Oppas hat den Auftrag, ſie beſtändig durch Zurufe anzuſpornen. Wir paſſirten den Sungei Besarang, am rechten Ufer des Kapuas ausmündend, dann ſieben Poelau telo genannte Inſeln, ſpäter die Inſel Kalamit und langten nach etwa fünfſtündiger Fahrt hier an. Der Ort hat eine Kirche

Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom.

und etwa 160 Chriſten, ſowie eine Plantage von 2100 Kokosbäumen. In nächſter Zeit ſoll hier eine tiwah gefeiert werden und ſtehen 120 hampatong im Kampong.

Tumbang Hiang, 27. Juli.

Ich bin hierher 143 Stunden unterwegs geweſen, von denen 78 zum Rudern, 65 zur Raſt verwendet wurden. Die erſte Station waren nach achtſtündiger Fahrt zwei am linken Ufer des Kapuas gelegene einſame Dajakenhüttchen, Sakatep genannt, mit freundlichen Inſaſſen, dann paſſirten wir links die Mündung des Sungei Mantagai. Hier macht der Fluß viele Biegungen und iſt der Wald herrlich. An einer Stelle Telok Miman genannt ſtieg ich aus, um eine Meile über, unter und zwiſchen dem Wurzelgewirr zu jagen.

Vorbei an einem danau, d. h. an einer Stelle, an welcher bei Fluth übergetretenes Waſſer längere Zeit ſtehen bleibt — dieſe hieß lawong kadjang —, erreichten wir die durch eine Flußmündung gebildete große Bucht talok pipit, der gegenüber unter mächtigen Lunok Bäumen in kurzer Entfernung zwei dem Djata geweihte Opferhäuschen (karmat?) in Form einer mohammedaniſchen Miſſigit (Moſchee) ſtanden, neben jedem ein Flaggenſtock. Am folgenden Tage fuhren wir an Lawong pandong vorüber, erreichten die Mündung des Trusan Anpeng, einer ſchmalen Rinne, die bis zum Kahaiaufluſſe führen ſoll, und machten bei Petak poetih (weiße Erde), ſogenannt nach einigen Bänken weißen Quarzſandes am Ufer, Halt. Dann gelangten wir an die Mündung des Trusan Hadjenbjang. Am andern Tage ging die Fahrt am Lawong Malenta, ferner am trockenen Bette des Sungei Rear und am Lawong Lambut vorüber, und legten wir am erſten Kampong, oberhalb Mandonnai, an. Hier ſind die Ufer hoch und ſteil und werden auf eingekerbten Stämmen erſtiegen. Am folgenden Tage Station im zweiten Kampong Maugkor. Der weißköpfige Pembakal

Digitized by Google

(Häuptling) empfing mich sehr freundlich und schenkte mir Dammar, das ich mit Tabak erwiderte. An seinem Hause, welches trotz der natürlichen Anhöhe auf 15 Fuß langen Pfählen ruht, hingen an 200 Unterkiefer von Wildschweinen. Die jungen Männer trugen aus Rottan geflochtene Kappen und in den sehr großen Ohrläppchen, welche bei einigen schon die Schulter erreichten, bleierne Ringe. Die jungen Frauen waren nur durch Kunstgriffe zum Erscheinen zu bringen. Sie sind meist schön, aber sehr fett, was als Zierde gilt. Dann kamen wir vorbei am Lawong Naravoa, nach dem Kampong Nungkolajang am rechten Ufer, der aus zwölf auf mindestens 25 Fuß hohen Pfählen ruhenden Häusern besteht. Werden die zweietagigen Treppen hinaufgezogen, so bildet jedes eine den inländischen Waffen wohl gewachsene Festung.

An allen befanden sich Zaubermittel aus Thierschädeln und wunderbar gewachsenen Aesten und Wurzeln, um den bösen Geistern den Eintritt zu wehren.

Die Männer machten, wie das ganze von bajakischer Gleichgültigkeit redende, sehr verwahrloste Dorf, einen unheimlichen Eindruck. Sie dankten mir auch nicht auf mein tabé, was übrigens Sitte ist, nämlich nicht zu danken. Nur wenige ließen ein langgezogenes „ijoh“ hören. In der Nähe der Häuser stehen die Reishäuschen (lepau) und unter jedem Hause befinden sich große aus Baumrinde bestehende Gefäße zur Aufnahme von Reis. Einige alte Frauen waren beim Reisstampfen. Von hier aus ging es am Lawong Pantau, an dem weiter landeinwärts ein Kampong liegen soll, vorüber durch Reisfelder und an den passah vorbei auf Tumbang Hiang zu. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht mehr, dasselbe an diesem Tage zu erreichen, und machten wir eine halbe Stunde davor Rast. Als ich Halt befahl „lahpaten“ meine Ruderer. Dieses lahap ist eine nach überstandener Gefahr, Sieg, großer und erfolgreicher Arbeit bei den Dajaken beliebte Sitte. Einer beginnt den Ruf: Ao-lélélélélélélé ..., worauf alle mit einem tiefen, etwas gezogenen, klagenden oh einfallen und dann mit einem fürchterlichen „huih“ schließen. Dieses wird mehrere Male wiederholt, und betheiligen sich alle mit sichtlichem Vergnügen daran. Am heutigen Morgen gelangten wir nach kurzer Fahrt in Tumbang Hiang an, wo ich von Raden Muda Singa Patie, einem noch jungen Manne und von dem Gouvernement mit diesem vollönenden Titel als Oberhäuptling des ungehenten Distriktes „midden und boven kapuas“ angestellt, freundlich begrüßt wurde. Er wohnt in einem kleinen, durch Pallisaden geschützten, mit einigen Geschützen und zwei kleinen Kanonen armierten Fort (Benteng oder Kotta), in welchem auch ich Aufenthalt nehme, auf der linken Seite des Kapuas bei der Mündung des Soengei Hiang, während der Kampong auf der rechten Seite liegt. Der Hiang hat fast schwarze, der Kapuas gelbes und in seinem untern Laufe madeirafarbiges Wasser.

Vielleicht gehe ich von hier später über Land nach Buntok. Hier ist es mir auch gelungen, in den Besitz eines Schädels von einem Oto Ot, einem Buschdajaken, zu gelangen, welcher in einem Baumhudelbehälter befindlich an einem Baum hing und gefüttert wurde. Bei der großen Bedeutung, welche solchen Schädeln hier in religiöser Hinsicht beigelegt wird, ist eine solche Erwerbung sehr schwer und werthvoll.

Der Raden schenkte mir ein Kriegsbeil mit Kapok gefüllt, einen Kriegsgehut mit Tinggangfedern aus Affenfell und eine wunderschöne Matte, wofür ich ihm meinen Dolch verehren mußte. Er hat drei gegenwärtig in den Reisfeldern beschäftigte Frauen. Des Abends sitze ich mit dem Prinzen auf sehr fragwürdigen Stühlen beim Schein einer cylinderlosen Lampe, während das Gesolge in einem Halbkreise auf der Erde kauert, und befrage ihn gründlich über hiesige Sitten.

Die Indianer des Gran Chaco.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

II.

Ueber die Sprache der Matacos.

Wie bereits erwähnt, besitzt jeder der die theils bewaldeten, theils kahlen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Indianerstämme, ausgenommen die Chiriguanos, die ein verstümmeltes Guarani reden, seine eigene Sprache, über welche jedoch bis jetzt jeder Anhalt fehlt, mit Ausnahme derjenigen der Matacos, welche Pater Remedi während seines vierzehnjährigen Aufenthalts bei diesem Stamme gründlich studirte und kennen lernte. In Nachstehendem soll versucht werden, so weit es der eng bemessene Raum gestattet, dem Leser einige Mittheilungen über das Wesen dieser immerhin originellen Sprache, die zwar so arm an Worten wie das ganze Volk arm an Gedanken ist, aber dennoch alle Grundelemente zu einer höhern Vollkommenheit besitzt, zu machen.

Die Matacosprache ist reich an Gurgel- und Nasenlauten, weshalb man scharf aufpassen und ein feines Gehör haben muß, um bei der diesen Indianern eigenen undeutlichen Aussprache nicht a mit o oder u, oder umgekehrt, zu verwechseln, da andernfalls das Wort oft einen ganz entgegengesetzten Sinn, als den beabsichtigten, erhält. Dieselbe Aufmerksamkeit hat man auch bei der Aussprache von o und i zu beobachten. Die Vokale werden bald kurz, bald lang ausgesprochen, wodurch die Worte verschiedene Bedeutungen erhalten; so heißt z. B. yél tódt, yél milde. Die Konsonanten d, f und r kommen nie vor; das j am Ende eines Wortes sprechen die Matacos wie unser deutsches ch aus.

Für Gegenstände, die diesen Indianern früher unbekannt waren, die sie aber später kennen lernten, haben sie aus den vorhandenen Worten ihrer Sprache Bezeichnungen zusammengesetzt. So kannten sie früher weder Pferd, noch Kuh, noch Schaf, dafür aber andere Thiere, die mit den erwähnten eine entfernte Aehnlichkeit haben. Sie verglichen das Pferd mit dem Tapir, die Kuh mit dem Hirsch und das Schaf mit dem Reh; deshalb nennen sie das Pferd yela-taj (großes Tapir), die Kuh yoare-taj (großer Hirsch), das Schaf zunna-taj (großes Reh), Branntwein yno-taj (großes Getränk).

Digitized by Google

Auch aus der spanischen Sprache haben sie einige Bezeichnungen in die ihrige aufgenommen, dieselben aber derartig korrumpirt, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. So die Worte asnú der Esel, caila die Ziege, mitzi die Katze, tolo der Stier, chaotitas das Maulthier (wörtlich „große Ohren“).

Artikel fehlen dieser Sprache. Ebensowenig kennt dieselbe einen Unterschied zwischen männlichen, weiblichen und sächlichen Substantiven. Auch die Deklination fehlt vollständig. Es existiren nur der Singular und der Plural. Was die Bildung des letztern betrifft, so wird er durch Anhängung von einem, zweien, auch dreien Buchstaben an den Singular erzeugt, wie nachstehende Beispiele beweisen.

Singular		Plural	
hinó	der Mensch	hinól	die Menschen
asnac	der Mann	asnacai	die Männer
ziana	das Weib	zianai	die Weiber
us	der Gute	ucis	die Guten
lennec	die Muschel	lennai	die Muscheln
juitzag	der Schlechte	juitzés	die Schlechten

Die regelmäßigste Pluralbildung herrscht bei den Substantiven, welche im Singular auf j endigen; dieser Buchstabe wird dann einfach in s verwandelt, z. B.

Singular		Plural	
sinoj	der Hund	sinos	die Hunde
yelatáj	das Pferd	yelatás	die Pferde
alcetáj	die Orange	alcetás	die Orangen

Von dieser Regel sind dem Pater Remedi nur zwei Ausnahmen bekannt geworden, nämlich: nisój die Sandale, nisojés die Sandalen, plittréj der Arme, plitrés die Armen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden Worte: huó und ji oder iji. huó bedeutet: Macher, Arbeiter, Jemand, der bei irgend einer Sache beschäftigt ist; weshalb die Mataco s durch Anhängung dieses Wortes an die Bezeichnung der Materie eine Menge neuer Worte schaffen, mit denen sie auch alle Handwerke bezeichnen. Z. B. huétte das steinerne Haus, huétte-huó der Maurer, joló der hölzerne Pfahl, joló-huó der Zimmermann, jualá der Tag, jualá-huó der Tagmacher, das Morgenlicht.

Die Anhängung der Silben ji oder iji an ein Wort bedeutet eine Sache, die mit einer andern verbunden ist; wie: yoasetás die Kühe, yoasetásji der Corral, Kuhhof, hnaj das Wasser, hnajji der Brunnen, die Quelle, ayoj der Tiger, ayoji Ort, wo der Tiger seinen Durst löscht, hualá das Licht, hualáji der Leuchter, hojotoj der große Geist, hojotoji Ort, wo der große Geist wohnt, Kirche.

Was die Zeitwörter betrifft, so besitzen diese keine Personenkonjugation, sondern ebenfalls nur einen Singular und Plural: nihuin (ich, du, er, sie, es) habe, hast, hat, ihuennin (wir, ihr, sie) haben, habet, haben.

Will der Mataco einen besondern Nachdruck auf eine der Formen des Zeitworts legen, so setzt er eines der wenigen Fürwörter, über welche er disponirt, vor die betreffende Form. Dieselben sind: nuslam ich, nualamil wir, uns, amoe du, amai ihr, euch.

Besitzanzeigende Fürwörter sind: nu mein, a dein, lu sein.

Beim Verbum kann man außerdem noch die drei Zeiten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sowie die drei Moden Indikativ, Imperativ und Infinitiv unterscheiden. Diese verschiedenen Abwandelungen werden aber nicht allein durch Umwandelung der Endsilbe des Infinitivs, sondern auch durch Vorsetzen und Zwischenschieben von Silben vor oder in den Stamm des Verbum erzeugt.

Betreffs der Steigerung der Eigenschaftswörter, resp. der Umstandswörter, ist es auffallend, daß sie außer dem Positiv nur den Superlativ, dagegen keinen Komparativ besitzen. Wollte ein Mataco z. B. sagen: „Peter ist besser wie Johann,“ so würde dies lauten: „Pedlo iis, Juan iisité!“ (Peter ist gut, Johann ist nicht gut!)

Der Superlativ wird durch ein langgezogenes Dehnen der vorletzten Silbe des Positiv gebildet:

Positiv		Superlativ	
iis	gut	iiiiis	sehr gut
tujueci	weit	tujueeeeeci	sehr weit

Die Verneinung wird bei Adjektiven, Adverben und Verben durch Anhängung der Silben ité und eté ausgedrückt:

iis	gut	iisité	nicht gut
maat	schlecht	maatité	nicht schlecht
nihuen	ich lüge	nihueneté	ich lüge nicht.

Sehr arm ist die Sprache an Zahlwörtern, für welche sie nur die fünf nachstehenden Bezeichnungen hat: jotejuji eins, jotejuasei zwei, lojtijuayenól drei, jualisiji vier; fünf, sechs, sieben u. s. w. heißen gleichmäßig nitóe, viel.

Da, wie gezeigt, der Matacosprache jede Deklination und auch fast jede Konjugation fehlt, so bestehen die Mittheilungen und Erzählungen dieser Indianer nur aus einer ganzen Reihe zusammengesetzter Wörter, mit ab und zu dazwischen geschobenen einfachen Sätzen. Hier einige Beispiele solch zusammengesetzter Wörter und einfacher Sätze.

ayoj letóe, Kopf des Tigers.
nu lo lu cai, mein Reitthier sein Zügel.
nu schiá lu huette nihuin hualá, mein Vater sein Haus hat Licht.
nu chila lu chiéjna maatité, mein Bruder seine Frau ist nicht schlecht.
a huóe ona amai, dein Herr ruft euch.

Mit wenigen Strichen ist hier das Skelet der auf der untersten Stufe der Entwickelung stehenden Matacosprache entworfen, die, so arm an Worten und Formen sie auch ist, dem Bedürfnisse der einfachen brannen Naturkinder doch vollkommen genügt.

Als sicher darf wohl angenommen werden, daß die Civilisation, wenn sie unter den Matacos einst festen Fuß fassen sollte, woran vor der Hand nicht zu denken, die alte Sprache nicht weiter ausbilden, sondern dem Untergange weihen wird, um an ihre Stelle das spanische Idiom zu setzen; ein Schicksal, das den Sprachen aller wilden nomadisirenden Völker Südamerikas früher oder später bevorsteht.

Digitized by Google

Wie nennen sich Völker?

Von **Rudolf Kleinpaul.**

V.

Die Physiognomie eines Volkes wird nicht allein durch körperliche Merkmale, sondern zugleich durch seine Tracht, seine Kleidungsstücke, seine Waffen, seine Schmuckgegenstände bestimmt. Den Römer, der keine Hosen trägt, der sie wenigstens erst spät unter der Kaiserherrschaft angezogen hat, fallen die „Braccae" der asiatischen und nordischen Stämme auf; wie uns umgekehrt der Kilt der Bergschotten und die Fustanella der Griechen auffällt. Was Wunder, wenn nun Namen wie Bracati oder Φουστανελάδες gebildet werden? Man könnte sagen, die Menschen theilen sich in Culottes und Sans-Culottes, wenn nicht die Republikaner von 1793 wirklich lange Hosen getragen hätten; sie trugen nur keine Kniehosen (la culotte courte).

Fast regelmäßig entlehnen oder bekommen politische Parteien ihre Namen von gewissen Abzeichen oder Farben: aus der französischen Revolution sind z. B. noch die Rothmützen oder Bonnetsrouges, aus dem Lamaismus die Gelbmützen bekannt, und im modernen Rom führen die Anhänger des Papstes den Spitznamen Hasenjäger oder Caccialepre: er schreibt sich aus dem Jahre 1867 von den päpstlichen Freiwilligen her, deren dunkelgraue Uniform an Feldjäger erinnerte. •Schon die Kreuzfahrer hießen so von dem rothen Kreuz, das sie mit Hinweisung auf Luc. 14, 27 auf der rechten Schulter trugen. Aber Mützen und Abzeichen charakterisiren nicht bloß Parteien, sie charakterisiren auch ganze Völker. Ein Stamm in Centralasien führt den türkischen Namen Karakalpaken, Schwarzmützen; der Name der Katten, eines germanischen Volksstammes, hängt wohl unzweifelhaft mit dem englischen hat, Hut, zusammen und ist von der Tracht eines Filzhutes abzuleiten. Ihre Verwandten, die Hessen, heißen dagegen nach dem blauen Kittel, den sie bis auf den heutigen Tag tragen, Kittelmänner:

„Der Kittelmänner acht ich klein,
Für ihn werd ich wohl sicher sein,"

rief Pfalzgraf Philipp im Jahre 1500 dem Landgraf Wilhelm von Hessen zu; worauf denn die hessischen Kriegsleute sämmtlich einen weißen Kittel anziehen mußten, und

der Kittel-Hessen kam so viel,
daß der Pfalzgraf verlor das Spiel.

So haben die Engländer für die obenerwähnten Blackfeet auch den Namen Kleinröcke (Small-Robes), und die Käfirs an den Abhängen des Hindukusch, welche Pelze aus schwarzen Ziegenfellen tragen, gelten für Sijaposch, d. i. Schwarzvölker.

Ich will dahingestellt sein lassen, ob die Savoyarden — Savoyard ist genau so wie das englische Spaniard gebildet — ihren Namen von den Holzschuhen haben, die in Frankreich sabots heißen; sie würden ein Pendant zu den piemontesischen Sabatati, den Waldensern, und zu der Sekte der Zoccolanti bilden. Dergleichen Holzpantoffeln, die man in Alpengegenden häufig antrifft, führt das Volk auch in Ostpreußen unter dem Namen Korken, nicht zu verwechseln mit den litauischen Pareeken, die aus Lindenbast geflochten sind. Es sei beiläufig erwähnt, daß von diesen Pareeken der Berliner Ausdruck „Pariser" für ein Paar Morgenschuhe herkommt.

Bei kriegerischen Völkern werden naturgemäß die Waffen den entscheidenden Eindruck machen und den Namen geben. So hat man die Germanen selbst als Speermänner oder Germänner erklären wollen, während sie wahrscheinlich die guten Schreier, die ungestüm tobenden und Schrecken einflößenden Krieger sind, als welche die niederrheinischen Franken den Galliern erschienen (kelt. garmwyn, d. i. Schreier, Raiser). Einzelne deutsche Stämme sollen, wie die Chersusker und die „Speerdverae", nach ihren Schwertern, oder wie die Bastarner nach ihren geflochtenen Schilden benannt sein. Es ließe sich wohl für jede Waffe ein entsprechender Volksname austreiben, und es ist interessant, daß die bogenberühmten Scythen auch „Bogenschützen" heißen. Scythen wurden die Bewohner des heutigen Rußland von den Griechen genannt. Man hat darin eine Gräcisirung des Namens Tschuden erkennen wollen; aber wahrscheinlich bedeutet Σκύθης „Bogenschütze" und stammt aus deutscher Wurzel. Τόξευος hieß ein Scythe, der noch vor Anacharsis nach Athen gekommen und Freund des Solon gewesen sein soll. Dieses Toxaris ist nur eine Uebersetzung von Scythe.

Balois behauptet, das Wort Picard komme von piquer, im Sinne von beleidigen, anstoßen, weil die Träger dieses Namens, „irasci celeres", leicht etwas übelnehmen und pikirt sind. Er fügt hinzu, daß aus demselben Grunde ihre Nachbarn, die den gleichen Fehler haben, Flamänder genannt worden seien, nämlich nach der Flamme, als ob man hätte andeuten wollen, daß sie leicht Feuer fangen. Aehnlich sind die Bewohner von Orleans bekannt ihrer scharfen Zunge wegen, die man mit dem Stachel einer Wespe vergleicht (Guêpe d'Orleans). Mit besserm Grunde glaubt man, daß der Name Picarden von der Geschicklichkeit herkomme, mit welcher sie die Pike handhabten, eine Waffe, deren sie sich zuerst im Krieg bedienten; es würde dies zugleich an eine andere Etymologie von Langobarden erinnern, wonach diese so ihrer Streitart oder Barte wegen heißen.

Für die Langobarden als Langbärte würden die Spanier und die Portugiesen etwa Barbudos sagen, indem bei ihnen Adjectiva auf -utus den Besitz mit prägnantem Sinn anzeigen: brazudo starkarmig, ojudo großäugig, cabelludo haaricht. Auf diese Art ist der Name Botocuden entstanden. Botoquo heißt auf Portugiesisch ein Faßspund; da nun die hölzernen Pflöcke, welche ein brasilianischer Indianerstamm in Ohren und Unterlippen befestigt, beinahe so aussehen, so hat man das Wort Botocudos, etwa „Verspundete" oder meinetwegen „Stöpsel", daraus gemacht und auf den betreffenden Indianerstamm bezogen.

VI.

Wem die Volksnamen nicht bloß taub in die Ohren klingen, wer in ihnen charakteristische Titel, sinnvolle Prädikate erblickt, die ihren Werth nur nachträglich verloren haben, der macht Bekanntschaft mit gar verschiedenen Leuten. Mit guten und bösen, hohen und niedrigen, vornehmen und geringen. Er findet gute Gesellschaft und schlechte Ge-

Digitized by Google

sellschaft wie unter den einzelnen Menschenkindern. Nur leider sind diese Prädikate nicht immer ausschlaggebend; man muß erst zusehen, wer sie gegeben hat: Stolz, Eitelkeit, Neid und Mißgunst spielen unter den Völkern dieselbe Rolle wie unter den Individuen.

Es ist besonders die edle Eigenschaft der Freiheit, aus der die Namen vieler, natürlich immer herrschender Stämme hervorgegangen sind. So leitet J. Grimm nicht nur den Namen der Franken und der Friesen aus der gothischen Wurzel freis = frei, sondern erklärt auch die Suevен = Schwaben als Leute „sui juris“, wobei er annimmt, daß auch diese Namen von fremden Nachbarn beigelegt worden seien; wie viel schöner, sagt er, klingt die von fremden Nachbarn zugetheilte Benennung, das sicherste Anerkenntniß öffentlicher Freiheit! (Geschichte d. d. Sprache §. 777.) Zweifelhaft aber könnte man doch sein, ob nicht andere Ehrennamen, deren die Ethnographie voll ist, vielmehr von den Eigenthümern selber aufgebracht und adoptirt worden seien. Zwar laufen die Begriffe von Freiheit und Aufrichtigkeit, Muth und Ruhm namentlich im Alterthum zusammen, wie ja das französische Adjektiv franc notorisch aus dem Völkernamen hervorgegangen ist. Doch sieht ein derartiges Selbstlob einerseits der menschlichen Eitelkeit zu ähnlich, ja wir sehen die Menschen sich nur zu gern mit ihrem Volksnamen brüsten; andererseits neigen die Völker vielmehr zur Herabsetzung und Verspottung als zum Preise ihrer Nachbarn, der blinden Hessen, der inertes ac stulti Chorusci (Tac. Germ. 36) u. s. w. Wenn die Arier im Gegensatze zu den verachteten Paria die Guten oder Edlen heißen; wenn die Daken = Dänen die Leuchtenden und Lichten, die Bructerer die Glänzenden, die Esthen die Geehrten, die Cimbern die Kämpfer oder Helden (eigentlich die Raubbeuten, aber Raub und Mord waren dem Alterthum keine entehrenden, vielmehr ruhmvolle und heroische Handlungen) — wenn sie das sein wollen, so kann man fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sie sich diese Titel selber zuerkannt, während wir umgekehrt, so oft wir einem recht gemeinen Schimpfwort begegnen, sicher sein dürfen, daß es von den lieben Nachbarn herrührt.

Der beste Beweis ist, daß unzählige bereits gebildete und gelänfige Völkernamen im Munde anderer Nationen zu Schimpfwörtern herabgesunken sind — eine höchst interessante und lehrreiche Studie, die wir aber hier nicht anstellen können, weil sie einem andern Gebiete, dem der Antonomasie, angehört, während wir hier der Entstehung der Namen selber lauschen.

Dagegen wollen wir noch einen Blick auf solche Namen werfen, welche der Hauptbeschäftigung eines Volkes entnommen sind: die Beschäftigung bedingt den Charakter und umgekehrt, daher die Völkernamen auch hierfür wieder oft genug typisch geworden sind. Dergleichen Namen, die gleichsam ein Amt anzeigen, lassen sich leicht ausfindig machen: der Chaldäer scheint mit der von ihnen gebrauchten Keilschrift, der der Parisii, der Athnen der heutigen Parisier, mit dem Schiffsbaudwerk zusammenzuhängen, daher Paris noch heute ein Schiff im Wappen führt; aber wir wollen hier lieber einen großen, bedeutenden Völkernamen anziehen, den der Russen.

Wenn der Berliner Taubstumme von Engländern spricht, so macht er die Geberde des Ruderns, das heißt, er nennt sie die Ruderer. Wirklich bedeutet dies der Name „Russen“, welcher keineswegs slavischen Ursprungs ist, so wenig wie die Stiftung des russischen Reichs von Slaven angegangen ist; sie ist es vielmehr von germanischen Einwanderern. Der Name Russen ist hergeleitet von dem Namen „Rodsen“, d. i. Ruderer, wie die Finnen die fahrenden Banden der von Schweden heriberkommenden Normannen nannten, mit denen sie schon früh in bald feindliche, bald friedliche Berührung kamen, und die sich, von den Slaven selbst zur Beendigung langwieriger innerer Verwirrung herbeigerufen, 862 dauernd zunächst am Ladogasee niederließen; Ruß ist eine Genitivform, zu der man „Leute“ zu ergänzen hat, eine im Finnischen häufige Erscheinung, soviel wie „Ruder(-leute)“. Schweden ist also das Heimathland der Russen, und noch heute nennen die Finnen Rußland das Wendenland (wenne-moa), Schweden dagegen das Russenland (ruotse-moa).

Der Wurzel nach ist der in Finnland entstandene Name Ruß allerdings nicht finnisch, sondern skandinavisch. Von den Finnen kam er zu den Slaven, dann wohl durch Vermittelung der Chazaren zu den Griechen und Arabern, die ihn in erweiterter Bedeutung faßten, wie sich diese gleichfalls in Westeuropa bildete und von dort nach Rußland eindrang. Die Finnen nun übertrugen den Namen von den eigentlichen Russen, die bald von ihnen wegrückten, auf alle Schweden, während die Slaven, die für diese einen ganz andern Namen wählten, mit „Ruß“ am Finnischen Busen angesiedelte, mit ihnen befreundete schwedische Ansiedler bezeichnet haben müssen. Dann dehnt sich der Name mit ihrer Herrschaft aus.

Die Eigennamen, welche in den ersten Jahrthunderten der russischen Geschichte vorkommen, sind ein Beweis dafür. Ihre Träger, die sich selbst Männer von russischer Geburt nennen, sind skandinavischer, speciell schwedischer Abkunft, ja sie führen auf die drei Landschaften Upland, Södermanland und Östergötland als auf die ursprüngliche Heimath des Russenstammes, dem Finnischen Busen gerade gegenüber, wo die stumpfe Ausbiegung der schwedischen Küste und die Brücke der Alandsinseln von Alters her zum Uebergang nach Osten einladen. Für die Schweden, ihre Verwandten im Westen, brachten die Russen am Finnischen Busen den Namen Waräger, d. i. Schutzbürger, auf, die, wenn sie über die Ostsee kamen, besondere Vorrechte genossen. Gleichzeitig mit der Herrschaft der Russen in jenen Gegenden entstanden, verbreitete er sich für die Skandinaven zu den anderen Völkern und verdrängte das frühere Ruß zu derselben Zeit, wo dieses eine ganz andere Bedeutung zu erhalten anfing.

VII.

Die Holländer nennen uns Mossen: „Hy is uit 't mossenland.“ „Hy heeft de mossespraak.“ „Beroerte mos.“ Sie nannten zunächst die Hollandgänger so, d. h. jenes Wandervölkchen, welches sich alljährlich zur Zeit der Heuernte oder des Torfstiches aus dem Münsterlande, dem Lüneburgischen und auch aus Hannover nach Holland begiebt, um dort Verdienst zu suchen; dieselben, welche sie auch mit dem Namen Hanneken oder, wohl im Hinblick auf das Heumähen, mit dem Namen „groene Duitschers“, grüne Deutsche, beehren. Sie nannten aber später die gesammten Deutschen Mossen, ja sie schelten sogar gelegentlich die Bewohner der niederländischen Provinzen Geldern und Overyssel, die sich dem Deutschthum nähern, so. Man kann das nur der geringen Bertiefe, ja der Feindseligkeit zuschreiben, welche die Niederländer zumal in früheren Zeiten gegen alles Deutsche hegten, und die durch einzelne ihrer Dichter, wie besonders durch Willem Bilderdijk, auf das kräftigste genährt ward. Der Ausdruck, Plural von Mos, hängt jedenfalls nicht mit Mos = Zeisig, sondern mit Muff zusammen, was einige wörtlich nehmen, indem es an die Pelzmuffe der westfälischen Soldaten erinnern soll, welche im Winter 1665 unter Bernhard von

Digitized by Google

Gaten die Niederländer schlugen, während nach Anderen ein plumper mürrischer Mensch darunter zu verstehen ist; übrigens scheint es, daß er nicht bloß dem äußern Wesen, sondern namentlich auch der Sprache der niederdeutschen Nachbarn galt, welche den Holländern merkwürdigerweise nicht sehr wohllautend vorkam.

Das ist freilich eine allgemeine Beobachtung. Was uns an fremden Menschen zu allererst auffällt, fast ehe wir noch ihre übrigen Sonderbarkeiten bemerken, ist, daß sie unsere Sprache nicht verstehen und diese nicht sprechen können, respektive, daß wir ihre Sprache nicht verstehen und sie nicht sprechen können.

Es ist nicht lange her, daß ein ostpreußischer Gutsbesitzer in einem Berliner Gasthof den Kellner rief und ihm folgenden Befehl ertheilte: „Schicken Sie mal die Mariell rauf, daß sie mit dem Kodder kommt, ich habe den Schmand verschwabert“ — und daß der Kellner zum Besitzer lief und sagte, es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehen.

So heißt es, daß dereinst zwei reisende Bretonen nach Lyon kamen und hungerig nach „bara“ und „gwin“, will sagen nach „Brot“ und „Wein“, schrien, aber von Niemand verstanden wurden, und daß daher das Wort baragouin für ein unverständliches Gerede komme. Ja, in Folge dessen heißt im Französischen bretonner oder parler bret selber stammeln, eigentlich Bretonisch, d. h. für einen Franzosen unverständlich reden.

Dieser auf Gegenseitigkeit beruhenden Verkehrsunfähigkeit verdanken ihre Entstehung etliche der wichtigsten Völkernamen.

Nicht selten werden sie kurzweg auch so ein paar auffälligen Wörtchen fabricirt. Wie gewisse Phrasen und Gebete gern zu Spitznamen religiöser Sekten werden, z. B. „Bog milai“ (Gott erbarme dich) zu dem der Bogomilen oder „Fato bono Fratelli“ (Thut wohl, Brüder) zu dem der Barmherzigen Brüder in Italien, der Benfratelli: so erlangen wohl ein paar zufällig hingeworfene Silben bei Fremden, die sie zufällig aufgeschnappt haben, den Rang von Völkernamen. Bekanntlich nannten die Holländer die mehrerwähnten Ureinwohner am Kap der guten Hoffnung, die Koi-koin, nach zweien ihrer gewöhnlichsten Schnalzlaute Hottentotten. Diese Schnalzlaute (clicks) werden durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht; die beiden in Rede stehenden gebrauchen wir selbst, der eine (hott) ist ein bekanntes Fuhrmannswort, mit dem andern (tott) drücken wir Verdruß und Tadel aus. Man hat deshalb die Hottentottensprache mit der Sprache der an Krämpfen leidenden Alpenbewohner oder mit dem Geschrei des Truthahns verglichen. Aehnlich heißen die Matebo-Watschen, ein rumänisches Volk der Balkanhalbinsel, die von den Griechen und Südslaven als „hinkende Walachen“ (Kutzowlachen) bezeichnet werden, Zinzaren, weil sie in ihrem Dialekte, der sich durch Vorliebe für das härtere z auszeichnet, zinz statt tschintsch (sünf) sagen. In Frankreich nennt man j und g nach Kinderart wie z aussprechen: zézayer. Endlich gehört hierher auch der Name Yucatan. Als nämlich die Spanier die Küsten des Landes 1506 betraten, fragten sie die Indianer, wie es hieße. Diese antworteten: juca tan, d. i. Was sagst ihr? — Sie ahnten wohl nicht, daß diese simple Frage fortan in allen geographischen Lehrbüchern Europas als ihr Name figuriren werde.

Unter den Romanen sind aus der Partikel der Bejahung wichtige Ländernamen hervorgegangen. Von der mit oc = hoc bejahenden Sprache erhielt ein großer Theil des südlichen Frankreich den Namen „la Languedoc“, während das übrige Frankreich „la Langue d'oui“, eigentlich „la Langue d'oil“ genannt ward; dieses oil ist so viel wie hoc illud. Beide Partikeln entsprechen unserm „das ist's“, dem griechischen ταῦτα. Im Gegensatz zu Frankreich nannte Dante Italien „il dolce paese, dove il si suona“; dieses si ist das lateinische sic, statt dessen der Römer in bejahendem Sinne lieber ita setzte.

Minder unmittelbar nennen sich die Völker unter einander mit Worten ihrer eigenen Sprache Stammler, Stumme und Handerhauder. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Griechen die Barbaren nach ihrer ihnen fremdartig klingenden Sprache bezeichneten und dabei das Wort βάρβαρος mit lat. balbus, d. i. stammelnd, übereinstimmt. Zwar kann man auch βαρβαύζειν = lollern, knurren, und Persisch barbar = geschwätzig, närrisch vergleichen, so daß nicht sowohl auf die Unvollkommenheit als vielmehr auf die Seltsamkeit und gleichsam Menschenunähnlichkeit der Sprache Rücksicht genommen wäre, etwa wie der römische Advokat Polyänos den Cimbern und Teutonen thierische Stimme beimaß, Julian die Gesänge der rheinischen Deutschen dem Rabengekrächz verglich und auch die romanischen Nationen unsere Sprache Pferdegewieher und Hundegebell gescholten haben. Doch würde Barbar, als Stammler, auf das Genauste dem obigen bretonner entsprechen.

Wem fallen bei dem Wort Barbaren nicht die Barabra, die Bewohner des obern Nilthals, ein? Beide Namen sind in der That einander analog. Denn Barabra kommt von arabisch brr, nicht sprechen können, babbeln, lallen. Die Nubier nennen dagegen wieder die Aegypter spöttischerweise Wod er-Nil, Söhne des Schwemmlands. Andererseits ist wohl aus dem Namen Barbaren der Name Berbern für die Ureinwohner des nordwestlichen Afrika hervorgegangen. Seit der Besitznahme von Marokko, Tunis, Algier, Tripolis durch die Türken kam allmälig der Name Berbern oder Barbareken für die Bewohner auf, man bezeichnete sie als Barbaren wegen des systematischen Seeraubs, welchen sie trieben, und wegen der Grausamkeit, mit welcher sie die in ihre Hände gefallenen Christen behandelten. Berbern und Barabra sind nicht zu verwechseln.

Die Slaven gehen noch weiter. Sie bezeichnen den Deutschen geradezu als Stummen, Njemetz, und dieses Wort hat eine mancherlei Verbreitung genommen, indem es in den Mund der Ungarn (nemet), der Kalmücken (nemessch), der Türken (nemtsche) und der Araber (nimsâwi) übergegangen ist. Da die Ungarn selbst „bix dajes“ sprechen wollen, so ist es billig, daß der hunnerkut német, der deutsche Hundsfott, sein Magyarisch spricht. Sie haben auch einen andern Fluch, wo sie für den Deutschen „Schwob“, d. i. Schwabe, sagen. Dem Njemetz setzt Mitlosich den Slovenen (slovjentz) als deutlich Redenden entgegen; Slaven wären danach überhaupt die „Redenden“, gleichsam das Wort (slovo) Besitzenden. Allerdings werden diese letzteren Namen erst durch den Gegensatz hervorgerufen worden sein, da an sich einem Volke die Gabe der Rede zu natürlich erscheinen muß, um sie besonders hervorzuheben. Nach Grimm (Gesch. 226) wäre Slave mit Sueve, d. i. frei, identisch, und nach einer selbsamen Ironie daraus wieder das Wort Sklave hervorgegangen. Doch erscheint unsere Erörterung um so mehr gerechtfertigt, als auch der Name der slavischen Jazygen, die 170 n. Chr. das römische Reich angriffen, auf diese Weise zu erklären und auf russisch jazik, Zunge, zurückzuführen ist.

Gerade so nennt man auf Cuba neu importirte Sklaven, die noch nicht Spanisch sprechen, bozales, d. i. Maulkörbe, weil sie gleichsam den Mund nicht aufmachen können.

Nur beiläufig, weil von geringerm Umfang, sei erwähnt,

Digitized by Google

daß wie die fremde Sprache, so mitunter auch die fremde Religion zur Bildung eines Volksnamens Veranlassung gegeben hat. Käfir heißt im Arabischen ungläubig, und dieser Name wird von den Arabern nicht nur den christlichen Europäern, sondern auch zwei heidnischen Völkern beigelegt, für welche er nun auch bei den Christen, zunächst den Portugiesen, selber in Gebrauch gekommen ist: den Käfirs an der Grenze des östlichen und westlichen Hochasien und den Kaffern in Südafrika. Außerdem nennen die Mohammedaner so auch die in Persien und Ostindien noch übrigen Bekenner des Parsismus, die sogenannten Gebern (persisch ghebr), und daraus ist wiederum das türkische Giaur hervorgegangen.

Ein anderer gemeinsamer Name für viele Völker bei den Mohammedanern, z. B. für die Barea, und die allgemeine Bezeichnung der heidnischen Neger von Seiten der christlichen Abyssinier, speciell der Bazen oder Kunama, ist das ebenfalls „Heiden“ bedeutende Schangalla oder Schankala.

Am bequemsten haben es sich die Engländer gemacht. Als technischen Ausdruck für alle Gläubigen im Gegensatz zu den Hindu, Mohammedanern und Buddhisten hat die englische Amtssprache das Wort „Andere“ (Others) eingeführt. Dieser „Andere“ ist in seiner primitiven Einfalt eine seltene Perle von einem Völkernamen. Es gemahnt an den Thurm zu Babel, wo sich die Völker schieden und es zum ersten Male Andere gab auf der Welt. Es spricht unumwunden aus, daß Völkernamen nur etwas Relatives sind und daß sie nur auf Gegenseitigkeit und Wechselbeziehungen beruhen. Und ich habe noch andere Schafe, heißt es im Evangelium, die sind nicht aus diesem Stalle; dieselben muß ich herführen und wird Eine Herde und Ein Hirte werden. Wenn das geschähe, so wären die Unterschiede der Menschheit abermals ausgeglichen, die „Anderen“ gingen mit den „Einen“ brüderlich zusammen und sie könnten wiederum sprechen: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Prof. Dr. Friedrich Umlauft hat sein mehrfach empfohlenes geographisch-statistisches Handbuch „Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie“ (mit 150 Illustrationen. Wien, A. Hartleben, Preis 6 Gulden) in zweiter Auflage umgearbeitet und erweitert erscheinen lassen. Ungarn darin mehr als bisher berücksichtigt, Bosnien und die Herzegowina neu aufgenommen und ein sehr dankenswerthes Ortsverzeichniß hinzugefügt. Der allgemeine Theil behandelt die physische Geographie und Statistik, der besondere namentlich die Topographie, und hier sind schon die Resultate der letzten Volkszählung aufgeführt. Das Werk eignet sich für ein größeres Publikum sowohl zum Nachschlagen als zur Lektüre, für letztern Zweck namentlich die anderen Werken entlehnten „Charakterbilder“ einzelner besonders interessanter Objekte.

Derselbe Verlag sandte uns von seinen „Illustrirten Führern“ (s. „Globus“ XLI, S. 382) drei neue Bände, nämlich: 1) Helfch und Kowszewicz, Führer durch die ungarischen Ostkarpathen, Galizien, Bukowina und Rumänien (mit 50 Illustrationen und 6 Karten; Preis 3,60 Mark), für diese Länder wohl das erste derartige Werk, in welchem nur zu blättern uns schon von Interesse war; 2) Führer durch Triest und Umgebungen (Aquileja, Görz, Pola, Fiume, Venedig, Istrien, Quarnero und Pontebbabahn) (mit 36 Illustrationen und 5 Karten; Preis 2,70 Mark) und 3) Nabl, Führer durch Nieder-Oesterreich (mit 65 Illustrationen und 1 Karte; Preis 3,60 Mark). Die Ausstattung der Bücher ist vorzüglich, der Preis mäßig, die Illustrationen sind gut und, soweit wir zu urtheilen vermögen, naturgetreu; sie scheinen uns für den länger an einem Orte verweilenden Sommerfrischler besonders geeignet.

— Im System der Flüsse Eruslan und Turgun an der Grenze der Gouvernements Astrachan und Samara liegt ein großes Gebiet von lehmig-salzhaltiger Bodenbeschaffenheit. Dasselbe gehört dem astrachanischen Kazakenheere und lag bis zum vorigen Jahre vollkommen wüst, so daß nicht einmal Vieh dort Weide fand. Die Verwaltung des Kazakenheeres hatte im Jahre 1880 den Ingenieur Samsonow mit dem Nivellement dieses Landstriches beauftragt. Nach rascher Erledigung dieser Arbeit schlug der Genannte die Anlage eines Dammes vor, welcher den Abfluß des Wassers aufhalten und eine Bewässerung des ganzen Striches ermöglichen sollte. Nach Anweisung der nöthigen Gelder schritt Herr Samsonow zur Ausführung des Baues und stellte in kurzer Zeit einen Damm von 5 Werst Länge und $^3/_4$ Saschen (1,6 m) mittlerer Höhe her. Zur Befestigung der Böschungen legte man 7000 Quadratsaschen (1 Sasche = 2,134 m) Rasen und zum Festhalten des Rasens wurde rohes Strauchwerk verwendet, zum Schutze gegen den Anprall des Wassers aber Flechtwerk hergestellt. Kaum war der Damm fertig, so bedeckte sich eine Fläche von 1000 Desjatinen mit Wasser und das Durchsickern desselben zu beiden Seiten des überschwemmten Raumes begann. Schon im Jahre 1881 zeigte sich in Folge des Dammbaues Gras und zwar von den besten Sorten an Stellen, wo vorher gar nichts wuchs, auch Holzstriche schlossen sich an und versprechen zu Baumwuchs zu entwickeln.

(Nach dem „Astrachan. Spraw. Listok“.)

Asien.

— Die Einwanderung der Juden in Palästina hat durch den Befehl des Sultans, daß ihnen dieselbe überall in der Türkei, aber nicht in Palästina gestattet sei, keine merkliche Unterbrechung erlitten. In Folge hiervon entstehen immer wieder neue Judenquartiere außerhalb der Stadtmauer Jerusalems. Gegenwärtig sammeln sich dieselben in dem Raum zwischen dem Damaskusthor und den Königsgräbern, woselbst ein großes Judenspital gebaut werden soll. Die Stadt Jaffa ist angefüllt mit einwandernden Judenfamilien, die sich irgendwo anzusiedeln gedenken. Ein Theil derselben hat in der deutsch-amerikanischen Kolonie eine zeitweise Unterkunft gefunden. Es sind theils wohlhabende Leute, die sich in den verfügbaren Räumen der Wohnhäuser eingemiethet haben, und ihre Kinder in die Tempelschule schicken, theils sind es arme Familien, die in Zelten wohnen. Sie suchen Land zur Anlegung jüdischer Kolonien zu erwerben; ienseits Jaffur ist es ihnen gelungen, ein Stück Land zu kaufen, auf welchem 14 Familien sich niederlassen sollen. Die Wahl dieses Platzes ist in gesundheitlicher Beziehung zu billigen, weniger dagegen in Hinsicht der Tragfähigkeit des

Digitized by Google

Bodens, indem derselbe viele Sandstrecken enthält. Die jüdische Kolonie am Rudschefluß (unweit nordöstlich von Jaffa), welche sich nur durch die Rückkicht auf die Tragfähigkeit des Bodens leiten ließ, ist unter anderen auch wegen der ungesunden Lage des Orts gescheitert. („Warte des Tempels".)

— Am 14. (26.) Mai 1882 ist zum ersten Male ein Dampfer, „Moskwa", von 60 Pferdekraft und mit nur geringem Tiefgang, nachdem er durch das Eismeer in den Jenisei eingelaufen, in Krasnojarsk angekommen um fortan regelmäßige Fahrten zwischen der genannten Stadt und Jeniseisk aufzunehmen.

— Die aus Ost-Turkestan auf russisches Gebiet eingewanderten Solonen und Torgouten erweisen sich, wie die Sibirische Zeitung mittheilt, von großem Nutzen für ihr Wohngebiet. Sie sind arbeitsliebend und zuverlässig; mit ihrer Hilfe sind zahlreiche Staats- und Privatgebäude in Ziegelbau sehr billig ausgeführt worden. Der General Kolpakowski hat ihnen für ihre Ansiedelung mannigfache Freiheiten bewilligt. Die meisten von ihnen sind bereits zum Christenthum übergetreten, sie haben in der Hauptansiedelung einen Geistlichen, der in ihrer Muttersprache den Gottesdienst abhält, und auch schon eine gute Schule.

— Mittheilungen der Turkest. Ztg. aus Pendshekent besagen, daß die Expedition des Dr. Regel mit dem Topographen Kosjakow eigentlich von Pendshekent aus über den Sec Iskander-kul und den Paß Mura nach Hissar und von dort über die Stadt Bal-Dshuan nach Darwaj gehen wollte. Die Nachrichten über die schwierige Passirbarkeit der Wege in Folge des bedeutenden Schneefalles von vergangenem Winter ließen ihn jedoch die Richtung ändern und einen neuen Weg von Pendshekent aus über den Karatag und Hissar einschlagen. Nach Aussage der Führer ist dieser Weg ganz bequem, führt auf einem Bergplateau entlang und bietet in geographischer Beziehung besonderes Interesse, weil Russen auf diesem Wege noch nie gegangen sind. Während der Reise wird der Topograph Kosjakow neben der Beschreibung und Aufnahme der Oertlichkeit auch eine Anzahl Höhenbestimmungen mit dem Aneroidbarometer vornehmen.

— Lieutenant Amédée Gautier, welcher ursprünglich (l. „Globus" XLI, S. 255) beabsichtigte, von Bienhoa in Französisch-Cochinchina nach Hué, der Hauptstadt von Annam, zu wandern, hat diesen Plan aufgegeben, sich bei den Moïs auf der Grenze von Annam Kambodia und Cochinchina festgesetzt und will dort mehrere Jahre lang die Sprache und die Sitten jener Wilden studiren. Ueber seine bisherigen Wanderungen sind mehrere Briefe in dem „Compte Rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Nr. 8, 9) veröffentlicht worden, denen wir Einiges über Land und Leute im Nordosten von Französisch-Cochinchina entnehmen.

Das Land am Ufer des Dongnai (etwa 11° 25′ n. Br. und 105° 8′ ö. L. Paris) ist von einem sehr verworrenen Dickicht bedeckt. Die hier und da dichter stehenden großen Bäume haben nicht über 2 m, meistens nicht über 1,20 m Durchmesser; alles Uebrige ist ein für jedes Wesen mit Ausnahme der Rhinoceros und Elephanten undurchdringliches Gewirr von Bambus. Die Elephanten, die hier in Menge vorkommen, haben sich nach allen Richtungen hin Wege getreten und, wohl zum Besten ihrer Jungen, alle Hindernisse bei Seite geschafft; alle 2 bis 3 km weit haben sie Lichtungen im Walde hergestellt. Zu-Gesichte hat sie Gautier nicht bekommen; aber häufig bei er gehört, wie sie kaum zehn Schritte von ihm entfernt stehen, was sie mit solcher Geschicklichkeit thun, daß man oft nicht das Geringste von ihnen gewahr wird. Für einen Jäger ist das Land ein wahres Paradies; es giebt Pfauen in Menge, Rehe, Hirsche, Bisons (cou-minh) von gewaltiger Größe, Büffel, Tiger, Panther, Waldhühner, Fasanen, Affen, kleine Hirsche u. s. w. Nirgends giebt es schönere und mannigfaltigere Schmetterlinge, als dort; wahre Wolken dieser Thierchen in den buntesten Farben fliegen umher, und man fängt mit dem Netze ihrer hier bis fünf auf einmal. Das erste Dorf der Moïs, welches Gautier betrat, bestand aus mehreren Hütten, obwohl eine einzige fast die ganze Bevölkerung beherbergte; die anderen später besuchten Dörfer hatten nur eine. Dieselbe ist sehr reinlich, etwa 1½ m hoch, 6½ m breit und 40 bis 50 m lang; inwendig findet sich alle 7 bis 8 Schritt weit in der Mitte der Längsachse ein Herd, der wahrscheinlich die Stelle einer Handballung bezeichnet. Das Haupt der Familie, Großvater oder dergleichen, wohnt dort, umgeben von seiner Nachkommenschaft und sonstigen Verwandten. In gewissen Fällen, wahrscheinlich wenn eine Familie zu sehr anwächst, wird eine Kolonie ausgesendet, welche dann noch eine Zeit lang von dem alten Dorfe unterhalten wird, bis sie die Bäume gefällt und verbrannt und Reis, Tabak u. s. w. gepflanzt hat. Es giebt Dörfer, welche offenbar schon viele Jahre bestehen, und wieder andere ganz jungen Datums; im Allgemeinen aber glaubt Gautier, daß diese Wilden erst verhältnißmäßig kurze Zeit diese Sitte innehaben. Denn er fand bei ihnen nicht die geringste Tradition von irgend einem Ereignisse, das sich an diese Gegend knüpfte; außerdem scheinen die Ansiedelungen noch nicht alt zu sein, die Leute kennen die Umgebung ihrer Dörfer nicht und das Eigenthum ist noch ein kollektives, lauter Anzeichen, welche dafür sprechen, daß diese Moïs ihre jetzigen Sitze noch nicht lange, vielleicht noch kein Jahrhundert lang, inne haben. — Was die Leute selbst anlangt, so sind die Männer meist prächtige Gestalten mit gut entwickelter Brust. Die Frauen sind gewöhnlich häßlich, aber gut gebaut, mit vollen Brüsten, die selbst nach dem ersten Kinde keine Falten zeigen. Prostitution kommt nicht vor, da die Frau, die zunächst nur als ein sehr nützliches Haushtier betrachtet wird, dadurch ihren einzigen Anspruch auf Werthschätzung verlieren würde; auch steht dem die patriarchalische Verfassung des Stammes entgegen.

Afrika.

— Dr. C. Keller, welcher sich im vergangenen Frühling behufs zoologischer Studien namentlich in Suakin (Sawakin) am Rothen Meere aufgehalten hat, benutzte die Gelegenheit, den Farbensinn der dortigen Eingeborenen zu prüfen, und berichtete darüber in der Neuen Züricher Zeitung wie folgt: „Ich habe auch die ethnographisch nicht unwesentliche Frage des Farbensinnes bei diesen Völkern zu verfolgen gesucht und nahm in Gemeinschaft eines hiesigen, mit der Sprache vollkommen vertrauten Kaufmannes zahlreiche Untersuchungen vor. Es wurde nämlich insbesondere von dem englischen Premierminister Gladstone und dem deutschen Sprachforscher Lazarus Geiger die Ansicht ausgesprochen, daß der Kulturmensch erst in historischer Zeit seinen heutigen Umfang des Farbensinnes erworben habe, daß zum Beispiel die Kulturvölker des Alterthums die kurzwelligen Farben, wie Blau und Violett, nicht unterschieden konnten.

Theoretisch wurde gefolgert, daß die Naturvölker noch heute auf einer tiefern Stufe der Farbenwahrnehmung und Farbenunterscheidung stehen und vermuthlich kein Organ für Blau u. s. w. haben. Obschon ich diese Theorie für unrichtig halte und schon früher meine Gründe hierfür veröffentlicht habe, so schien mir die Gerechtigkeit zu erfordern, den Rothwivier nach dieser Richtung zu prüfen, da wir über ihn keine Angaben besitzen.

Die Resultate haben mich überrascht. Der Küstennubier (der Sawakinese) unterscheidet alle Farben des Spektrums mit Leichtigkeit und in nubischer Sprache nennt er: Roth = adarub, Orange = cureumija, Grün = sotai, Blau = samanibe, Violett = adermareeb, Schwarz = hadel, Weiß = erab. Dagegen ist der Farbensinn beim Nubier der Berge nicht so gut entwickelt. Gut unterscheidet er Weiß, Schwarz, Roth und Grün. Orange kennen die Meisten. Dagegen kennt er das Blau nicht und verwechselt es

Digitized by Google

fast stets mit Schwarz. Violett dagegen unterscheidet er ziemlich gut."

— Baron John von Müller schreibt uns Ende Juli aus Heidelberg: „Vor Kurzem von meiner letzten afrikanischen Reise zurückgekehrt, erlaube ich mir Ihnen mit wenigen Worten meine Routen mitzutheilen. Mein Ziel, die Habab-Länder, erreichte ich von Massawa auf nördlichem Wege, durch die Schellel-Savannen. Ich übersandte eine Anzahl von Flußbetten, welche noch nicht in die Karte eingetragen sind, wendete mich bei Woad-Gau den Falkat aufwärts, über den Keibat-Paß in das Ansabba-Thal und folgte demselben aufwärts bis Senhit. Von hier marschirte ich durch das Barka, über Zaga nach Kassala an den Atbara. Folgte dem Fluß bis Tomat, und kehrte dann über den Lebka nach Massawa zurück. Nach 25stündigem Aufenthalte schiffte ich mich hierauf nach Zeila ein, durchkreuzte das Gebiet der Ita- und Gadabursi-Somalen, sowie die Waldgebirge der Rolli-Galla, hielt mich einige Zeit in Harrar auf und kehrte dann über Zeila, Aden und Hodeida nach Europa zurück. Die Reise ist ohne Hindernisse abgelaufen, und bin ich mit den Resultaten zufrieden. Es hätte bedeutend mehr geleistet werden können, wenn mir ein Begleiter zur Seite gestanden hätte; so war ich nur auf eigene Kräfte angewiesen. Mit Theodolith und Sextant wurden eine erhebliche Anzahl von Längen und Breiten genommen, darunter endlich aus zwölf Beobachtungen die Länge von Kassala. Mit Hypsometer, Hygrometer und drei Barometern wurden Höhen gemessen, und bei sämmtlichen Beobachtungen mit größtmöglicher Genauigkeit verfahren. Ein Itinerar wurde behändig geführt. Schöne ethnologische und geologische Sammlungen und Sprachproben, welche letztere verloren gegangen, wurden eingeheimst. Leider schwebe ich über das Schicksal der Sammlungen auch noch im Dunkeln, dieselben wurden vor circa sechs Wochen in Suez aufgegeben, sind aber bis auf den heutigen Tag noch nicht eingetroffen. Mein nächstes Ziel werden die Schneeberge sein, doch werde ich wohl kaum noch in diesem Jahre dorthin aufbrechen, da ich viel Material zu verarbeiten habe."

— Die Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa" hat beschlossen, ihre handelsgeographischen Versuche in der Cyrenaica (s. oben S. 64) aufzugeben, und will nun in Harrar eine Handelsstation errichten.

— Von H. Cohenelbe in Jena ist eine deutsche Uebersetzung von Joseph Thomson's Reisewerk, auf welches wir schon bei seinem Erscheinen aufmerksam machten (siehe „Globus" XL, S. 46 und 47), ausgegeben worden unter dem Titel: „Expedition nach den Seen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880" (Preis 11 Mark). So sehr es anzuerkennen ist, wenn hervorragende fremde Reisewerke — und zu diesen gehört dasjenige des jungen, tüchtigen und vielversprechenden Geologen — durch Uebersetzung dem größern Publikum zugänglich gemacht werden, so erscheint es uns doch erforderlich, daß solche Arbeiten nicht Leuten anvertraut werden, welche weder von der Geographie noch von der englischen Sprache genügende Kenntnisse haben. Band I, S. 210 spricht der Uebersetzer von der Linie vulkanischer Thätigkeit, „die sich von dem Kap Colony bis nach Abessinien erstreckt"! S. 210 und 217 erzählt er uns etwas von „Biberöl", das ihm vom Biber zu stammen scheint, ohne zu ahnen, daß Castoroil Ricinusöl ist, und II, 163 hat ein Neger einen „americanischen Lendenschurz" an, soll heißen einen solchen aus americano, dem in Afrika aus den Vereinigten Staaten eingeführten Baumwollstoff u. s. w.

Australien.

— Süd-Australien geht mit dem großen Projekte um, die von der City of Adelaide nach Port Augusta an der Spitze des Spencer Gulf laufende Nordbahn durch Central-Australien bis Port Darwin an der Nordküste fortzusetzen. Durch die am 17. Mai 1882 erfolgte Eröffnung der 514½ Miles langen Strecke von Beltana (30° 53' südl. Br. und 138° 50' östl. L. Gr.) bis Farina oder the Government Gums (30° 50' südl. Br. und 138° 22' östl. L. Gr.) hat die Nordbahn von Adelaide ab eine Länge von 460½ Miles erreicht. Eine weitere, nordwärts laufende Strecke von 50 Miles bis Hergott Springs ist im Bau begriffen. Eine Gesellschaft englischer Kapitalisten in London hatte sich der südaustralischen Regierung gegenüber erboten, diese transkontinentale Bahn in fünf Jahren bis Port Darwin zu vollenden, wenn ihr dagegen zu beiden Seiten des Bahnkörpers Ländereien im Umfange von 57 Millionen Acres (ungefähr 4188 deutsch-geographische Quadratmeilen) eigenthümlich überwiesen würden und wenn die Kolonie der Gesellschaft das Anlagekapital während der Bauzeit mit 4 Procent verzinste. Die Regierung hat sich jetzt dahin schlüssig gemacht, diese Offerte abzulehnen und den großen Bau stufenweise mit eigenen Mitteln der Kolonie ausführen zu lassen. Es soll die transkontinentale Bahn von Hergott Springs ab der Linie des Ueberlandtelegraphen folgen und in nordwestlicher Richtung um den Lake Eyre herum zunächst auf 150 bis 200 Miles fortgeführt werden, und gleichzeitig soll von Port Darwin aus mit dem Bau einer ersten südlichen Strecke von Palmerston, der Hauptstadt des nördlichen Northern Territory, nach den Goldfeldern am Pine Creek, 150 Miles, begonnen werden. Ferner beabsichtigt man von Hergott Springs aus eine centrale Bahn in nordöstlicher Richtung nach der südwestlichen Grenze von Queensland, und eine gleiche von der Eisenbahnstation Terowie (33° 8' südl. Br. und 139° 7' östl. L. Gr.) über Bimbowrie (32° 7' südl. Br. und 140° 0' östl. L. Gr.) nach den in der nordwestlichen Ecke der Kolonie Neu-Süd-Wales in 29° 30' südl. Br. und 141° 30' östl. L. Gr. gelegenen Barrier Ranges zu bauen. Man hofft durch diese Bahnen den Handel des fernen Westens von Queensland und Neu-Süd-Wales für Süd-Australien zu gewinnen. Endlich will man die von der City of Adelaide über Mount Lofty nach Nairne (35° 5' südl. Br. und 139° 10' östl. L. Gr.) der Vollendung sich nahende Eisenbahn in südöstlicher Richtung bis Border Town (36° 20' südl. Br. und 140° 45' östl. L. G.) fortlegen, wo sie sich mit der bis dahin zu verlängernden Wehbahn der Kolonie Victoria vereinigen soll. Es würden in dieser Weise die Cities of Melbourne und Adelaide durch Eisenbahnen verbunden werden. Die Länge all dieser neuen Bahnen in Süd-Australien wird ungefähr 700 Miles betragen.

Inhalt: Sammyalan und Abchasien II. (Mit sieben Abbildungen.) — Fr. Grabowski: Reisebriefe aus dem südlichen Borneo I. (Mit einer Abbildung.) — Albert Amerlan: Die Indianer des Gran Chaco II. (Schluß). — Rudolf Kleinpaul: Wie nennen sich Völker? (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion 3. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 13. — 2. Prospect: Tägliche Rundschau. Zeitung für Nichtpolitiker. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Echketi an hatte ein Tschapar (berittener Führer, Postillon) aus dem Dorfe Bedia, welcher russisch sprach, die Reisende begleitet und dieselbe in sein Haus eingeladen. Auf der Schwelle fanden sie die Frau mit ihrer Tochter, einer reizenden kleinen Blondine mit blauen Augen, von welcher die Fremde mit ebenso großem Erstaunen angeblickt wurde, wie von ihrer Mutter mit Furcht. Ein zehnjähriger Knabe begrüßte den Tschapar mit großer Ehrerbietung; es war sein Pflegling, Sohn eines seiner Freunde, und ebenso von Adel, wie er selber. Im Austausche hatte dieser Freund den ältern Sohn des Tschapar adoptirt, ein im Kaukasus gewöhnliches Vorkommniß. Ein solches Band zeigt sich oft stärker als das der Verwandtschaft; die Knaben bleiben mehrere Jahre lang bei ihren Pflegeeltern, die für sie wie für ihre eigenen Kinder sorgen. Von hier aus unternahm Madame Serena am 16. und 17. November 1881 Ausflüge zu den oben beschriebenen Ruinen der Kirche und des Klosters, um eine Anzahl von Photographien derselben anzufertigen; die warmen Schwefelquellen 10 Werst von dem Dorfe Tkwartscheli aber, welches von Bedia aus etwa in einem halben Tage zu erreichen ist, blieben diesmal unbesucht, da der Weg dorthin zur Winterszeit unpassirbar ist. Aber in den heißen Monaten Juni bis August strömen Kranke, besonders Ringelier, dorthin, um Heilung zu suchen. Ihre Ansprüche sind nicht groß: zum Obdach dient ein Baum oder eine Felsgrotte, Milch, Käse und Schaffleisch liefern die Hirten der umliegenden Berge und ein Topf zum Bereiten der Maissuppe vervollständigt die Küche.

Unweit dieser Thermen entspringt der reißende Galiga, durchfließt einen Theil von Abchasien und mündet zwischen Otschemtschiri und Ilori in das Schwarze Meer. Schonmal muß man ihn durchfahren, um von Tkwartscheli aus den 12 Werst entfernten großen Ort Pokweschi zu erreichen. Von da sind es nur wenige Werst bis Beslahuba und weitere sieben bis Otschemtschiri. Die Straße zwischen den beiden letzteren Orten führt durch einen natürlichen Park, welcher an Pracht alles übertrifft, was Kunst zu leisten vermag. Herrlichere Alleen, mannigfaltigeres und dichteres Buschwerk kann man sich kaum vorstellen: Eichen, Platanen und Linden breiten ihre mächtigen Aeste über die mit goldgelben Blüthen bedeckten Azalien aus. Erstaunt und entzückt reitet man dahin, bis man plötzlich aus dem Walde herauskommt und das Schwarze Meer vor sich erblickt: Otschemtschiri ist erreicht.

Vor etwa einem halben Jahrhundert nahm dichter Wald von Buchsbäumen diese Stelle ein; derselbe gehörte der tscherkessischen Fürstenfamilie der Antschibeia, welche ihn dem letzten Abu, Michael Scherwaschidze, verkaufte. Dieser ließ das Dickicht forträumen, durch türkische Architekten und Handwerker sich einen Palast errichten und gab dem Orte seinen heutigen Namen, welcher „mit Buchsbäumen bewachsene Stelle“ bedeutet. Eine weit verbreitete Sage will wissen, daß der Baumeister alsdann geköpft

Digitized by Google

worden sei, nach der einen Angabe auf Befehl des Sultans, weil er seine Kunst an das Ausland verkauft hätte, nach der andern vom Ahu, damit er nicht noch ein zweites derartiges Gebäude errichtete. Dasselbe bildete ein Viereck von zwei Stockwerken, mit Aussichtsthurm, Balkon und Veranda und war mit zierlichen Skulpturen und Arabesken geschmückt. Der Unterbau war steinern, das Uebrige aus bearbeitetem Kastanienholze und die Säulen der Veranda aus Mahagoni, während sich im Innern fein geschnitzte Zimmerdecken, Thüren aus rothem kaukasischen Buchsbaumholz und Kamine aus weißem Marmor befanden. Ein solcher Bau hätte überall Aufsehen erregt; wie viel mehr nicht hier in solch ursprünglichem Lande. Die letzten zwanzig Jahre seiner Regierung verlebte der Ahu hier, und in den Kellern seines Schlosses schmachteten als Gefangene diejenigen, die seinen Zorn erregt hatten. Aber das Ende sowohl des Besitzers als auch seines Palastes war traurig. Im Jahre 1864 wollte der Ahu die russische Oberhoheit abschütteln, wurde jedoch gefangen genommen, nach Kaluga verbannt und starb auf dem Wege dorthin. Sein Sohn Georg, welcher in St. Petersburg internirt war und dort von einer Regierungspension lebte, wollte den Palast nicht verkaufen, trotzdem die Regierung wiederholt deshalb anfragte; als er endlich einwilligte, konnte man sich nicht über die Kaufsumme einigen. Inzwischen brach 1878 der letzte kaukasische Aufstand los; Abchasien revoltirte, die Türken landeten in Otschemtschiri, vertrieben die Russen und verbrannten den Ort sammt dem Palaste, von welchem

Familie des Tschapar im Dorfe Bedia.

nur noch der steinerne Unterbau aufrecht steht. Nur ein einziges Haus in Otschemtschiri blieb erhalten, weil Hussein Pascha, der türkische Befehlshaber, darin wohnte.

Im Jahre 1876 bestand die Bevölkerung von Otschemtschiri zumeist aus Mingreliern und Lazen, auch einigen Türken aus Trapezunt und Griechen; Russen gab es, von den Beamten abgesehen, wenig. Man fand, wie in der Türkei, Kaffeehäuser, Barbierläden und eine kleine Moschee, auch eine christliche Kirche und Schule, welche sich aber keineswegs in sehr blühendem Zustande befanden. Die Lage des Ortes am Ufer des Meeres ist reizend, doch nicht ganz gesund, und die nahen Sümpfe, welche indessen allmälig ausgetrocknet werden, erzeugen Fieber. Chinin ist deshalb das Universalmittel bei jeder Erkrankung; nur die Türken nehmen es nicht, sondern wenden sich an ihren Mollah, welcher einen Koranvers auf ein Stück Papier schreibt, dasselbe verbrennt und die Asche, in Wasser gemengt, den Kranken trinken läßt. Angeblich soll dies Mittel selten fehlschlagen.

Zwei Flüsse fließen bei Otschemtschiri vorbei, der sehr schlammige und an Fröschen überreiche Adzikwa und der Galizga, welcher soviel Fische enthält, daß man gar keine Angel braucht, um sie zu fangen. Man tödtet sie einfach mit Flintenschüssen, wenn sie in Scharen sich an der Oberfläche des Wassers tummeln, oder greift sie sogar bloß mit den Händen. Den Horizont begrenzt ringsum eine Bergkette, deren in einer Entfernung von etwa 20 Werst gelegene Gipfel zehn Monate des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Nur im Juni und Juli werden sie frei, um

Digitized by Google

sich, wenn es in Otschemtschiri regnet, sofort wieder in ihr weißes Gewand zu hüllen. Die Berge sind unten mit Kastanien, weiter hinauf meist mit Eichen, Platanen und Buchsbäumen bewachsen. Der Boden dort ist vortrefflich, die Luft überaus klar und rein.

Der Distrikt Otschemtschiri zerfällt in zwei Theile, Samurzakan und Kodor, so genannt nach dem gleichnamigen Flusse, deren jeder seinen Vorsteher hat. Dieselben sind dem Bezirkschef in Otschemtschiri unterstellt und wohnen in Okum (für Samurzakan) und Otschemtschiri (für Kodor). Nach der Verbannung des Abu, der trotz seiner Tyrannei als Abkömmling eines alten, seit dem 15. Jahrhunderte regierenden Geschlechtes doch eine gewisse Sympathie besaß, hatte die russische Regierung ihr schweres Stück Arbeit mit diesem energischen und ungebildeten Bergvolke, welches der Einführung einer neuen Regierung natürlich abgeneigt war und bis auf den heutigen Tag jede Arbeit und jeden Handel als Schande ansieht. Beim Bau des englisch-indischen Telegraphen war es unendlich schwer, eingeborene Arbeiter aufzutreiben, und als später in der Nähe von Otschemtschiri eine Straße gebaut werden sollte, weigerten sich die Bauern; etwas anderes zu thun, als Bäume für die nöthigen Brücken zu fällen und herbeizufahren; Erde gruben sie nur, um ihre Todten zu bestatten. Das in Abchasien eingeführte Militärregiment ist auch nicht dazu angethan, die Keime der Civilisation oder gar die Neigung zu Gewerben und Handel rasch zu entwickeln. Aller Handel befindet sich in den Händen der Griechen und namentlich der Türken, welche die wenigen Produkte des Landes, Mais, Wachs, Honig, Nüsse und Holz, nach Batum und Trapezunt ausführen.

Als Madame Serena im Herbste des vorigen Jahres Otschemtschiri wieder besuchte, fand sie, daß das Niederbrennen des Ortes denselben in mancher Beziehung nur nützlich gewesen war: er ist jetzt größer und besser gebaut, der Bazar und die öffentlichen Gebäude sind geräumiger,

Ruinen des alten Palastes des Abu in Otschemtschiri.

die Häuser von freundlicherm Aussehen. Zu den hübschesten gehört dasjenige des Bezirkschefs, bei welchem die Reisende Gastfreundschaft genoß. Auf der andern Seite des Ortes liegt der Bazar und am Ufer des Meeres ein Beobachtungsthurm, der zugleich ein Leuchtfeuer trägt. Dicht dabei wohnen in einem Häuschen türkische Zimmerleute, welche Madame Serena photographiren wollte; aber als sie die Gruppe schon gestellt hatte, kam ein Mollah dazu und hieß sie sich entfernen, da ihre Religion das Porträtiren verböte.

Von Otschemtschiri aus unternahm die Reisende eine Anzahl von Ausflügen, bei denen ihr ein russischer Offizier als Führer und Begleiter diente. So nach der halbmondförmigen Tschamisch-Bai, in welche der gleichnamige Fluß mündet; die anstoßende Ebene wird mit Vorliebe von den Hirten aufgesucht, weil Wasser und Weide dort von besonderer Güte sind. Ein anderer Punkt von Interesse ist die etwa 8 Werst entfernte Kirche von Ilori, welche lange Zeit bei der abergläubischen Bevölkerung in hohem Ansehen gestanden hat und das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten gewesen ist. Der Weg dorthin führt über die Ebene und durch den Fluß Galizga, jenseits dessen man sich schon auf dem Gebiete der Gemeinde Ilori befindet. Dort wird die Straße vorzüglich; es ist die Militärstraße, welche einst gebaut wurde, um Okum mit Samurzakan zu verbinden.

Die Ueppigkeit der Vegetation und die Pracht der Bäume zu beiden Seiten derselben steht in scharfem Gegensatze zu den ärmlichen hier und da zerstreuten Wohnungen. Das von einer Mauer umgebene Heiligthum liegt inmitten einer weiten Ebene; neben dem Thore befindet sich eine kleine Nische mit einem Bilde des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Kirche. Auf einem alten kupfernen Dreifuße ruhte ein Opferstock; aber der zerbrochene Deckel und das fehlende Schloß zeigten, daß schon lange keine Gabe mehr dort dargebracht worden war. Die Kirche scheint jüngern Ursprungs zu sein, als der daneben stehende Glockenthurm, dessen fünfseitige Kuppel in schönem byzantinischen Style erbaut ist; eine gewundene Treppe von 26 Stufen führt zum Thurme hinauf, in welchem stumm und unbeweglich fünf große Bronzeglocken hängen, deren eine den Namen Scherwachidze trägt. Unten aber dehnt sich der melancholische Kirchhof aus, auf welchem nur Erdhaufen ohne Blumen und Gitter die Ruhestätte der Todten bezeichnen.

Im Style erinnert das Innere der Kirche an die von

Digitized by Google

Martvili in Mingrelien; es zeigt dieſelben Gewölbe in Form eines byzantiniſchen Kreuzes und Reſte von Fresken. Wiederholt wurde ſie von den Türken geplündert und der mit Silberplatten beſchlagenen Thüren und anderer Werthſachen beraubt, ſo daß ſie heute nur noch kahle, von Feuchtigkeit zerfreſſene Wände aufzuweiſen hat. Die einſt mit Edelſteinen geſchmückte Ikonoſtaſis iſt verſchwunden und durch eine ſpaniſche Wand mit roh aufgemalten Heiligenbildern erſetzt worden. Zu beiden Seiten ſtehen kleine Altäre mit alten Stickereien; der zur Linken trägt ein ſehr altes Bild des heiligen Georg und darunter zwei koſtbare Dolche, die Gabe eines mohammedaniſchen Anführers, welcher die Kirche plündern wollte, aber durch ein Wunder des Heiligen davon abgeſchreckt wurde. Die Berühmtheit der Kirche ſchreibt ſich von einem andern Mirakel her, welches Jahrhunderte lang alljährlich am Tage vor dem

Glockenthurm der Kirche von Ilori.

Feſte des Heiligen ſich zutrug. Am 9. November alten Styls kam nämlich ein Stier mit vergoldeten Hörnern aus dem Meere und gelangte auf unerklärliche Weiſe in die Kirche, deren Thüren vorher ſorgfältig verſchloſſen worden waren. Eine Rauchwolke, welche in der Nacht zehnmal die Kirche umhüllte, zeigte den Gläubigen die Anweſenheit des Thieres an; blieb ſie aus, ſo bedeutete das, daß St. Georg ſeinen Schutz verweigerte. Am Morgen betrat der Prieſter, von den Erſten des Landes umgeben, die Kirche und näherte ſich dem Stier: war dieſer wild, ſo bedeutete das Unglück, war er ruhig, ein glückliches Jahr. Er wurde dann als Sühnopfer geſchlachtet und ſein Fleiſch an die Gläubigen vertheilt, welche daſſelbe als Schutzmittel gegen den böſen Blick ſorgfältig aufbewahrten. Seit einer Reihe von Jahren erſcheint aber Rauchwolke und Stier nicht mehr, angeblich weil ein türkiſcher Paſcha die Kirche entweiht hat und St. Georg zürnt, in der That aber, weil die ruſſiſche Regierung, um die Anſammlung großer Menſchenmaſſen

Digitized by Google

und etwa daraus entſtehende Unruhen zu vermeiden, das Auftreten des Stieres unterſagt hat.

Als Madame Serena im November 1881 Ilori beſuchte, wurde die Kirche gerade ausgebeſſert und ihr Schatz

Der Prieſter mit den Schätzen der Kirche von Ilori.

lag bunt durcheinander auf der Erde. Darunter befindet ſich ein Steigbügel, eine Peitſche, ein Pferdezaum, allerhand Ringe, Münzen, alte Kleinode und ſogar ein Milchlöffel aus Horn, alles Weihegeſchenke gläubiger Seelen, denen der Heilige ein Gebet erhört hatte, als Beweis für die Naivetät der Geber nicht ohne Intereſſe. Dann beſuchte die Reiſende das Haus des Prieſters, das weit beſſer im Stande war, als der von ihm bediente Tempel; ſein ſchönſter Schmuck iſt ein gewaltiger Baum, der trotz der weit vorgerückten Jahreszeit ſein grünes Laubdach über der niedrigen Behauſung entfaltete. Maisſuppe, Trauben und ein trefflicher, ſelbſtgezogener Wein bildeten das Mahl, womit der Pope die fremde Dame bewirthete.

Haus des Prieſters von Ilori.

Ilori iſt ein neues freundliches Dorf am gleichnamigen Fluſſe, welches etwa 2000 Feuerſtellen zählt. Die Wohnungen ſind ſehr geräumig und jede iſt von einem beträchtlichen Stück Landes umgeben. Von der alten Anſiedelung unweit des Kloſters ſind kaum noch einige Reſte zu entdecken. Die Nacht brachte die Reiſende bei der wohlhabenden Wittwe eines abchaſiſchen Edelmannes zu, welche nur einen Sohn beſaß, dennoch aber von mehreren jungen Mädchen umgeben war, ihren Pflegetöchtern, deren Erziehung ſie leitete, und welche alle ſie Mutter nannten. Wie geſagt, überlaſſen dort zu Lande Eltern die Sorge der Kindererziehung ſehr häufig Dritten und nehmen ihre Sprößlinge oft erſt, wenn ſich dieſelben verheirathen ſollen, zu ſich; die Erzieher werden alsdann mit Pferden, Ochſen oder Ländereien für ihre Mühe entſchädigt. Obwohl letztere Geldfrage mitunter zu Proceſſen Anlaß giebt, ſo entſtehen doch durch dieſe Sitte ſehr nahe Familienbande. Die heiligſte Bruderſchaft verbindet aber bei Abchaſen wie bei Mingreliern diejenigen, welche von demſelben Mutterbuſen getrunken haben. Nicht nur gilt die Amme als zweite Mutter und übt in der betreffenden Familie eine Art Autorität aus; auch ihre leiblichen Kinder verkehren auf gleichem Fuße mit ihren Milchbrüdern und Milchſchweſtern von adeliger Herkunft.

Reisebriefe aus dem südlichen Borneo.

Von **Fr. Grabowski.**

II.

Kampong Tjankang, 13. August.

Raden Muda unternimmt eine Inspektionsreise ins Innere und ich ergreife die glückliche Gelegenheit ihn zu begleiten. Wir haben 15 Ruderer mit uns, die, wie wir selber, gut bewaffnet sind. Am ersten Tage erreichten wir, nachdem Kampong Masaran passirt war, den großen Busong (Sandbank) Tunubang Totos, wo wir keineswegs frugal inspirten, denn Raden hat in Java, wo er ein Jahr am Hofe des Sultans von Djodjokarta lebte, etwas europäischen Geschmack bekommen. Am nächsten Tage kamen wir zunächst noch Kompong Kotta Baru. Kotta heißt ein Kampong, wenn er durch Pallisaden befestigt ist. Fünf sehr lange Häuser mit etwa 400 Einwohnern unter Pembakal „demang sulah“. die Männer zum Theil schön tatuirt. Ich sah hier auch bei einem jungen Manne ein für schön geltentes, entstelltes Gebiß. Die sechs oberen Zähne waren ausgefeilt, die unteren sechs mit dem Harz von Katunä-Holz tiefschwarz gefärbt und angebohrt, und steckten in den Löchern kleine, sehr blank gehaltene Goldnägel. Ein solches Gebiß heißt patek. Abends Station am Busong Bajoe.

Am folgenden Tage berührten wir die Kampongs Getos, Tapen, wo Vorbereitungen zum Tiwah getroffen wurden, dann am rechten Ufer des Kapuas Kotta Pedjan. Hier schnitte mir Pembakal demang rabo eine primitive Violine „kanjapi“ mit zwei Rottanfasten aus sehr leichtem Lintong-Holz, nach deren Tönen ein kleiner Junge den njinah (Kriegstanz) ausführte, und eine suling (Flöte aus Bambus mit vier Löchern). Ich sah und zeichnete viele bis 2000 Gulden kostende heilige Töpfe, Blango rempah, Halimaung Sambas, Bozir rantian, Lalang ronglang u. a. Station wurde bei Kampong Muara kawattan gemacht, mit ungefähr 50 Einwohnern. Am Ufer viele Hütten auf Flößen (lanting) von Händlern, welche Rottan, Guttapercha, Kautschut, Holz, Harz, Reis u. a. aufkaufen. Von einer Frau, die vom Goldwaschen kam, erstand ich gegen drei Perlenschnüre etwas Goldstaub. Das Waschen geschieht in einer im Grunde vertieften hölzernen Schale „dulang“, aus welcher durch rotirende Bewegung der Sand abgeschwemmt wird. Am Donnerstag erster Halteplatz an der Sandbank Katja Trahong, wo ich selber Gold waschen ließ, dann vorüber am Kampong Sarowangkong und Moroh. Abends Ankunft in Mangkirit. Hier ließ ich mir Morgens durch einen Bazir (Zauberer) und eine Bliau, ein wirklich schönes Frauenzimmer, einen Gesang in Sangiang-Sprache vortragen. Dabei schlugen beide eine lange und schmale Trommel und operirten derart, daß die Bliau recitirte, was der Bazur, der übrigens in Weiberkleidern war, vorsang.

Auf der Fahrt sah ich bei Kompong Lowang Baungan eine dajakische Schmiede. Der Blasebalg besteht aus einem doppelt durchbohrten Stück Eisenholz, in dem sich zwei mit Hühnerfedern bebundene Stempel auf- und abbewegen und die Luft durch zwei Bambusröhren ins Feuer blasen. Neben einem sehr primitiven Hammer und Ambos besteht die Zange nur aus einem gespaltenen Stück Bambus. Es wurde ein kleines, langgäi genanntes Messer geschmiedet, welches in einer besonderen Scheide am Mondau, ihrer Hauptwaffe, getragen wird. Mittags kamen wir bei ungemeiner Hitze hier, im Kampong Tjantang, an.

Kampong Rudjak, 14. August.

An den Kompongs Batu Sampong, Hurung kompin und Soengei Ringin vorüber gelangten wir hierher und wurden mit großen Ehren empfangen. Der Platz vor dem sehr langen und hohen Hause war gereinigt (!), mit Flaggen aus sarong geziert und für mich und Raden ein Sonnenzelt hergerichtet. Kaum hatten wir Platz genommen, so erschienen fünf junge, festlich gekleidete weibliche Wesen, von denen eine den sangkai sepah trug, einen verzierten Stab, an welchem hiesige Cigarretten und sepah (Striphyrnen) hingen und begannen den ngandon, einen Gesang in der Dt-Danom-Sprache, welche von Rudjak an gesprochen wird, mit feierlichem Ernst und erträglichen Stimmen. Namentlich hatte die Führerin einen guten Alt. Ich verstand kein Wort, obwohl mir das Poesiepetakische nicht mehr fremd ist. Während des Gesanges wurden Raden und mir von einer Schönen Cigarretten ongezündet und den Leuten auf der Pron sepah in den Mund gesteckt. Dann gruppirten sich die fünf um ein besonders mit Flaggen geschmücktes Hampotong zum Bahgäi-Tanz. Am Fuße desselben lag ein gebundenes Schwein und mehrere Hühner. Der Tanz selber besteht in einem abwechselnden Beugen und Strecken des Körpers und sieht nicht übel aus. Dann mußten unsere Ruderer den Tanz erwidern. Sie heben dabei rythmisch die Arme. Zum Tanze werden canon, garantong und die große gandong geschlagen. Die Beine werden von den Frauen zum Tanze mit henda, einem gelb färbenden Stoffe, eingerieben, während ein Mann ihnen Oel aufs Haupt gießt und in Bambu gekochten Reis giebt. Dann wurde ein Menschenschädel geholt, ebenfalls an den Hampotong gebunden und von hiesigen Männern ein wilder Kriegstanz, „ngandjan“, ousgeführt. Am Schluß desselben erstach einer das Schwein, so daß Blut auf den Schädel spritzte, und alle vollzogen on einander mit dem Blute das „menjaki“. Schließlich knieten alle nieder und ein Mann schwang den mit Lintong-Blättern geschmückten Schädel sowie zwei Hühner segnend über ihren Köpfen, zu welcher Ceremonie sich selbst olte Frauen herandrängten. Wir erhielten ein großes Stück Schweinefleisch und Reis und ich schenkte den fünf Tänzerinnen gelbe Glasperlen.

Kampong Tumbang Taran, 17. August.

Nach einer herrlichen Fahrt, auf welcher wir zwölf kleine Wasserfälle passirten, wurden wir hier von dem Distriktshäuptling des obern Kapuas, Tomonggong Tiki, matjan di gunung (Tiger des Berges), empfangen. Er wohnt in dem eine halbe Tagereise den Soengei Taran aufwärts liegenden Kompong Labeho koran. Ich hatte Mühe, bei seinem Anblicke ernst zu bleiben, obgleich er sich sehr frei und seiner Würde bewußt benahm. Seine Beine waren bis obenhin nackt; oberhalb trug er eine nach hiesigem Geschmack mit Silber gestickte Jacke, an der sich vorn ein breiter rother Streifen befand. Das in einem dicken Knoten hervorquellende Haar bedeckte eine schirmlose Mütze, welche ein Korporalband schmückte. Auf einem kleinen rangkau

Digitized by Google

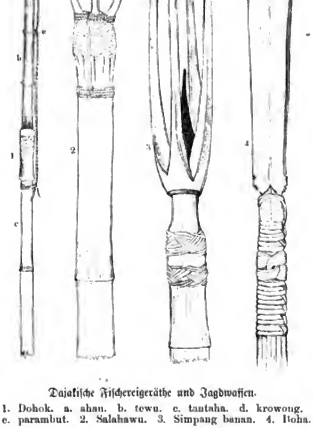
(Boot) habe ich von hier aus noch den nächsten Wasserfall besucht.

Nachts schlief ich der größern Sicherheit wegen in einem sehr verwahrlosten Hause; denn von Rudjak ab ist es nicht mehr geheuer und sämmtliche Kampong-Häuptlinge begleiten uns mit bewaffneter Schar. Wenn ich zum Sammeln ausstreife, werden erst einige Mann vorgeschickt, um das Terrain zu rekognosciren, da hier die so berüchtigten und in der That sehr gefürchteten Kajan (Kopfschneller) vom Stamme der Olo Ot, die im Busch leben, ihr Wesen treiben.

Tumbang Hiang, 1. September 1881.

Ohne uns an den Kampongs viel aufzuhalten, die rian und Stromschnellen mit großem Geschrei der Ruderer glücklich passirend, mit einem kleinen Abstecher nach Lawong Bandang am Soengei Kowak, der am rechten Ufer des Kapuas einmündet und wo mir der Pembakal Ngabe Mambal Waffen schenkte und fernerhin auf unserer Rückreise durch Schießen und Fahnenziehen vielfach festlich empfangen, sind wir glücklich hierher zurückgekehrt.

Heute wurde mir zu Ehren ein großartiger Fischzug veranstaltet. Um halb sechs brachen wir von hier in drei kleinen rangkan auf, während auf den Wäldern ein leichter Nebel lag (eine in der heißen Jahreszeit gewöhnliche Erscheinung bei 73° F.) und einige Sterne noch zu sehen waren. Etwa 15 Minuten den seit einigen Tagen beständig im Steigen begriffenen Strom abwärts fahrend, bogen wir dann am rechten Ufer in den schmalen und wegen vieler Baumstämme schwer befahrbaren Nebenfluß Soengei Batarif ein. Allgemach wurde es hell und bald ertönte auch der Wald von dem vielstimmigen Chor der Vögel. Zahlreiche Bäume an beiden Ufern waren von oben bis unten mit den verschiedenartigsten Farren bedeckt, unter denen einige Ophioglossen die Länge von 2 Metern erreichten. Von einem kleinen Reishäuschen aus begaben wir uns über Land nach den zum Fang ausersehenen Lawang, wie sie am Kapuas und überhaupt an den Flüssen dieser Gegend nicht selten sind. Das Bassin war ungefähr ein Kilometer lang und zwölf Meter breit, hat nur spärlichen oder so gut wie keinen Abfluß und führt den Namen Lawang djelitong. Wir wurden mit großem Geschrei von etwa 180 Eingeborenen, Männern, Frauen und Kindern aus den Kampongs Tumbang Hiang und Rungkolajang, empfangen. Sie waren zu drei bis fünf in kleinen Booten vertheilt, welche zur Hälfte mit einem milchweißen Safte angefüllt waren, der durch Zerklopfen einer towä, von den Malaien tuba genannten Wurzel gewonnen wird und der die Luft ringsum stark aromatisch geschwängert hatte. Einzelne waren noch mit dem Zerklopfen beschäftigt, während andere durch Uebergießen mit Wasser und Treten mit den Füßen den Saft ausdrückten. Zu diesem Fischfange waren 500 etwa armdicke Wurzeln gesucht worden, und in einer langen Reihe standen die kleinen aus wenigen Pfählen bestehenden und mit kadjang gedeckten Hütten, in denen die meisten hier schon vierundzwanzig Stunden zugebracht hatten. Nachdem wir in die für uns bereit stehenden Boote gestiegen waren, verkündete den in Zwischenräumen rings um den Lawang postirten Booten ein Schuß, daß begonnen werden sollte, und nun wurde der Saft ins Wasser geschüttet, die Faserreste aber so lange mit Wasser durchgeknetet, bis dasselbe ungefärbt ablief, und schließlich auf Bambusstange gelegt. Der Saft sinkt auf den Grund und hat eine so betäubende Wirkung, daß die ersten kleinen Fische nach 10 Minuten, die ersten größeren nach 15 Minuten an der Oberfläche des Wassers erschienen und nach Luft schnappten. Nun begann die Jagd. Jedes Boot war mit mehreren Dohot, kleinen mit einem Widerhaken versehenen Harpunen an langer leichter Bambusstange, viele auch noch mit einem dreizinkigen Fischspeer, salahawu, und mit einem vierzinkigen ähnlichen Instrument, simpang banau, ausgerüstet, die von den Männern gebraucht wurden, während die meist am Steuernde stehenden Frauen zwei kleine siap und hanp genannte Schöpfnetze handhabten. In der Spitze des Bootes steht mit erhobenem Dohot ein Mann und harpunirt die Fische meist durch Wurf.



Dajakische Fischereigeräthe und Jagdwaffen.

1. Dohok. a. ahau. b. tewu. c. tantaha. d. krowong. e. parambut. 2. Salahawu. 3. Simpang banan. 4. Boha.

Ist der Fisch getroffen, d. h. wenn der Dohot nicht aufschwimmt, so stößt der glückliche Treffer ein langgezogenes „huih“ aus, worauf die ganze Gesellschaft antwortet, und da selten fehl geworfen wird, so schallte der Wald von einem beständigen Freudengeschrei wieder. Auch ich hatte die genannten Waffen erhalten, von denen simpang und salahawu nur für lange gestreckte Fische verwendet wird, und war ich so glücklich, auch fünf große drei Fuß lange Thiere, eben so vielen Arten, ja Gattungen angehörig zu treffen. Auf mein erstes huih wollte der Entgegnungsruf gar kein Ende nehmen.

Doch die Jagd sollte noch interessanter werden. Die auftreibenden Fische wurden nach und nach seltener und die

Digitized by Google

Boote lagen im Schatten der Bäume umher. Sowie nun ein Fisch erschien, begann nach ihm eine Wettfahrt und schon von weit her sausten die Dohoks auf das Opfer. Als ich meine Mahlzeit am Ufer einnahm, schätzte ich die Zahl der erlegten Thiere auf mindestens 1000. Sie werden von den Frauen in lange Streifen zerschnitten, eingesalzen und später getrocknet. So halten sie sich ungefähr zwei Monate und liefert dieser „pundang" gebraten eine wohlschmeckende Speise. Die Leute aßen ihren Reis meist in den Booten, um beständig für die Verfolgung gerüstet zu sein. Als ich mich späterhin nach dem obern Ende des Lawang begeben hatte, nun womöglich einige Vögel zu schießen, wurde ich bald durch ein nicht enden wollendes Geschrei zurückgerufen. Man war einem Krokodil auf der Spur, welches sich schon am Morgen durch aufsteigende Luftblasen bemerklich gemacht hatte. Genau folgten die Boote dem durch die Trübung des Wassers bezeichneten Weg, und als es zum Athemholen an der Oberfläche erschien, sausten ihm einige Dohoks in den Leib, mit denen es wieder verschwand. Endlich gelang es einem der Verwegensten, einen Dohok zu fassen, andere kamen ihm zu Hilfe, und in kurzer Zeit war das Thier, ein etwa 15 Fuß langer bidjai Crocodilus Schlegelii (von Cr. biporcatus namentlich durch seine lang gestreckte Schnauze unterschieden), von vielen Widerhaken festgehalten. Jeder beeilte sich ihm seine Lanze, doha, ohne welche der Dajake keine Ausfahrt macht, in den Leib zu stoßen, und einer schlug trotz meines Zwischenrufes die Schwanzspitze mit einem Hieb seines Mandau herunter, um sie mit Triumph in sein Boot zu werfen. Als ich ihn nachher zur Rede stellte, weil ich jetzt nur den Kopf gebrauchen konnte, sagte er noch ganz aufgeregt: „Blaku ampun, tuan, membalas bewäi!" (Bitte um Verzeihung, Herr! Ich habe nur Vergeltung geübt.) Vor einem Jahre war nämlich sein Bruder in eben diesem Lawang einem Krokodile zum Opfer gefallen, und bis jetzt war es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen, eines Krokodiles habhaft zu werden, um den Tod seines Bruders zu sühnen. Rasch wurde nun dem noch lebenden Thiere die Schnauze mit Rottan zugebunden und dasselbe unter Jauchzen ans Ufer gezogen. Ich ließ mir den Schädel abnehmen, während die Leute ihre Dohoks aus dem Fleisch herausschnitten. Viele waren zwischen die Wirbel eingedrungen und zerbrochen. — Ich kehrte am Nachmittage nach T. Hiang zurück, während die Leute noch die Nacht und den darauf folgenden Tag dort zubrachten, um die immer wieder auftreibenden Fische zu spießen. Sie sollen denn auch, wie ich hörte, namentlich am Morgen eine reiche Beute gehabt haben. Naden's Mannschaft brachte noch zwölf riesige Thiere mit. Von kleineren Fischen, welche unbeachtet blieben, sammelte ich zwanzig Arten, und da ich auf der Heimfahrt einige sehr schöne Vögel schoß, war ich von der Ausbeute recht befriedigt. In den nächsten Tagen gedenke ich mit Naden den Soengei Hiang hinaufzufahren, um mich einige Zeit unter den Njato- (Guttapercha-) Suchern aufzuhalten und die Methode der Gewinnung durch den Augenschein kennen zu lernen.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

San Bernardino und dessen Umgebung.

San Bernardino ist der Regierungssitz und die bedeutendste Ortschaft des gleichnamigen Countys, welches mit einem Flächenraum von 23 472 engl. Quadratmeilen den südwestlichsten Theil des Staates Californien einnimmt. Der bei weitem größte Theil dieses Countys, dessen Ausdehnung genügen würde, um Raum für ein ganz ansehnliches Königreich zu geben, besteht aus Wüstenland, welches nie kulturfähig gemacht werden kann, weil das belebende Wasser dort fehlt und immer fehlen wird. Südcalifornien ist ein Land der Gegensätze, wie sie nirgends schroffer in Nordamerika auftreten. Der Reisende, welcher auf der südlichen Ueberlandbahn von Osten kommt, erblickt auf einer Strecke von fünfhundert englischen Meilen von Fort Yuma bis nach Tulare, mit Ausnahme des Thales von San Bernardino und der Gegend bei Los Angeles, ringsum fast nichts als Wüsteneі und wird die oft gelesenen Berichte von den Naturschönheiten des Goldlandes für eitel Lug und Trug halten. Wenn er die traurigen Einöden der Mojave-Wüste durchkreuzt, wird ihm Californien als das trostloseste Land der Welt vorkommen. Und doch birgt dies selbige Land Distrikte von entzückender Schönheit. Aber es ist in jedem Falle nur das Wasser, welches hier als Zauberer so Herrliches zu Tage fördert; ohne dasselbe würden auch jene paradiesischen Thäler sich schnell wieder in eine Wüsteneі verwandeln.

Das Thal von San Bernardino ist eines von jenen bevorzugten Gebieten, welche man mit Recht als Oasen in der Wüste bezeichnen kann. Die Besitztitel dieses Thales waren ursprünglich auf sogenannte mexikanische „Grants" ausgestellt, große Landstrecken, welche von der mexikanischen Regierung an Günstlinge verschenkt wurden, deren Eigenthumsrechte später, als die Vereinigten Staaten Californien erwarben, von diesen gesetzlich Anerkennung fanden. Der bedeutendste jener „mexican grants", welcher 35 509 Acker werthvollen Bodens enthält, wurde im Jahre 1842 von Alvarado, dem damaligen mexikanischen Gouverneur Californiens, ausgestellt und später ebenfalls von den Vereinigten Staaten sanktionirt.

Es war im Jahre 1851, als Brigham Young, der Mormonenprophet, sein Auge auf dieses Thal warf, dessen hohe Kulturfähigkeit er sofort erkannte. Er erwarb den Besitztitel des Rancho San Bernardino und gründete die gleichnamige Stadt, welche er als vorgeschobenen Posten und Equipirungsdepot für den Westen seines Mormonenreiches ansertor. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Der Mormonenkrieg von 1857 veranlaßte ihn, alle entlegenen Niederlassungen, worunter auch San Bernardino, wieder aufzugeben und seine ganze Macht in Utah zu concentriren. Die Mormonen veräußerten ihre Häuser und Farmen in San Bernardino an die „Heiden". Nur etwa

Digitized by Google

achtzig „Heilige“ sind heute noch dort zu finden, eine dem Propheten halb abtrünnig gewordene kleine Herde, die es nicht mehr wagt, die Satzungen ihres Glaubens, insbesondere die Polygamie, in der neuen Nachbarschaft öffentlich kundzugeben.

Die Stadt San Bernardino ist aus kleinen Anfängen zu einem blühenden amerikanischen Geschäftsplatze von etwa 3000 Einwohnern emporgewachsen. Nach dem Abzuge der Mormonen blieb der Ort lange der Sammelplatz südcalifornischer und mexikanischer Desperados und genoß einen nichts weniger als vortheilhaften Ruf, bis eine neu einwandernde kubile Bevölkerung allmälig Ordnung in das gesetzlose Chaos brachte; aber erst seit die südliche Ueberlandbahn zur vollendeten Thatsache geworden ist und das Territorium Arizona einen leicht erreichbaren Absatzmarkt für die Agrikulturproducte dieses Theils von Südcalifornien bildet, macht sich der Geist des Fortschritts bemerkbar, welcher zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die alten halbverfallenen Bretterhäuser in der Stadt und ihrer Umgebung machen schnell neuen soliden Steinbauten, stattlichen Geschäftshäusern und hübschen Villen Platz, die schlecht gehaltenen Felder verwandeln sich in schmucke Farmen und Obstgärten und das Auge erfreut sich, wohin es sieht, an den thatsächlichen Beweisen einer neuen fortschreitenden Kultur. Die Menge der die Häuser an den Straßen von San Bernardino beschattenden Bäume, die grünen Gärten und Felder und der für Californien auffallend üppige Baumwuchs in der ganzen Umgebung geben diesem Platze das Ansehen einer kleinen Landstadt in Neu-England.

Auch San Bernardino hat seine „Mission“, wie jede größere südcalifornische Stadt; aber die „Väter“ sind längst von dort fortgezogen, und heute bilden die alten aus Adobe aufgeführten Missionsgebäude nur noch einen Haufen von Ruinen, deren letzte Spur bald ganz vom Erdboden verschwunden sein wird. Diese alte Mission liegt etwa fünf englische Meilen von San Bernardino, am Ausgange einer Gebirgsschlucht und in einer so geschützten Lage, daß Frost dort ganz unbekannt ist. Es befinden sich daselbst die ältesten Orangenhaine im County, mit den prächtigsten Bäumen, deren hochaufstrebende mit goldgelben Früchten beladene dunkle Wipfel das Ideal von Schönheit sind. Die in jener Gegend gezogenen Orangen sind die besten in ganz Südcalifornien und geben wieder einmal den Beweis von der Umsicht der „frommen Väter“, welche nie in der Wahl für eine Ansiedelung irrten, wenn es galt, die besten Plätze im Lande für ein weltliches Heim anzusuchen.

Die Stadt San Bernardino liegt etwa zwei und eine halbe englische Meilen von der Linie der Southern-Pacific-Eisenbahn entfernt, wo ein neuer Ort, mit Namen Colton, von der Eisenbahngesellschaft gegründet wurde. Die San Bernardinoer betrachten Colton nur als Depot so von oben herunter und sind der festen Ansicht, daß sich ihre Stadt binnen weniger Jahre bis an die Eisenbahn erstrecken und Colton absorbiren wird. Colton dagegen, welches gleichfalls das Eisenbahndepot der sieben Meilen weiter südlich gelegenen schnell emporblühenden Kolonie Riverside bildet, lebt in der angenehmen Hoffnung, dereinst die große südliche Centralstadt dieser drei Plätze zu werden. Gegenwärtig besteht Colton nur aus einem Hotel und wenigen „Stores“ und Kneipen. Die Entfernung von Los Angeles nach Colton beträgt 58 Miles.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Colton, welche ich gegen Ende Juni 1881 machte, bietet dem Auge eine Fülle heterogener Landschaftsbilder. Bis Spadra, 30 Miles von Los Angeles, wird das Auge an der Wegseite von grünen Obstgärten und hübschen Ansiedelungen erfreut; von dort bis Colton ist wieder Alles Wüste, bis das mit Bäumen übersäete Thal von San Bernardino linker Hand auftaucht. Ueberaus prächtig ist das den Reisenden auf der ganzen Fahrt begleitende Gebirgspanorama. Wir fahren hier über ein Plateau, das etwa 2000 Fuß über dem Meere liegt und zur Linken von einer mächtigen Gebirgsreihe begrenzt wird. Der nächste imposante Gebirgszug ist die sich bis 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebende Cucamonga Range, an deren Abdachung die gleichnamigen vortrefflichen Weine gezogen werden, die sich in Californien eines hohen Rufes erfreuen. Nordöstlich von der Cucamonga Range thürmt sich bei die 9900 Fuß absoluter Höhe aufsteigende San Antonio Pik empor; jenseits desselben liegt in fortlaufender Linie die lange Kette der San-Bernardino-Berge. Der Cajon-Paß, welcher eine Höhe von nur 4500 Fuß über dem Meere hat, schiebt sich schräge östlich von der Cucamonga Range als Senkung in diese gewaltige Gebirgsfacade, die etwa funfzehn englische Meilen von der Eisenbahn entfernt ist und dieser parallel läuft, so daß das Auge das Bild von der sich volle 7000 Fuß über das Plateau erhebenden Gebirgsmasse aus der Nähe unbeschränkt zu erfassen vermag. Es ist dies ein stolzes Gebirgsbild, mit den schönsten Formen, worüber ein transparenter bläulicher Duft unter einem sonnenklaren Himmel liegt, der Zauber einer südlichen Landschaft.

Das Wüstenplateau von Spadra bis Colton, ein Landstrich von 25 Miles Länge bei einer Breite von 12 Miles, auf welchem nur spärliches, vergilbtes Gras und Kaktusse wachsen, besitzt einen reichen Boden, welcher, wenn eine Bewässerung hier möglich wäre, diesen ganzen Landstrich in einen der blühendsten von Südcalifornien umwandeln würde. Leider ist kein Wasserlauf disponibel, den man zur Berieselung verwenden könnte, und artesische Brunnen sind hierzu in unfassendem Maßstabe nicht praktikabel. Der Santa Ana, der einzige größere Gebirgsfluß dieser Gegend, welcher zum Bewässern der Kolonie Riverside verwendet wird, ist bereits bis auf den letzten Tropfen mit Beschlag belegt worden. Wäre man im Stande, an den Abhängen des Hochgebirges Reservoirs zu bauen und dort im Winter einen genügenden Wasservorrath einzusammeln, so möchte damit vielleicht allen Anforderungen zu einer umfassenden Irrigation Genüge geleistet werden. Der bedeutende Kostenpunkt solcher Anlagen scheint jedoch gegen eine Verwirklichung derselben in größerem Maßstabe zu sprechen.

Außer den Fluthen des mittelmäßig großen Santa Ana und kleiner Gebirgsbäche haben zahlreiche artesische Brunnen in und um San Bernardino dort den nöthigen Wasservorrath geliefert. In der Stadt selber befinden sich 400 die 500 artesische Brunnen, mit einer Tiefe von 95 bis 325 Fuß, in denen das Wasser auch in trockenen Jahren nie versiegt. Der Santa Ana entspringt in der Sierra Madre Range, den Vorbergen des San-Bernardino-Gebirges. Mit seinem obern Laufe durchströmt er das Thal von San Bernardino, fließt bei Colton und Riverside vorüber, läuft durch ein Canyon in der Temescal Range nach der Gegend von Anaheim und verschwindet schließlich im Goospel-Sumpf.

In den meistens kleineren Farmen bei San Bernardino werden die Früchte der gemäßigten und der halbtropischen Zone in großer Ausdehnung gezogen. Orangen, Citronen, Oliven und Aprikosen, Feigen, Mandeln, Wallnüsse sind hier von vortrefflicher Güte; Aepfel, Birnen und dergleichen Früchte dagegen gedeihen besser in den höher gelegenen kleinen Gebirgsthälern. Unter den Ausfuhrartikeln bildet der Honig einen bedeutenden Procentsatz, wie überhaupt die Bienenzucht eins der lukrativsten Geschäfte in Südcali-

Digitized by Google

fornien ist. In San Bernardino wird dieselbe durch den hier nie fehlenden Wasservorrath besonders begünstigt. Der Honig von San Diego und von San Bernardino ist der anerkannt beste in Amerika und ein gesuchter Handelsartikel. Alfalfa, jenes nahrhaftverfeinerte Futter für Pferde und Hornvieh, wird bei San Bernardino in großen Quantitäten angebaut. Man schneidet dasselbe hier fünf bis sieben Mal im Jahre und es ist noch nie ein Mißwachs desselben vorgekommen. Das erste Alfalfa an dieser Küste wurde in San Bernardino gesäet und fand von hier seinen Weg durch ganz Californien. Auch die Weinkultur schreitet stetig voran, es werden namentlich Rosinen aus der Muskattraube in größeren Quantitäten producirt und finden in den östlichen Staaten vortheilhaften Absatz. Außer den genannten Produkten bilden Wolle, Schlachtvieh, edle Metalle, Blei, Bauholz von den im Gebirge liegenden Sägemühlen und Gerste die Hauptausfuhrartikel von San Bernardino.

Das Klima von San Bernardino, welches in einer besonders geschützten Lage, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und nur sechs Miles vom Fuße der Gebirge entfernt liegt, ist bedeutend wärmer, als das an der Seeküste. Das Thermometer zeigt oft im Sommer 100 und 110 Grade Fahrenheit. Die Hitze ist aber wegen der trockenen Luft lange nicht so drückend und weit erträglicher, als ein Wärmegrad von 75 bis 80 Grad in den atlantischen Staaten. Auch pflegen im Sommer um die Mittagszeit erfrischende Seewinde zu wehen und die Temperatur zu mäßigen. Die Nächte sind stets kühl, was in den östlichen Staaten nirgends der Fall ist, wo man während der langen andauernden Hitze kein kühles Stündchen finden kann, um den erschlafften Körper zu erfrischen. Sonnenstich, jene in den atlantischen Staaten im Sommer so sehr gefürchtete Plage, kennt man in Californien ebensowenig wie die im Osten verheerend auftretenden Gewitter und Orkane. Wenn es in Californien gelegentlich einmal blitzt und donnert, so wird dies nur als ein unschuldiges pyrotechnisches Vergnügen des Himmels angesehen, das Niemandem etwas zu Leid thut.

Die Regenzeit fällt in San Bernardino, wie überall in Californien, in den Winter. Eis und Schnee sind im Thale noch nie vorgekommen; dagegen giebt es hier im Winter mitunter strenge Nächte mit leichtem Reif, wodurch die zarteren Pflanzen leiden. Auch sind die zu jener Jahreszeit nicht selten sich einstellenden kalten und trockenen Nordwinde für den Farmer ein schlimmer Feind. Ein solcher Nordwind, der gleich nach einem Regenfall kommt, entzieht dem Boden in wenigen Stunden wieder die ganze soeben erhaltene Feuchtigkeit. Am meisten leiden darunter die Cerealien, und wenn nach einem Nordwinde nicht bald wieder Regen fällt, so wird leicht die ganze Ernte vernichtet.

Erwähnenswerth sind die Karpfenteiche, von denen San Bernardino bereits ein halbes Dutzend besitzt. Diese kostbaren Fische, welche in Californien zuerst im Sonomathale akklimatisirt wurden, gedeihen in den bei San Bernardino gelegenen Teichen auf eine wunderbare Weise. In der Nähe der im Gebirge liegenden „hot springs“ befindet sich ein Karpfenteich, der mit warmem Wasser gespeist wird, worin die Fische in sechs Monaten von 6 Zoll bis zu einer Länge von 23 Zoll wuchsen. In den älteren Karpfenteichen wurden bereits Fische gefangen, die eine Länge von 3 Fuß hatten.

Daß San Bernardino auch eine Brauerei besitzt, versteht sich eigentlich von selbst, da das deutsche Element hier wie in allen californischen Städten zahlreich vertreten ist. Erstaunen mußte ich aber, als mein eingeborener Landsmann, der wohlstituirte Brauer Andresen aus Tönning in Schleswig-Holstein, mich durch sein großartiges Gewese führte. Mit Stolz erzählte er mir, wie er sich nach und nach emporgearbeitet hätte und durch Fleiß und den nicht zu löschenden Durst sowohl seiner Landsleute als der Amerikaner ein wohlhabender Mann geworden sei. Es ist mir leider entfallen, in welcher Proportion der Werth seines Grundbesitzes in den letzten Jahren gestiegen ist; ich erinnere mich jedoch, daß die Zahlen sich von den Hunderten in die analogen Tausende in ansteigender Proportion verwandelt hatten. Das in der Brauerei verwendete Wasser wird aus einem nie versiegenden artesischen Brunnen gewonnen, den sich unser unternehmender Landsmann auf seinem Eigenthum angelegt hat.

Ehe ich von San Bernardino schied, erstieg ich den Thurm des dortigen stattlichen Gerichtshauses, wohin mich ein mir befreundeter Amerikaner geleitete, der mich in der sich herrlich dort um uns ausbreitenden Landschaft orientirte, und dem ich manche interessante Notizen zu verdanken habe. Uns zu Füßen lag das weite baumreiche Thal von San Bernardino, mit seinen blühenden Heimstätten und der rührigen Stadt, während das riesige Gebirgspanorama den ganzen Horizont ringsum einschloß.

Im fernen Südost, 35 Miles entfernt, ragte die mächtige Reihe der San-Jacinto-Berge empor, an deren Fuß sich die Southern-Pacific-Eisenbahn hinzieht, der große neue Heerweg durch Arizona, welcher dem jungen Goldstaat des schnell aufstrebenden fernsten Westens eine zweite Verbindung mit den älteren Schwesterstaaten des Ostens gegeben hat. Der St.-Gregonia-Paß trennt die San-Jacinto-Berge von dem 11 600 Fuß hohen breit gewölbten San Bernardino Pik, an welchen sich die in gerader Linie von unserm Standpunkte nur sechs Miles entfernte lange Kette der San-Bernardino-Berge anschließt. Der diesseitige Abhang dieser Gebirgsreihe ist nur mit spärlichem Baumwuchs bestanden; das Plateau auf der Höhe dagegen und die andere Abdachung sind dicht bewaldet. Jenseits jener Gebirge liegt die Mojave Wüste, der östliche Ausläufer der großen Colorado-Wüste, wo sich, in einer Entfernung von 40 bis 50 Miles, werthvolle Silberminen vorfinden. Die reichste Silbermine in jener Gegend ist die 70 Miles nördlich von San Bernardino liegende Watermann-Silbermine, welche, wie mein Gewährsmann mir mittheilte, einen reellen Werth von mindestens fünf Millionen Dollars hat, obgleich der glückliche Eigenthümer sie für den halben Betrag dieser Summe zum Verkauf angeboten. Ich erfuhr, daß ein Yankee vor Kurzem die Freiheit gehabt hatte, dem Besitzer der Mine eine halbe Million Dollars in Baar dafür anzubieten, eine Offerte, welche von diesem mit Verachtung zurückgewiesen wurde.

Mein amerikanischer Freund machte mich auf einen seltsamen Felsen in der San-Bernardino-Kette aufmerksam, der uns gerade gegenüber lag, den sogenannten „Arrowhead“ (die Pfeilspitze). Der beinahe senkrecht abfallende Gebirgshang ist dort mit schroffrichem, niedrigem Gebüsch bewachsen, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher die Büsche eine helle, graugrüne Farbe haben. Diese Stelle ist fast eine halbe englische Meile lang und breit und giebt, aus der Ferne gesehen, genau das Bild einer umgekehrten Pfeilspitze — daher der Name. Im Volksmunde nennt man jenen Felsen „Ace of Spades“ (das Pik-As). In der Nähe desselben liegen in romantischer Waldumgebung die „Arrowhead Hot Springs“ und der vorhin erwähnte Karpfenteich.

Die Aussicht vom Arrowhead-Berge ist, wie mein amerikanischer Freund mir mittheilte, die großartigste, welche man in Südcalifornien findet. Das weite kesselförmig ge-

Digitized by Google

bildete Thal zwischen der San-Bernardino- und der Temescal-Range, ein Landstrich von über 2000 engl. Quadratmeilen, liegt dem Beschauer dort wie eine Landkarte zu Füßen.

Der schon früher erwähnte San Antonio Pik und die gewaltige Cucamonga Range mit dem Cajon-Paß schließen an dieser Seite das Panorama. Der Cajon-Paß, durch welchen die Bahnlinie der Atlantic- und Pacific-Eisenbahn führen wird, liegt 25 Miles vom unserm Standpunkte entfernt. Dort entspringt der Mojave-Fluß, welcher sich nordwärts in die Wüste ergießt. Die Gewässer dieses 130 Miles langen Flusses, welche im Sommer kaum anderthalb Fuß tief sind, schwellen im Frühjahr, wenn die Schneemassen im Hochgebirge schmelzen, bis zu einer Höhe von 25 Fuß an. Dieser Fluß hat die Eigenthümlichkeit, daß er in seinem Laufe sechs Mal im Boden versinkt und sechs Mal wieder zum Vorschein kommt, bis er zuletzt im Wüstensand verschwindet. Man sucht die merkwürdige Erscheinung damit zu erklären, daß unterhalb der Sandschicht ein altes in Felsen gewaschenes Bett besteht, worin das einsinkende Wasser eine Strecke weit fortströmt, bis dasselbe durch Verengung des Betts und hydraulischen Druck wieder an die Oberfläche gelangt.

Im Südwesten der Rundschau liegen eine Menge zerrissener nackter Bergkuppen, zwischen denen die grünen Flnren von Riverside hervorlugen; dahinter, in weiter Ferne, die blaue Linie der Temescal Range. An einer jener isolirten Bergkuppen, dem Slover Berge, befinden sich Brüche eines vorzüglichen weißen Marmors, der für Grabsteine und Monumente viel Verwendung findet. In der Temescal Range liegen Zinnminen, die aber bis jetzt noch nicht ausgebeutet werden, weil sie sich auf einem alten spanischen „Grant" befinden, dessen von verschiedenen Seiten bestrittener Besitztitel noch nicht definitiv von den Gerichten der Vereinigten Staaten entschieden wurde.

Nachdem ich noch einen letzten Blick auf die großartige Rundschau geworfen hatte, stieg ich mit meinem Begleiter vom Thurme des Gerichtshauses wieder zur Terrafirma herab, und bald darauf erklomm ich den Bock einer Stagekutsche, welche mich über Colton nach der Kolonie Riverside brachte.

Die Bagobos.

Von Prof. **F. Blumentritt.**

Die Bagobos bewohnen die Umgebungen des Vulkans Apo und die Ufergelandschaften des Rio Tagulaya im Distrikte Davao [1]) im südöstlichen Theile der Insel Mindanao. Hier sind es die Rancherias von Binogao, Sibulan, Maradatan, Canit, Tuban, Tagodeia 2c., welche als ihre Hauptsitze gelten, doch giebt es noch andere Rancherias, die ebenfalls von ihnen allein bewohnt werden, während sie in Bagó, Daliao, Darou (Darum) und Bacnlod mit anderen Stämmen zusammenwohnen. Die Zahl der dem spanischen Scepter im Distrikte Davao unterworfenen beträgt im Jahre 1870 mindestens 3500 Seelen; da seit jener Zeit, besonders seit 1878, die spanische Herrschaft sich weiter gegen das Innere zu ausgedehnt hat, muß auch diese Ziffer entsprechend gewachsen sein. Cavada Mendez de Vigo erwähnt auch Bagobos in der Provinz Surigao, doch giebt er nicht die Lage der von ihnen bewohnten Landstriche in diesem Distrikte genau an; wie ich glaube, dürften es wohl die an den Distrikt Davao angrenzenden Theile der zu Surigao gehörigen Commandancia Bislig sein, in welchen die Surigao-Bagobos zu suchen wären. Wie aus dem oben Erwähnten erhellt, bewohnen die Bagobos auch die Gestade des Meerbusens von Davao, denn Darum z. B. liegt am Meer. Früher waren die Bagobos nicht an der Küste zu finden; Buzet erwähnt noch, sie gehörten zu jenen Bergstämmen, denen die tyrannische Herrschaft der Mauren (d. h. mohammedanischen, dem Seeraub ergebenen Malaien) nicht gestatte, an den Gestaden des Meeres zu wohnen. Dies änderte sich, als die Spanier hier festen Fuß faßten, und dies ist noch nicht so lange her. Bis zum Jahre 1847 waren alle Gestade des Busens von Davao im Besitze von mohammedanischen Piratenchefs, welche von hier aus die spanischen Besitzungen an der Küste Mindanaos, welche damals die Provinz Caraga bildeten, heimsuchten. In jenem Jahre erbat sich ein Spanier, Namens Don José Oyanguren, in dessen Brust der abenteuerliche Sinn der alten Conquistadoren wohnte, von dem damaligen Gouverneur des Archipels, Don Narciso Claveria, die Erlaubniß, die Gestadelandschaften des Seno de Davao von den Piraten zu säubern und für Spanien zu erobern. Chyanguren sammelte ein Corps von Bisayern und Tagalen; mit diesem landete er vor der heutigen Stadt Davao im Beginne des Jahres 1848 und gründete dort mit seinen Leuten die noch heute blühende Niederlassung, welche er Bergara benannte, ein Name, der aber nicht es vermochte, den alten — Davao — aus dem Felde zu schlagen. Da noch einige andere Punkte am Meerbusen von den Spaniern okkupirt wurden, so creirte man eine neue Provinz, „Nueva Guipuzcoa", welche ihren Namen später mit dem heute üblichen: Distrito de Davao vertauschte. Erst also seit dem für Europa verhängnißvollen Jahre 1848 begannen die Bagobos zu den Meeresgestaden herabzusteigen, was aber für ihre Gesundheit sich nicht vortheilhaft erwies, denn nach Cavada Mendez de Vigo sind die in den Berglandschaften seßhaften Bagobos robuste, kräftige Leute, während die an der Küste wohnenden ein schwächliches, kränkelndes Geschlecht wären. Derselbe Autor bemerkt hierzu, daß dies der Kreuzung mit von den Manobos erhandelten Sklaven und dem übermäßigen Genusse der Meeresprodukte zuzuschreiben wäre; ich aber möchte, falls in der That zwischen den Küsten- und Berg-Bagobos ein so großer Unterschied in Bezug auf die körperliche Entwickelung vorhanden wäre, es eher auf die Rechnung des Klimas schieben. Cavada Mendez de Vigo nennt sie reinlich; sie scheinen dem Baden nicht abgeneigt zu sein; auch wird von ihnen erzählt, daß sie auf eine eigenthümliche Art und Weise die Schwimmkunst ausüben, indem sie abwechselnd die rechten, dann die linken Gliedmaßen zur Ausführung der

[1]) Dies ist die richtige Accentuirung; in älteren Werken fand man: Davao.

Digitized by Google

Tempos heranziehen. Bemerkenswerth ist, daß sie beim Schwimmen auch Steine auf Rücken und Hals legen, um mit ihrer Andauer und Geschicklichkeit zu prahlen. Trotz dieser Reinlichkeit ist die Krätze bei ihnen eine häufige Krankheit; während aber die dem Bisaya-Stamme angehörige christliche Bevölkerung gegen diese nichts unternimmt, sondern vielmehr die Anwendung von Heilmitteln als etwas Schädliches ansieht, scheinen die Bagobos anderer Meinung zu sein, denn als die deutschen Forscher Dr. Schadenberg und Dr. Koch von der Ersteigung des Vulkanes Apo nach der Rancheria Tagodeia zurückkehrten, bat sie der Häuptling um Stückchen der von ihnen mitgebrachten Schwefelproben, „damit er einige mit der Krätze Behaftete heilen könnte“ [1]). Cavada Mendez de Vigo bezeichnet sie als den loyalsten Stamm unter den „Wilden“ von Mindanao, der die abgeschlossenen Verträge stets einhält. Rühmend wird von diesem Autor auch ihre Mäßigkeit im Essen hervorgehoben, desgleichen ihre Arbeitsamkeit, welche letztere Eigenschaft ihnen wohl nur unter gewissen Kautelen zugesprochen wird.

Wie alle Bergstämme der Philippinen leben die Bagobos nicht in großen Dörfern beisammen; ihre Niederlassungen — von den Spaniern Rancherías genannt — zählen selten mehr als 20 Hütten. Jede Rancheria bildet einen Staat für sich, und es ist also auch hier jene staatliche Zersplitterung vorhanden, welche den Spaniern die Unterwerfung des Archipels in einem so hohen Grade erleichterte. Der Häuptling einer solchen Rancheria wird in den Cartas de Dávao einigemal Datto genannt, doch läßt sich aus dem Zusammenhange nicht herausfinden, ob diese Botakel auch der Bagobo-Sprache, welche sonst von den Bisaya-Idiom vollständig verschieden ist, angehört, oder ob sie, was mir wahrscheinlicher dünkt, von den eingewanderten Christen in Erinnerung an ähnliche Verhältnisse im verlassenen Vaterlande importirt wurde, ohne daß die Bagobos selbst diesen Namen gebrauchten. Die Machtbefugnisse dieser Häuptlinge dürften wohl nicht sehr umfassend sein. Wo die Bagobos sich den Spaniern unterworfen haben, steht an der Spitze jeder Rancheria der von der Kolonialbehörde bestätigte „Gobernadorcillo“ oder Gemeindevorsteher. Die spanische Regierung ist so klug, nur den Häuptling mit dieser Würde zu bedenken. Wer in den übrigen Theilen des Archipels werden die Gobernadorcillos im gewöhnlichen Leben einfach Capitanes genannt.

Wie schon erwähnt sind die Rancherías oder Dörfer der Bagobos nicht stark bevölkert; Tagodeia z. B. besteht nur aus 12 Hütten, in welchen 70 Personen wohnen. Aus der Erzählung der Cartas de Dávao geht hervor, daß die Hütten des Dorfes nicht dicht bei einander stehen, sondern daß man noch in ziemlicher Entfernung von dem eigentlichen Dorfe auf Hütten stößt, welche zu dieser Rancheria gehören. Die Bauart unterscheidet sich nicht sonderlich von jener der christlichen Bisayas. Das Material reducirt sich auf Bambus und Rotang. Die Hütte ruht auf hohen Bambuspfeilern, zu dem Innern derselben, das nur aus einem Zimmer besteht, gelangt man mittels einer halsbrecherischen Leiter, einem starken, mit Einkerbungen versehenen Bambusrohr. Wenn, wie dies in den Berglandschaften häufig der Fall ist, die Temperatur zur Nachtzeit stark herabsinkt, so schlafen die Bagobos dicht gedrängt ganz nahe dem die ganze Nacht unterhaltenen Feuer. Dieses Schlafen in unmittelbarster Nähe des Feuers, so daß man glauben könnte, die Leute müßten sich die Haut versengen, erinnert an eine ähnliche Sitte der Negritos. Die Hütten besitzen an der Außenseite den im gesammten Archipel üblichen Balalán, welchen Dr. Jagor als einen nicht überdachten „Raum in gleicher Flucht mit der Wohnung, der die Stelle von Hof und Balkon vertritt“ definirt. Uebrigens sind nicht alle Wohnhäuser der Bagobos von unansehnlichem Aeußern: das Haus des Gobernadorcillos von Sibulan präsentirt sich so stattlich, daß es wie ein Fort aussieht [1]). Den Schmuck des Zimmers bilden Matten, Gefäße und Musikinstrumente, unter welchen insbesondere die Agunes unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Agunes scheinen im ganzen südlichen Theile der Insel Mindanao im Brauche zu sein, denn auch die Mindanaos, d. h. die mohammedanischen Bewohner der Uferlandschaften des Rio Grande de Mindanao, kennen dieses aus einer metallenen, auf der einen Seite offenen Kugel bestehende Musikinstrument. Ihren Reichthum machen Gefäße chinesischen Ursprungs aus, sie hängen an den Wänden und an den Dachpfosten herum. Diese Gefäße dienen ihnen als Tauschmittel im Verkehre mit den anderen benachbarten Stämmen. Die deutschen Forscher Schadenberg und Koch stießen in einer Hütte von Tagodeia auf eine werthvolle chinesische Schale aus gutem Porcellan und von alter Arbeit; alle ihre Angebote aber waren vergebens, der Besitzer weigerte sich hartnäckig sie zu verkaufen. Ihre Waffen, welche zum Theil von ihnen selbst fabricirt werden — ist doch Mani, der erwähnte Gobernadorcillo von Sibulan, selbst ein Waffenschmied —, sind Lanzen, Kriese (malaiischer geflammter Dolch), Campilans und Schilde. Der Campilan, eine in dem Archipel bis nach Yzyan verbreitete Hiebwaffe, ist ein einschneidiger und mit sehr breitem Rücken und einer dreieckigen Spitze versehener Säbel. Obwohl sie im Verhältnisse zu ihren Nachbaren als ein friedliches Volk gelten, so zeigen sie doch Freude am Besitze und dem Tragen von Waffen, speciell der obgenannte Gobernadorcillo legte die Waffen anderhalb des Hauses nie ab.

Ob sie den Reisbau selbst betreiben oder bloß den Reis von den Christen und anderen Nachbaren einsammeln, ist mir nicht bekannt, doch möchte ich ersteres annehmen. Die Bagobos von Tagodeia bauen nur Zuckerrohr, Bananen und insbesondere Gabi (Caladium esculentum). Die Bananen werden gekocht verzehrt, und durch Gährung des Zuckerrohrsaftes erzielen sie ein berauschendes Getränk aus demselben, den sogenannten Balábac, dessen Genusse sie eifrig huldigen. Wenn sie zu einer schwierigen Bergtour sich stärken wollen, so mengen sie dem Balábac Tabak zu. Von Hausthieren werden Hühner und Hunde erwähnt; ob sie auch Carabaos (Büffel) und Schweine züchten, weiß ich nicht; treiben sie Reisbau, so dürften sie wohl den Büffel auch besitzen und das Schwein ist das Hausthier κατ' ἐξοχήν der philippinischen Malaien, und zwar in dem Grade, daß selbst einige zum Islam bekehrte Stämme dem Genusse des Schweinefleisches nicht zu entsagen vermochten. Die Hunde müssen sehr zahlreich sein; darauf weist der Umstand hin, daß sie im verwilderten Zustande sehr häufig den an Abhängen des dreigipfeligen Vulkans Apo anzutreffen sind. Die Jagd liefert ihnen genug Wildpret, besonders eifrig wird den wilden Bienen nachgestellt, welche alle Wälder des Archipels in großen Schwärmen bewohnen. Sie begnügen sich nicht allein mit dem Genusse des Honigs, sondern verzehren auch mit Vorliebe die in den Waben steckenden Bienenlarven. Das Wachs verkaufen sie an die Christen von Dávao, mit denen sie, wenn auch nicht in einem regen, so doch nicht unansehnlichen Handelsverkehre stehen. Daß sie

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alexander Schadenberg y Otto Koch. Im Diario de Manila, 1882, Nr. 88.

[1]) Recuerdos de una expedicion á Sibulan. (Diario de Manila, Jahrg. XXXIV, Nr. 89.)

Digitized by Google

überhaupt nicht zu einem abgeschlossenen Leben hinneigen, beweist am besten der Umstand, daß sie über den Rio de Baracatan, einen Nebenfluß des Rio Sibulan, eine Rohrbrücke geschlagen haben.

Ihre Tracht reducirt sich auf nur wenige Kleidungsstücke; ob sie den Kopfbund auch tragen, welchen die Igorroten und andere Bergstämme der Philippinen gebrauchen, und der einigermaßen an ein ähnliches Kostümstück der Dayaks von Borneo erinnert, ist mir nicht bekannt. Ein eigenthümlicher Schmuck (bloß der Weiber?) besteht in Ringen aus zusammengedrehtem Cabo Negro (Fasern der Arenga saccharifera Lab. oder Caryota onusta) und Nito (Ugena semihastata), welche um die Kniekehlen gelegt das Marschiren nach ihrem Glauben erleichtern. Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt; sie kaufen Sklaven von den benachbarten Stämmen; wenn die spanische Herrschaft eine festere Basis in den Bagobos-Ländern erlangt, wird wohl diesem Unwesen bald ein Ende bereitet werden. Vorläufig werden die Bagobos mit Glacéhandschuhen nur angerührt: sie sind von der Zahlung der allgemeinen Kopfsteuer (Tributo de Indios) mit allen seinen Anhängseln, wie dem Sanctorum ꝛc., sowie von der Rekrutirung befreit, denn ein Theil der Bagobos ist noch ganz und gar unabhängig, daher die Milde gegen die bereits Unterworfenen; es ist ein Köder, mit dem man die Fische fangen will. Ich habe keine Nachricht vorgefunden, wie sie ihre Streitigkeiten unter einander schlichten; es muß aber unter ihnen die Sitte herrschen, für gewisse, leider aber nicht specialisirte Vergehen Geldstrafen zu erlegen; wenigstens heißt es, daß sie „ihre Geldstrafen mit (den oben erwähnten) chinesischen Gefäßen bezahlten". Sie leben in Polygamie.

Wir kommen nun zu einem wichtigen Kapitel, nämlich zu den religiösen Anschauungen der Bagobos, und hier gilt es vor Allem einen schweren Irrthum, den ich begangen, wieder gut zu machen. Ich habe nämlich aus dem Wortlaute des im „Ausland" (Jahrg. 1881, Nr. 11, S. 219) erschienenen Artikels: „Die erste Besteigung des Vulkans Apo" gefolgert, daß jene heidnischen Stämme, von deren Kultus der Berggeistes dort die Rede ist, Tagacaolos wären. Zu spät zu einer Berichtigung kam mir der Originalartikel in dem „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Juin 1881, p. 552 seq.) zu Gesicht, aus welchem hervorgeht, daß die Bagobos es sind, welche den Apo als den Wohnort eines bösen Dämons ansehen, und dem sie früher sogar Menschenopfer darbrachten.

Die Religion der Bagobos ist nicht anders als wie jene aller philippinischen Malaien beschaffen, d. h. wir treffen hier den Ahnenkultus wieder. Ich muß hier vor Allem betonen, daß in den mir vorliegenden Quellen der Ahnenkultus selbst nicht ausdrücklich genannt wird, aber man gelangt durch Analogieschlüsse zu diesem Resultate und ich lege den zuverschtlichen Glauben, daß die Herren Schadenberg und Koch nach ihrer Rückkehr die Richtigkeit meiner Behauptung erweisen werden. In dem ersten Artikel des Diario de Manila, welcher über die Ersteigung des Apo durch die beiden eben erwähnten deutschen Forscher berichtet, heißt es, daß sie in jener Hütte der Rancheria Tagodeia, in welcher sie vor dem Aufstiege übernachteten, in einem besonderen Appartement auf Idole stießen, denen die Bagobos verschiedene Gegenstände zum Opfer darbrächten. Diese Idole sind offenbar nichts anderes als Ahnenbilder, dies lehrt ein Vergleich mit den analogen Verhältnissen bei den Bisayern, Tagalen ꝛc. in den Zeiten der Conquista und den Igorroten der Gegenwart. Ich habe dieses Thema bereits eingehend in meinem Essai über die Religion der philippinischen Malaien (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien 1882, Heft 2 bis 5) besprochen, so daß ich hier nur erwähne, daß auf den Philippinen es keine Götterbilder giebt, sondern nur Bildnisse oder Reliquien der verstorbenen Ahnen, welche entweder im Hause selbst oder in einem Hausmodell aufbewahrt, oder deren Seelen als in diesen wohnend gedacht werden. Schade, daß über die Beschaffenheit der Opfer und des dabei üblichen Ceremoniells nichts Näheres mitgetheilt wird.

Außer diesen Ahnenseelen, welche, weil das Gedächtniß an sie noch nicht bei den Nachkommen erloschen ist, im Hause ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, giebt es wie bei den anderen Malaien des Philippinen-Archipels noch bei den Bagobos gute und böse Geister, die guten sind die Seelen der alten Stammesheroen, welche, weil sie dem ganzen Stamme und nicht einer einzigen Familie angehören, nicht in einer Hütte, sondern am Himmel, auf Bergen und in Wäldern wohnhaft gedacht werden; die bösen sind wohl die Seelen großer feindlicher Krieger oder der von den Bagobos bei ihrer Einwanderung erschlagenen autochthonen (mit venia verbo!) Bevölkerung (Negritos); Aehnliches findet man ja auch bei den anderen Stämmen des Archipels. Ueber diese guten und bösen Dämonen ist ein eingehender Bericht vorhanden, nämlich ein Brief des in Davao stationirten Jesuitenmissionärs P. Gisbert, welches Schreiben in seinen wichtigsten diesbezüglichen Stellen im Comercio de Manila, Frühling 1882, mitgetheilt wurde. Leider theilt P. Gisbert die Voreingenommenheit der Missionäre aller christlichen Confessionen, welche in den religiösen Mythen der Naturvölker stets nach Anklängen an die heilige Schrift oder Tradition suchen und — wer sucht, der findet — auch in der That solche entdecken, wenn auch die angestellten Vergleiche ungemein hinken. So will P. Gisbert bei den Bagobos die Dreifaltigkeit und sogar eine Erinnerung an die heilige Jungfrau, den Elias und Enoch gefunden haben [1]).

Der böse Tämon, welcher am Apo haust, führt den Namen Mandarangan und lebt nicht ehelos, sondern mit mehreren weiblichen Genossinnen, welche aber durchaus nicht seine Gewalt theilen, sondern ihm nur als Dienerinnen sein Dasein angenehm gestalten. Die Bagobos glaubten früher, daß Niemand den Vulkan besteigen dürfe, außer es wurde vorher ein Menschenopfer dargebracht; unterließ man das, so war der sichere Tod unausweichlich. Bei dem Todesopfer riefen sie: „Komm hierher, Mandarangan, und trinke das Blut dieses Menschen" [2]). Es waren wahrscheinlich Sklaven oder Kriegsgefangene, welche auf diese Weise abgeschlachtet wurden. Man griff zu diesem Menschenopfer auch dann, wenn man vom Vulkane Schwefel holen wollte; die Bagobos glaubten auf diese Weise den Dämon für die Beraubung seiner Wohnstätte zu entschädigen. Seitdem die Europäer durch die glückliche Ersteigung des Vulkans das Märchen von der Botheit des Mandarangan zerstreut haben, scheinen diese Opfer nicht mehr stattzufinden. Interessant ist zu vernehmen, wie die Bagobos, welche der Gouverneur von Davao im Vereine mit Montano und P. Gisbert bei seiner in diesen Blättern (oben S. 55) bereits erwähnten Besteigung des Vulkans mitführte, sich benahmen. Beim Aufstieg riefen sie: „Wenn der Padre (Gisbert) vorangeht, braucht er keine Furcht vor dem Mandarangan zu haben, denn dieser wird vor ihm entfliehen."

[1]) Como V. R. podrá haber notado, los Bagobos de esta Mision tienen alguna idea de Dios y de la Trinidad, que ellos distinguen con los nombres de Tiguiama, Mananna y Toollai. Tambien parece que Todlibon se refiere á la Virgen Santisima; y no sería estraño que Tagalium y Lumabat se refieran á Elias y Enoch.

[2]) Im Bagobo-Idiom: „Solo dini Mandarangan, guinuman diponoe ini manobo." Schadenberg und Koch haben ein Vokabular der Bagobo-Sprache zusammengestellt.

Digitized by Google

Beim Abstieg äußerten sie: „Ah! wenn der Padre und der Gouverneur nicht mit uns gegangen wären, wir hätten alle sterben müssen." Diese Aeußerungen deuten auf eine ähnliche Schlußfolgerung der christlichen, aber noch ganz im heidnischen Aberglauben befangenen Bevölkerung im übrigen Theile des Archipels hin. Wenn nämlich ein Indier (nach span.-philipp. Sprachgebrauch = christlicher Malaie) einen Baum fällen muß, in welchem ein Anito, d. h. die Seele eines Ahnen, wohnt, so ruft er: „Der Padre hat es befohlen, der Padre!" und haut darauf los. Er glaubt offenbar, die Macht des Pfarrers sei so kräftig, daß er sich der Rache des erzürnten Geistes leichter erwehren könne, als er, der arme Indier, deshalb schiebt er auf jenen die Schuld und lenkt das Verderben von seinem Haupte ab. — Daß P. Gisbert beim Mandaragan sofort an den Teufel denkt, ist auch dem oben Erwähnten nicht sonderbar oder auffällig. Die Namen anderer Dämonen sind: Calambusan, Camalon, Tagamaling, Siring, Abac ꝛc.

Am Himmel wohnen die drei göttlichen Wesen: Tiguiama, Manama und Todlai „wie drei Brüder". Der Tiguiama ist im Besitze unermeßlicher Machtvollkommenheit, der Manama ist der Erhalter, er belohnt und straft (die Lebenden?), der Todlai wird bei Hochzeiten angerufen, wobei ihm Buyo (Betelportion) und Morisgeta (in Wasser gekochter Reis) als Opfer dargebracht werden. Tagalinm und Lumabat waren ursprünglich Menschen; eines Tages gingen sie aus und kamen in einen Schwarm weißer Bienen hinein, mit welchem sie gegen den Himmel auf-flogen, gleichzeitig vergrößerte sich die Erde, welche bisher klein und unansehnlich gewesen war. Diese Mythe erscheint mir deshalb so interessant, weil hier klar ausgesprochen wird, daß diese beiden Götter ursprünglich Menschen gewesen waren: ein Beweis für meine oben aufgestellte Behauptung, daß die Religion der Bagobos im Wesentlichen nur ein Ahnenkultus sei. P. Gisbert bemerkt weiter: „Der Gesang des Limócon ist für sie die Stimme Gottes, welche sie vor den Gefahren, die ihrer harren, warnt. Wenn sein Gesang zur Rechten sich hören läßt, so gilt dies für ein gutes Zeichen und sie setzen ohne Furcht ihren Marsch fort; wenn aber der Gesang zur Linken ertönt, so wagen sie es nicht, weiter zu gehen." Ich glaube P. Gisbert recht verstanden zu haben, wenn ich unter dem Limócon einen Vogel verstehe, denn Aehnliches finden wir ja auch bei den religiösen Anschauungen der Tagalen, bei denen der Vogel Tigmamanoquin ganz dieselbe Rolle spielte. Vielleicht ist der Limócon mit ihm auch identisch oder Tigmamanoquin ist nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel, Irena cyanogastra).

Als die Mohammedaner Herren der Bucht von Davao waren, predigten sie den Bagobos ihre Lehre, doch ist der Erfolg nicht sehr groß gewesen; die Lehren des Koransbaben nur bei wenigen Eingang gefunden und so wird es hoffentlich der Thätigkeit der Missionäre bald gelingen, den Todfeind unserer Civilisation, die Lehre des Propheten, von den Bagobos fernzuhalten, bez. die bereits dem Islam angehörigen Individuen zum Abfalle zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach Angaben in neueren Nummern der Jokohamer Zeitung „Ferbau" — schreibt das Athenäum (Nr. 2863, S. 340) — macht die Civilisation in Persien ansehnliche Fortschritte. Ein großes Kollegium, welches im letzten Jahre mit Regierungsunterstützung vollendet wurde, hat jetzt ernstlich seine Arbeit unter den höheren Klassen der persischen Jugend begonnen und zwar mit Lehrern, welche an den ersten Universitäten Europas graduirt haben. Andere Zeichen von Fortschritt sind die annehmende Verwendung von Europäern bei Eisenbahnen (?), Telegraphen ꝛc. und das neuliche Dekret, Maße und Gewichte im ganzen Lande zu unificiren. — Daß solches von einer persischen Zeitung behauptet wird, ist erklärlich; daß es eine englische ihr nachdruckt, weit weniger. Denn jedes Reisewerk über Persien, das man zur Hand nimmt, enthält mehr oder weniger Klagen über die dortige Mißwirthschaft; keines aber kann in dieser Hinsicht lehrreicher sein, als das jenes höhern Postbeamten: „Aus Persien. Aufzeichnungen eines Ostberichterst, der 10 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat." (Wien, A. von Waldheim, 1882.) Man glaube nicht, daß das ausgezeichnete Martyrium, der stetige Kampf gegen die Indolenz, Habgier, Niedertrüchtigkeit der Beamten, der geringe erzielte Erfolg den Autor zu Ungerechtigkeiten hinreißt; im Gegentheil bewahrte er in bewundernswürdiger Weise seinen Gleichmuth und war schließlich mit weit geringeren als den erhofften Ergebnissen zufrieden. (Ref. kann indessen aus Erfahrung bezeugen, daß der Postverkehr zwischen Deutschland und der persischen Hauptstadt jetzt nichts zu wünschen übrig läßt — und das haben wir dem Autor von „Aus Persien" zu danken.) Unter solchen Umständen haben seine Urtheile entschieden Anspruch auf Beachtung. Auf den jetzigen Schah will er allerdings nichts kommen lassen (wohl aber auf den Kronprinzen S. 29 und 128); sonst aber ist „Alles faul und nach unseren Begriffen schlecht, was dort regiert und regieren hilft" (S. 133). Und S. 126 wird es als eine von allen Europäern in Persien festgehaltene Ansicht hingestellt, „daß alle vom Könige ins Werk gesetzten Kulturversuche und zum Theil wirklich effektuirten Verbesserungen dennoch ohne Nachhalt und Dauer sein werden, weil sie immer wieder von ihm selbst im Stiche gelassen und durch seine Umgebung und Regierung unwirksam gemacht werden, und daß Jenes, was an Neuerungen ausgeführt wird, immer nur deshalb und in der Weise erekutirt wird, „afin que le roi s'amuse". Was es mit höheren Schulen in Persien auf sich hat, illustrirt vortrefflich jenes militärische Kollegium (S. 68), „aus dem die persischen Jungen, die Allah mit einsichtsreichen Vätern versorgt hatte, als Obersie der Armee ausgemustert wurden. Obwohl diese Anstalt gewiß nicht schlecht war, weil die Jungens doch einige Jahre irgend was lernen konnten, so wurde sie doch im Jahre 1877 aufgelöst wegen der Ueberproduktion an Obersten-Aspiranten." Ein ebenso ergötzliches Beispiel persischen „Fortschrittes" in das königliche Arsenal (S. 71), wo ein französischer, vielleicht gebildeter Ingenieur angestellt war. „Dieser mußte denn rathen, wie Kanonen zu gießen sind, morgen wollte man, daß er Laternen und Kandelaber schmiede, dann ließ man wieder einige Millionen Patronen für die Armee füllen, ein andermal eine Mühle bauen, und wenn ich ging zu solchen Versuchen da war, die Kanonenkugeln mit allen denkbaren Farben anzustreichen, ja selbst vergolden und versilbern, und dabei war der Ingenieur das Mädchen für alles." Oder man lese S. 153 nach, wie der Verfasser anfangs 20 000 Dukaten zur ersten Einrichtung der Post verlangt, 3000 angewiesen und keinen einzigen davon ausgezahlt

Digitized by Google

erhielt; wie der ihm zugewiesene persische Sekretär damit anfing, sich eine grüne Uniform mit orangegelben Aufschlägen und rothe Hosen anzuschaffen, vier Diener ähnlich anzog und noch gelbe Rosshaarhüsche auf ihre persischen Mützen steckte, und so auf den Bazars umherstolzirte, bis er wegen Betrugs weggejagt wurde. Diese Beispiele persischer „Civilisation" mögen genügen; es ist und bleibt das orientalische Barbarenthum, welches der wenige aufgeschmierte europäische Lack nun und nimmer zu verdecken vermag. Wer immer nach Persien reisen will, thut gut, selbst wenn er sich bereits durch Studiren zahlreicher Reisewerke ein Urtheil gebildet hat, das in Rede stehende Buch fleißig zu Rathe zu ziehen; es spricht darin ein praktischer Mann zum Theil von sehr praktischen Dingen, und wer ihn beachtet, kann sich vor Schaden bewahren. Auch manchem andern wird es die Augen öffnen, mindestens Belehrung und Unterhaltung verschaffen.

Australien.

— Mit der Ansiedelung des von Alexander Forrest entdeckten fruchtbaren Kimberleydistrikts im nordwestlichen Westaustralien wird ernstlich vorgegangen. Zwei in Sydney gebildete Gesellschaften haben 3½ Millionen Acker und der Herzog von Manchester 200000 Acker von der westaustralischen Regierung gepachtet.

— Die australische Gesetzgebung beruht sich in allen Kolonien, den Besitz des Landes nur in kleinen Parzellen denen zuzuwenden, welche es wirklich bebauen wollen. Sie hat aber damit etwas zu spät angefangen und die Gesetze werden auch sehr vielfach umgangen. Ungeheure Liegenschaften befinden sich in allen Kolonien in den Händen großer Kapitalisten. Einer jener großen Schafzüchterkönige, ein Herr Learmouth, hat in der Nähe von Hay am Murrumbidgee eine Besitzung, welche 119980 Hektaren Land umfaßt, wozu noch 20000 Hektaren Pachtland kommen. Im letzten Jahre wurden 203000 Schafe geschoren, in diesem Jahre wird sich der Bestand auf 215000 Stück beziffern. Außerdem 1300 Haupt Großvieh auf der Station, darunter eine Herde reiner Herefords, wie sie Herr Learmouth seit mehr als 30 Jahren gezogen hat, neben einer Herde feinster Shorthorns. Die Schafe stammen alle von der berühmten Eraldumb-Herde, jetzt das Eigenthum eines andern großen Schafzerkönigs, Sir Samuel Wilson. Im verflossenen Jahre wurden verkauft 57067 Schafe zum Preise von über 11500 Pfund Sterling, dazu 1000 fette Rinder und 33 Pferde und die nach England verschiffte Wolle war in 2539 Ballen verpackt. Die Station hat den Vortheil, vom Murrumbidgee auf eine Entfernung von 32 Kilometer durchfließen zu werden, außerdem läuft die Südwestbahn mitten durch dieselbe.

— Der südöstliche Theil von Victoria sowie der ausgedehnte Theil von Südaustralien zeigen deutlicher als irgend eine andere Gegend Australiens die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit. Wie der sogenannte Blaue See von Mount Gambier, so füllen zahlreiche Seen, einige von sehr großer Tiefe, die erloschenen Krater, deren Form sehr oft noch deutlich erkennbar ist, wie bei den Bergen Eleanor, Eles und Napier. Längst erloschene Vulkankegel mag man um Ballarat zu Dutzenden sehen. Die Vulkane Victorias sind jedenfalls noch nicht sehr lange erloschen; die Traditionen der Eingeborenen sprechen von Ausbrüchen, welche sich vor dem Auftreten der jetzigen Generation ereigneten. Auch hat man dann und wann hier wie in Südaustralien Oscillationen des Bodens verspürt. Der Hamiltondistrikt, im Südwesten von Victoria und an der Grenze gegen Südaustralien gelegen, ist kürzlich der Schauplatz eines Ereignisses gewesen, welches mit der vulkanischen Natur der Gegend in Verbindung zu stehen scheint. Zwischen Dartmoor am Glenelgflusse und dem nordöstlich davon gelegenen Digby hat sich eine Farm von 20 bis 30 Hektaren gehoben und zugleich auf eine bedeutende Entfernung fortbewegt. Das Land, worauf das Haus steht, ist um 10 Fuß, die vorhandenen Bäume sind um 6 bis 7 Fuß gehoben worden. Die Ackerfurchen, welche vorher in einer nordsüdlichen Richtung verliefen, sind jetzt halbkreisförmig gebogen und weisen nach Osten und Westen. Zugleich ist das früher süße Wasser der Brunnen in der Umgegend vollkommen salzig geworden.

— Der „Lumberman" von Minneapolis berichtet über die gigantischen Bäume Australiens: Die endlosen Urwälder Tasmaniens enthalten Eukalypten, die bis zum ersten Zweige 300, im Ganzen 350 Fuß hoch sind. Bis 1873 stand auf dem östlichen Abhang von Mount Wellington, vier Miles von Hobart Town, ein über 300 Fuß hoher und 86 Fuß im Umfange messender Eukalyptus, dessen Stammtrümmer noch jetzt einen schönen Saal bilden, in dem schon manch fröhliches Picknick stattgefunden hat. Der berühmte Baum des Huon-Waldes mißt, 6 Fuß vom Boden, 70 Fuß im Umfang und 240 Fuß in der Höhe. Aber den Ruhm, den riesigsten aller lebenden Riesenbäume der Welt zu besitzen, beansprucht jetzt Victoria. Bei Fernshaw im Dandenong-Distrikt ist kürzlich ein Exemplar von Eukalyptus Amygdalina (mandelblätteriger Gummibaum) entdeckt worden, dessen genaue Messung die Höhe von 380 Fuß bis zum ersten Zweige und von 430 im Ganzen und einen Umfang von 60 Fuß ergeben hat; was das heißt, kann man sich durch die Thatsache vergegenwärtigen, daß dieser Baum, neben das Parlamentsgebäude in Westminster gestellt, dessen Glockenthurm noch um 100 Fuß überragen würde. („The Mail".)

Polargebiete.

— Der Zollkutter der Vereinigten Staaten „Corwin" ist am 30. Juni mit der Besatzung des verbrannten „Rodgers" (s. „Globus" XLI, S. 381) glücklich von Unalaschka in St. Francisco eingetroffen.

— Am 24. April d. J. ist das Hauptschiff „Cabo de Hornos", welches die italienische „antarktische" Expedition unter Lieutenant Bove trug (s. „Globus" XLI, S. 288 u. 352), von Staten Island nach Punta Arenas in der Magellanstraße zurückgekehrt, nachdem jene im Südosten des Feuerlandes gelegene Insel in Bezug auf Fauna, Flora, Topographie, Hydrographie u. s. w. gründlich durchforscht worden ist. Jetzt kommt die Nachricht, daß eines der kleineren für die Expedition gemietheten Schiffe am Kap Hoorn gescheitert ist, Lieutenant Bove und seine Gefährten aber durch den englischen Kutter „Allen Goden" gerettet worden sind.

Oceane.

— Der „Travailleur" ist Ende Juni zu seiner dritten Fahrt (vergl. „Globus" XLI, S. 221) ausgelaufen, um die unter der wissenschaftlichen Leitung von Milne Edwards stehende französische Tiefseeforschung weiterzuführen. Die Fahrt soll sich diesmal vom Golfe von Gascogne Meerbusen bis zu den Capverdischen Inseln erstrecken.

— Ein französischer Ingenieur hat einen Plan ausgearbeitet, nach welchem auf dem Meere befindliche Schiffe die unterdrückten Kabel zu Depeschen benutzen könnten. Er will, in Entfernungen von je einer Tagereise, Boien mit den nöthigen Verbindungsdrähten und Apparaten, jede nummerirt und Nachts genügend erleuchtet, längs der Kabel befestigen. Im „Moniteur de la Flotte" heißt es sein Projekt als durchaus nicht schwer ausführbar dar. („Nature".)

— Die „Nature" veröffentlicht Folgendes aus einem Briefe des Berichterstatters am Physikalischen Institut auf den Scilly-Inseln, W. W. Thomas: „Scilly, den 14. Juli 1882. Ich muß Ihnen von einer eigenthümlichen Störung der See berichten, welche gestern früh um 9 Uhr zur Ebbezeit bei S.-S.-W.-Wind stattgefunden hat. Das Wasser hob sich rapide senkrecht 3 Fuß hoch und fiel dann wieder. So hob und senkte es sich dreimal hintereinander, jedesmal etwas weniger hoch. Das ganze Schauspiel währte ungefähr eine halbe Stunde."

Digitized by Google

— Der Inspektor des Meteorological Service of the Dominion of Canada, Mr. Hugh B. Payne in Toronto, hat nach eingehenden Studien eine genaue Karte der Sturmwege im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans entworfen, so daß Seelente mit Hilfe dieses „Storm Sailing Guide“ ihre Schiffe außerhalb des Bereiches jedes Sturmes halten können, der zu irgend einer Zeit wüthet, und so manches Fahrzeug gerettet werden kann, das sonst das Opfer der Elemente geworden wäre.

Vermischtes.

— Französisches Urtheil über deutsche Prähistoriker. In der Sitzung der Französischen Anthropologischen Gesellschaft vom 20. April 1882 legte E. Hamy mit einigen lobenden Worten den Bötticher'schen Katalog der Berliner anthropologischen Ausstellung vor. Es erhob sich darauf Herr Gabriel de Mortillet um, wie er sagte, diesen „Enthusiasmus“ des Herrn Hamy abzuschwächen. „Jenseit des Rheins,“ bemerkte er, „ist man noch sehr weit zurück. Lindenschmit erkennt die drei Perioden des Stein-, Bronze-, Eisenzeitalters nicht mehr an. Virchow wußte in Lissabon nicht, daß man einen absichtlich zugeschlagenen Feuerstein erkennen könne. Fraas vermengt noch die Höhlenperiode, die dépôts magdaléniens und die Töpferei der polirten Steinzeit. Nach diesen Beispielen wissen Sie, was von den übrigen zu halten ist.“ Wir wissen auch, was von Herrn von Mortillet, der nicht einmal Deutsch versteht, zu halten ist.

— Dr. Woeikof bespricht im Journal der Russischen Chemischen und Physikalischen Gesellschaft den Einfluß topographischer Bedingungen auf Durchschnittswintertemperaturen und die Abweichung von Durchschnittstemperaturen bei Anticklonen. Indem er die Beobachtungen auf verschiedenen Schweizer Stationen vergleicht, findet er, daß die jährliche Temperaturreihe sich nicht immer mit der Höhe der Station vermindert: sie wird geringer auf einzeln stehenden Bergen, größer in hochgelegenen, aber weiten Thälern. Weiter zeigt er, wie die Temperatur in Thälern oft weit kälter ist als auf einzelnen Bergen, in der Schweiz sowohl wie im Kaukasus und in Ostsibirien und schließt daraus, daß die Isothermenkarte, die Dr. Wild in seinem großen Werke: „Die Temperaturverhältnisse des Russischen Reiches“ giebt, keine richtige Anschauung der Wintertemperaturen, besonders in Sibirien darbietet. Da nämlich die meisten der dortigen Stationen in Thälern liegen, deren Temperatur während des Winters in Folge topographischer Bedingungen geringer wird, so nehmen die Januar-Isothermen auf dieser Karte durchweg eine zu südliche Lage ein. So ist z. B. die Januar-Isotherme von −51°, welche durch die Wojeiensko-Gobmine geht, um 7,2° niedriger als die wahre Temperatur dieses Ortes, und sogar um 10,1°, wenn die nöthige Reduktion auf den Meeresspiegel in Anrechnung gebracht wird.

(Nach „Nature“.)

— Am 30. Juni hielt die Folk Lore Society in London ihre Jahresversammlung. Der wichtigste Bericht war der der Märchen-Commission, deren Aufgabe gewesen war, „den Plan einer Märchenklassificirung zu entwerfen, die Schritte anzugeben, die zu thun seien, um bereits vorhandene Märchensammlungen diesem Plane gemäß zu inventarisiren und endlich den Entwurf einer Märchenterminologie auszuarbeiten“. Da man von Hahn's und Baring Gould's Klassificirung bei den heutigen Erfordernissen des Studiums für unzulänglich hielt, so beschloß man, ein neues System von Grund aus aufzubauen und setzte demgemäß folgende Punkte fest: 1. Die Fixirung eines bestimmten Titels für jede Geschichte und die Abfassung verschiedener Titel für dieselbe Geschichte, wie man sie jetzt in allen Sammlungen findet; 2. die Bestimmung einer gemeinsamen Terminologie für das Studium der Märchen und für jede Märchenbeschreibung und 3. für jede Episode innerhalb der Märchen, 4. die Ausarbeitung eines Index der Märchenepisoden, 5. die Anfertigung einer Tabelle sämmtlicher Märchen in gedruckten Sammlungen nach einem bestimmten, gemeinsamen Plan. Zur Verwirklichung dieses letzten Theiles des Programmes sind schon tüchtige Schritte gethan.

— Ein Porträt des Columbus. Die amerikanische Ausstellung in Madrid, welche gelegentlich des dortigen Amerikanischen Kongresses stattfand, hat eine Menge bisher verborgener Schätze zu Tage gefördert. Einem Berichte von H. de Saussure über dieselbe entnehmen wir die folgende interessante Mittheilung:

„Besondere Anziehungskraft besitzen die Erinnerungen an Columbus. Hier ist vor allem sein Porträt merkwürdig, das vor Kurzem unter ganz besonderen Umständen entdeckt wurde. Eine allgemein für richtig anerkannte Tradition nämlich bezeichnete ein Oelgemälde im Museum von Madrid als das Porträt des berühmten Seefahrers. An sich war dies nicht unmöglich, denn schon ein Jahrhundert vor Columbus malte van Eyk mit Oelfarben auf Leinwand. Aber unmöglich konnte man eine Persönlichkeit, wie sie das Porträt darstellte, mit einer Zopfperrücke nach der Mode des 18. Jahrhunderts als die des Columbus anerkennen! Das Verdienst, in das Geheimniß eingedrungen zu sein, gebührt Martinez Cubells, dem Inspektor der Gemäldegalerie von Madrid. Nachdem er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Veränderungen an dem Gemälde vorgenommen worden sein müßten, schabte er in der obern Ecke links das Gemälde weg und brachte darunter auch wirklich ein goldenes C zum Vorschein. Diese Entdeckung machte jeden Zweifel schwinden. Cubells setzte seine Untersuchung fort und förderte die ganze Inschrift zu Tage, welche den obern Rand des Gemäldes einnimmt; sie lautet: „Columbus Ligur: Novi Orbis Reptor“ (Reperior). Das weiße Haar verschwand und machte den kastanienbraunen Locken des Heros der See Platz; überhaupt gewann das ganze Porträt seine alte Gestalt vollkommen wieder. Wenn noch der geringste Zweifel über die Echtheit dieses kostbaren Gemäldes bestehen könnte, so würde ein Vergleich desselben mit dem Herzog von Veragua, dem Präsidenten des Kongresses der Amerikanisten, genügen, ihn zu beseitigen. Der Herzog ist nämlich ein direkter Abkömmling des Columbus und von einer frappanten Aehnlichkeit mit demselben. Bei ihm findet sich dieselbe hervortretende Unterlippe, derselbe Typus der schwach gebogenen Nase, überhaupt ein ganz übereinstimmendes Gesicht. Diese Aehnlichkeit, die sich nach 13 Generationen noch wiederholt, beweist, mit welcher Beharrlichkeit in gewissen Familien (Bourbons, Habsburger) Geschlechtseigenthümlichkeiten immer wieder zu Tage treten.

Dieses hier wiedergefundene Porträt des Columbus ist als Stahlstich in den Bulletins der Akademie der Geschichte und der Geographischen Gesellschaft zu Madrid veröffentlicht worden. Seine Entdeckung hat den Vortheil gehabt, daß dadurch auch ein zweites Porträt des Columbus, weniger gut als das erstere, aber noch sehr wohl erhalten, über welches bisher noch einige Zweifel herrschten, auch als echt erwiesen worden ist.“

Inhalt: Samurzakan und Abchasien III. (Mit fünf Abbildungen.) — Fr. Grabowski: Reisebriefe aus dem südlichen Borneo II. (Mit einer Abbildung.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien V. — Prof. F. Blumentritt: Die Bagobos. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Australien. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion 10. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

In diesem Lande, wo der Bauer kein Recht auf den Grund und Boden besaß und jeden Augenblick durch eine bloße Laune des Khn (Fürsten) vertrieben werden konnte, hat er die Gewohnheit angenommen, leicht von einem Orte zum andern zu wandern und seine Behausung nur als eine Angelegenheit des augenblicklichen Lagers zu betrachten. Noch heutigen Tages entschließt er sich leicht, seinen Wohnort zu verlassen, wenn ihm dieser nicht mehr gefällt, sei es, daß dort ein Familienmitglied gestorben ist, sei es, daß ihn sein abergläubischer Sinn von dort fortreibt. Da die Häuser aus lauter einzelnen Theilen und Stücken bestehen, so ist es leicht, das Rohrdach, die Flechtwände und die Stützpfeiler auseinander zu nehmen, alles auf Büffel oder Pferde zu laden, das wenige Geräth, wie Holzbänke, Matratzen, Kissen, Decken, Kesselhaken und Kochtopf, die nationale Guitarre (abtschartsa) nicht zu vergessen, oben darauf zu packen und fortzuziehen. So begegnete die Reisende bei einem Ausfluge von Otschemtschiri aus zu ihrem Erstaunen einer armenischen Familie, welche von Abchasien, wohin sie nach Beendigung des letzten Aufstandes gezogen war, nach Georgien zurückkehrte. Der Aufzug bot ein sonderbares Gemisch von Elend und Wohlhabenheit dar. Das Haupt der Familie hatte als Kaufmann dort einige Zeit zugebracht und Geld verdient; so saß er denn auch zu Pferde, war gut gekleidet und trug schöne Waffen, eine Seltenheit unter den Armeniern, welche meist unbewaffnet einhergehen. Dabei spielte er den Tschonguri, eine Art Guitarre, die man bei Reichen wie Armen antrifft, und deren Töne bald bei einem Feste erklingen, bald Kranke in den Schlaf wiegen sollen; er wollte damit seinen ungezogenen Sprößling beruhigen, der, bis auf eine große Pelzmütze auf dem Kopfe völlig nackt, sich heulend am Kleide seiner Mutter festhielt und sich von ihr nachschleppen ließ; denn er wollte weder laufen noch sich auf den Karren setzen lassen, den ein Diener lenkte. In den Armen trug das Weib ein Wickelkind, auf den Schultern ein etwas größeres, das vergnügt in die Welt hineinschaute, und dazu sang sie aus vollem Halse und mit klaffender Stimme ein wehklagendes Lied, dessen Refrain noch weithin sich hören ließ. In Bezug auf Reinlichkeit ließ ihr Anzug zu wünschen, was unter solchen Umständen zu entschuldigen war. Ihre schönen schwarzen Haare hingen in kleinen Zöpfen auf die mit einem buntfarbenen Tuche bedeckten Schultern herab, und Hals, Arme und Taille waren mit Geschmeide von wahrhaft künstlerischem Werthe bedeckt, das in seltsamem Gegensatze stand zu dem elenden Schuhwerke, welches sie trug. Links von ihr wanderte die älteste Tochter, ärmlich gekleidet und mit allerlei kleinem Hausrathe beladen, und dann folgte eine georgische Arba (Karren), deren zwei kräftige Büffel der junge Diener lenkte, der mit stets sich gleichbleibender Gutmüthigkeit und Geduld bald Kutscher, bald Koch, bald Kindermädchen spielte. Die Arba enthielt die nöthigsten Reiseutensilien, obenauf den unentbehrlichen Topf zum Maiskochen, und an der Seite hing das Tamburin, das in keinem Haushalte fehlt, wo man die

Digitized by Google

Eine nach Georgien zurückkehrende armenische Familie.

Digitized by Google

Lesghinka tanzt. Den Beſchluß des merkwürdigen Zuges machte ein zweiter Diener in Pelzmütze und Mantel (Burka) mit zwei Pferden, welche eine Menge von Packen mit Wäſche und Hausgeräth ſchleppten.

Einer der beliebteſten Ausflüge war Mokva, die frühere Sommerreſidenz des letzten Ahu, 15 Werſt von Dſchemſchiri am Fluſſe Merkula, welcher dort den Namen Mokva annimmt, gelegen. Der Weg dorthin zieht ſich etwa ſieben Werſt weit am Ufer des Meeres hin; ſtellenweiſe führt er durch ſeeartige Gewäſſer, deren Ufer von zahlreichen Schildkröten belebt ſind. Im Jahre 1876 hatte Madame Serena dieſe Tour in Begleitung des Diſtrikteſchef und zahlreicher Beamten, Offiziere und dergleichen gemacht, welche ihr zu Ehren dort ein Feſt veranſtaltet hatten. Seitdem hatte der Ort böſe Zeiten durchlebt und war während des letzten Aufſtandes der Schauplatz blutiger Kämpfe geweſen. Auf einer nahen Ebene war am 21. Juni 1877 das Haupt der Aufrührer, Ghiribs Morchani, von ſeinem Oheim Gregor Scherwachidze, General in ruſſiſchen Dienſten, gefangen genommen worden, nachdem er Mokva ſammt der Kirche und dem Hauſe des Prieſters hatte plündern laſſen. Dieſer letztere, welcher 1876 die Reiſende bewirthet hatte, war inzwiſchen geſtorben; aber ſein Sohn, Kaufmann und Beſitzer des Duchan (Gaſthaus), nahm die Fremde ebenſo freundlich in ſeinem ziemlich verfallenen Hauſe auf, welches auszubeſſern er angeblich nicht die Mittel beſaß, obwohl er der reichſte Mann im Dorfe war. Zunächſt machten er und ſeine Frau, die fürſtlichen Geblütes war, ſich daran, die

Sonntag im Hauſe des Prieſters von Mokva.

1878 von den Aufſtändiſchen verurſachten Löcher in den Wänden mit einem in Stücke zerſchnittenen Hammelfelle zu verſtopfen. Dann wurde ein großes Feuer angezündet, um die vom Regen durchweichten Kleider der Dame zu trocknen, was einen großen Theil der Nacht in Anſpruch nahm. Der nächſte Tag war ein Sonntag, an welchem die Bewohner der Umgegend herbeizukommen pflegen, um mit dem Staroſchina ihre Angelegenheiten zu beſprechen. Da Serena's Wirth der angeſehenſte Mann im Dorfe war, ſo vereinigten ſie ſich bei ihm zum gemeinſchaftlichen Mahle, zu welchem die Kommune einen Ochſen hatte ſchlachten laſſen. Die eine Hälfte deſſelben wurde gereinigt, an einem Baumaſte befeſtigt und ſo im Ganzen über loderndem Feuer im Freien geröſtet, daß der appetitliche Duft bis in das Haus zog.

Trotzdem es auch an dieſem Tage regnete, ſo konnte Madame Serena doch einen Theil der Anweſenden photographiren.

In Mokva befand ſich früher eines der älteſten Klöſter in Abchaſien, deſſen Kirche, wie in Bdia, Sitz eines reichen Biſchofs war und in den Jahren 1861 bis 1863 wiederhergeſtellt wurde. Leider bildet der ſteinfarbene Anſtrich, mit welchem ſie verſehen wurde, einen häßlichen Gegenſatz zu der ſchönen Färbung der nebenſtehenden Ruinen des alten Glockenthurmes und der Umfaſſungsmauer, und auch im Innern wurden alle Reſte von Moſaiken und Fresken dick übertüncht und grobe Steine erſetzen die ſtellenweiſe noch ſichtbaren früheren Marmorplatten. Die Kirche, in welcher der letzte Ahu mit Frau und Tochter begraben liegt, beſitzt keinen Schatz und an Alterthümern nur ein kleines

Digitized by Google

religiöses Gemälde mit georgischer Inschrift. An die Kirche stieß früher ein großes zweistöckiges steinernes Gebäude, wohl das Kloster, und ihr gegenüber liegen die Trümmer der bischöflichen Residenz. Im Jahre 1877 kamen dann zu den alten neue Trümmer hinzu; doch fanden 1881 wieder Ausbesserungen an dem Heiligthume statt.

Ein anderes Mal erhielt Madame Serena eine Einladung zu einem Trauerfeste, tärili genannt, welches in dem circa 12 Werst von Otschemtschiri entfernten Kwitauli stattfinden sollte. Der Ort gehört der Familie des letzten Ahu, deren gegenwärtiges Haupt der obenerwähnte Fürst und russische General Gregor Scherwachidze ist. Das Tärili fand aus Anlaß des wiederkehrenden Todestages seiner Mutter, der verstorbenen Fürstin Kessaria Scherwachidze, einer geborenen Dadian, und zweier zu verschiedenen Zeiten gestorbenen Söhne derselben statt. Wie schon bemerkt, waren die abchasischen Herrscher bald Christen, bald Mohammedaner gewesen; daher die gemischte Religion des Landes. Unter dem Großvater und dem Vater des Fürsten Michael, Kalisch Bey und Sefer Bey, welche beide in der Türkei erzogen worden waren, hatte der Islam an Ausbreitung gewonnen; als sich dann Sefer Bey mit der Schwester des Dadian Lewan verheirathete, war er zum Christenthume übergetreten, und unter dem Einflusse der sehr orthodoxen Fürstinnen der ningrelischen Familie waren auch die übrigen Glieder der abchasischen Herrscherfamilie seinem Beispiele gefolgt. Unter ihnen befand sich auch Alexander Scherwachidze, der Gatte der Fürstin Kessaria, der mit seinem mohammedanischen Namen Ali Bey hieß.

Da zuletzt die verschiedenen Zweige der Scherwachidze beständig in Streit mit einander gelegen hatten, so war schließlich das Land unter ihnen getheilt worden. Unter der Regierung Sefer Bey's hatte sein Bruder Hassan Bey das Gebiet zwischen Suchum-kale und dem Flusse Kodor, sein Vetter Ali Bey das zwischen dem Kodor und dem Ochuri erhalten. Beide waren in der Verwaltung ihrer Bezirke fast

Die Ikonostasis in der Kirche von Mokwa.

unabhängig, erkannten aber doch den Ahu als ihren Oberherrn an und mußten bei feindlichen Angriffen unter seiner Fahne fechten.

Nach dem Tode Ali Bey's führte seine Wittwe Kessaria unter russischem Protektorate die Regentschaft zwölf Jahre lang, bis ihr ältester Sohn Gregor (1838 bis 1848) majorenn wurde. Sie strebte danach, in ihrem Lande Civilisation und namentlich das Christenthum zu verbreiten, was ihr von Seiten des Czaren Nikolaus einen Orden und von Seiten ihrer Unterthanen den Beinamen der Großen eintrug. Unter ihrem Sohne wurde Abchasien dann dem russischen Reiche einverleibt.

Hassan Bey andererseits hinterließ 1837 sein Gebiet seinem Sohne Seid Bey oder Dimitri Scherwachidze, dieser seinem Sohne Georg, welcher noch einen großen Theil davon besitzt. Der Ahu Sefer Bey aber hinterließ zwei junge Söhne, Dimitri und Michael, so daß seine Wittwe, die Schwester des Dadian von Mingrelien, eine ebenso despotische wie ehrgeizige Frau, einige Zeit lang die Regentschaft führte. Dann folgte sein ältester Sohn Dimitri, welcher indessen schon nach einem Jahre starb, wie es hieß, an Gift, das ihm sein Bruder Michael hatte beibringen lassen. Ein Diener dieses Bruders, der im April 1876 starb, soll auf dem Todtenbette ein dahin lautendes Geständniß abgelegt haben. Wie dem auch sei, Michael wurde von Tzar Alexander als Ahu von Abchasien anerkannt und regierte bis 1866.

Das Grab seines Vaters Sefer Bey befindet sich in der Kirche des Dorfes Lichni, in welchem er residirte, und das von den Türken zerstört wurde. Als Bey ist in Kwitauli begraben, wo sein noch lebender Sohn Gregor eine Kirche errichtet hatte, welche gerade bei jenem Tärili zu Ehren seiner Mutter und seiner beiden Brüder eingeweiht werden sollte. Madame Serena verweilte eine Woche als sein Gast dort und erlebte die ganze, zum Theil tragikomische Trauerfeierlichkeit mit, wie sie eine ähnliche schon in Mingrelien gesehen und geschildert hat. Der Schauplatz war eine große Ebene vor der neuen Kirche, auf welcher ein kleines, verfallenes Häuschen, der Wohnsitz eines der verstorbenen Prinzen, sich erhob. Vor demselben hatten sich die Scharen der Klagenden, Verwandte, Freunde, Diener, ehemalige Vasallen in buntem Durcheinander versam-

Digitized by Google

welt, und auf derselben Wiese waren Lauben errichtet und Tafeln gedeckt zur obligaten Bewirthung der Leidtragenden. Eine besondere schwarz drapirte Laube enthielt mit Bettzeug überdeckte Bänke, auf welchen die Kleider der drei Verstorbenen ausgebreitet waren; dieselbe war für die Damen der Familie und für die Klageweiber bestimmt, welche sich schon frühzeitig auf der von Regen durchweichten Wiese in Menge eingefunden hatten. Um sieben Uhr Morgens bereits schleppten vier kräftige Eingeborene in zwei Kesseln die erste Mahlzeit, Maisſuppe und Hammelfleisch, herbei. Um acht Uhr befand sich jeder auf seinem Posten; der Prinz, in eine Tschoscha von grobem, schwarzem Stoffe gekleidet und von seinen beiden Söhnen begleitet, empfing nun unter einem Baume das Beileid seiner Gäste, während die Wittwen der beiden verstorbenen Prinzen in der Trauerlaube bei den Kleidern derselben auf Teppichen hockten. Die eine, welche bereits seit drei Jahren verwittwet war, zeigte ein still resignirtes Gesicht und trug zwar dunkle Kleidung, aber doch nicht mehr tiefe Trauer. Ihre Schwägerin aber hatte Wittwenkleidung an, eine Bluse von schwarzer Baumwolle, welche sie am Begräbnißtage ihres Mannes mit eigener Hand zerrissen hatte und die sie ein volles Jahr lang nicht ablegen darf. Die Haare fielen ihr lose auf die Schultern herab. Die Klageweiber kauerten gleichfalls auf der Erde, hielten einen alten Schuh, den der Verstorbene getragen, in der Hand und schlugen sich jedesmal bei dem von Weinen und Heulen begleiteten Refrain damit vor die Stirn.

Bei dieser mehrere Tage dauernden Trauerfestlichkeit

Frühstück bei dem Popen von Kvitauli.

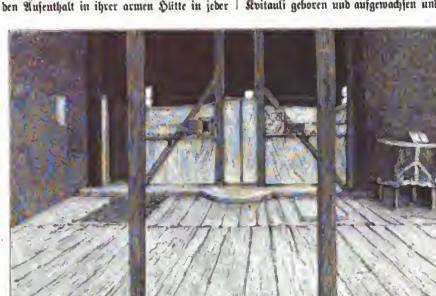
beliefen sich die nach alter Sitte dargebrachten Geschenke auf etwa 5000 Rubel, 50 Pferde und über 150 Ochsen und Hammel, welche letzteren sofort für das allgemeine Festmahl geschlachtet wurden. Die Leiterin des Ganzen war die alte Amme des Fürsten Gregor, welche bei dieser Gelegenheit ihr geheiligtes Recht zu voller Geltung brachte: mit einem Stocke bewaffnet jagte sie die sich vor ihr vereinigende Menge zur Seite und sie dirigirte die Klageweiber, welche nur die beiden Sylben „ow“ und „wa“ intonirten und mit immer zunehmender Stärke wiederholten.

Merkwürdig war auch die Scene des Abschiednehmens, als die Familie Scherwaschidze nach Beendigung des Tiriti nach Atara, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte am Ufer des Kodor, zurückkehrte. Es hatten sich dazu die Frauen von Kvitauli in dem Zimmer, welches die Fürstinnen bewohnten, versammelt und warteten dort geduldig auf den geeigneten Moment. Nach ihrer Gewohnheit lehnten sie sich dabei gegen die Wände und hatten sich theils bei den Händen, theils um die Taille gefaßt. Unbeweglich folgten sie nur mit den Augen jeder Bewegung der Gebieterin, bis diese ein Zeichen gab und die Ceremonie ihren Anfang nahm. Die achtungsvollste Begrüßung besteht darin, daß man mit der Hand dreimal einen Kreis um den Kopf des oder der zu Ehrenden beschreibt, dann das Haupt auf die linke Seite der Brust sinken läßt und sich tief verneigt. Das thaten vor jeder Frau oder jedem jungen Mädchen die Herrin von Kvitauli und die anderen Damen ihrer Familie vor ihrer Abreise. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher diese

Digitized by Google

Ehrenbezeigung entgegen genommen wurde, stand in sonderbarem Gegensatze zu ihrer Unterwürfigkeit.

Als die Reisende im letztvergangenen November Kvitauli wieder besuchte, empfing sie der alte Pope, welcher fünf Jahre zuvor bei den Todtengebeten durch seinen ehrwürdigen Anblick und seine näselnde Stimme ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, und bot ihr Unterkunft in seiner Winterwohnung an, welche alles in allem nur aus einem einzigen Raume bestand. Dort wohnte er mit seiner Frau, einer aristokratischen Mingrelierin, weil ihre Sommerhütte, in welcher sie kein Feuer anmachen konnten, ihnen schon zu kalt war. Die beiden guten Alten thaten ihr Möglichstes, um der Fremden den Aufenthalt in ihrer armen Hütte in jeder Beziehung angenehm zu machen. Die, wie gesagt, aus Mingrelien stammende Frau des Popen hatte von dort, vielleicht vor einem halben Jahrhundert, in ihrem Brautschatze Haushaltungsgeräthe mitgebracht, welche in ihrer Heimath hier und da in Gebrauch, bei den viel ungebildeteren Abchasen jedoch vollständig unbekannt waren. So holte sie denn vom Grunde einer mit großen Blumen und Zweigen bemalten Holzkiste eine Tasse, Teller, ja selbst ein Gedeck hervor, was bei ihrer Umgebung das größte Erstaunen erregte. Der Pope dagegen, welcher sein ganzes Leben in Abchasien zugebracht hatte, kannte nur die alten Sitten und Gebräuche seiner Heimath; er war in der Domäne Kvitauli geboren und aufgewachsen und hatte seit einer ganzen Reihe von Jahren das Amt eines Almosenniers bei der Familie Scherwachidze versehen. Und bei den Abchasen findet man noch öfters, und namentlich im Innern des Landes und den schwer zugänglichen Gebirgen, Gelegenheit zu beobachten, wie fest sie an dem uralten Herkommen halten; in dieser Hinsicht nehmen sie unter den Völkern des Kaukasus eine hervorragende Stellung ein.



Innres der Kirche von Kvitauli mit dem Grabe der Fürstin Kessaria Scherwachidze.

So schlief denn Madame Serena die eine Nacht unter dem Strohdache des Popen; am nächsten Morgen waren beide Alten schon frühzeitig auf den Beinen, um das Frühstück mit aller Sorgfalt zuzurüsten. Da es gerade nicht regnete, so ließ Madame Serena den Tisch ins Freie tragen, um sich an dem Anblicke der Ebene und der herrlichen Baumgruppen, Roth- und Weißbuchen, erfreuen zu können, deren üppiges, bemerkenswerth schönes Laub zu den Wundern dieses von der Natur so reich ausgestatteten Landes gehört. Neben sich ließ die Reisende ihren Führer und den Sohn des Starschina Platz nehmen, was allerdings gegen die Landessitten verstieß, welche verbieten, daß Männer mit Frauen zusammen zu Tische sitzen. Dem Pflegesohne des Popen hatte sie die nöthigsten Handgriffe am photographischen Apparate gezeigt, und so gelang es in fünf Sekunden von diesem Frühstückstische ein Abbild zu erhalten, ebenso auch später von der Kirche und ihrem Innern, welches den Grabstein der Fürstin Kessaria der Großen enthält. Derselbe befindet sich zur Rechten, einige Meter vor der Ikonostasis, wie es unser letztes Bild zeigt.

Brahmanenthum im Buddhismus.

Als Schiffsleutenant Louis Delaporte von seiner letzten archäologischen Reise in Kambodja mit reichen Ergebnissen zurückkehrte (vergl. „Globus“ XLI, S. 356), wurde es als eine unerwartete Entdeckung verkündet, daß die dortigen Tempel dem Brahmanenthume angehörten. In einem Berichte über eine Sitzung der Indochinesischen Gesellschaft in Paris (Allgem. Zeitung vom 24. Mai 1882) hieß es: „Von Pnhom Penh, der Hauptstadt Kambodjas, begab sich Herr Delaporte direkt nach den Ruinen von Angkor und hat endlich das schwere Problem über die Bestimmung der religiösen Bauwerke dieser

Digitized by Google

alten Metropole der indochinesischen Civilisation lösen können. Seine Entdeckungen haben ihn zu dem ebenso unerwarteten wie interessanten Resultat geführt, daß diese alten Khmer'schen Tempel dem Brahmaismus geweiht waren. Als er Angkor-Vat durchforschte, hat er in hochgelegenen Theilen die Meisterwerke der kambodschanischen Sculptur abklatschen lassen, nämlich Basreliefs, ehemals glänzend vergoldet, Giebelfelder und Einrahmungen, deren Gegenstände alle, bis zu denen, die das Allerheiligste zierten, den Heldenthaten des Rama und dem Ruhm Vishnu's gewidmet sind. Diesem Gotte war also Angkor-Vat geweiht. In Angkor-Thom hat er neue Terrassen besucht, bei deren Mehrzahl er ebensalls wieder in den Giebelfeldern die Heldenthaten des Rama und Vishnu gefunden hat; er hat die Gegenwart des „Linga" konstatirt, des Symbems des Schimm des Phallus der Alten). Er hat aus dem Palaste der Könige Khmers, einem großartigen und wunderbaren Sculpturwerke, dessen übereinander geschichtete Terrassen mit den prächtigsten Basrelief-Kompositionen geschmückt sind, den Schutt herausschaffen und den Palast unterlaufen lassen: Jravati, der dreiköpfige Elephant mit seinem enormen Körper, thront daselbst auf allen Elephantzähnen, sowie an den Ecken aller Thore der Stadt, wo er von dem Gotte Indra getillen wird, der von zwei Apsaras oder himmlischen Tänzerinnen seines Paradieses begleitet ist." Tagegen erlieh dann Prof. H. Bastian in Berlin am 26. Mai eine Erklärung folgenden Inhalts in der „Allgem. Zeitung": „Durch bestreundete Hand wurde ich in der Beilage zur „Allg. Ztg." vom 24. März auf eine Erwähnung der Temper Kambodes aufmerksam gemacht, worin aus der letzten Sitzung der indochinesischen Akademie zu Paris die Rückkehr Delaporte's von seinem Forschungsstede besprochen wird, unter Hinweis auf die werthvollen Bereicherungen unserer Kenntnik, die auch diesmal wieder diesem thätigen und erfolgreichen Reisenden zu danken sind. Es wird dabei als Lösung des über diese geheimnißvollen Stätten schwebenden Problems, als eine neue und „unerwartete" Entdeckung bezeichnet, daß in den dortigen Tempeln ein brahmanischer Charakter erkannt sei — jetzt, im Jahre 1821 schon bereits, als ich im Jahre 1864 diese Wunderbauten, kurz nach Wiederauffindung derselben, besuchen konnte, sich dieser brahmanische Charakter in seinen Beziehungen zur buddhistischen Weihe (unter der mit dem Namen des Apsheln Bandhaghota verknüpften Mythe) genugsam feststellen ließ, da der vierte Theil der „Völker des Oestlichen Asien", der davon handelt, an verschiedenen Stellen von Delaporte's frühern Werke (Voyage du Cambodge, 1880) zur Benutzung kommt und außerdem in den „Annales de l'Extrême Orient" dem Organ der indochinesischen Akademie) eine ausführliche Bearbeitung (Tome I, p. 152 seq., 1879—1880) erfahren hat, muß bei der obigen Berichterstattung ein Irrthum untergelaufen sein, auf welchen es gestattet sein mag, hierdurch hinzuweisen, da er in verschiedenen anderen Blättern wiederholt sein soll. Seit Kern's Entzifferung der vorher unlesbaren Inschriften zuverlässigere Anhaltspunkte für historische Daten zu liefern beginnt (zugleich auch die bereits 1864 in Kamboda von mir gesuherte und durch den bei der letzten Reise in Jahe 1879 gewonnenen Eindruck erneute Vermuthung über den Zusammenhang der beiderseitigen Monumente mehr und mehr mit thatsächlichen Darlegungen bestätigt), so eröffnet sich jetzt allmälig ein deutlicherer Einblick in diesen bis dahin gänzlich unbekannten (und in seinem Dunkel überschwenglich Gedichteten), der auf der einen Seite nach Indien, auf der andern nach China übergreift, im Norden bis Thibet hinauf und im Süden in den Archipelagos bis an die Grenzen Polynesiens — einen Kulturkreis mächtiger Tragweite alle, deren Bedeutung für die Alterthumskunde Ostasiens gar bald schon die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln muß, um aus verschiedenen Forschungsrichtungen her eine gemeinsame Zusammenarbeit auf die hier vorliegenden Aufgabe zu concentriren. Betreffs einer Rückwirkung auf Deutung der klassischen Nachrichten über die hinterindische Halbinsel fällt dann vornehmlich die brahmanische Vorgeschichte derselben ins Gewicht, wofür sich die in den Jahren 1861 bis 1863 in den jetzt buddhistischen Reichen Birma und Siam gesammelten Materialien in dem ersten Bande der „Völker des Oestlichen Asien" (1866) veröffentlicht finden. Voraussichtlich steht hier in Kurzem eine Menge überraschendster Aufklärungen in Aussicht, sobald die von Delaporte gegenwärtig zurückgebrachten Resultate im Schooße der indochinesischen Akademie, wie erwartet werden kann, zur Bearbeitung gelangen. A. Bastian."

Im Anschlusse hieran freuen wir uns, eine Mittheilung Prof. Bastian's bringen zu können, welche sich gleichfalls auf die obigen Verhältnisse bezieht.

Die eigenartige Durchdringung buddhistischer mit brahmanischen Darstellungsweisen, wie sie die kambodschen Skulpturen (und ähnlich entsprechend die javanischen) charakterisirt, tritt auch in der beifolgenden Zeichnung hervor, die ich bei Durchsicht der aus meiner Reise im Jahre 1864 noch nicht veröffentlichten Notizen daraunter vorfinde, von den Monumenten des Bat Ek (s. Völker des östlichen Asien Thl. IV, S. 228).

Die Verehrung des heiligen Baumes, welche man mit dem Schlangenkultus in mehrfache Beziehungen gesetzt hat, geht hier in eine den Linga mit dem Lotus verbindende Auffassung über, vielleicht eine der in der Aranya-Kanda des Ramayana geschilderten Scenen darstellend, oder etwa Hanuman, der im Gewande eines Büßers bei der Kunde über Annäherung von Rama und Lakshmana diesen durch König Sugriva entgegen gesandt wird.

Der Linga führt, brahmanisch, auf Phra-Isnen oder Siva, als Maha-Rishi (Rishi), den einsiedlerischen Eremiten des Waldes, während der Lotus in den buddhistischen Weltentstehungen keimt.

So z. B. in der Einleitung zu den siamesischen Rechtsbüchern (ähnlich dem aus dem Phra-tham-sat Mitgetheilten).

Nach dem Vorwort heißt es „über den Beginn der ersten Kalpa" (bei den Brahmanen in die bei Plutarch ebenfalls angedeutete Beziehung zum Schlaf der Gottheit gesetzt, während bei den Buddhisten den alten Naga-König erweckend):

„Als Umwalzung des Universums winden sich um den heiligen Berg Meru (Phra-Su-Meru-rat) sieben Kreise von Bergketten mit 4 großen und 2000 kleineren Inseln, sowie vier Oceanen dazwischen. Und dann finden sich dort, fest eingepflanzt, der Bäume sieben, nämlich der Sirisa-Baum in Buphavitsepha (Purvavideha), der Krathum-Baum (der Kathum-Blumen) in Amarakhapana (oder Apara-Godhanya), der Kama-Baum (der Gesüße) in Uddokaro (Uttara-kuru) und der Na-Baum (Anona squamosa) in Tompho-thavis oder Jambu-dvipa (mit Eugenia Jambu). Dazu wächst in der Region der Asura der Kee-phoi-Baum (absallender Früchte, wie für den mit Fluch belegten Verbannungsort geeignet), der (dornige) Naju-Baum in Subantaraga-Phiphoph der (schützenden) Chatu-Maha-Raja, und der Baum Barikafat oder Parichadka (schattengebend) im Himmel Daobüngsa (Indra's).

„Und in der Kalpa Beginn, da erstand, empor sich hebend aus den Atomen, ein Lotus mit der Blumen fünf, ein Vorzeichen künftiger Verheißung, daß fünf der fürstlichen Herren in dieser Welt geboren sein würden, als heilige Phra-Phuth (oder Buddha).

„Nun heißt es in Betreff dieser Kalpa, daß zu dem Phrom (Brahmanen) der Duft ausstieg von der neu gebildeten Erde, und daß sie darauf herablamen, von der süßen Ausschwitzung zu kosten. Als so im Laufe der Zeit die irdische Speise das Himmelselement beschwerte, fing der Glanz sich zu verlieren an, die Leiber schrumpften in Verkürzung zusammen, und nach Art der klimatischen Umgebung traten die Wechsel der Nahrung ein bis zum Weizen, als der gewöhnlichen.

„Diese Aenderungen waren von den entsprechenden in der Natur der Brahmanen begleitet, ihre hehre Macht und Glorie schwand dahin, und schließlich zerspaltete sich der Mensch in die Geschlechter, das männliche und das weibliche, mit dem Hervorteten der für Begattung geeigneten Organe.

„In Folge davon wurden Kinder geboren und die Generationen zeugten fort. Mit Vermehrung der Bevölkerung stellten sich die Grenzen der Ansiedelungen fest und vielerlei Volk wohnte neben einander auf der Erde.

Digitized by Google

„Zu solcher Zeit geschah es, daß der Fürst von der Höhe, der Herr Phra-Phothisat (der heilige Bodhisattaa), herniederkam und als der große Menschenmeister (Phra-Maha-Burut) geboren wurde, in dem Beginn dieser Phatha-Kalpa (der ersten oder Pathama).

„Bis dahin, wenn Streit und Zwist ausbrach, war Niemand da, zu herrschen oder zu entscheiden, sondern die Gesellschaften pflegten zusammenzukommen, um unter einander zu berathen.

„Jetzt aber erhoben sie den erhabenen Herrn, den großen Menschenfürst (Phra-Maha-Burut-Rat-Chao), zu ihrem König, mit dem Ehrentitel benannt als Phra-Chao-Maha-Sommutirat.

„Mit den anzeichnenden Tugenden siebenfacher Art begabt, herrschte er über die vier Thavib (Kontinente). Von seinen vier Söhnen wurde der Aelteste mit der Verwaltung von Jomphuthavib betraut, und von den anderen jeder Einer eingesetzt in Udonkaro, Aparakhojana und Bupha Pitteha.

Portal aus Bat Ek in Kambodja.

Und täglich kamen die vier Fürstensöhne durch die Luft herbei, ihrem königlichen Vater Besuch abzustatten.

„Nachdem darauf eine lange Zeit verflossen und der Königsvater vom Leben abgeschieden, pflegten die vier Fürsten ihr gutes Einvernehmen unter sich aufrecht zu halten, in Bewahrung der Freundschaft, bis allmälig im Laufe der Gezeiten die Besuche seltener wurden und schließlich unter zunehmender Erkaltung der Freundschaft ganz aufhörten, so daß eine Trennung eintrat.

„Der Aelteste der Brüder, der König der Könige, der in Jambudvipa herrschte, theilte das Reich unter seine zehn Söhne, einen Theil für jeden, mit dem ältesten derselben, als Uparat (Stellvertreter oder Vicekönig) oder Nebenkönig [zweiter König in Siam], und dieser trat später an die Stelle seines Vaters, als derselbe aus dem Leben geschieden.

„Eine Zeit lang dauerte unter den zehn Fürsten der Brauch fort, sich gegenseitige Besuche abzustatten [1]), aber allmälig

[1]) Für eine orientalische Analogie, s. Ethnologische und geographische Bilder S. 97.

Digitized by Google

wurden sie einander mehr entfremdet, in lockerer Erweiterung der bisher einigenden Verbindung. Unter ihrer Nachkommenschaft nahmen die Scheidungen zu, wenn auch der älteste Sohn stets in die Stelle des Vaters eintrat, um nach dem Tode seines Vaters als König gekrönt zu werden, in legitimer Erbfolge. Auch dauerte die Freundschaft fort unter den 101 Monarchen, in Erinnerung gemeinsamer Abstammung und der Sonnendynastie (Suryavansa), doch schickten sie, anstatt persönlicher Besuche, ihre Minister, als Gesandte, um Grüße zu überbringen, und diese, als sie alt und betagt wurden, gingen dann nicht mehr täglich, sondern nur einmal in der Woche, später nur einmal im Jahre, und zuletzt gar nicht mehr.

„So ging unter den Fürstensöhnen des Herrschergeschlechts die gegenseitige Kenntniß von einander dadurch verloren, und das Bewußtsein erlosch eines gemeinsamen Bandes und der Abstammung aus dem erhabenen Sonnengeschlecht. Die verschiedenen Nationen verblieben getrennt, verschieden schieden sich ihre Bräuche, verschieden ihre Speisen, verschieden ihr Ansehen, verschieden auch ihre Sprachen unter den 101 Königsthümern, und so finden sich 101 Sprachen [1]) bis auf den heutigen Tag.

„In der Jugend dieses erhaben großmächtigen Königsgeschlechtes der Sonne (Maha-Sommati-Raja-Surivong), damals als es seinen Anfang nahm, währte das Menschenleben, bis zum Alter einer Asanghai [100 Quadrillionen Jahre bei Remusat, aber zu niedrig angesetzt nach Köppen], und damals ereignete es sich, daß ein Fürst aus den Maha-Phrom (im Himmel der Maha-Brahmana), aus denen, welche Phrom-Theva (unter den Deva) genannt werden, in seinen Existenzwandlungen die Welterraffe der Phrom verließ, um in der Fülle der Zeit herabzusteigen, und in der Familie eines angesehenen Edelmanns wiedergeboren zu werden, eines unter den Hofbeamten des königlichen Herrschers Maha-Sammti-Raja.

„Zum Alter von 15 Jahren aufgewachsen, erhielt er das Amt seines Vaters und als er die Trübseligkeiten betrachtete, die aus Zank und Hader entstehen, darüber, wie es im Wunsche der königlichen Majestät läge, die Bestimmungen des heiligen Gesetzes in Kraft zu halten, hin und her nachgedacht hatte, so nahte er sich mit huldigendem Gruß, seinen Abschied erbittend, um, in den Priesterstand aufgenommen, als Eremit (Rüsi) in einer Höhle des Hemavan sich dem Einsiedlerleben zu widmen, in Uebung der fünf Abija (Abhidjna) und sieben Soubat, von Waldfrüchten genährt.

„Dort befand er sich inmitten einer Gesellschaft von Deva, Kinnari (Vogeljungfrauen), Konthap (Gandarva), Suban-Vögel (Suvarna-Hansa), und Yasukri, König der Naga, war sorgsam darauf bedacht, daß es im Unterhalt des frommen Eremiten an nichts fehle.

„Da geschah es eines Tages, daß ein plötzlicher Gewittersturm ausbrach, der Regen fiel herab wie aus Eimern [2]) gegossen, und der Deva's liebliche Kinder, ihre Söhne und Töchter, sie und alle die Kinnara und Kinnari, sie rannten in Verwirrung hierhin und dahin, um sich vorm Naßwerden zu retten.

„Und in solcher Angst kam eines der Däuchen aus den Theva-Khontap [also eine Apsaras] ganz nahe an die Stelle, wo der königliche Brahmane sich gebettet hatte, jener Eremit.

„Der brahmanische Herr aber, der König unter den Eremiten, er begnadigte das Fräulein Kinnari aus den Theva-Khontabh mit seiner Liebesbezeigung, und als die Zeit erfüllt, da war auch ein Sohn geboren, hübsch und schön von Gestalt, und bei Namen gerufen als Phatthara Kuman (Phattara-Kumara). Später wurde dann mit den Baumnymphen noch ein zweiter Sohn gezeugt, Manofon Kuman oder der Prinz (Kumara) Manovara [die Stimme Manu's [1]].

„Diese beiden Söhne zeichneten sich aus durch Weisheit und Verstand, wie aus ihren beiden Eltern auf sie übergegangen. Sie traten in den geistlichen Stand, und während ihres Einsiedlerlebens wurden sie mit ekstatischen Visionen begünstigt, bei ausübender Beobachtung der fünf Apija und der acht (sieben) Somabat, zugleich ihren Vater und Mutter ehrend, so lange dieselben in irdischer Hülle weilten, bis diese dann zurücklassend.

„Eines Tages kam Phra Phathathara die Lust an, in die Luft emporzusteigen, und dabei flog er herum bis zum Khob-Chakkravan [den das Universum im Chakravala umgrenzenden Gebirgswall].

„Dort schrieb er auf die Felswand eine Abschrift der Phethangtha (Vedanga) und von den magischen Zauberformeln aller der Betha (Veda). Dann kam er zurück, und seinen jüngern Bruder Manofan mit sich nehmend, begab er sich nach der Residenz des Königs Maha-Sommutirat, ihm die heiligen Texte der Vedanga zu überbringen, nebst Sprüchen der Heilkunde für Gesundheit und Wohlsein.

„Und indem Phathara dabei den Eremitenstand verließ, nahm er die Stelle eines Kara-Parohit (brahmanischen Gelehrten) an, um den König in der Wissenschaft zu unterrichten.

„Was nun Manofan betrifft, so folgte er dem Beispiel seines Bruders, und stellte sich ebenfalls dem König zu Diensten, unter seine Beamten.

„Und Se. Majestät erhob Manofan über seine anderen Diener, und mit hohen Würden bekleidet, setzte er ihn ein, über das Menschenthum zu richten. Manofan aber erwies sich als gerechter Richter, mit weiser Entscheidung seine Urtheile fällend, so daß die Devata Gold und Kleinodien herabstreuten, Früchte und Blumen mit freudigen Dankesgaben mehr.

„Einmal nun fanden sich zwei Bauern, die ihre benachbarten Felder mit Kürbissen bepflanzt hatten . . . . . .

Es folgt sodann der uns indischer Literatur genugsam bekannte Rechtsstreit, der die Gesetzbücher einzuleiten pflegt, und wie bereits veröffentlicht, stimmt die siamesische Version mit der des birmanischen Thammathat auch darin überein.

Im Uebrigen steht hinsichtlich dieser beiden Rechtsbücher bereits das Weitere vermerkt in meinen „Völkern des östlichen Asien", über das oben Veröffentlichte im dritten Bande, sowie über das birmanische im zweiten und vierten. Im letztern sind auch die kambodischen Skulpturen behandelt und ihre brahmanischen Unterlagen, ehe in Verknüpfung mit der Sage von Buddhaghosa's Landung der Palast des Königs Pathomma Sarwong zu einem Tempel der Kleinodienlehre geweiht wurde.

Zu der Fortdauer der Beziehungen zwischen Hinter- und Vorder-Indien, wie aus den birmanischen Inschriften in Buddha-Gaya bereits bekannt (s. auch Völker d. östl. Asien I, S. 37) wurde ein kleiner Beitrag geliefert in „Brahmanical inscriptions in buddhistic temples" (Ans. Or. Soc. Vol. VIII, p. 12, 1865) und die Stellung der buddhisti-

[1]) Also spätere Zerstreuung in Sprachverwirrung, während Diodor die Sprachverschiedenheiten als ursprüngliche ansetzt (in der einleitenden Weltenstehung).

[2]) Im Siamesischen hier ein ähnliches Bild, wie in dem peruanischen Liede von dem zerschlagenen Gefäß.

[1]) Brahmanische Analogie zu Buddha-Ghosha (Son bezeichnet Lehrer im Siamesischen).

Digitized by Google

schen Geistlichkeit zum brahmanischen Priesterkult läßt sich besonders im Cyklus der siamesischen Jahresfeste (Ethnolog. und Geograph. Bilder S. 198) bei der Feier derselben beobachten. Und ähnlich in Birma. A. Bastian.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

VI.

Die Kolonie Riverside[1]).

Riverside ist eine Oase inmitten einer südcalifornischen Wüste, welche dort durch eine umfassende Bewässerung und durch den Fleiß einer thätigen und mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüsteten Bevölkerung in ein kleines Paradies umgewandelt wurde. Vor zehn Jahren hatten die Heuschrecken ihre liebe Noth, auf diesem Grund und Boden, wo Salbeibüsche und Zwergkattusse die ursprüngliche traurige Vegetation bildeten, ihr Leben zu fristen; heute wohnen dasselbst 1500 Menschen in schmucken Heimstätten, manche von ihnen in prächtigen Villen und umgeben von Luxus und Komfort, wie man dies sonst nur in altbesiedelten Gegenden auf den Landsitzen der Reichen findet. Anpflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen, Gärten, Weinberge und Aecker, bestanden mit Mandeln-, Feigen-, Aprikosen- und Olivenbäumen, reihen sich aneinander, durchschnitten von prächtigen Alleen: darüber der blaue Himmel Südcaliforniens und ringsum der weite Kranz schöngeformter Gebirgszüge, mit isolirt davorstehenden niedrigeren Bergkuppen, denen die Fernsehen ihr steriles Aeußeres genommen und ihre Konturen in ein duftiges Gewand gekleidet hat.

Der Kern des Grund und Bodens, worauf die Kolonie Riverside liegt, wurde bereits im Jahre 1869 von einer Gesellschaft erworben, welche dort Seidenbau betreiben wollte. Dies Projekt kam aber nicht zur Ausführung, weil der Urheber desselben, ein gewisser Provost, der die Seidenkultur in Frankreich praktisch erlernt hatte und die klimatischen und Bodenverhältnisse des südlichen Californiens dafür sehr geeignet fand, bald darauf starb. Das von der „Silk Center Association" erworbene Land ging in den Besitz der „Southern California Colony Association" über, einer Gesellschaft von Landwirthen aus Neu-England, welche in Californien Obstzucht zu betreiben wünschten. Von ihnen wurde bereits ein Beginn damit gemacht, den Santa-Ana-Fluß in kleinerem Maßstabe für Bewässerungszwecke zu verwenden; auch wurde das Besitzthum durch fernere Landankäufe bis auf 9000 Acker vergrößert. Die Neu-England-Kolonie organisirte sich im Jahre 1874 mit 8000, die Santa Ana-Kolonie mit 4000 Acker Land in der Nachbarschaft. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich das zur Berieselung verwendbare Wasser aus dem Santa Ana zum Nutzen der verschiedenen Kolonien nicht gut praktisch vertheilen ließ, und daß zu größeren Anlagen vereinte Kraft und bedeutendes Kapital nothwendig sei. In Folge dessen konsolidirten sich im Jahre 1875 alle vier genannten Gesellschaften unter dem Namen „Riverside Land and Irrigation Company", und es trat die heutige Kolonie Riverside ins Leben.

Bis zum Jahre 1875 war nur wenig geschehen, um das erweiterte Besitzthum der Kolonie, welches sich, 5 Miles von Colton beginnend, 16 Miles in südwestlicher Richtung nach dem Temescalthal in einer Breite von 2 bis 6 Miles am östlichen Ufer des Santa Ana hinzieht, unter Kultur zu bringen. Von jener Zeit an wurde aber planmäßig vorgegangen und die erzielten Resultate sind in der That erstaunlich. Zwei Hauptbewässerungskanäle wurden angelegt, welche von dem Inhalte des Santa Ana gespeist werden. Dieser wird von den im Sommer in den Schluchten des San Bernardino Pik langsam schmelzenden Schneemassen zu jener Jahreszeit, in welcher der Wasserbedarf am nothwendigsten ist, mit einem nie fehlenden Wasservorrath versorgt, während die feuchten Niederschläge im Hochgebirge ihn in den kälteren Monaten des Jahres auf gleichem Niveau halten. Der für Irrigationszwecke verwendbare Wasservorrath des Santa Ana, welchen die Kompagnie gesetzlich erworben hat, beträgt 12000 Kubikfuß per Minute. Der Santa Ana hat einen Fall von 33 Fuß auf die englische Meile und es ist ein Leichtes, seinen überschüssigen Wasservorrath während der Regenzeit durch Busch-Dämme vor den Mündungen der Kanäle zu regulieren.

Die beiden miteinander parallel laufenden Hauptirrigationskanäle, welche sich 14 Miles unterhalb Colton in einen Kanal vereinigen, und von denen der eine 35 Fuß über dem andern liegt, haben eine Entfernung von etwa $^3/_4$ englische Meile von einander. Der höher gelegene Kanal ist oben 16 Fuß und am Boden 6 Fuß breit. Er enthält eine Wassermenge von $2^1/_2$ Fuß Tiefe, welche in seinem obern Theile einen Fall von 3 Fuß per Meile und in den letzten 5 Meilen einen Fall von 5 Fuß per Meile hat. Der niedriger gelegene Kanal hat eine Breite von 20 Fuß an der Oberfläche und von 8 Fuß am Boden. Das darin fließende Wasser ist 3 Fuß tief und hat einen Fall von durchschnittlich 4 Fuß zur englischen Meile. Zwischen den beiden Kanälen laufen eine Menge kleiner Gräben, durch welche das zum Berieseln gebrauchte Wasser in die Felder zwischen den Kanälen und in das Gebiet unterhalb des niedrigern Kanals gelangt. Beide Hauptkanäle sind sehr solide angelegt worden. Nur drei permanente größere aus Holz erbante Aquädukte existiren; alle übrigen temporär aus Holz konstruirten Ueberbrückungen, sowie die Tunnels, Durchstiche ꝛc. sollen sobald als thunlich mit Fels und Ziegeln ausgebaut werden, um die ganze Anlage so solide und dauerhaft als möglich zu machen.

Das Wasser wird den Ansiedlern von der Gesellschaft beim Zoll verkauft, auf dieselbe Weise wie es in den Niendistrikten Californiens nach den Gesetzen dieses Staates von den Grabenbesitzern an die Goldwäscher und die Eigenthümer hydraulischer Minen geschieht. Ein Zoll Wasser ist eine Quantität, welche durch eine Oeffnung von einem Quadratzoll unter einem Druck von 4 Zoll in 10 Stunden entweicht, ein Aequivalent von 8 Gallonen oder $11^1/_4$ Kubikfuß Wasser in der Minute. Ein Strom von $2^1/_2$ Zoll genügt für den Hausbedarf einer Familie und um 3 bis 4 Acker Gemüseland und Obstgärten zu begießen. Ein Strom von 5 Zoll bewässert 10 Acker Land,

[1]) Die in dieser Skizze enthaltenen kulturgeschichtlichen Notizen und Angaben über Bodenerzeugnisse sind meistens einem von der „Riverside Land and Irrigating Company" publicirten Pamphlet entnommen worden.

Digitized by Google

und dieselbe Wassermenge ist hinreichend für eine Bodenfläche von 20 Acker, auf welcher die dort angepflanzten Bäume bereits herangewachsen sind. Es kostet ungefähr 3 Dollars per Jahr, um einen Acker Land für Agrikulturzwecke ausreichend zu bewässern.

Das Plateau (mesa), auf welchem die unter das Bewässerungssystem gebrachten Ländereien der Gesellschaft sich befinden, liegt 60 bis 80 Fuß über dem Flußbett des Santa Ana. Vor Ueberschwemmungen ist dasselbe vollständig gesichert, da die Oeffnungen der Kanäle im Santa Ana in der Nähe von Colton ausreichend geschützt sind und ein Hochwasser des Flusses die „Mesa“ nie erreichen kann. Die Ebene dacht sich mit einer Senkung von 45 Fuß zur englischen Meile allmälig nach Süden und Osten ab. Sie enthält keine Felsstücke, loses Gestein, Bäume und Gestrüpp, das fortgeschafft werden müßte; und da in der Kolonie keine Holzzäune (fences) errichtet werden dürfen, so kann der Ansiedler mit dem Pflügen und Anpflanzen beginnen, sobald er einen Kontrakt mit der Gesellschaft für den nöthigen Wasserbedarf geschlossen hat.

Das Besitzthum der Gesellschaft ist in Ouadrate von je 10 Acker eingetheilt worden, von denen jedesmal 16 = 160 Acker einen „Block“ enthalten, der ringsum von Straßen eingeschlossen ist. Es können sechs Familien, die jede 20 Acker Land besitzen, und vier Familien mit je 10 Acker Land zusammen in einem „Block“ wohnen, und jede Familie wird eine Front nach einer Straße hinaus haben. Ich will hier einschalten, daß sich die meisten Ansiedler mit einem Bodenbesitz von 10 bis höchstens 20 Acker begnügen, da der Erfolg einer Orangenanpflanzung von einer gründlichen Bodenkultur abhängt, was sich bei einem größern Flächenraum weit schwerer, als bei einem kleinern durchführen läßt.

Die ganze Länge der Kolonie wird von der prächtigen Magnolia-Avenue durchschnitten, einer Straße von 16 Miles Länge, die von Colton nach dem Temescalthal führt. Der westliche Abschnitt der Magnolia-Avenue hat eine Breite von 132 Fuß und ist mit drei Reihen von immergrünen Bäumen bepflanzt; das östliche nur 80 Fuß breite Ende derselben soll mit zwei Baumreihen bepflanzt werden. In der Mitte dieser großartig angelegten Straße befinden sich zwei Fahrwege, jeder 40 Fuß breit, an den Seiten zwei Spaziergänge, je 20 Fuß breit, und einer in der Mitte von 10 Fuß Breite. Wo die Querstraßen die Avenue durchschneiden, sollen Exemplare von Magnolia grandiflora angepflanzt werden, von welchen prächtigen Bäumen bereits einige hoch emporstrebeu. Längenstraßen (Avennes) von 50 bis 80 Fuß Breite laufen jede halbe englische Meile mit der Magnolia-Avenue parallel; Querstraßen von derselben Breite, welche die Namen der Präsidenten der Vereinigten Staaten, von Washington bis Grant, führen, durchschneiden sie rechtwinklig jede halbe Meile.

An drei Stellen in der Kolonie wurde je eine englische Quadratmeile für die Anlage eines Städtchens reservirt, von denen das eine, mit Namen Riverside, bereits zwei vortreffliche Hotels, eine öffentliche Stadthalle, eine Bank und mehrere „Stores“ enthält. Daß in jedem Stadtplan an geeigneten Plätzen Grundstücke für Kirchen und Schulen reservirt wurden, versteht sich von selbst. In dem Städtchen Riverside wurden von den Gemeinden der Kongregationalisten und der Methodisten bereits hübsche Kirchen erbaut, während die Episkopalen und Baptisten noch ihren Gottesdienst in der öffentlichen Halle abhalten. Die Presbyterianer haben für ihren Bedarf ein schmuckes Gotteshaus am Eingange der Magnolia-Avenue errichtet, und rühmen sich damit, die schönste Kirche südlich von San Francisco zu besitzen. Die Gesellschaften der Freimaurer, Odd Fellows und Good Templars haben in Riverside jede ihre eigene Loge. In der öffentlichen Stadthalle wird Sonntags gepredigt, während an den Wochentagen dort Vorlesungen abgehalten werden. Man hat auch bereits den Plan entworfen, eine Akademie oder ein „College“ in Riverside zu gründen, um für eine höhere Ausbildung der Jugend, als in den gewöhnlichen Schulen geschehen kann, Sorge zu tragen. Daß das in der Kolonie vorwiegende amerikanische Element aus den puritanischen Neu-England-Staaten nicht verfehlen würde, die religiösen Institutionen seiner alten Heimath nach der neuen Ansiedelung in Süd-californien zu verpflanzen, ließ sich voraussehen. Da jene Einwanderer aber den Fleiß und die Energie der Yankees mit hierhergebracht haben, so wird ihnen Niemand ihre frommen Schrullen verübeln und ihnen gern das Privilegium gönnen, auch in Riverside nach ihrer eigenen Façon selig zu werden.

Auch eine Zeitung, „Preß and Horticulturist“, existirt bereits in der Kolonie und giebt eine Fülle von interessanten auf die Ansiedelung Bezug nehmenden Notizen. Der gesellschaftliche Ton hat einen städtischen Anstrich, und auch die Minderbegüterten unter den Kolonisten sind, soviel ich ihnen begegnet bin, sämmtlich Leute von einer guten Durchschnittserziehung, wie man sie unter der bessern Klasse der Amerikaner findet. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß es schwerlich eine zweite Niederlassung von Ackerbauern in der Welt giebt, wo die Kultur der Bevölkerung auf einer so hohen Stufe steht, wie in Riverside. Man möchte eher wähnen, hier in einer Vorstadt von Boston zu sein, als in einem ländlichen Distrikte, der 1000 Miles von dem nächsten Centrum der Civilisation entfernt liegt.

Wie dem Leser klar geworden sein wird, wurde die Kolonie Riverside von ihren Gründern in großartigem Stil angelegt, namentlich um den Bedürfnissen und Erwartungen wohlhabender Ansiedler Rechnung zu tragen. Diese fanden sich denn auch bald, besonders durch das herrliche Klima angelockt, in Menge ein, und zwar der Mehrzahl nach aus Boston, Newyork, den Neu-England-Staaten, Canada, Indiana und Illinois. Wer heute, nach den ersten sieben Jahren ihres Bestehens, diese Kolonie durchwandert, sieht dort aller Orten die unverkennbaren Zeichen von Wohlstand. Die Ansiedler, welche, mit Ausnahme der wenigen Geschäftsleute, fast alle den Anbau halbtropischer Früchte unternommen haben, sind durch den erhöhten Werth ihrer Besitzthümer nicht minder als durch den Ertrag ihrer Anpflanzungen belohnt worden.

Der Werth des Grund und Bodens in der Kolonie ist auf eine erstaunliche Weise gestiegen. Unbedeutende Ländereien, welche innerhalb des Systems der Bewässerungskanäle liegen und im Jahre 1876 für 25 Dollars den Acker nur mit Mühe Käufer fanden, bringen jetzt einen Preis von 100 bis 150 Dollars per Acker; angebaute Ländereien repräsentiren, mit Einschluß der darauf stehenden allerdings oft ansehnlichen Gebäulichkeiten, heute einen Werth von 250 bis 1000 Dollars per Acker, wobei selbstverständlich das Alter der Orangenhaine und Weinberge eine bedeutende Rolle spielt. Aeltere Anpflanzungen von Orangenbäumen, die ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Dollars per Acker realisiren, werden sogar auf 2000 und mehr Dollars für den Acker geschätzt. Da aber solche Anpflanzungen nicht zu kaufen sind, so ist dies immerhin nur ein muthmaßlicher Werth. Durch die Eröffnung der südlichen Ueberlandbahn wurde den Bodenprodukten von Riverside ein leicht zu erreichender und profitabler Markt in den öst-

Digitized by Google

lichen Unionsgebieten geschaffen, was natürlich eine überaus günstige Rückwirkung auf die Blüthe der Kolonie gehabt hat; denn wenn auch viele von den hier ansässigen reichen Amerikanern durchaus nicht auf den Ertrag ihrer Ländereien angewiesen sind, so giebt es doch zahlreiche Familien unter den Kolonisten, denen ein solches Einkommen sehr erwünscht ist. Als Regel kann man jedoch annehmen, daß die Kolonie Riverside für Unbemittelte heute kein Utopien mehr ist, indem es dort ein verhältnißmäßig großes Kapital in Anspruch nimmt, um eine Heimstätte zu gründen. Ansiedler, die vor vier Jahren mit einem Kapital von nur 1000 Dollars nach Riverside kamen, haben allerdings in mehreren Fällen ihren Besitz in diesem Jahre für 6000 und 8000 Dollars veräußert; aber die Gelegenheiten, mit geringem Kapital ein Grundstück zu erwerben, bieten sich immer seltener, da die Zahl der Verkäufer weit beschränkter als die der Käufer ist und das beste Land bereits Eigenthümer gefunden hat.

Unter den in Riverside vorwiegend kultivirten halbtropischen Früchten ist die Zucht von Orangen die nutbarste. Eine Orangenanpflanzung von 10 Ackern, das Land zu 40 Dollars den Acker gerechnet, mit 100 drei Jahre alten Bäumen auf den Acker gepflanzt, wird am Ende des fünften Jahres alle daran gewandte Arbeit, Bewässerung, die Zinsen des angelegten Kapitals ꝛc. eingeschlossen, auf 2000 Dollars zu stehen kommen. Am Ende des fünften Jahres pflegt jeder Baum 50 bis 100, am Ende des sechsten Jahres 500, am Ende des siebenten Jahres — also in einem Alter von zehn Jahren — 1000 Orangen zu tragen. Nach dem fünften Jahre wird die an jeden Acker gewandte Arbeit, den Preis des Bewässerns eingeschlossen, etwa 150 Dollars per Jahr betragen. Berechnet man nun den Marktpreis der Orangen auf einen Cent per Stück, so wird das Einkommen für einen Acker im sechzehn Jahre 500 Dollars betragen und in den folgenden Jahren schnell steigen, bis die Bäume ganz ausgewachsen sind. Orangenbäume sind langlebend und können, sorgfältig gepflegt, ein sehr hohes Alter erreichen. Das Alter eines solchen Baumes, der jüngst in Frankreich abstarb, wurde nach authentischen Quellen auf 462 Jahre angegeben. Dabei tragen die älteren Bäume oft eine erstaunliche Menge von Früchten. Ein bei Alt-San-Bernardino stehender 14 Jahre alter Orangenbaum trug z. B. letztes Jahr 2500 Früchte, und einer in Florida sogar 6000. In Riverside sind bis jetzt ungefähr 100 000 Orangenbäume und ebensoviele Citronen- und Limonenbäume angepflanzt worden. Eine Ueberproduktion kann auf lange Zeit hinaus nicht befürchtet werden, da die Anpflanzung von Citrusfrüchten in den Vereinigten Staaten, welche sich auf Florida, Louisiana und das südliche Californien beschränkt, den Bedarf lange nicht deckt. Vor den näher an der Seeküste liegenden Distrikten in Südcalifornien, wo die Orangenkultur in größerem Maßstabe betrieben wird, hat Riverside den großen Vortheil voraus, daß es nicht durch feuchte Nebel heimgesucht wird, welche den Früchten in jenen Anpflanzungen oft eine häßliche schwärzliche Farbe geben.

Die Olivenkultur schreitet ebenfalls in Riverside rasch voran und vergrößert sich dort von Jahr zu Jahr. Die daselbst bis jetzt gezogene Olivenart ist eine kleine schwarze Species, welche von den alten Missionären zuerst aus Spanien eingeführt wurde und ein vorzügliches Oel produzirt. Andere vortreffliche Sorten sollen demnächst aus dem südlichen Frankreich importirt werden.

Die in der Kolonie gezogenen Feigen sind den Smyrna-Feigen an Güte vollkommen gleich; aber man scheint das Präserviren und die Verpackung dieser Früchte hier noch nicht gut zu verstehen, welchem Uebelstande jedoch gewiß bald abgeholfen werden wird. Nachdem die Feigenbäume ein Alter von drei Jahren erreicht haben, tragen sie drei Mal im Jahre und zwar etwa 50 Pfund getrocknete Früchte per Baum von der zweiten Ernte, welche für die beste gilt.

Die Traubenernte wird in Riverside fast ausschließlich zu Rosinen verbraucht, welche in Amerika einen ausgezeichneten Markt finden. Die weiße Muskattraube von Alexandrien hat sich als die für das hiesige Klima am besten geeignete Sorte herausgestellt. Im zweiten Jahre tragen die Reben bereits eine mittelmäßig große Ernte; im dritten Jahre wurden schon 30 Pfund Rosinen von einem sich über ein sechs Gitterwerk (trellise) ausbreitenden Weinstock geerntet. Man rechnet durchschnittlich auf 3 Pfund Trauben, um 1 Pfund Rosinen zu produciren. Das Einkommen von einem mit Rebstöcken bepflanzten Acker, deren Trauben als Rosinen auf den Markt kommen, beläuft sich auf 150 bis 300 Dollars im Jahr. Im Jahre 1878 wurden 15 000 Kisten Rosinen zu 20 Pfund von Riverside exportirt, eine bereits ansehnliche Quantität, welche seitdem in stetigem, raschem Zuwachs begriffen ist. Von Tafelfrüchten gedeihen Aprikosen in der Kolonie am besten. Sie werden meistens in luftdichten Blechbüchsen präservirt auf den Markt gesandt.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf die Bodenkultur und die Zucht von anderen in Riverside angebauten Früchten näher eingehen. Es ist diese Kolonie mit einem Wort ein kleines Paradies, nicht minder für den Landmann und Produzenten aller Arten von halbtropischen Früchten, als für den Gärtner und Blumenliebhaber. Die Theerosen, Heliotropen, Geranien, Oleander ꝛc., welche die Gärten in Riverside zieren, sind eine Freude für Jeden, der ihre mannigfaltige Pracht schaut. Dabei genießt diese gesegnete Kolonie ein mildes und trockenes Klima, wie es für Invaliden und Brustkranke nicht besser gewünscht werden könnte. Hier giebt es keine feuchten Nebel, die Temperatur ist, selbst im Sommer, bei Tage nie drückend heiß, am Arbeit im Freien unangenehm zu machen, und die Nächte sind stets kühl. Gegen Abend stellt sich in der heißen Jahreszeit regelmäßig eine kühle Brise ein, die sich bald nach Sonnenuntergang legt. Nach einem Abendspaziergange genießt man einen erfrischenden Schlummer, der weder durch Hitze noch durch Mosquitos gestört wird.

Den Tag meines Riverside-Aufenthaltes in Riverside beschloß ich mit einer Spazierfahrt durch die Kolonie, wozu ein mir befreundeter Canadier aus Montreal mich eingeladen hatte. Diese an zwei Stunden dauernde Abendspazierfahrt bleibt mir unvergeßlich. Die kühle Brise hatte sich bereits eingestellt, als unser Trabergespann ausgriff und wir die meilenlange grüne Bista der Magnolia-Avenue entlang rollten, in deren Mitte sich eine Reihe prächtiger pennanischer „Pfefferbäume" hinzieht. Jedem Besucher Californiens ist das zierliche hellgrüne Laubwerk jener schönen Bäume bekannt, aber noch nirgends habe ich diese Species so groß gesehen, als hier an der Magnolia-Avenue in Riverside. Vor uns thürmte die Cucamonga-Range ihren dunkelblauen mächtigen Gebirgswall in den sonnenklaren Aether; wie Vorposten zwischen unserer grünen Wildnesoase und dem Hochgebirge lagen im Vordergrund vereinzelt dastehende 500 bis 800 Fuß hohe Bergkuppen (Buttes) malerisch in der Ebene da, und rings umschloß das grandiose Gebirgspanorama vom San Bernardino Pik bis zur blauen Linie der Temescal Range, den ganzen Horizont.

Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken sollte, ob nach jenem stolzen Panorama der Gebirge, oder nach den idyllischen Ansiedelungen, die sich in bunter Reihenfolge

Digitized by Google

aneinander drängten. Reizende Villen tauchten aus dem Laubwerk hervor, vor ihnen Teppiche von sammetnem Rasen, schattige Laubengänge und Blumengärten, in denen Oleanderbüsche die Gluth ihrer Farben zeigten. Dunkelgrüne Alfalfafelder, wohlgepflegte Aecker, auf denen die plastisch schönen Orangenbäume in endlosen schnurgeraden Reihen standen, die sich fächerartig vor unserm Blick auffrollten, Hecken von Rosenbüschen und Monterreycypressen, hohe Magnolienbäume mit ihrem saftig-dunkelgrünen Blätterschmuck, Anpflanzungen subtropischer Fruchtbäume, Weinberge und schmucke Heimstätten wechselten mit einander ab zu beiden Seiten der vortrefflich gehaltenen Avenue.

Mein Begleiter erzählte mir mit Begeisterung von dem Emporblühen der Kolonie. Die Geschichte jedes einzelnen Ansiedlers schien er auswendig zu wissen. Er machte mich auf dieses und auf jenes prächtige Heimwesen aufmerksam und nannte mir deren Bewohner, die aus Neu England, Canada, vom Mississippi und anderswoher aus weiter Ferne hierher gekommen waren und sich binnen weniger Jahre aus kleinen Anfängen zu Wohlhabenheit emporgearbeitet hatten; er zeigte mir Landschlösser reicher Bostoner, die sich aus ihrer unfreundlichen Heimath am Gestade des Atlantischen Oceans nach dem sonnigen Südcalifornien geflüchtet hatten und in Riverside wie kleine Könige wohnten. Nach einer Fahrt von etwa sechs Miles durch die Magnolia-Avenue bogen wir in die Seitenstraßen ein und fuhren kreuz und quer, bald über unbesiedeltes Land, bald durch blühende Ansiedelungen. An einer Stelle überspannte eine lange und hohe Treslebrücke, welche einem der großen Irrigationskanäle als Aquädukt dient, eine weite Thalmulde.

Allmälig senkte sich die Dunkelheit über die Oase von Riverside, die Sterne zogen aus den Tiefen des Aethers herauf und die fernen Gebirge hüllten sich in ein schwarzes Kolorit. Als wir nach zweistündiger Fahrt nach meinem Hotel zurückkehrten, hatte sich die Brise gelegt und die Natur war zur Rast gegangen. Still lag Alles ringsum, Hain und Flur und das mächtige Gebirge, überdacht vom blauen Sternenfirmament. Ich dankte meinem canadischen Freunde für den mir bereiteten Genuß und suchte mein Lager auf, wo ich von dem Paradiese in der südcalifornischen Wüstenei träumte, bis mich die neue Sonne erweckte und das eiserne Roß mich wieder aus diesem stillen Eden in die lärmende Geschäftswelt nach Norden führte.

Professor Ralph Tate's Reise im Northern Territory der Kolonie Süd-Australien.

Die junge Ansiedelung im Northern Territory bei Port Darwin (an der Nordküste von Australien in 12° 27′ 15″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) bildet bekanntlich den nördlichsten Theil der Kolonie Süd-Australien. Das Ministerium dieser Kolonie beschloß, die Ansiedelung durch eines ihrer Mitglieder bereisen zu lassen, um über den relativen Werth oder Unwerth — die Ansichten darüber gehen ja sehr weit auseinander — des Northern Territory ein eigenes Urtheil zu gewinnen. In Folge dessen unternahm im März dieses Jahres der Honourable Mr. J. L. Parsons, Minister des öffentlichen Schulwesens in Süd-Australien, zu dessen Verwaltungssach aber auch das Northern Territory gehört, eine Inspectionsreise dahin, von welcher er Anfang Mai nach Adelaide zurückkehrte. Es begleiteten ihn kompetente Personen, unter denen sich namentlich Mr. Ralph Tate, Professor der Naturwissenschaften an der Universität in Adelaide, befand. Letzterer lieferte, nach Rückkehr der Reisegesellschaft, einen officiellen Bericht an das Ministerium, welcher am 27. Juni dieses Jahres dem in Adelaide tagenden Parlamente der Kolonie vorgelegt ward. Wir entnehmen daraus das Wichtigste.

Die Küstenklippen, beginnt Professor Tate, bestehen aus Sandstein und kalkhaltigem Sandstein, welchem metamorphische Schiefer unterlagern. Dahinter breitet sich die genau markirte und über 20 100 qkm umfassende Region der Flußbecken (region of the river basins) aus. Das hier vorherrschende Gestein gehört der metamorphischen Klasse an und ist auf den Ebenen und in den Niederungen theils glimmer-, theils talkartig, in hügeliger Gegend dagegen quarz- und feldspathartiger Sandstein. Inmitten des metamorphischen Gesteins trifft man hier und dort auf nicht unbeträchtlichen Strecken Felsen von Granit, Diorit und porphyrartigem Feldspath, welche jünger sind als das metamorphische Gestein, aber älter als der desert sandstone, auf den wir nun zu sprechen kommen. An die Region der Bassins der nördlichen Flüsse schließt sich das Tafelland von Central-Australien, welches gleich anfangs zu einer Höhe von 90 bis 100 Meter jäh aufsteigt. Es besteht meist aus horizontal gelagertem porösen Sandstein, unter welchem metamorphischer Schiefer verborgen liegt. Nach der Schichtungsfala gehört er der miocänen oder obern Tertiärformation an, aber man hat ihm zur bestimmten Unterscheidung den besondern Namen des desert sandstone, Wüstensandsteins, beigelegt. Sein ausgedehntes Areal ist unfruchtbar und ohne nützliche Mineraale.

Das metallhaltige Areal des Northern Territory liegt in der metamorphischen Formation zwischen den Küstenklippen und dem desert sandstone des Tafellandes, und zwar, wenn wir nach Südost zu die Strecke von Port Darwin Camp über Twelve-Mile Mc Kinlay River nach Pine Creek ausnehmen, in kurzer Entfernung östlich und westlich von der Linie des Ueberlandtelegraphen. Es ist aber wohl unzweifelhaft, daß die ganze metamorphische Formation metallhaltig ist. Die Ausbeutung der mineralischen Reichthümer im Northern Territory — Gold, Zinn (bei Mount Wells, $21\frac{1}{2}$ km vom Mc Kinlay River) und Kupfer — liegt noch in der Kindheit, aber Professor Tate hält sich überzeugt, daß mit gehörigen Maschinen, bei billigeren Arbeitslöhnen (durch Einführung von Kulis aus Ostindien, womit jetzt auch der Anfang gemacht werden soll) und unter erfahrener Leitung sich die goldhaltigen Riffe bis zu einer beträchtlichen Tiefe mit gutem Gewinne werden bearbeiten lassen. Der Bau einer Eisenbahn von Port Darwin aus in südlicher Richtung, zunächst in der Länge von 325 km, wird jetzt endlich zur Ausführung kommen. Die Kosten des Transports werden sich dadurch erheblich billiger stellen, und auch die Bearbeitung der Kupferdepositen, welche in der Richtung auf Pine Creek existiren, wird sich ermög-

Digitized by Google

lichen. Bemerkt sei, daß der Ertrag aus den Goldfeldern im Jahre 1881 den Werth von 70147 Pf. St. hatte.

Agrikultur wurde bis jetzt wenig betrieben, und die Frage, ob das Klima und der Boden den Anbau nützlicher tropischer Gewächse begünstigen, ist noch immer eine offene. Die Thäler und Bergabhänge eignen sich dazu nicht. Fast alles Land, welches angebaut ward, mußte dem dicken Gebüsche (jungle) abgewonnen werden, mit Ausnahme des aus der Verwitterung von Dioritfelsen entstandenen Bodens, wie er sich zwischen Port Darwin Camp und der Telegraphenstation Pine Creek vorfindet, wo schon der üppige Wuchs der schönen Palme Kentia acuminata die außerordentliche Fruchtbarkeit andeutet. Professor Tate's Ansicht, daß der Boden des Northern Territory im Allgemeinen für Anbau nicht tauge, stützt sich auf die Bodenbeschaffenheit, auf gewisse meteorologische Phänomene und auf den Charakter der einheimischen Vegetation.

Das Tafelland des großen tertiären Plateau oder desert sandstone lassen wir hier ganz außer Acht; denn alle Reisenden stimmen darin überein, daß dasselbe, isolirte Stellen basaltischer Formation ausgenommen, für Kultur gänzlich unbrauchbar sei. Was die Region der nördlichen Flußbasins betrifft, so macht es hier die durchgängige Gleichförmigkeit der Felsstruktur leicht, die Beschaffenheit des Bodens zu generalisiren. Wir finden eine Eisen- und Quarztrümmermasse auf den Abhängen des metamorphischen Sandsteins, steifen Lehm mit feuchter Oberfläche auf dem metamorphischen Schiefer und dürren Sand auf der granitischen Oberfläche, welche alle drei für Agrikultur wenig Werth haben. Steinen durch und selbst vorzüglichen Bodens kommen freilich vor, aber das sind immer nur sehr schmale Striche.

Die meteorologischen Phänomene, welche einen nachtheiligen Einfluß ausüben, sind: 1) der intermittirende Charakter des Regenfalls zur Zeit des größten Wachsthums. Viele auf einander folgende Tage mit unbewölktem Himmel und heiße Winde während der nassen Jahreszeit müssen das Wachsthum der saftreichen sowie der im Boden nicht tief wurzelnden einjährigen Pflanzen beeinträchtigen. Die Zuckerrohrpflantagen, mit denen man jetzt einen Anfang gemacht hat, dürften schon aus diesem Grunde schwerlich zu großen Erwartungen berechtigen; 2) die rapide Abnahme der Regenmenge, je weiter man nach Süden kommt. In Southport, an einem der südlichen Arme des Port Darwin, beträgt sie im Durchschnitt jährlich 76,89 englische Zoll oder 1,95 Meter, von da aber verringert sie sich auf je fünf englische Meilen um einen Zoll oder 25,4 mm und ist bei Pine Creek, 240 km südwärts von Port Darwin, bereits auf 39,23 Zoll oder 0,99 Meter gesunken. In dem botanischen Garten an der Fanny Bay, Port Darwin, wo früher dickes Gestrüpp stand, gedeihen allerdings allerlei nützliche Pflanzen, und die Annahme liegt nahe, daß auf ähnlichem Boden dasselbe Resultat erzielt werden müsse. Aber, wie gesagt, die klimatischen Verhältnisse ändern sich, so wie man sich von der Küste nach Süden zu entfernt, so rapid, daß ein solcher Schluß sicher ein trügerischer wäre.

Werfen wir einen Blick auf die vorherrschende Vegetation, so läßt sie, wenn auch nicht auf Sterilität, so doch auf den Mangel einer permanenten atmosphärischen Feuchtigkeit schließen. Es fehlen die dichten hohen Wälder; Farnkräuter und epiphytische Orchideen sind selten; wir finden keine Lichenen, keine Leberkräuter und, auf einem sehr beschränkten Terrain, nur vier Species von Moosen. Indeß ist wohl anzunehmen, daß in manchen Gegenden verschiedene Species der Baumwollenpflanze, der überdies schon einheimische Reis und der Indigo mit Erfolg angebaut werden können. Die Tamarinde ist ebenfalls einheimisch und wurde zuerst von Dr. L. Leichhardt bei Port Essington aufgefunden. Eine andere dem Northern Territory eigene Pflanze, welche bisher ganz unbeachtet blieb und die Professor Tate hier und dort auf feuchtem Boden zwischen Palmerston und Pine Creek fand, ist Tacca pinnatifida, aus deren Knollen der Hauptbestandtheil des sogenannten Fiji-Arrowroot gewonnen wird.

Die trockene Jahreszeit im Northern Territory ist eine absolute, d. i. sechs bis sieben Monate lang ohne Regen. Gegen Ende December gewinnt der aus dem Nordwesten von Indien kommende Monsun die Herrschaft über den trockenen Südost-Passat. Da er eine große Wasserfläche zu passiren hatte, so ist er außerordentlich feucht und entladet sich, im Northern Territory angelangt, seiner Feuchtigkeit. Die heftigen Regengüsse — es kommt vor, daß in zwölf Stunden 150 bis 250 mm Regen fallen — sind die Folge des Kampfes zwischen beiden Winden, indem der trockene Südost-Passat immer eine Neigung hat, den Monsun zu packen. Die im Süden von Australien so gefürchteten heißen Nordwinde sind eben diese Monsuns, welche aber auf ihrem Wege über das dürre Central-Australien ihre Feuchtigkeit verloren haben.

Was die Verwerthung des Northern Territory für Viehzucht anlangt, so spricht sich Professor Tate darüber folgendermaßen aus. Die Feuchtigkeit und die hohe Temperatur in der Region der nördlichen Flüsse während eines Theiles des Jahres ist der Schafzucht keineswegs günstig. Inkes in Voyage of the Fly, p. 361, sagt: „Schafe, wenn sie dort überhaupt am Leben bleiben, würden ihr wolliges Vließ bald in Haar umwandeln.“ Der Reisende Landsborough in Narrative of Explor. Gulf of Carpentaria, p. 56, schreibt: „Das Känguruh Gras (Anthistiria ciliata) besitzt zwar vorzüglich nährende Eigenschaften, allein es wird immer auf feuchten Boden hin, welcher für Schafe nicht taugt, eher für Pferde.“ Für beide Thiergattungen findet sich auf dem Tafellande das desert sandstone am Rande der südlichen Creeks, wo auf fruchtbarem Boden sich die üppigste Vegetation ausbreitet, ein geeigneteres Terrain. Die Creeks entspringen in einer Basaltformation und bilden in dem sonst wüsten Tafellande nur Oasen.

Das tropische Süd-Australien ist ein Land der Gräser. Die Zahl der bekannten Species beträgt ungefähr 130, und von diesen sammelte Professor Tate zwischen dem Adelaide River und dem Pine Creek über fünfzig. Aber nur vier oder fünf derselben machen den eigentlichen Graswuchs aus. Auf manchen Strecken gewahrt man weiter nichts als Anthistiria oder Andropogon triticeus und Australis, während nicht selten auch alle drei zusammen gefunden werden. Man sollte meinen, daß der üppige Grauwuchs in der Region der nördlichen Flüsse im Stande wäre, große Heerden von Rindvieh zu unterhalten, wenn es nur nicht an wirklich nährenden Futterkräutern mangelte. Die sehr geschätzten Känguruh-Gräser Anthistiria ciliata und frondosa kommen doch immer nur streichweise übervreichlich vor, namentlich auf den Ebenen zwischen dem Adelaide River und dem Bridge Creek. Tagegen sind das schlanke Stechgras Andropogon triticeus, welches sich überall in offenen Gegenden massenhaft findet, und dessen harter rohrartiger und blumiger Stiel eine Höhe bis 4½ Meter erreicht, sowie die verwandte Species Andropogon Australis, eine weniger kräftige Pflanze, für Mästung von Vieh schlecht geeignet. Es fehlt beiden an Saftigkeit und an Blättern. Bei der Dichtigkeit des Grauwuchses hat die Einführung fremder besserer Gräser große Schwierigkeit; es könnte dies nur durch Ausrottung der heimischen Gräser bewirkt werden.

Digitized by Google

Ein erster Versuch dieser Art ist auf einem kleinen Terrain gemacht worden und auch so weit gelungen.

Die bisherige Erfahrung lehrt, daß das Klima des Northern Territory der Gesundheit nicht schädlich ist. Dazu trägt hauptsächlich die Nähe des dasselbe umschließenden, dessen trockene Luft einen wohlthätigen Einfluß ausübt. Wohl aber steht es fest, daß Europäer nicht im Stande sind, Handarbeit im Freien, z. B. auf Plantagen, auf längere Zeit zu verrichten, denn dazu sind immer Kulis nöthig. Fieber kommen freilich oft genug vor, aber daran tragen die Kolonisten selber weit mehr die Schuld als das Klima. Schlafen im Freien im Thau der Nächte, Genuß unzuträglicher Nahrungsmittel, übermäßiges Trinken von Spirituosen u. s. w. wirken immer schädlich.

Dieser sachlich gehaltene Bericht spricht, wie man erkennt, im Ganzen gerade nicht zu Gunsten des Northern Territory und hat unter der dortigen kleinen Bevölkerung, welche sich nach dem Census vom 3. April 1881 erst auf 4564 — 670 Europäer, 3853 Chinesen und 31 Malaien — belief, böses Blut gemacht. Man hat auf einem öffentlichen Meeting den Professor Tate per Distanz hart angegriffen und durch Invektiven zu ergänzen gesucht, was dem Northern Territory an wirklichem Werthe abgeht.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Beim Dorfe Artavyn, welches in Kachetien unfern vom linken Ufer des Alasees Alazan, 25 Werst auswärts von der Kreisstadt Telawi und 90 Werst von Tiflis entfernt liegt, sind reiche Kupferminen und andere Erzlager aufgedeckt, deren Ausbeute durch eine englisch-französische Gesellschaft im laufenden Jahre begonnen hat.

— In der Sitzung der Kaukas. Gesellschaft für Geschichte und Archäologie vom 11. (23.) Juni berichtete Herr Komarow über seinen Besuch der im transkaspischen Gebiete 12 Werst von Alchabad gelegenen Ruinen der alten Stadt Niß, deren Erbauung von den Landeseinwohnern Alexander dem Makedonier zugeschrieben wird. Auf dem Platze der alten griechischen Stadt sind jedoch Komarow nur die Trümmer einer weitausgedehnten Festungsanlage, deren steinerne Umfassungsmauer zur Gewehrvertheidigung eingerichtet war. Komarow schreibt diesen Bau den Persern der spätern Zeit zu, und giebt ihm ein Alter von zwei bis drei Jahrhunderten, keineswegs sei er auf die alten Griechen zurückzuführen. Uebrigens bemerkte der Berichterstatter, daß die zahlreichen Ruinenstätten im zalaspischen Distrikt wohl eingehende Nachgrabungen verdienten, bei denen man den einheimischen Ueberlieferungen zufolge auch auf Ueberbleibsel aus dem griechischen Alterthume stoßen müßte.

— Ueber die russische Stadt Neu-Margelan im Ferghanagebiet bringt die Turkes. Zeitung die Angabe, daß die Stadt 8 Quadratwerst bedeckt, auf denen bis jetzt 225 Wohngebäude, ungerechnet die Staatsgebäude, stehen. An 40 Gebäude sind im Bau. Von den neun Straßen sind fünf chaussirt; die Häuser sind gut gebaut; man sieht viel Grün. Es sind alle besprazirbaren Stellen mit Bäumen besetzt; allein in dem südlichen Stadttheile, welcher gegen die Berge von Wuadil ganz offen war, sind an 70 000 Bäume angepflanzt, die in wenig Jahren einen dichten schützenden Hain bilden werden.

— Wie der „Sibir" mittheilt, ist bei Witimsk an der Lena nahe dem Bergwerke des Herrn Sibiriakow ein sehr gutes Eisenlager entdeckt; es wird dort ein Eisenhammer angelegt, der außer der Bearbeitung der Erze auch die Umschmelzung des alten Eisens besorgen soll, welches bei den Goldbergwerken sich massenhaft zusammmelt.

— In Kuldscha haben die Aerzte Majajewski und Pojackow eine Reihe anthropologischer Messungen der das Ilgebiet bewohnenden Volksstämme ausgeführt. Es wurden bereits über 250 Personen gemessen: Tarantschen aus der Stadt und vom Lande, Dunganen, Sarten, Kirgisen, Chinesen, Kalmücken, Torgouten, ferner Solonen, Sibinzen, Afghanen u. s. w. Die Aerzte beabsichtigen mindestens 20 Personen von jeder Nationalität zu messen. Die Messungen (etwa in 130 verschiedenen Richtungen bei jedem Kopfe) sind sehr detaillirt und sorgfältig ausgeführt.

— Von Prof. G. Hirschfeld (über dessen Vereisung des nördlichen Kleinasien vergl. „Globus" XLI, S. 302) ging Prof. H. Kiepert ein ausführlicherer Brief datirt Ineboli (am Schwarzen Meere) 29. August zu, von dessen Inhalt Einiges auch weitere Kreise interessiren wird. Die Wehrhöhle des alten Paphlagoniens, des jetzigen Vilajet von Kastamuni, ist ein bisher größtentheils völlig unbekanntes, nur auf zwei Linien von Europäern durchzogenes Gebiet, dessen rauhe Gebirgsnatur und mächtige Waldergüsse dem Reisenden allerdings auch schwer zu überwindende Hindernisse entgegenstellt. Professor Hirschfeld hat dasselbe in den vier Augustwochen auf einigen neuen Linien unter den größten Mühseligkeiten durchzogen. Ein weiteres Hinderniß bildete die Bevölkerung des Gouvernements von Kastamuni, Seri Pascha, der sich herausnahm, die zu befolgende Route genau vorschreiben zu wollen, da er die wenigen Orte, wo es „Antiken" in seiner Provinz gebe, bereits kenne und nicht nöthig habe, den Reisenden etwas anderes sehen zu lassen, namentlich topographische Aufnahmen ganz überflüssig seien, indem schon alles längst aufgenommen und in der Kiepert'schen Karte (er meinte die alte von 1841, welche gerade in diesen Gegenden die größten weißen Lücken enthält) verzeichnet sei! Wir übergehen hier die topographischen Details, welche ohne Kartenskizze unverständlich bleiben würden, und erwähnen nur als ein neues Glied in der immer vollständiger hervortretenden Reihe der Kleinasien erfüllenden Monumente uralter Kultur die Auffindung einer großen Begräbnißstätte eintheimischer Fürsten in einem breitern Thale des innern Gebirgslandes, am Flusse Devrikian-Tschai mit Skulpturen von Phallen, Löwen, Jagdscenen u. a. Sonst ist, außer in den einst von Griechen besiedelten Hafenorten an der Küste, wo sich überall Architekturreste, aber nur selten Inschriften fanden, wenig aus dem Alterthum erhalten, da der colossale Holzreichthum des Landes — namentlich wachsen in ungeheurer Menge Lorbeer und Kirschbaum wild — wie jetzt, so schon in alter Zeit Holzbau bedingte. Am dichtesten sind diese größtentheils noch ganz unberührten Wälder, aber auch am schwierigsten die oft absolut wegelosen Thäler in der unbesiedelten, steil zur Küste abfallenden Terrasse. — Ob die Fortsetzung der Reise in der östlichen Hälfte derselben Landschaft sich wird ermöglichen lassen, hängt zum Bedauern des Reisenden ganz davon ab, wie schnell — natürlich nicht ohne fatalen Zeitverlust — die in Konstantinopel in Anspruch genommene diplomatische Hilfe bei der Regierung auf den bösen Willen des Paschas ihren Einfluß wird ausüben können.

Digitized by Google

— Nachtigallen, sagt der anonyme Verfasser von „Aus Persien“ (Wien 1882, S. 116), sind in Persien seltener, als in den persischen Gedichten davon die Rede ist. Der Perser nennt übrigens jeden Singvogel Bulbul (Nachtigall), und ist gewiß deshalb die Meinung verbreitet, daß die Nachtigallen so zahlreich seien.

— In Rangun ist man im Begriffe, eine Gießerei von birmanischen Typen zu errichten, ein Beweis für die gesteigerte Nachfrage nach Büchern in einheimischer Schrift.

Afrika.

— Am 27. August ist Graf Pietro Antonelli nach Aden abgereist; er ist Ueberbringer von Geschenken des Königs von Italien an Menelek von Schoa und will nach Ausführung dieses Auftrages eine Straße zwischen Schoa und der neuen italienischen Kolonie Assab erforschen.

Australien.

— Die Kolonie Victoria umfaßt ein Areal von 4148 deutschen geographischen Quadratmeilen. Die ersten Anfänge der Ansiedelung fallen in das Jahr 1835. Die Bevölkerung, welche sich im Jahre 1838 auf 3512, im Jahre 1851 auf 77 345, im Jahre 1861 auf 540 322 und im Jahre 1871 auf 731 528 belief, erreichte nach der letzten Revision des Census vom 3. April 1881 die Höhe von 862 346 oder 207,89 auf der Quadratmeile. Es ist dies 67,085 weniger, als man nach dem Kalkül aus der Differenz der Geburten und Sterbefälle, sowie der Einwanderung und Auswanderung zu erwarten berechtigt war. Victoria ist unter den australischen Kolonien die bevölkertste und wichtigste, wenngleich dem Umfange nach, nächst Tasmanien, die kleinste.

Der Viehstapel war nach dem letzten Census auf 275 446 Pferde, 1 295 613 Rinder, 10 855 282 Schafe und 241 836 Schweine angewachsen.

Die großen politischen Kämpfe, welche die Kolonie in den letzten drei Jahren durchzumachen hatte und die ihr sicherlich nicht zum Vortheile waren, sind jetzt endlich ausgefochten. Hohe Schutzzölle sind eingeführt und der Legislative Council (Oberhaus des Parlaments) hat einen volksthümlichern Zuschnitt erhalten. Seine Mitgliederzahl ist von 30 auf 42 erhöht, und der Census für Wähler und Wahlkandidaten erheblich herabgesetzt.

Unter Kultur befanden sich im Jahre 1880 bis 1881, von Juli zu Juli gerechnet, 1 993 916 Acres oder 806 738 Hektar, und davon stand die ungefähr Hälfte unter Weizen mit einem Ertrage von nicht ganz 10 Bushels (à 60 Pfund) vom Acre (40,46 Ar). Der Boden in Victoria ist im Allgemeinen ein besserer und fruchtbarerer als in den übrigen Kolonien des Kontinents, und die jährliche Regenmenge eine viel regelmäßigere und zuverlässigere. Aus dem Gesammtareal der Kolonie verblieben am 1. Oktober 1881 noch 2429 deutsche Quadratmeilen Kronland verfügbar. Davon eigneten sich ungefähr 700 für Agrikultur, während das Uebrige sich theils als Weideland ausnutzen ließ, theils aber für jeden Zweck unbrauchbar war.

Die Revenue des Jahres 1880 bis 1881 ergab 5 115 126 Pf. St., gegen 4 564 252 Pf. St. im Vorjahre, oder 5 Pf. St. 19 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Das Ausgabebudget dagegen stellte sich auf 5 108 577 Pf. St.

Die öffentliche Schuld war am 1. Juli 1881 auf 22 593 000 — 26 Pf. St. 6½ Sh. pro Kopf — angeschwollen, und davon waren 18 041 295 Pf. St. für Eisenbahnzwecke verausgabt. Im Oktober 1881 bewilligte das Parlament eine weitere Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling.

Der Import des Jahres 1880 hatte einen Werth von 14 556 891 Pf. St., der Export den von 15 954 559 Pf. St. oder resp. 17 Pf. St. 1 Sh. und 18 Pf. St. 14 Sh. pro Kopf. Unter den Exportartikeln nimmt Wolle den ersten Rang ein. Die Wollausfuhr im Jahre 1880 bis 1881, von Oktober zu Oktober gerechnet, betrug 327 549 Ballen zum ungefähren Werthe von 5⅞ Millionen Pfund Sterling, gegen 301 401 im Vorjahre. Davon kam freilich die ungefähre Hälfte aus dem zur Kolonie Neu-Süd-Wales gehörigen Riverina, einem der produktivsten Wolldistrikte Australiens, für welchen Melbourne, seiner nähern Lage wegen, ein bequemerer Exporthafen ist als Sydney. Nächst Wolle ist Gold der bedeutendste Exportartikel. Die Goldfelder der Kolonie, welche schon seit dem Jahre 1868 in ihrer Ergiebigkeit erheblich nachgelassen, haben in den beiden letzten Jahren wieder etwas höhere Erträge geliefert. Das Jahr 1880 ergab 829 195 Unzen im ungefähren Betrage von 3½ Millionen Pfund Sterling, und die Zahl der mit Goldsuchen beschäftigten Personen belief sich auf 38 568. Seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis zum 1. Juli 1881 wurde Gold im Werthe von 200 Millionen Pfund Sterling gefunden.

Die Schiffsbewegung in Victoria ist in stetem Wachsen begriffen. Es liefen im Jahre 1880 insgesammt 4191 Schiffe mit 2 179 877 Tonnen ein und aus.

Bedeutend, im Verhältniß zur Bevölkerung, war der Postverkehr. Es wurden im Jahre 1880 überhaupt 24 436 397 Briefe, 10 640 540 Zeitungen und 3 558 480 Packete postamtlich behandelt, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung 45 Postsendungen entfielen.

Rasche Fortschritte machte das Eisenbahnwesen. Am Schlusse des Jahres 1880 waren 1199 Miles (260 deutsche Meilen) Eisenbahnen in Betrieb, 14½ Miles in Bau begriffen und weitere 487½ Miles (105½ deutsche Meilen), veranschlagt auf 2 345 140 Pf. St., vom Parlamente genehmigt und die Geldmittel dazu bewilligt. Der Ausbau auch dieser Strecken wurde im Verlaufe des Jahres 1881 meistens begonnen. Aus der oben erwähnten neuen Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling sollen die Baarmittel in der veranschlagten Höhe von 2 432 190 für den Bau von noch weiteren 709½ Miles (167 deutschen Meilen) Lokomotivbahnen und 58 Miles Trambahnen entnommen werden, wenigstens wurde am Mitte December 1881 dem Parlamente in Melbourne eine derartige Vorlage von Seiten des Ministeriums gemacht und mit Beifall entgegengenommen. Nach Vollendung all dieser Bahnen in drei bis höchstens vier Jahren werden in der Kolonie Victoria Eisenbahnen in der Gesammtlänge von 2528½ Miles oder 548 deutschen Meilen in Betrieb sein.

Die Länge der Telegraphenlinien der Kolonie im Jahre 1880 bemaß 3215, die der Drähte 6019 Miles oder resp. 697 und 1305 deutsche Meilen.

Inhalt: Samurzakan und Abchasien IV. (Mit fünf Abbildungen.) — A. Bastian: Brahmanenthum im Buddhismus. (Mit einer Abbildung.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien VI. (Schluß.) — H. Greffrath: Professor Ralph Tate's Reise im Northern Territory der Kolonie Süd-Australien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion 16. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Tikuritscha, dem Hafen von Atara, dessen Stelle einst das griechische Dioskurias einnahm, bringen kleine Küstenfahrzeuge den Reisenden in einer Nacht nach Suchum-Kale, der modernen und civilisirten Hauptstadt des sonst so zurückgebliebenen Abchasien, bei deren nachfolgender Schilderung die Verhältnisse des Jahres 1876 zu Grunde liegen. Die Häuser des reizend gelegenen Ortes umsäumen den Strand, und hinter ihnen erheben sich grüne Hügel und Kuppen; am Meere ziehen sich türkische und griechische Kaffeehäuser und Läden in langer Reihe hin, an deren Ende, dem Landeplatze der Dampfer fast gegenüber, zwei Gebäude stehen, Vergangenheit und Gegenwart repräsentirend: die alte Festung und das neue Zollhaus. Erstere, der Schlüssel und das Bollwerk Abchasiens, wurde 1578 unter dem Sultan Murad gebaut. Drei auf einander folgende Herrschaften haben ihre Spuren an dem viereckigen heute verfallenen Baumerke hinterlassen: an die osmanische erinnert ein Stein mit arabischer Inschrift an der Schwelle des einen Thores; ferner sieht man Gräber abchasischer Fürsten, und schließlich sagen russische Kanonen, wer heute Herr des Landes ist.

Die Bevölkerung von Suchum-Kale ist ein Gemisch von Türken, Lazen, Griechen, Armeniern und Russen; Abchasen giebt es in der Stadt selbst nur wenige. Sie wohnen in den umliegenden Dörfern, kommen zur Stadt geritten, wenn sie dort Geschäfte haben, und verschwinden dann wieder. In Folge der sehr sumpfigen Umgebung herrschen im Sommer schreckliche Fieber, denen fast jeder seinen Tribut entrichten muß; aber das Uebel bei der Wurzel anzupacken, daran denkt Niemand. An Aerzten fehlt es und oft auch an dem bei allen Krankheiten verordneten Chinin.

Die Umgegend macht einen angenehmen Eindruck, aber es fehlt an Schatten, und trotz der Nähe des Meeres herrscht eine erstickende Hitze. Seit einiger Zeit haben fremde Kolonisten Ländereien in der Nähe der Stadt unter Kultur gebracht; aber an das Pflanzen von Bäumen hat Niemand gedacht. Dafür hat man geräumige Kasernen und in der Nähe der alten Festung ein Militärlazareth gebaut; denn Suchum-Kale ist als Grenzhafen vor allem eine Soldatenstadt: alle Sonntage und jedesmal, wann die Dampfer von Odessa und Poti ankommen, spielt die Militärmusik in einem eigens dazu errichteten Pavillon am Meeresstrande.

Hier wie überall in Abchasien und Mingrelien besteht das Hauptvergnügen der Bevölkerung in frommen Spazierritten nach irgend einem geschätzten Heiligthum der Umgegend. So liegt drei Werst von der Stadt eine ländliche Kapelle des Heiligen Georg mit einem diamanten- und türkisengezierten Bilde dieses Kriegers, das für wunderthätig gilt. Sein Fest am 23. April (9. Mai) ist das erste im Jahre und lockt Tausende von Besuchern herbei. Dann verwandelt sich der kleine Kirchhof neben dem Heiligthume in einen Speisesaal, wo eine bunte jahr-

Digitized by Google

marktsmäßige Menge tafelt und tanzt. Ein Pferderennen auf der Straße, welche längs des Meeresstrandes Stadt und Kapelle verbindet, gehört naturgemäß auch zu den Unterhaltungen, und Abends kehrt alles singend, galoppirend, Fantasia reitend heim.

Von der Hafenstraße in Suchum-Kale aus erblickt man einen kleinen reizenden Küstenplatz, das Dorf Kelasuri, dessen Name „Festung mit hohen Mauern" bedeuten soll. Es liegt sechs Werst von der Stadt entfernt am Flusse Kelasur, welcher dort aus einer Felsschlucht hervortritt; die Türken zerstörten es später vollständig, als sie 1877 Suchum-Kale besetzten. Bis heute hat sich der Ort genug von seinen alten Befestigungen bewahrt, um seinen Namen zu rechtfertigen. Auf dem Abhange eines Hügels hat sich ein Theil der Citadelle erhalten, der von Epheu und Schlingpflanzen bedeckt an die Burgen des Rheins erinnert. Niemand aber weiß die Zeit ihrer Entstehung, wie ja die meisten alten Bauwerke, an denen der Kaukasus so reich ist, keine Geschichte und keine Tradition besitzen. Von dem, auf halber Höhe gelegenen Fort zieht sich eine Mauer bis an das Meer hinab, wo sich eine zweite Befestigung findet, so daß oben wie unten der Durchzug völlig versperrt war. Um der Landstraße zwischen Kelasuri und Suchum-Kale Raum zu schaffen, hat man in das Gemäuer eine Bresche gelegt.

Das Eingangsthor der Citadelle ist noch unbeschädigt und läßt an der dauerhaften Festigkeit seiner Bauart erkennen, von welcher Wichtigkeit einst das ganze Werk war, welches die Mingrelier abhalten sollte, ihre Ansprüche auf Samurzakan durchzusetzen. An einer Stelle der Ringmauer sieht man ein großes verfallenes Viereck aus Steinen, welches das Grab Hassan Bey's, des einstigen Besitzers von Kelasuri, seiner Frau und seiner Tochter umschließt. Noch andere kleinere Grabmäler finden sich an jenem Platze, der mehr einem Baumgarten als einem Leichenacker gleicht; es sind diejenigen von Pataly Bey,

Suchum-Kale im Jahre 1876.

Tehri Bey und Chalil Bey, drei Gliedern der Familie Scherwachidze, welche starben, ehe diese endgültig zum Christenthum übertrat.

Die Lage von Tubuni — so heißt die Burg von Kelasuri — ist höchst malerisch. Im Hintergrunde erhebt sich eine Anzahl von Spitzen, einige davon mit ewigem Schnee bedeckt, unter welchen die Eingeborenen sieben verschiedene Reihen unterscheiden, die folgende, den Geographen wohl noch unbekannte Specialnamen tragen: Marucha, Schauduth, Absidzto, Amtakal, Atschadopa, Mumpisto und Shuriwi. Nach der andern Seite hin zeigt sich die halbmondförmige Rhede und die weißen Häuser von Suchum-Kale. Unweit der Burg liegt die Wohnung des jetzigen Besitzers von Kelasuri, eine Villa mit europäischem Garten. Tiefer, nach dem Meere zu, wohnen einige mohammedanische Familien, deren Behausungen sich durch peinliche Sauberkeit vor den schmutzigen Hütten der Abchasen auszeichnen. Haufen von Bettzeug, mit einem weißen Tuche bedeckt, persische Teppiche auf den Bänken, bunt bemalte Kästen und sauber aufgehängte Kleidungsstücke, alles deutet auf eine ordnende, sorgsame Hand.

Kelasuri ist seit alten Zeiten darum von so großer Wichtigkeit gewesen, weil es der einzige Punkt ist, wo die mächtige Kaukasuskette einen Querriegel bis zum Schwarzen Meere vorschiebt und so das Küstenland in zwei Hälften theilt. Noch vor anderthalb Jahrzehnten war auch das heute so einsame Dorf voller Leben; sein meist von Türken gehaltener Bazar war ein kleines Handelscentrum, von wo alle Krämer der Umgegend ihren Bedarf bezogen. Erst in Folge des Aufstandes von 1866 wurde der Ort von seinen Bewohnern verlassen, die kleinen Händler zogen sich nach Suchum-Kale, Gudanti oder Otschemtschiri, und dem einstigen Handelsplatze blieb nur die melancholische Erinnerung an bessere, aber wohl für immer verschwundene Zeiten.

Auf einem kleinen russischen Kriegsschiffe, welches beständig vor Suchum Kale vor Anker liegt, konnte Madame Serena einen Ausflug längs der Küste machen, wobei an allen Küstenpunkten angelaufen wurde, so daß man bis Gagri fast einen vollen Tag unterwegs war, eine Entfernung, welche die Handelsfahrzeuge in wenigen Stunden zurücklegen. Zuerst wurde Gudanti, ein theilweise von Lazen bewohnter Ort, besucht, dann Lichni, prächtig im

Digitized by Google

Grünen gelegen, aber seit dem Tode des letzten Ahu, welcher dort residirte, herabgekommen. Das Haus des Fürsten auf einem Hügel, welcher außerdem noch Trümmer eines antiken Thurmes trägt, wurde von den Türken, welche diesen Theil Abchasiens oft angegriffen haben, zerstört. Bei einem dieser Angriffe im Jahre 1830 wurde Michael Scherwaschidze, Vasall Rußlands, von den Truppen desselben beschützt; dieselben besetzten damals Suchum, Bambor, Pitzunda und Gagri, d. h. alle befestigten Plätze an der Küste.

Innerhalb derselben wiederholt ausgebesserten Umfassungsmauer, wie das verbrannte Haus des Ahu, liegt die Kirche von Lichni, wie alle religiösen Bauwerke dieses Landes im byzantinischen Style erbaut und, von den einfacheren und kleineren Verhältnissen abgesehen, fast eine Kopie des Klosters von Pitzunda. Das Material ist ein gelblicher Kalkstein aus den nahen Bergen; die Kuppel achteckig und mit Fenstern versehen, das Innere sammt seinen Fresken ziemlich gut erhalten. Zu manchen Zeiten des Jahres aber ist das Heiligthum vermoge von Schlingpflanzen und Gebüsch überwuchert, daß es schwer hält, sich durch das Chaos von Blättern und Blüthen den Zugang zum Innern zu bahnen.

Die eben erwähnte Kirche von Pitzunda liegt an einer gegen Nordwind gut geschützten Bucht. Vom Meere kommend hat man einen prächtigen Kiefernwald auf sandiger Ebene zu durchschreiten und erreicht dann das Wunder des ganzen Landes, eine Kirche aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, die angeblich von Kaiser Justinian gegründet worden ist. Schöne Eichen, Nußbäume, Platanen, Ulmen und Linden, unter welchen die herbeiströmenden Pilger rasten, umgeben den wiederholt geplünderten Tempel; so raubte

Ufer des Kelasur bei Suchum-Kale.

1390 der Dadian Wameck dort die Steine zum Bau der Kapelle von Schopi in Mingrelien und 1529 flüchtete der dortige Patriarch unter Mitnahme der Bücher, Chroniken und Schätze nach dem Kloster Gelathi in Imeretien. Seitdem führte der Prälat von Kutais neben seinem Metropolitan-Titel den eines Katholikos von Abchasien. Das Heiligthum von Pitzunda galt als die Mutterkirche des westlichen Kaukasus, da zwölf Jahrhunderte lang die Patriarchen dort residirten und großen Einfluß im Lande ausübten. Noch heute bewahrt es die Erinnerung an diesen seinen Ruhm und ist ein Wallfahrtsort geblieben, welcher zu gewissen Zeiten viele Menschen anzieht und Opfergaben enthält, denen gleich, wie wir sie in Iłori kennen gelernt haben, d. h. meist werthlosen Plunder. Alte Münzen aber, welche der Schatz enthielt, sind längst verschwunden. Die Kirche von Pitzunda ist namentlich ihrer Verhältnisse wegen merkwürdig. Von außen gesehen ruht die aus Ziegeln erbaute, 36 Fuß hohe und von 8 je 14 Fuß hohen Fenstern durchbrochene Kuppel auf drei hohen Giebeln; in ihr gipfeln die vier Haupttheile des Gebäudes, welche zusammen das griechische Kreuz bilden. Das Material ist ein sehr verschiedenartiges, Hausteine, rothe Ziegel und grauer Kalk, was einen sonderbaren Eindruck macht. Die Sage erzählt, daß die Umfassungsmauer der Kirche in großer Eile und in einem Momente drohender Gefahr von den frommen Einwohnern des Ortes errichtet und dabei alles sich irgend wo darbietende Material verwendet worden sei, namentlich aber hätten die nahen Ruinen der alten Stadt Pithyus herhalten müssen. Das Kupferdach ist von der Kuppel verschwunden; denn die Abchasen haben für jedes Metall, auch wenn sie keinen Gebrauch davon zu machen verstehen, eine allzu große Vorliebe. Der von drei 18 Fuß hohen Fenstern durchbrochene Chor ist nebst dem Vorchor 8 Fuß tief; das Hauptschiff mißt von der Vorhalle bis zur Kuppel

Digitized by Google

30 Fuß; die ganze Länge des Gebäudes beträgt 118 Fuß, die Breite 68, die Höhe 200, wenn man die Dicke des Gewölbes mit einrechnet. An den Mauern sind noch einige Fresken erhalten, namentlich eine Reihe von Porträtmedaillons, wie in der Kirche von Bedia (s. oben S. 198). Gegenwärtig wohnen einige Mönche in Pitzunda; mehrfach ist die Rede davon gewesen, das herrliche Schaustück byzantinischer Architektur gründlich auszubessern, aber bis jetzt scheint nichts in dieser Hinsicht geschehen zu sein.

Den Beschluß der Fahrt machte eine Landung in Gagri, das auf den ersten Blick fast einem normannischen Dorfe gleicht. Eine lange Allee riesiger Pappeln spiegelt sich in den ruhigen Fluthen des Schwarzen Meeres; aber dahinter erhebt sich, die Aehnlichkeit zerstörend, die hohe Bergkette, welche Abchasien vom Tscherkessenlande, das nur 50 Werst entfernt ist, trennt. Steile, gewundene Saumpfade führen hinüber, und auf ihnen läßt die englische Gesellschaft, welche seit einiger Zeit die dortigen Wälder ausbeutet, ihre Holztransporte zum Meere schaffen. Seit der Besiegung und Auswanderung der Tscherkessen sind nämlich ihre Ländereien an russische und fremde Unterthanen vertheilt worden. Am Strande von Gagri sieht man Haufen geschlagener Baumstämme liegen, welche der Forstschaffung durch besonders dazu eingerichtete Barken harren. Das Dorf selbst ist ziemlich öde; doch unterhält dort ein Unternehmer drei Duchane und liefert der aus 250 Mann bestehenden Be-

Das Haus des Abu in Lichni.

satzung die nöthigen Lebensmittel. Wegen der verhältnißmäßigen Frische des Klimas dient die Festung den Truppen der Schwarze-Meer-Küste als Sommerspital; sie faßt 200 Krankenbetten und die Rekonvalescenten liegen unter Zelten im innern Hofe der Citadelle. Neben dem Fort steht eine kleine Kirche, schon über tausend Jahre alt, aber merkwürdig gut erhalten. Am Gewölbe fehlt noch kein Stein, und nur der Altar ist verschwunden. Die gleichfalls noch unverletzte Sakristei dient jetzt zur Aufbewahrung von Kwas. Das Heiligthum ist der Märtyrerin Hypata Gagrenski, welche das Christenthum ins Land brachte, geweiht; an einem benachbarten Bergesabhang sind noch die Höhlen zu sehen, in welche sie sich vor den Verfolgungen der heidnischen Barbaren flüchtete. Unter den Byzantinern war Gagri ein Verbannungsort, und als solchen sehen es wohl noch heute die dorthin versetzten Offiziere und Beamten an. So traurig und langweilig aber das Leben dort erscheint, für den Reisenden hat der Ort und seine Umgebung große Reize. Ein an Forellen reicher Bach, die Gagriuska, aus Schneewasser sich bildend und von hohem Rohre eingefaßt, tritt zwei Werst von der Festung entfernt aus einer Schlucht hervor, fällt in Kaskaden herab und fließt zuletzt bei dem Dorfe vorbei. Wenn aber die Schneeschmelze ihr Ende erreicht hat, so versiecht er und mit ihm die Cisterne und die Quellen im Innern der Citadelle, und es herrscht großer Mangel. Das ist im Sommer oft der Fall, während im Frühling die Landschaft Ueberfluß an Wasser hat. Ueberaus üppig ist die Vegetation; Früchte aller Art giebt es in Menge und die Luft ist erfüllt von den süßen Gerüchen großer Akazien und unendlicher Rosen-

Digitized by Google

Kirche von Pitzunda.

Digitized by Google

büsche; hohe Weißpappeln, Feigen- und Buchsbäume, Stechpalmen, Weinreben, Brombeeren und Clematis bilden dichte Gebüsche.

Unweit der Citadelle liegt ein großer Garten, fünf Jahre lang, von 1859 bis 1864 der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Russen und Tschertessen. Jeder Baum wurde zum Hinterhalte, aus welchem der lauernde Bergbewohner auf jeden aus dem Fort heraustretenden Soldaten schoß. Für jeden getödteten Tschertessen sollten neun Russen durch die Verwandten jenes erlegt werden. Mitten zwischen den blühenden Sträuchern ruhen die hier gefallenen russischen Offiziere unter Weißbuchen; der Platz, wo der Kampf so heftig und unerbittlich gewüthet hatte, lag nun im tiefsten Frieden da, von der Natur mit allen ihren Reizen überschüttet. Doch nur allzubald nach Madame Serena's Besuch, deren Reise im Jahre 1876 hier ihr Ende erreichte, erfüllte wiederum Kriegslärm diese Theile des Kaukasus.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

I.

Das Interesse für Kultivations- und Kolonisationsfragen nimmt in Deutschland täglich zu, immer mehr wächst die Literatur, welche sich mit diesem Gegenstand beschäftigt; doch glaube ich, daß eine Seite der Sache, nämlich das Studium dessen, was, und der Weise, wie es zu Stande gebracht worden ist, ein wenig vernachlässigt wird im Verhältniß zu rein subjektiven und theoretischen Betrachtungen. Ohne dem Werth der letzteren irgendwie zu nahe treten zu wollen, kommt es mir vor, als ob das Studium der Entwickelung solcher Niederlassungen, welche in neuerer Zeit gegründet wurden, besser dazu dienen kann, sich über die Vorbedingungen, welche zur Lebensfähigkeit derartiger Unternehmungen erforderlich sind, ein Urtheil zu bilden.

Es dürfte daher vielleicht nicht uninteressant sein, hier in allgemeinen Zügen die Entstehung der niederländischen Kultivation in Deli, welche durch ihr schnelles Aufblühen vor einigen Jahren allgemeine Aufmerksamkeit erregte, zu beschreiben, um so mehr, als ja die englische Kolonisation in Nord-Borneo einen Anfang genommen hat, und es in nicht allzu ferner Zeit möglich sein wird, Vergleiche zwischen beiden zu ziehen; noch mehr Aufmerksamkeit aber verdient Deli durch seine Lage auf Sumatra, indem es gewissermaßen eine Probe von dem giebt, was diese Insel für die Zukunft verspricht, nämlich: daß sie bei guter Leitung einer Entwickelung entgegengehen kann, die vielleicht Alles das, was man auf Java in dieser Beziehung erreicht hat, weit hinter sich lassen wird.

Wenn auch Crawfurd seiner Zeit die Besitznahme von Sumatra nur als eine Folge der holländischen Herrschsucht bezeichnete, heutzutage würde er gewiß anders sprechen und erkennen müssen, daß diese Insel eines der schönsten Juwelen in der niederländischen Krone — wenn auch vorläufig theilweise noch ein recht „ungeschliffenes“ [1]) — ist. Mit mehr Grund vielleicht als Hatton Nord-Borneo „The new Ceylon“ nennt, könnte man Sumatra diesen Namen geben, wenn eben ernstliche Anstalten gemacht würden, die Schätze zu heben, welche diese Insel verschließt. Es ist dies durchaus nicht etwa eine persönliche Ansicht, sondern dieselbe wird von Vielen getheilt; die holländische geographische Gesellschaft hat ihre Expedition nach Sumatra geschickt und sich ihrer eigenen Erklärung nach vom Anfang ihrer Entstehung an mit Vorliebe mit dieser Insel beschäftigt, die dessen, wie schon erwähnt, würdig ist, denn Deli ist ein glänzender Beweis dessen, was eine gut geleitete Kultivation erreichen kann, selbst da, wo die Bevölkerung sehr schwach ist und die Arbeitskräfte weit hergeholt werden müssen.

Ehe ich einige Mittheilungen über die Kultivation machte, will ich erst in flüchtigen Umrissen eine Beschreibung des Landes, wie es früher war, zu geben versuchen und einige geschichtliche Angaben beifügen, die zum bessern Verständniß der folgenden dienen können und nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Die jetzt bestehenden Anpflanzungen liegen größtentheils in den Landschaften Serdang, Deli und Langkat, kleinen Staaten, welche jetzt ganz unter niederländischer Hoheit stehen (aber noch eigene Fürsten besitzen) und früher dem Sultan von Siak lehnspflichtig waren. Sie bilden die Grenze der auf der Nordostküste von Sumatra gelegenen (früheren) Lehnstaaten von Atjeh, die jetzt mehr oder weniger der niederländischen Regierung unterworfen sind.

Erst seit dem Vertrag vom 2. November 1871 [1]) bekamen die Niederländer hier freie Hand. Der Londoner Traktat vom Jahre 1824 oder eigentlich die demselben beigefügten Noten enthielten einige Abmachungen, aus denen England das Recht herleitete, der Ausbreitung der Holländer auf Sumatra entgegenzutreten; natürlich geschah dies besonders in Bezug auf alle die Niederlassungen, welche dem englischen Handel auf Malakka nachtheilig werden konnten, namentlich auch weil die englische Regierung gerade über derartige Versuche am schnellsten unterrichtet wurde.

Van den Bosch — bekannt durch die Einführung des nach ihm benannten Systems auf Java — hatte als Generalgouverneur auch große Pläne in Bezug auf Sumatra; außer Anderm, was uns hier nicht weiter berührt, war es vorgekommen, daß einer der Häuptlinge von Kampar, einem Vasallenstaat von Siak, seine Unterwerfung angeboten hatte (1834), und dieses Beispiel hatte Nachahmung gefunden, so daß im Jahre 1838 Taratu Batu, einer der Handelsplätze an der Ostküste, besetzt wurde. Man bezweckte hiermit den Handel, der aus dem Innern der Insel mit Malakka getrieben wurde, ganz unter holländischen Einfluß zu bringen. Natürlich ließen es die Engländer nicht an Protesten fehlen, welche van den Bosch, der indessen Minister der Kolonien geworden war, ausweichend

[1]) Man denke an Atjeh.

[1]) Dies ist das richtige Datum; allerdings wurde schon am 8. September 1870 ein derartiger Vertrag geschlossen, der aber durch die niederländische zweite Kammer verworfen wurde. Der definitive Abschluß fand an dem im Texte genannten Tage statt.

Digitized by Google

beantwortete; nach seinem Abtreten jedoch wurde mit Rücksicht auf einen englischen Protest vom 28. Juni 1839 dem Generalgouverneur am 1. September 1841 befohlen, den Wünschen Englands zu entsprechen; durch Beschluß der indischen Regierung vom 1. Februar 1843 wurden einzelne Niederlassungen aufgehoben.

Indessen suchte die niederländische Regierung sich wenigstens soweit durch Verträge mit den eingeborenen Fürsten zu versländigen, daß letztere die Ansiedelung fremder Europäer in ihrem Gebiet nicht zu erlauben versprachen; man war eben durch die Vorgänge, welche man in Serawak ruhig hatte ansehen müssen, vorsichtig geworden und gewiß nicht ohne Grund, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Im Jahre 1857 waren im Reiche Siak Streitigkeiten zwischen dem Sultan und seinem Bruder ausgebrochen, und da ersterer sich zu schwach fühlte, begab er sich nach Singapore, um sein Reich den Engländern zu unterwerfen. Sein Anerbieten wurde abgewiesen; er sah sich nach anderer Hilfe um, und ein gewisser Wilson verband sich mit ihm; nach einigen Gefechten machte derselbe Miene die Rolle, welche Brooke in Serawak gespielt hatte, jetzt in Siak aufzuführen. Der Sultan erbat nun den Beistand der niederländischen Regierung, doch ehe derselbe geleistet werden konnte, mußte er die Flucht ergreifen; nun schritt die holländische Macht ein. Wilson, der sich noch auf einer kleinen Insel zu halten gesucht hatte, verließ dieselbe auf die an ihn gerichtete Aufforderung; und mit dem Sultan wurde ein Vertrag geschlossen, in welchem er die Souveränität der Niederlande anerkannte. Als dieser Vertrag nun bekannt wurde und seine Folgen sich den englischen Kaufleuten auf Malakka fühlbar machten, führte dies wieder zu wiederholten Klagen der britischen Behörden, die durch die niederländische Regierung allerdings für unbegründet erklärt wurden; dem fortgesetzten Andringen Englands vermochten jedoch die Niederlande sich nicht auf die Dauer zu entziehen, und so kam der oben erwähnte Vertrag von 1871 zu Stande, durch den Holland (nominell wenigstens) gegen Abtretung der Goldküste von Guinea freie Hand auf Sumatra erhielt.

Ich habe geglaubt diese Vorgänge mit einiger Ausführlichkeit erwähnen zu sollen, da sie sowohl ein gewisses Zögern erklären, welches bei der Besitznahme von Deli beobachtet wurde, als auch manches in Bezug auf die Verwickelungen mit Atjeh deutlich machen können.

In Bezug auf die folgenden Mittheilungen schließe ich mich, was die Zeit bis zum Jahre 1876 betrifft, dem im 2. und 6. Bande der Zeitschr. der Niederl. Geogr. Gesellschaft Vorkommenden an, für die späteren Jahre folge ich den Regierungsberichten, den Mittheilungen in van Gorlom's Ostindischen Kulturen, einer Broschüre von J. F. Cremer und verschiedenen kleineren Notizen.

Das Sultanat Deli, wo die europäischen Unternehmungen zuerst Wurzel faßten, liegt zwischen den Flüssen Labu Dalam und Pamatang Ümis, ungefähr zwischen 3° 57′ und 3° 39′[1]) nördl Br. und 98° 25′ bis 98° 47′ östl. Länge Greenw.; nördlich hiervon liegt die Landschaft Langkat, östlich — die Küste, deren allgemeine Richtung von Nord-West nach Süd-Ost läuft, liegt hier östlich aus — Serdang. Im Süden grenzt das Land an das Gebiet der dem Namen nach dem Sultan unterworfenen Battaker, und da auch der landeinwärts gelegene Theil von Deli durch ihre Stammgenossen bewohnt wird, ist es sehr schwer, eine Grenze zu ziehen. Der nach dem Meere zu gelegene Theil wird durch Malaien (und außerdem von Einwanderern aus dem Archipel und von dem indischen Festland) eingenommen. Uebrigens war die Bevölkerung des Küstenstriches nur schwach; 1862 wurde sie — wohl zu gering — auf 2000 Seelen geschätzt.

Die dortigen Malaien kleiden sich meist in europäische Stoffe von einfachen Farben — weiß oder blau — und selbst die Frauen verwenden wenig Sorgfalt auf ihren Anzug. Die Industrie beschäftigte sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Waffen, sowohl der im ganzen Archipel gebräuchlichen Krisse, als von Schwertern von der Art, welche in Atjeh gebräuchlich ist. Die Krisse werden gewöhnlich mit einfacher, gerader Klinge gemacht, welche etwa einen halben Meter lang und schmal ist; die Scheide ist entweder nur von Holz oder bei besseren Sorten sind in dasselbe schmale Ringe von Eisenbein, Ebenholz oder Horn eingelegt. Auch der Griff ist von feinem Holz, Horn oder Elfenbein, oft künstlich bearbeitet und mit goldener oder silberner Filigranarbeit (die auf Sumatra überhaupt in hoher Vollendung verfertigt wird) geschmückt. Eine zweite Art Krisse mit gebogenem Griff, die vorn im Gürtel getragen wird, ist viel kürzer. Die Schwerter sind gerade oder wenig gekrümmt, zweischneidig und 8 Decimeter lang; der Griff ist kreuzförmig, etwa 10 Centimeter lang, häufig von Silber. Die Klingen sind gewöhnlich von fremdem Ursprung, die theuersten türkischen, die gewöhnlichen englisches Fabrikat. Meist werden sie entblößt getragen, nur selten haben sie hölzerne oder lederne Scheiden.

Die in Deli gebauten Schiffe sind schwerfällig, der Mast, welcher in der Mitte steht, trägt ein großes, viereckiges Segel. Andere Erwerbszweige wie das Salzen und Trocknen von Fischen sind viel weniger bedeutend, als sie früher waren.

Viel zahlreicher als die malaiische war die Batakische Bevölkerung; man sprach von einzelnen Häuptlingen, welche die Herrschaft über 40 000 Seelen führten. Es muß bemerkt werden, daß zwischen der malaiischen Bevölkerung und den Battakern, welche dem Sultan unterworfen waren, auch äußerlich eine scharfe lokale Trennung bestand, deren Grenze nur selten überschritten wurde. Uebrigens standen die Bataker nur in einem gewissen Lehnsverhältniß zu dem Sultan: sie mußten ihm im Kriege Hilfe leisten, gegen eine gewisse Bezahlung Pfeffer für ihn pflanzen, hatten aber keine weiteren Abgaben zu entrichten. Die Pfefferanpflanzungen hatten durch fortdauernde Streitigkeiten im Innern sehr gelitten; 1823 wurde der Ertrag auf 26 000 Pikuls[1]), 1863 auf nur 8300 Pikuls geschätzt. Die Battaker gehören verschiedenen Stämmen an, deren Dialecte sehr von einander abweichen, so daß sie sich nur schwer mit einander verständigen können; dagegen kommt die Schriftsprache derselben ziemlich überein. Sie sind unter einander in fortwährende Streitigkeiten verwickelt; daß sie Menschen fressen, ist bekannt[2]). Hier und da riefen sie bei ihren Streitigkeiten wohl den Sultan als Schiedsrichter an, gewöhnlich aber kümmerte man sich ebensoweng um ihn, wie er sich um seine Unterthanen, so lange sie ihm das, was ihm zukam, bezahlten; durch ihre vielen Handelsbeziehungen kamen dagegen die Häuptlinge der Malaien in vielfache Berührung mit denselben.

Deli war schon seit dem 17. Jahrhundert ein Zankapfel; doch will ich auf die ältere Geschichte an dieser Stelle nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß der Sul-

[1]) An der „Tijdschrift van het Aardr. Genoots." steht wiederholt 4° 50′ n. l. w., was, wie ein Blick auf die Karte ergiebt, ein Irrthum ist.

[1]) à 125 Amsterd. Pfund.

[2]) Ihre Stammgenossen im Innern scheinen ihr Ohr immer mehr der Mission zu öffnen (Daheim 1882, Nr. 34).

Digitized by Google

tan von Deli im Jahre 1854 gezwungen wurde die Oberhoheit des Sultan von Atjeh anzuerkennen; auch die benachbarten kleineren Staaten theilten dies Loos, gegen welches der Sultan von Siak vergeblich protestirte. Als nun letzterer, wie ich oben erwähnte, einen Vertrag mit den Niederländern abschloß, wobei ihm dieselben seinen Besitzstand garantirten, wurde in Folge der oben angedeuteten Verhältnisse der Zustand recht gespannt, da ja Atjeh gegenüber die Hände der Holländer gebunden waren. Dennoch schritt die niederländische Regierung ein und es glückte ihr sowohl Siak als Deli zufriedenzustellen. Deli zeigte sich sehr geneigt sich der niederländischen Oberhoheit zu unterwerfen und erbat auch Hilfe gegen Atjeh, hatte aber anfänglich wenig Lust, den Sultan von Siak als Lehnsherrn anzuerkennen, was doch nöthig war, um die Einwenzung Hollands zu rechtfertigen; im Gegentheil, es machte selbst noch Ansprüche auf die Gebiete einiger kleiner Fürsten, welche bis dahin ganz unabhängig gewesen waren. Endlich gelang es den niederländischen Unterhändlern, den Sultan von Deli im Jahre 1862 zu bewegen, die Erkennungsurkunde aus den Händen des Generalgouverneurs von Indien anzunehmen und gleichzeitig das Bestehen einer gewissen Beziehung zu Siak anzuerkennen, wobei er jedoch für sich beinahe vollkommene Gleichstellung beanspruchte; man hatte zu bewirken gewußt, daß auch die Gesandten Siaks sich mit dieser Erklärung zufriedenstellten.

Seit dieser Zeit war der Fürst von Deli ein warmer Freund der Niederländer; im Jahre 1864 stellte man einen europäischen Beamten in seiner Residenz an, wofür er sich dankbar erwies, und es entspann sich nun unter den höflichsten Formen und beinahe unbemerkt ein Ringen europäischer und indischer Schlauheit. Einerseits suchte man Deli von Siak unabhängiger zu machen, andererseits es mehr und mehr unter holländischen Einfluß zu bringen; andere Nachbarn, welche nicht so schlau waren und unbequem wurden, wurden im Interesse ihres Lehnsherrn, des den Niederländern treu ergebenen Sultan von Deli, zu ihrer Pflicht zurückgeführt, und auch den Sultan von Siak wußte man zu bewegen, seine Zustimmung hierzu zu geben.

Die flache Küste von Ost-Sumatra trägt den gewöhnlichen Typus des tropischen niedrigen Landes. Man mache sich frei von dem Eindruck, welchen vielleicht das Bild einer üppigen Tropenvegetation erweckt hat; ich will anzudeuten versuchen, welche Empfindungen ein solches niedriges Gestade hervorruft.

Wir befinden uns noch ziemlich entfernt, auf der Rhede; der Dampfer hat den Anker fallen lassen um uns Gelegenheit zu geben, ein mit einigen Eingeborenen bemanntes Boot zu besteigen; das Gepäck ist hinuntergeschafft, wir haben Abschied genommen und mit einem herzlichen „Tot ziens“ (Auf Wiedersehen!) sind wir am Fallreep hinuntergeklettert. Wir stoßen ab; in der ersten Viertelstunde bleiben unsere Blicke nach dem Dampfer gewendet, der kurz nach unserer Abfahrt den Anker gelichtet hat. Eine leichte Rauchwolke verräth uns die Richtung, in welcher er sich entfernt; bald verschwindet sie. Unwillkürlich entschlüpft uns ein Seufzer. Der Blick wendet sich der Küste zu, die für die nächste Zeit unsere Heimath werden soll.

Eine Tropenlandschaft, wenn sie schön ist, vermag gewiß in Jedem, auch dem der ganz unempfindlich gegen solche Gefühle zu sein glaubt, eine Ahnung des Paradieses zu erwecken; wenn sie aber nicht schön ist, dann erinnert sie lebhaft an einen Ort, der mit dem obengenannten einen starken Gegensatz bildet. Ich weiß nicht, wie es kam, aber während meines Aufenthaltes in den Tropen kam mir dieser Gedanke so häufig, schon wegen der Wärme. Nun, eine Küstenlandschaft gehört zu einem der beiden Extreme, eine flache Küste aber zu der zuletzt genannten Gattung.

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate. Die Sonne steht hoch; es ist beinahe Mittag; man fühlt keinen Luftzug. Die Oberfläche des Meeres selbst scheint zu ruhen, kaum daß einzelne dahingehauchte Streifen den Spiegel trüben. Das Auge ermüdet in die Leere zu starren; die Luft scheint greifbar, scheint sich in tausend glimmenden, endlich hell aufleuchtenden Punkten zu bewegen: das Blau des Himmels, manchmal so schön, ist beinahe nur noch über uns sichtbar, nicht mehr tief, nur blaß und matt; es verschwimmt nach dem Horizont zu in ein schmutziges, gelbblaues Weiß. Unser Blick wendet sich nach dem Lande, der ganze Hintergrund ist in Wolken gehüllt, d. h. in dies gleichmäßige gelbblaue Weiß, und wenn wir nicht wüßten, daß noch dort etwas sichtbar sein sollte, unsere Augen würden es uns nicht verrathen. Die halbnackten Ruderer legen sich fest in die Riemen, Wasserströme rinnen die glänzenden, braunen Leiber entlang; die Jacke, die den Oberkörper decken sollte, ist ausgezogen und noch um das Kopftuch gewickelt, um besser gegen die Sonne zu schützen. Jetzt sehen wir einzelne Baumgipfel, dann die dazu gehörigen Stämme, die im Wasser zu stehen scheinen; immer noch kein Land, endlich ein matter weißer Streifen, gegen den sich eine dunkle Linie abhebt. „Ist das nun eine tropische Landschaft?“ würde ein Neuling fragen.

Ja es ist wahr, die Küste ist nicht schön; sie besteht aus einem breiten Streifen Moddervoden, der unbewohnt ist und auf dem Bäume von Rhizophoren sich auf ihren Luftwurzeln schaukeln, zwischen denen die giftigen Dünste des Bodens emporsteigen. Auch weiterhin ist das Land flach, später erst fängt es an hügelig zu werden. Die Fläche ist dicht bewachsen; breite Ströme mit vielfältigen Verzweigungen schleichen sich durch die Wildniß hin und führen ihren Meere anhaltend neuen Raub zu. An den Ufern findet man die Wohnungen der Eingeborenen, vereinzelt oder in kleinen Gruppen; doch wo es dem menschlichen Fleiß glückt, die wuchernde Pflanzenwelt zu entfernen, an Stellen, wo der Boden nicht mehr moddrig ist, da entkeimt, von der Hand des Menschen gepflegt, der fruchtbaren Erde eine Fülle von Schätzen, wie sie wohl nur die tropische Sonne bescheint; und wenn der Boden seinen Reichthum gespendet hat, so genügt es, ihn zwei oder drei Jahre liegen zu lassen; die wohlthätige Natur hat ihn mit üppig wuchernden Pflanzen überdeckt, deren Asche der Erde die Nahrung giebt, deren sie bedarf, um aufs Neue das hervorzubringen, was der habsüchtige Mensch, getrieben durch seine Begierde nach Schätzen, sie hervorzubringen zwingt; doch ich darf hierbei nicht zu lange verweilen und muß noch einige Mittheilungen über das Land machen.

Zur Zeit, von der ich spreche, war Deli noch ein armes Land, selbst die Hauptstadt, die einige (englische) Meilen oberhalb der Mündung liegt, trug vollständig den Charakter eines Dorfes, wie man sie in der Nähe der Küste findet; die Häuser sind meist ganz von Bambu erbaut, einzelne wohl auch mit hölzernen Pfosten; der Firn erhebt sich einige Fuß hoch vom Boden. Die Wände sind aus gröberm oder feinerm Flechtwerk von Bambu zusammengestellt, ebenso der Firn, die Dächer sind mit Alang-Alang- oder mit Nipa-Blättern gedeckt. Holzwände gehören schon zum Luxus, in größerm Maßstab finden wir sie nur am Palast des Sultans. Es ist dies ein großes Gebäude, an der Vorder- und der Hinterseite mit großer Veranda, alles durch Gallerien verbunden; die Gebäude stehen 8 Fuß vom Boden. Die vordere Veranda ist 90 Fuß lang, 30 Fuß breit; keine Säule, kein Pfosten unterbricht den stattlichen Raum. Der ganze Palast ist mit Pallisaden umgeben;

Digitized by Google

am Eingang steht ein kleines batakisches Todtenhaus; es ist niedrig, mit Kokosfasern gedeckt und ganz im Style des wilden Stammes gebaut. Dies Gebäude ist eine Ehrenbezeugung, welche die Unterthanen des Sultans aus dem Gebirge (die Battaker) ihm bei seinem Tode bewiesen, zum Schein nur, denn als gute Mohammedaner werden die Fürsten auch nach dem Ritus des Islam begraben. Ganz in der Nähe befindet sich eine kleine, aber gut unterhaltene Moschee.

Einige Stunden landeinwärts liegt das alte Deli, merkwürdig, weil die Ueberlieferung behauptet, daß in früherer Zeit (jedoch in einer Zeit, als es schon Geschütze gab, deren zwei hier gefunden wurden) das Meer bis hierher gereicht habe. Jetzt ist hier die Grenze der Malaien und Battaker (die natürlich durch die vielen Unternehmungen und deren Arbeiter verrückt ist).

Hier findet man überhaupt zuerst den Typus der (auch den Dajakern auf Borneo eigenthümlichen [1]) gemeinschaftlichen Wohnungen mit einem langen Durchgang, rechts und links mit Gemächern für die einzelnen Familien; in der Mitte befindet sich ein gemeinschaftlicher Herd. Von hier aus machte Herr Caets de Raet im Jahre 1867 seinen Zug nach dem Tobasee (XXII Batav. genootsch.), den Herr Dr. Schreiber in Petermann's Geogr. Mittheilungen 1876, S. 64 erwähnt; die Eingeborenen am See hatten davon erzählt, ohne daß dahin, als er seinen Artikel schrieb, etwas Näheres darüber bekannt geworden war.

Im Folgenden, wenn ich von den ins Innere des Landes unternommenen Zügen spreche, werde ich noch einige Notizen über das Land und die Bewohner geben; für jetzt möge dies Wenige genügen um anzudeuten, daß in der Zeit, als die ersten Kultivations-Unternehmungen gegründet wurden, Deli ein armes, nicht viel versprechendes Land war.

[1] Es dürfte interessant sein einen Vergleich zwischen Dajakern und Battakern anzustellen, da beide sehr viel Aehnlichkeit zu haben scheinen; vielleicht sind sie der Typus der reinen, nicht durch den Einfluß der Hindus veränderten malaiischen Race.

Anthropologische und ethnographische Miscellen.

Mitgetheilt von **R. Andree.**

Schwanzmenschen. Oft schon sind von Reisenden Berichte darüber eingesandt worden, daß auf den Inseln des ostindischen Archipelagus sich Menschen mit Schwanzstummeln befänden. Die Erzählungen wiederholen sich seit langer Zeit schon bei den Eingeborenen („Globus" XXXII, S. 127), positive Erhebungen wissenschaftlich gebildeter Reisenden, geschweige denn Präparate liegen darüber bis jetzt nicht vor. In seinem neuen Werke „Unter den Kannibalen Borneo's" (Jena 1882, S. 164, 271) kommt der Naturaliensammler Carl Bock wieder auf die Sache zurück. Im Reiche Kutei (Oborneo) erhielt er „so bestimmte Aussagen" über die („Orang buntut", d. h. Schwanzmenschen mit zwei bis vier Zoll langem Schwanz, daß er einen zuverlässigen Mann in deren nur wenige Tagereisen von Long Puti entfernte Land schickte, welcher 500 Gulden Belohnung erhalten sollte, falls er ein Paar Orang buntut wohlbehalten auf holländisches Gebiet brächte. Die Sendung scheiterte an einem Mißverständniß.

* * *

Ein schielendes Volk. Unter 9° südl. Br. und zwischen 34° und 35° östl. L. v. Gr. liegt in Afrika das Land Upangwa nördlich vom Nyassa-See. Es wurde 1878 von Joseph Thomson erforscht, welcher von dem dort lebenden Volke, den Wapangwa, erzählt, daß sie sehr häßlich, sehr dunkel und von starkem Negertypus seien. „Fast alle waren durch einen besondern Fehler am Auge gekennzeichnet, so daß sie mit Recht den Namen der schielenden Neger verdienen." Es mag dieses, sagt Thomson, ein angeborener Fehler sein. „Abgesehen davon, daß sie schielen, ist auch eine große Anzahl auf dem rechten Auge blind" (Thomson, Seen von Central-Afrika, Jena 1882, I, S. 187). Thomson will Vererbung und Zuchtwahl hierbei ins Spiel bringen — uns scheinen aber eher Augenkrankheiten zu Grunde zu liegen.

* * *

Das ostdeutsche Haus. Wenig oder fast nichts hat sich im deutschen Osten von jenen germanischen Stämmen erhalten, welche dort vor dem vierten Jahrhundert ansässig waren, ehe die Slaven in die Lande bis zur Elbe vordrangen. Wir sehen dort in den Ortsnamen, in den Sitten, Gebräuchen, ja vereinzelt in der Sprache slavische Anklänge; was aber Deutsch ist, rührt von der spätern Kolonisation seit dem zehnten Jahrhundert her. Nun kommt Rudolf Henning in Straßburg und will uns auf einem Gebiete, das er speciell beherrscht, den Nachweis führen, daß doch noch etwas von den vorslavischen Germanen Ostdeutschlands sich erhalten hat und dieses ist die Bauart des ostdeutschen Hauses. In seinem Werke „Das deutsche Haus" (Straßburg 1882) widmet er diesem von Weigen bis in das russische Polen verfolgten Typus besondere Aufmerksamkeit, einem Typus, der durch eine offene Säulenhalle vor dem langgestreckten Bauerhause charakterisirt ist. „Welcher Bauweise gehören diese Häuser aus Hinterpommern und Polen an? Nach der slavischen Seite stehen sie völlig isolirt da, mit dem russischen Hause zeigen sie keine Berührung." Dagegen sind sie durchaus identisch mit den ältesten nordischen Häusern. Das nordische und ostdeutsche Haus zeigen nach Henning nicht nur dieselbe Grundlage, sondern beide haben auch noch ein Stück gemeinsamer Geschichte durchgemacht. Ursprünglich ist überall die ganze Vorhalle offen, dann ist dieses nur bei der Hälfte der Fall und schließlich wird die ganze Vorhalle in den Bau einbezogen. „Diese Uebereinstimmung ist sehr merkwürdig und es läßt sich die Annahme kaum umgehen, daß hier wirklich ein alter Zusammenhang obwaltet zwischen der Bauart des Nordens und derjenigen unseres Ostens. Dieser Zusammenhang läßt sich historisch auch sehr wohl erklären, denn wir befinden uns hier zwischen Oder und Weichsel in demjenigen Gebiete, wo vor den Slaven die ostgermanischen oder vandilischen Stämme, die nächsten Verwandten der Skandinavier, wohnten. Ja, in dieser Gegend müssen die Nordländer einst selber gesessen haben, ehe sie sich an der Ostseeküste ausbreiteten und ihre neue Heimath besiedelten" (S. 83). Die nachwandernden Slaven

Digitized by Google

übernahmen, nach Henning, die Bauweise der Germanen, übten sie weiter und überlieferten sie uns.

* * *

Indianische Töpferei. Wollen wir wissen, wie der Mensch in prähistorischer Zeit seine Gefäße formte, so dürfen wir bei den Naturvölkern uns darüber Rath erholen. Von den am Maroni hausenden Cariben Surinams erzählt uns A. Kappler (Holländisch-Guiana, Stuttgart 1881, S. 101), daß die Weiber derselben den rötlichen oder blauen Thon gut durchkneten und dann mit dem Bauche der verkehrten Rinde des Kewibaumes vermischen. Außer einem Brettchen, auf welchem das Gefäß aufgebaut wird, verwenden sie bei ihrer Arbeit nur einige Löffel und Spatel aus Kalebasse zum Glätten. Die Töpfe werden vom Boden aus aufgebaut, indem der zu runden Würstchen gerollte Thon allmälig übereinandergelegt, mit den Spateln geglättet und mit Rand und Henkel versehen wird. „Geübte Frauen verstehen diese Krüge ohne alle Form so hübsch rund und gleichmäßig zu machen, daß ein Töpfer auf der Drehscheibe sie kaum besser herstellen würde." Die lufttrockenen Gefäße werden mit einem jaspisartigen Stein polirt, dann in einem Feuer aus Baumrinde gebrannt und schließlich mit dem braunen Safte eines Käfers bemalt.

* * *

Die Hindudorfgemeinschaft. So viel erobernde Völker auch über Indien hingegangen sind, so oft auch Religionswechsel im Gangeslande vorkamen, so ist doch die Dorfverfassung der Hindus, gleichviel ob dieselben jetzt Brahmagläubige, Mohammedaner oder Christen sind, in höchst konservativer Weise dieselbe geblieben. Sie reicht in die graue Vorzeit zurück und ist von hohem Werth für das Studium der socialen Zustände unter den Ariern. Bereits früher haben Sir Henry Maine in seinen „Village communities east and west", ferner Elphinstone in seiner „History of India" ihre Aufmerksamkeit diesen Kommunen zugewandt, und jetzt ist uns ein hochinteressantes Specialwerk über diesen Gegenstand zugegangen: The Aryan village in India and Ceylon. By Sir John B. Phene (London, Macmillan 1880). Es behandelt das moderne Torfseben in Bengalen, die Ackergemeinschaft auf Ceylon und die Entwickelung des indo-arischen socialen und Landsystems. Ein Glossar erläutert die einheimischen im Text gebrauchten Wörter.

Das Hindudorf ist eine kleine Republik mit selbstgewählten Behörden. Das Land rings um das Dorf ist durch genau bestimmte Grenzen von denjenigen der Nachbardörfer abgeschieden. Charakteristisch ist, daß dasselbe dem ganzen Dorfe gemeinschaftlich gehört und nur an die einzelnen Gemeindemitglieder in passenden Antheilen vergeben wird. Darüber wird eine ganz genaue Buchführung von Seiten der Dorfbehörden geführt und jeder Bauer hat seinen Zins nach der Güte und Größe des ihm übertragenen Landstückes zu zahlen. Der Hauptverwalter des Ganzen ist der Mandal, welcher durch allgemeines Stimmrecht erwählt wird, dessen Amt de facto aber ein Erbposten ist, welcher vom Vater auf den Sohn übergeht. Neben ihm fungirt der Feldhüter und der Rechenmeister, der auch der öffentliche Briefschreiber für die Analphabeten ist, und die Gemeindeabrechnungen hält, die Gelder einkassirt ꝛc. Gleich jenem wird der Gemeindeastrolog aus öffentlichen Mitteln bezahlt; er hat den Kindern das Horoskop zu stellen und entscheidet, ob die himmlischen Zeichen zu irgend einer wichtigen Unternehmung günstig sind. Endlich ist er auch der Dorfschulmeister. Ein wichtiger, wenngleich mit der Gemeinde selbst nicht verknüpfter Einwohner des Dorfes ist der Geldverleiher, der Wucherer, der immer bereit ist vorzuschießen und große Zinsen nimmt. Die Hindubauern sind im Durchschnitte sehr arm; sie leben von der Hand in den Mund und mißrath einmal die Ernte, so tritt gleich Hungersnoth ein.

* * *

Die ältesten Norweger. Grabstätten aus dem Steinzeitalter waren bisher in Norwegen unbekannt, während dieselben in Schweden und Dänemark häufig vorkommen. Doch sind Spuren einer alten Bevölkerung in jenem Lande bis zum Polarkreis hinauf in Gestalt von Steingeräthen keineswegs selten, namentlich an den Fjorden, weniger im bergigen Innern. Selbst sogenannte Ateliers hat man aufgefunden, den prähistorischen Menschen aber erst vor Kurzem bei Sverkrit am Christianiafjorde. Das dort entdeckte aus flachen Steinen konstruirte und mit einem großen Deckstein geschlossene Grab enthielt die Reste von drei Individuen, darunter ein Weib. Grabbeigaben waren fünf Lanzenspitzen aus Feuerstein. Ein, wahrscheinlich männlicher, Schädel war so gut erhalten, daß er gemessen werden konnte; er zeigte einen Index von 76,4; er ist demnach mesocephal. Die weiteren Messungen theilt Dr. C. Arbo, dem wir diese Nachrichten verdanken, in der Revue d'Anthropologie, Juillet 1882, p. 497 mit.

Dieser Schädel stimmt auffallend überein mit einem dänischen Schädel der Steinzeit, welchen Eschricht (Archiv für Anthropologie IV, S. 348) beschrieben hat, woraus man schließen will, daß Dänemark und Norwegen zur Steinzeit von derselben Race bewohnt waren. Nilsson hat bekanntlich die — später von ihm wieder aufgegebene — Ansicht aufgestellt, daß Skandinavien zur Steinzeit von Lappen bewohnt gewesen sei, aber der Schädel von Sverkrit widerspricht dem, denn er zeigt durchaus andere Maße als die lappischen Schädel.

* * *

Flämische und wallonische Schädel. Dr. Emil Houzé hat (Brüssel 1882) eine Schrift „Les indices céphaliques des Flamands et des Wallons" herausgegeben, welche den in Belgien bestehenden ethnischen Dualismus klar zum Ausdruck bringt. Flamingen und Wallonen, jetzt in einem Staate vereinigt, sind nach Geschichte, Sprache, Körperbeschaffenheit sehr verschieden und es war zu vermuthen, daß auch die Schädelformen beider Stämme sehr von einander abweichen würden. Bekannt ist, daß schon im prähistorischen Belgien dolichokephale und brachykephale Menschen zur Zeit des Mammuths und Renn neben einander existirten; in historischer Zeit kennen wir den Gegensatz zwischen den brünetten keltischen romanisirten Wallonen und den blonden germanischen Flamingen. Im Ganzen hat Houzé nun 405 Schädel aus den fein räumlichen Provinzen gemessen und dabei die Stadtbevölkerung möglichst vermieden. Die mittleren Indices derselben schwanken zwischen 76,5 und 78,3. Dagegen fanden sich an den 274 wallonischen Schädeln mittlere Indices, welche zwischen 78,5 und 81,2 schwanken. Der Unterschied ist charakteristisch und durchschlagend.

* * *

Bernustaltung des Schädels in Rußland. Daß in Frankreich (Toulouse ꝛc.) künstliche Bernustaltung der Schädel bei den Neugeborenen noch vorkommt, ist bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß dieser Brauch in Rußland noch sehr weit verbreitet ist. Pokrowsky hat in den Schriften der Moskauer Gesellschaft der Freunde der Natur, Anthropologie und Ethnographie (1882, viertes Heft) jetzt eine Abhandlung über diesen Gegenstand veröffentlicht, in der er nachweist, wie die schon von Hippokrates und Strabo im heutigen Rußland nachgewiesene Sitte noch im Kaukasus, in

Digitized by Google

einem Theile Weißrußlands und bei den Lappen des Gouvernements Archangelsk vorkommt. Während wir bei den primitiveren Kaukasusvölkern den Brauch nicht auffallend finden, interessirt uns dagegen das Vorhandensein desselben in Polen. In den Distrikten von Radom und Gorno Kalvari formt die Hebamme die Köpfe der Neugeborenen mit den Händen kugelförmig und reichen hierzu die Hände nicht aus, so bedient dieselbe sich der Binden. Dieser Brauch sei von den Polen auf die Weißrussen übergegangen, meint Potkowsky. Die Lappen aus Nordrußland, welche 1879 auf der anthropologischen Ausstellung in Moskau waren, gaben an, daß nur bei gewissen Familien ihres Volkes Deformirung des Schädels mittels besonderer Mützen und Bandagen vorkomme, „um das Eintreten von Wasser in den Kopf zu hindern“. Diese Meinung ist vielleicht daher entstanden, weil unter ihnen Wassersköpfe häufig sind.

Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

I.

Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menschen der verschiedensten Völker und Racen gesucht, durch Entstellung und Verstümmelung verschiedener Theile ihres Körpers eine ihrem respektiven Geschmacke zusagende Verbesserung und Verschönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigste Weise geschnitten, rasirt und arrangirt, Ohrlappen und Lippen werden durchlöchert und erweitert, Nasenseptum und Nasenflügel werden durchbohrt, die Augenbranen und Haare am Körper ausgerupft, Taille und Füße eingezwängt und verkrüppelt, mit Tättowirungen und Beschneidungen der verschiedensten Art ausgeführt. Ja selbst an den so unentbehrlichen Zähnen, welche der Kulturmensch sich nöthigenfalls künstlich zu ersetzen sucht, werden die mannigfaltigsten Verstümmelungen vorgenommen, indem sie bald spitz oder kurz gefeilt, bald künstlich gefärbt oder gar ganz ausgeschlagen werden. Es dürfte wenig bekannt sein, wie weit verbreitet dieser sonderbare Brauch ist, welchem zahlreiche Völkerstämme in fast allen Erdtheilen huldigen. Da auch in den betreffenden Fachschriften dieser Gegenstand nur nebensächlich behandelt wird, dürfte eine vollständige Zusammenstellung, als Beitrag zur vergleichenden Ethnographie, von Werth sein.

Afrika.

Die wahre Heimath der verstümmelten Vorderzähne scheint der schwarze Erdtheil zu sein, wo sich die Sitte bei zahlreichen Negervölkern, sowohl unter den Bantusstämmen, als den Sudannegern, von der Ost- bis zur Westküste, vom Schari und obern Nil im Norden bis herab zum Zambesi im Süden, findet. Allgemein sind zwei verschiedene Arten der Verstümmelung verbreitet, sowohl das Ausschlagen einiger Schneidezähne, als das Spitzfeilen derselben. Da gelegentlich beides auch gleichzeitig vorkommt, so können wir die verschiedenen Stämme nicht nach diesen zwei Weisen gesondert betrachten, sondern müssen sie nach der geographischen Lage ihrer Wohnorte aufführen.

Ost-Afrika. Bei dem großen Volke der Matua oder Mokoa, welche zwischen dem Rowuma im Norden und dem Zambesi im Süden wohnen, werden die Vorderzähne gewöhnlich spitz gefeilt (nach O'Neil, „Globus“ Bd. 41, S. 296), was auch bei den westlicheren Wahiaos der Fall ist. Bei den Mangandschas am Schire und Schirwa-See haben die Weiber spitz gefeilte Zähne (v. Barth's „Ost-Afrika“ 1875, S. 177), so daß ihr großer Mund beim Lachen dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht, und auch bei den Matumboka am Nyassa-See werden die hübschen Zähne der jungen Mädchen zugespitzt (v. Barth, a. a. O. S. 234). Bei den Batoka oder Batoba am Zambesi in der Nähe der Victoria-Fälle werden dagegen beim Eintritt der Mannbarkeit die oberen Vorderzähne ausgebrochen, und wer seine vollständigen Zähne besitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Der Bassuto-Häuptling Sebituane, welcher sie unterjochte, konnte selbst durch Androhung schwerer Strafen es nie dahin bringen, daß sie eine Grille aufgegeben hätten, für welche sie selbst keinen Grund anzugeben wußten (v. Barth, a. a. O. S. 120). Bei den südlicheren Stämmen der Betschuanen, Bassutos und Kaffern kommt die Sitte nicht vor, und besonders die Znlu-Kaffern zeichnen sich durch ihre blendend weißen Zähne aus (Dr. Kranz, Ausland 1880, S. 45).

Weiter nach Norden, in dem Gebiete zwischen dem Tanganjika und der Küste, wird die Sitte des Spitzfeilens seltener. Zwar berichtet Burton, daß unter den Wakhutu im Usagara-Gebirge einige die Schneidezähne spitz feilen, doch glaubt er, daß sie vielleicht von den Wahiaos oder anderen südlichen Stämmen abstammten („Globus“ Bd. II, S. 140), und auch bei den Wadu raspeln manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein offenes Dreieck entsteht (Burton, a. a. O. S. 142); aber sonst kommt die Sitte in diesen Gegenden nicht vor. Dagegen reißen die Frauen der Wanjamuesi ihre beiden unteren Mittelzähne aus (Burton, a. a. O. S. 174). In Unjara an der nordöstlichen Küste des Ukerewe sah Stanley in dem Dorfe Mawanda sogar Männer, welche sich dadurch auszeichneten, daß ihnen sowohl die oberen als auch die unteren Vorderzähne fehlten (Through the Dark Continent, I, p. 169), während in Ujhjsa, westlich vom Tanganjika, die Eingeborenen wieder ihre oberen Zähne spitz feilen (Stanley, a. a. O. II, S. 71).

Ueber die Verbreitung der Zahnverstümmelung unter den Völkern im obern Nil-Gebiet, in den Flachländern der Bahr-el-Ghazal-Zuflüsse, berichtet Schweinfurth Ausführliches. Am beliebtesten ist daselbst das Ausbrechen der unteren Schneidezähne, was bei den Schilluk frühzeitig und ausnahmslos stattfindet (Im Herzen von Afrika, 1874, Bd. I, S. 95), wie auch bei den Dinka, und zwar bei beiden Geschlechtern. Ekelhaft erscheinen bei diesen Stämmen alle Leute auch dadurch, daß ihre stehen gebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragen und sich gespreizt ausnehmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Araber „Abu-Senún“, d. h. Vater Raffzahn (I, S. 162). Bei den Sehre sind sowohl bei Männern als Frauen die Zähne intakt, nur pflegen sie die

Digitized by Google

Lücke zwischen den beiden mittelsten Schneidezähnen gern durch einen Ausschnitt zu erweitern (II, S. 414). Bei den Bongo ist wiederum beiden Geschlechtern das Abbrechen der unteren Schneidezähne gemeinsam, eine Operation, welche erst nach völlig beendetem Zahnwechsel vorgenommen wird. Nur im südlichen, an die Niam-Niam grenzenden Theile des Landes unterbleibt diese Verstümmelung, welche diesem Volke gänzlich fremd ist; dagegen tritt das Spitzfeilen einzelner oder aller Zähne an ihre Stelle. Das seitliche Ausfeilen der oberen Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche sich die unteren ausbrechen. Gewöhnlich wird auf der Berührungsfläche der beiden mittelsten eine Lücke ausgefeilt; bei anderen Individuen beobachtet man einen seitlichen Einschnitt an allen vier Schneidezähnen, so daß sich zwischen dieselben überall ein starker Zahnstocher hindurchstecken ließe (I, S. 321). Die menschenfressenden Niam-Niam oder Sandeh feilen sich, wie schon erwähnt, die Schneidezähne spitz (II, S. 6) und auch bei den Kredj werden die oberen Schneidezähne entweder spitz gefeilt oder nur in der Lücke zwischen den einzelnen Zähnen ausgefeilt; die unteren bleiben intakt (II, S. 385). Bei den Monbuttu am Uelle findet dagegen weder ein Ausbrechen der unteren Schneidezähne noch ein Spitzfeilen statt (II, S. 114).

West-Afrika. Daß auch bei den kriegerischen Famfam (Fan), im Ogowe-Gebiete, die Gewohnheit herrscht, bei beiden Geschlechtern die oberen Schneidezähne spitz zu feilen, ist oft als Beweis ihrer ethnischen Verwandtschaft mit den Niam-Niam angeführt worden (Hübbe-Schleiden, Aus allen Welttheilen, Bd. XI, S. 25; Schweinfurth, II, S. 21), doch haben wir bereits gesehen, daß derselbe bei der großen Verbreitung der Sitte nicht stichhaltig ist. Bei den Otandas berichtet Marche, dieselbe Procedur an drei jungen Männern vollzogen gesehen zu haben, und zwar giebt er an, daß die stumpfen Kanten der Zähne nicht abgefeilt, sondern ungefähr, wie man Zucker klopft, mit einem Messer abgeschlagen wurden (Hübbe-Schleiden a. a. O.). Ebenso ist das Spitzfeilen bei den Stämmen der Otando, Apono, Ishogo und Aschongo Sitte (Du Chaillu, Aequatorial-Afrika, S. 74, und Aschango-Land, S. 431). Bei den Eingeborenen der Loango-Küste, bei Bafiote, finden wir dagegen wieder das Ausbrechen der oberen Schneidezähne als allgemeinen Brauch (Ausland 1879, S. 932, nach Soyaux' „West-Afrika“).

Weiter im Süden werden bei den Bajaka, bei Pungo Andongo am Koanza, bei beiden Geschlechtern die oberen Vorderzähne zugespitzt; da diese Operation aber nicht selten mißlingt, so erscheinen die Zähne entsprechend häufig ganz ausgebrochen (Ausland 1880, S. 673, nach Güßfeldt). Von den Luchaze, welche zwischen Cuito und Cuando wohnen, berichtet Serpa Pinto, daß sowohl Männer als Frauen sich drei Vorderzähne dreieckig zu schneiden pflegen, so daß bei geschlossenen Zähnen rautenförmige Oeffnungen entstehen. Auch bei den Ambuella, am Cuando und dessen östlichen Zuflüssen, fand derselbe Reisende, daß bei beiden Geschlechtern die Vorderzähne dreieckig eingeschnitten werden, ebenso bei den Quimbande, welche im Gebiet der Cuime und Duda wohnen; doch ist bei ersteren der Winkel der dadurch hergestellten Oeffnung größer, als bei letzteren (Aus allen Welttheilen, Bd. XII, S. 360).

Central-Afrika. Daß die Sitte der Zahnverstümmelung nicht allein auf beiden Seiten des Kontinentes, sondern auch quer durch denselben verbreitet ist, wird uns durch Stanley's Bericht seiner Congofahrt bestätigt. Schon am obern Congo-Lualaba in Ulwire (2° südl. Br.) traf er den mächtigen Stamm der Wabwire oder Wafongora Mено, des „Volkes mit den gefeilten Zähnen“ (Through the Dark Continent II, p. 173). Bei den Wane Mpungu, welche zwischen dem Stanley- und Fechten der Stanley Fälle, unter dem Aequator, wohnen, war bei jedem Mann die obere Zahnreihe spitz gefeilt (a. a. O. II, S. 241), und in Uranji, an dem großen Bogen des Congo (2° nördl. Br.) trugen die Eingeborenen Halsbänder von Menschenzähnen, und ihre eigenen Zähne waren gefeilt (a. a. O. II, S. 290). Bei seiner raschen, mit fortwährenden Kämpfen verbundenen Fahrt konnte Stanley natürlich keine ausführlichen Beobachtungen anstellen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß fast sämmtliche am Mittellauf des Congo lebenden Stämme, welche größtentheils Menschenfresser sind, der Sitte des Spitzfeilens der Vorderzähne huldigen. Schon Nachtigal berichtete, daß weit im Süden von Wadai, etwa noch 12 bis 15 Tagereisen südlich von Dar Runga (also genau am Nordbogen des Congo), das Volk der Benda oder Banda wohne, daß auch diese die vorderen Zähne spitz feilen und zum großen Theil Anthropophagen sind (Zeitschrift der Ges. für Erdkunde, Berlin 1875, S. 115).

Weit im Süden des Congo, in den Lunda-Staaten, dem Reiche des Muata-Janvo, tauscht nochmals eine Spur dieser Sitte auf; bei den Weibern der Kalunda, welche sich speciell in der Hauptstadt Muffumba und ihrer Umgegend Molua nennen, werden die beiden oberen Schneidezähne rundgefeilt und die beiden unteren ausgebrochen (Ausland 1880, S. 729, nach Dr. Pogge's „Im Reiche des Muata-Janvo“).

Im Sudan sind es nur die Somrai, am Schari im südlichen Bagirmi, die sich einen Schneidezahn ausbrechen („Globus“ Bd. 39, S. 260, nach Nachtigal), dagegen herrscht unter den Weibern in Bornu die Sitte, die Zähne künstlich zu färben, die wir später in Ost-Asien und dem malaiischen Archipel allgemein verbreitet wiederfinden werden. In Bornu werden die Zähne künstlich roth gebeizt, während die Weiber von Bagirmi ihre weißen Zähne bewahren (Nachtigal, a. a. O. S. 275).

Was die Gründe und Ursachen für diese allgemeine Zahnverstümmelung unter den Afrikanern betrifft, so sind dieselben fast ebenso mannigfaltig, als die verschiedenen Arten und Weisen derselben. Wenig hält die künstliche Gestalt, welche die Neger ihren Zähnen geben, für nationale Zeichen der verschiedenen Stämme (Anthropologie der Naturvölker, Bd. II, S. 88). Dies mag in den meisten Fällen, wenn auch nicht in allen, richtig sein. Von dem Spitzfeilen der Schneidezähne glaubt Schweinfurth, daß es den Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners eindringen zu können, und somit die Wehrhaftigkeit zu erhöhen (a. a. O. II, S. 6), während er das Ausbrechen der oberen Schneidezähne für eine Nachahmung der vergötterten Wiederkäuer hält (a. a. O. I, S. 162). In vielen Fällen wird die Sitte auf den rohen Geschmack und das falsche Schönheitsgefühl des Volkes zurückzuführen sein, in anderen auf den Wunsch, dem Gesichte ein möglichst wildes und gefährliches Aussehen zu geben; auch dürfte bei manchen Stämmen die Operation als Ceremonie der Mannesweihe sowie als Abzeichen der Pubertät gelten. Dagegen ist es keineswegs bewiesen, daß spitz gefeilte Zähne als Beweis für den Kannibalismus ihrer Besitzer gelten können.

Australien.

Während unter den Negervölkern, wie wir gesehen haben, das Spitzfeilen und Ausschlagen der Vorderzähne, je nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme, gleich-

Digitized by Google

zeitig vorkommt, ist unter den australischen Eingeborenen ausschließlich das Ausschlagen gebräuchlich. Dieser weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Brauch scheint seit Jahrhunderten unter den Ureinwohnern des fünften Erdtheils zu bestehen. Schon der britische Seefahrer William Dampier, welcher am 4. Januar 1688 an der Westküste von Neu-Holland in 16° 50′ südl. Br. landete, berichtet über die dortigen Eingeborenen: „Ich weiß zwar nicht, ob sie ihnen die vörderesten beyden Zähne an den oberen Kinnbacken mit Fleiß ausreißen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibs-Personen, Alt und Jungen fehlen" (Neue Reise um die Welt. Leipzig 1708, S. 844).

Diese alte Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich bei den meisten Stämmen nur die Knaben im 7. bis 8., bei anderen im 11. oder 12. Jahre dieser Operation unter vielen Feierlichkeiten sich unterziehen müssen (Oberländer's „Australien", Ausland 1879, S. 986). Bei dem Goulburn-Stamm (nördlich von Melbourne) wird der Knabe von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, welche er seiner Mutter bringt. Diese sucht einen jungen Gummibaum und versteckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch Feuer, so daß er als Denkmal des Todten stehen bleibt (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI, 3. Th., S. 785). Am Macquarie findet das Ausschlagen des rechten Schneidezahnes bei allen jungen Männern statt (Dr. Emil Jung, in Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355), und bei den meisten östlichen Küstenstämmen wird ein Vorderzahn ausgeschlagen. Die ganze Nacht vor der Operation müssen die Jünglinge mit gekreuzten Händen knien; sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Cameragal (Cammer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen, wofür er von den anderen Stämmen als Anerkennungszeichen einen Zahn der jungen Leute fordert; ebenso fehlt auch jedem Cameragal selbst ein Vorderzahn. Der Zahn wird, unter anderen Feierlichkeiten, mit einem heiligen Stein oder Knochen ausgeschlagen, und zwar der obere rechte Schneidezahn. An der Moreton-Bai (Queensland) herrscht das Zahnausschlagen nicht, ebenso wenig bei manchen Stämmen am Darling, namentlich bei den wilderen nicht. Bei denjenigen, welche nordwestlich vom Darling wohnen, schwankt der Gebrauch; er herrscht nördlich vom Port Macquarie und am ganzen nördlichen Theil der Ostküste, ebenso im Norden. Am Cap York geschieht die Operation verborgen im Walde, durch einen Mann, welcher ein Federkleid trägt; während eines ganzen Monates dürfen die Jünglinge bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden. In Port Essington wird der rechte Schneidezahn, selten der linke, ausgeschlagen. Auch im Westen findet man die Sitte, so am König-George-Sund und südlich von der Nanthaume-Bai, aber manche Stämme behalten auch hier alle Zähne, und ebenso schwankt es bei den Eingeborenen mehr im Innern (nach Waitz-Gerland, a. a. O. S. 786 bis 788; s. auch hier die Quellschriften).

Die Bedeutung der Sitte ist noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint sie eine symbolische zu sein (Oberländer, a. a. O.). Bei den meisten Stämmen, wo nur die Knaben sich der Operation unterwerfen müssen, bildet sie jedenfalls, in Verbindung mit anderen Ceremonien, eine Art Mannesweihe, wobei durch Standhaftigkeit eine Muthprobe abgelegt werden soll. Dieser Grund fällt jedoch bei denjenigen Stämmen fort, wo auch die Mädchen sich der Verstümmelung unterwerfen müssen, wie z. B. am Cooper- und Gairdner-See, dem sogenannten Seengebiet in Süd-Australien, worüber Dr. Emil Jung berichtet: Nach vollendetem achten Jahre findet das Ausschlagen der beiden oberen Schneidezähne statt, das sogenannte „Tjchirruitschirie". Dies wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, vorgenommen. [Auch am Cap Upstart fehlt den Weibern ein Schneidezahn, ebenso um Port Jackson (Waitz-Gerland a. a. O. S. 787), wie auch Dampier schon das Fehlen bei beiden Geschlechtern an der Westküste bemerkte.] Die Operation vollzieht sich in folgender Weise: Zwei etwa 30 cm lange Stäbe von Eunamurra-Holz werden an den Enden zu Keilen geschärft und zu beiden Seiten eines der bestimmten Zähne eingetrieben. Auf den Zahn selbst legt man nun ein Stück Wallaby-Fell in mehreren Falten und setzt darauf ein starkes, gegen 60 cm langes Stück Holz. Ein oder zwei Schläge darauf mit einem schweren Stein genügen, den Zahn so zu lösen, daß er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieselbe Weise entfernt, worauf feuchter Thon zur Stillung der Blutung auf die Wunde gedrückt wird. Trotz der Jugend der Kinder verrathen sie den Schmerz auf keine Weise. Drei Tage nach der Operation muß das Kind sich hüten, den Rücken von irgend Jemand zu sehen, sonst wächst der Mund zu und es muß Hungers sterben; dagegen darf es Freunden ins Gesicht schauen; die ausgezogenen Zähne werden in ein Bündel Emufedern gehüllt und ein Jahr oder länger sorgfältig aufbewahrt, damit die Adler sie nicht finden und dann dem Kinde nicht neue größere Zähne wachsen, die sich in die Höhe krümmen, und unter großen Schmerzen den Tod verursachen. Ueber den Zweck dieser Sitte haben die Eingeborenen anscheinend keine Kenntniße, aber über den Ursprung erzählen sie, daß der gute Geist Mavamurra nach Erschaffung des ersten Kindes diesem die betreffenden Zähne ausgeschlagen habe — warum, wird nicht gesagt —, die Veränderung habe ihm gefallen, und daher sei der Befehl gegeben worden, man solle mit jedem Kinde künftig so verfahren (Land und Leute im Seengebiete Australiens; Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355). Bei den Macquarie-Stämmen herrscht dagegen der Glaube an einen bösen Geist in Pferdegestalt, welcher die Eingeborenen nur dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist (Waitz-Gerland, a. a. O. S. 787).

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle hat Dr. Richard Lehmann die systematische Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland besprochen, und im Anschlusse daran hatte die Versammlung eine Kommission, bestehend aus Dr. Lehmann, Prof. Rabel und Prof. Zöppritz, niedergesetzt mit dem Auftrage, zunächst eine Literaturübersicht der bereits vorhandenen Arbeiten zu Stande zu bringen. Jene Kommission hat nun soeben einen Aufruf an die Vorstände der geographischen, naturforschenden und historischen Gesellschaften, sowie an die Fachmänner erlassen, damit diese nicht nur aus ihren eigenen Publikationen alles überhaupt die deutsche Landeskunde im weitesten Sinne Betreffende zusammenstellen, sondern auch angeben, was sonst über ihr specielles Vereins- resp. Wirkungsgebiet an einschlägiger brauchbarer Literatur bereits vorliegt. Diese Literaturangaben sind an Herrn Prof. Rabel (München, Akademiestraße 5) zu senden.

— Das Bibliographische Institut veröffentlicht ein handliches Ortslexikon: „Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs" (40 Lieferungen zu 50 Pf. Mit Ravenstein's Specialkarte von Deutschland, 30 Städteplänen und mehreren hundert Wappen). Dasselbe soll in etwa 40000 Artikeln genaue Nachweise über Verkehr, Gerichts- und administrative Zugehörigkeit, Industrie, Handel und Gewerbe bringen, enthält historische Notizen, statistische Tabellen und führt auch alle Gewässer, Berge und sonstigen topographischen Namen auf.

Asien.

— Den Lesern des „Globus" ist aus Bd. XXVIII (S. 236), und XXXI (S. 217 und 261) der allgemeine Verlauf der „Otenek-Expedition" der K. Russ. Geogr. Gesellschaft bekannt, während deren die untere Tunguska, der Otenek, die Jana und ein Theil der Lena befahren und erforscht wurden. Diese Reisen dauerten vom Frühlinge 1873 bis zum Januar 1875; der Leiter derselben, der Geologe Czekanowski, starb aber bekanntlich schon im folgenden Jahre (s. „Globus" XXXI, S. 157), ehe er seine Resultate hatte verarbeiten und eine zusammenhängende Schilderung seiner Erlebnisse geben können. Sein Begleiter, der Physiker und Aëronaut Ferdinand Müller, hat nun jetzt, wo durch die Jeannette-Tragödie und die russische Polarstation die Augen Europas wieder auf das Lena-Delta gelenkt worden sind, diese Lücke ausgefüllt und jene Reise unter dem Titel „Unter Tungusen und Jakuten" (Mit Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882) in anziehender populär-wissenschaftlicher Weise beschrieben. Wir empfehlen das Werk als eine fesselnde, oft spannende, dabei aber ernste, gehaltvolle Lektüre; sie ist reich an ethnographischen Schilderungen und eingestreuten botanischen, geologischen und physikalischen Beobachtungen aus jenen bisher fast unbekannten Gebieten. Besonderes Interesse bieten die Bemerkungen über das Thierleben, das heutige sowohl wie das antediluvianische. Das Schlußkapitel behandelt „Sibirien, Land und Leute" in übersichtlichem Zusammenhange und, wie wir hinzufügen, in sehr günstigem Lichte; dann folgen noch drei Beilagen über die Otenekflora, die geologischen Verhältnisse an der Unteren Tunguska und Temperaturbeobachtungen.

— Im Septemberhefte der „Proceedings der R. Geographical Society" bespricht Kapitän G. F. Young unter Beigabe einer Karte das Schaktu-Thal in Wajiristan (Afghanistan, zwischen 32° und 33° nördl. Br.), welches trotz seiner geringen Entfernung von der englischen Grenzstation Bannu bisher den indischen Topographen völlig unbekannt geblieben ist. Der Grund davon ist die Feindseligkeit der Mahsud-Wajiri, des mächtigsten der drei Hauptzweige des großen Wajiri-Stammes, deren wiederholte Mordthaten, Viehdiebstähle und Raubzüge auf britischem Gebiete zweimal zu bewaffnetem Einschreiten Anlaß gegeben haben, einmal im Jahre 1860 und dann 1881, wo die Generale Kennedy und Gordon mit zwei Brigaden abgesandt wurden, um sie für das Niederbrennen der Grenzstation Tank zu züchtigen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Thal angenommen. Die Mahsuds nennt Kapitän Young einen der kriegerischsten, unruhigsten und unabhängigsten von allen Grenzstämmen. Unter einander scheinen sie sich nicht so viel zu bekämpfen, wie andere afghanische Stämme, sind aber ebenso verrätherisch und verworfen, wie diese, dabei aber tapfer und von prachtvollem Körperbau. Da sie wenig Feuerwaffen haben, so kämpfen sie hauptsächlich mit kurzen breiten Schwertern und Schildern und mit Steinen, in deren Schleudern alle ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wunderbar geschickt sind.

— Ueber die Reise der Herren Colquhoun und Wahab von Kanton nach Bhamo (s. oben S. 190) veröffentlicht die „Mail" ferner einen längeren Brief des letzteren, datirt Tschutung, fünf Tagereisen westlich von Tali-fu, 16. Juni 1882, dem wir Folgendes entnehmen. Die Reisenden verließen Kantom am 5. Februar, Pe-se oder Pak-schik, wo sie Jün-nan betraten, am 15. März und durchzogen ganz Süd-Jün-nan über Kwang-nan, Kai-hua, Li-nan und Puerh bis Sfu-mao, dem letzten südwestlichen militärischen und administrativen Centrum der chinesischen Regierung in jener Provinz. Auf einigen englischen Karten heißt die Stadt Sfj-mau, bei den birmanischen Schan Mongla, bei älteren Geographen Esmok. Bis Sfu-mao, wo sie Ende April eintrafen, war die Reise ohne Schwierigkeiten und Hindernisse von Statten gegangen, abgesehen davon, daß man beständig das wüdeste und bergigste aller bewohnten Länder zu durchziehen hatte. Die Hitze war zuletzt sehr groß, die Wege, wie überall in Jün-nan, entsetzlich schlecht, die Verpflegung, meist aus Schweinefleisch, Eiern und Reis bestehend, armselig und spärlich, abgesehen von den Städten. Der berühmte Thee von Puerh, welcher übrigens gar nicht dort wächst, ist überall im südlichen Jün-nan zu billigen Preisen zu haben. Die Gasthäuser waren meist ganz elend; gewöhnlich waren es „ma-tieu", d. h. Stallgasthäuser, mit Unterkunft für Mensch und Vieh, richtiger einfache Ställe. In Folge dieser Umstände sowie der raschen und langen Märsche ermüdeten die Reisenden natürlich sehr, aber ihre Gesundheit hielt aus. Von Sfu-mao hatten sie den Plan, durch das Gebiet der Laos, östlich oder westlich des Mekong nach Zimme oder Xiengmai, dem nördlichsten Laos-Staate in Siam, und von da nach dem südöstlichen Birma zu gehen. In dem nur 25 engl. Meilen entfernten Zimme, wo Mr. Colquhoun schon 1879 mit einer Mission der indischen Regierung gewesen und wohin Vorräthe für sie von Birma aus gesendet worden waren, wäre die eigentliche Erforschungsreise zu Ende gewesen — aber sie sollten es nicht erreichen. Ihr chinesischer Dolmetscher zeigte bei der Ankunft in Sfu-mao keine Neigung, nach Laos zu gehen, und weigerte sich schließlich offen, es zu thun. Auch der dortige Mandarin machte Schwierigkeiten; da in dem benachbarten Staate Xiengkong wegen der Thronfolge Bürgerkrieg herrschte, wollte er die Expedition mit einem 14tägigen Umwege über J-bang (südöstlich von Sfu-mao) dirigiren, während der direkte Weg nach

Digitized by Google

Kieng-hong nur fünf Tage in Anspruch nimmt. Alle diese Gründe, die späte und ungelunde Jahreszeit, der Versuch des Mandarinen, die Expedition irre zu führen, die Unruhen in Kieng-hong und besonders die Weigerung des Dolmetschers weranlaßten Mr. Colquhoun, von einem Vordringen nach Süden, das wahrscheinlich doch gescheitert wäre, abzustehen. Bis Sim-mao waren die Mandarinen die Höflichkeit selbst gewesen und hatten die Reisenden mit Aufmerksamkeiten überhäuft; dort aber trat ein plötzlicher und vollkommener Wechsel ein. Der dortige Mandarin war unhöflich und suchte zu betrügen; Colquhoun ist überzeugt, daß die Behörden in Kieng-hong dahin instruirt waren, seine Weiterreise zu verhindern, falls er über Ji-bang bis dorthin gekommen wäre, daß aber auch letzteres auf alle mögliche Weise vereitelt worden wäre. Ji-bang ist ein Laos-Gebiet sieben Tagereisen südöstlich von Sim-mao, China tributär und liefert den meisten sogenannten Puerh-Thee, der somit ein laotisches und kein chinesisches Produkt ist.

Mr. Colquhoun beschloß also, anstatt südwärts in nördlicher Richtung auf einem noch unbetretenen Wege nach Ta-li-fu zu gehen, nämlich durch das Thal des Pa-pien. Auch diese Route hätten ihm die Beamten gern unmöglich gemacht; er aber konnte sich einer kleinen Karawane, welche dieselbe benutzte, anschließen und so in 22 Tagemärschen Ta-li erreichen. Der Weg erwies sich als besser, als auf der großen Heerstraße über Li-nan und Jün-nan, und die dortigen Eingeborenen waren gastfreundlich, gefällig und gut. Das Pa-pien Thal ist von großer Schönheit, die Ebene von Tschingtung (King-tung) und Meng-hua (Mong-hoa) groß und fruchtbar; daß dieselben früher blühend und reich waren, beweisen die zahlreichen Ruinen schöner Dörfer und die gut gebauten und oft reich verzierten Tempel und Häuser. Dieses Gebiet, ebenso wie der Theil von Jün-nan westlich von Ta-li-fu, war vor und während des letzten Aufstandes ein Hauptsitz des Islam, welcher Spuren seiner Herrschaft in der besseren Bauart und namentlich in der Ausschmückung der Privathäuser und Tempel hinterlassen hat. Ein ansehnlicher Theil der immerhin spärlichen Bevölkerung der Ebene ist noch heute mohammedanisch, und in einigen Schulen in Meng-hoa werden noch die Doktrinen des Islam gelehrt. Die meist auf den Bergen und in den Gebirgsthälern sitzenden Aboriginer dieser Gegend sind im Norden meist Lolo, im Süden Han-jihren; auch giebt es viele Lolo, Katu, Ost oder Hami und Pai, sowie einige Kutsung und Yatu. Südlich und südwestlich von Ta-li sind die Lolo am zahlreichsten, während um den See von Ta-li nur Mintschia (d. h. eingeborene Familien) sitzen. Die Liste, eine Unterabtheilung der Lolo, finden sich nordwestlich von Ta-li; die Reisenden kamen mit ihnen nicht in Berührung, wohl aber auf ihrer weitern Reise durch den Süden mit schwarzen und weißen Lolo, Tu-lao, Pula, Lung-jihren, Jn-jihren, schwarzen und weißen Miao, Pai und anderen. Von vielen derselben, ebenso wie von Landschaften, Bauwerken und sonstigen interessanten Gegenständen wurden Skizzen und Photographien genommen; die ganze, etwa 2000 engl. Meilen lange Route bis Ta-li, mit Ausnahme von etwa 100 Meilen, wo man Francis Garnier's Weg folgte, wurde aufgenommen, so daß man nun ein verläßliches Jnneres von Kanton bis Ta-li, eine Ausnahme des Kanton-Flusses und einer von Europäern bisher noch nicht betretenen wichtigen Linie durch das südliche Jün-nan besitzt. Jn Ta-li traf Mr. Colquhoun mit gelegter Börse ein, fand aber bei Mr. Clarke, von der „China Jnland Mission", vorzügliche Aufnahme und Unterstützung für die Weiterreise nach Bhamo, wohin er Ende Mai aufbrach und dabei der wohlbekannten Straße, die Margary, M'Carthy, Gill und andere zurückgelegt haben, folgte. Am 7. Juni erreichten sie Jung-tschang, den westlichsten Sitz einer chinesischen Behörde; hart mußten sie jedoch wegen der Unzuverlässigkeit und des Jntriguirens ihres chinesischen Dolmetschers umkehren und nach Tschu-tung (fünf Tagereisen westlich von Ta-li) zurückgehen, wo sie beim Missionär Pater Bial Unterstützung fanden. Jn dessen Gesellschaft brachen sie am 18. Juni wieder auf; die Reise bis Bhamo nimmt in der trockenen, gesunden Jahreszeit durchschnittlich 15 Tage in Anspruch, dauerte aber bei dem ununterbrochen herrschenden heftigen Regen und den geschwollenen Bächen und Strömen die zum 14. Juli. Bis zu den Hütten im Wasser watend, oben vom Regen durchnäßt, ohne andere Lebensmittel, als Reis, Salz und Thee, zuweilen im Dickicht übernachtend, ohne Weg und Steg, weite Umwege machend, so legten sie den Weg unter Reise mühselig zurück, zufrieden, daß auf dem ganzen langen Wege von fünf Monaten und neun Tagen von Kanton bis Bhamo auch nicht ein einziger Streit, Zank oder eine sonstige Differenz vorgekommen war.

— Es erscheinen im Archipel der Philippinen — und zwar ohne Ausnahme in Manila selbst — sechs Zeitungen inclusive die Gaceta oficial; vier hiervon, nämlich die erwähnte Amtszeitung, der Diario de Manila, der Comercio und die Oceania Española, erscheinen täglich; ihre Auflage wird auf 6700 Exemplare angegeben; ein zweimal in der Woche erscheinendes Blatt zählt 500, ein anderes im Monate zweimal herausgegebenes zählt 300 Abonnenten. Die Qualität dieser Blätter hat sich in den letzten Jahren erheblich gebessert; während Jagor noch von den Zeitungen Manilas berichten konnte, daß ihr Hauptheil kirchliche Nachrichten enthielte und nichts Jnteressantes darin zu finden wäre, bringen die modernen Zeitungen sehr gute ethnographische und historische Aufsätze, welche, wenn auch nicht wissenschaftlich gehalten, dennoch von denjenigen, welche dem Studium des Archipels obliegen, nicht übersehen werden dürfen. Besondere Beachtung verdient die Revista Augustiniana, welche sich mit der Publikation werthvoller Manuskripte aus dem reichen Archive der Augustiner von Manila beschäftigt.

Afrika.

— Der frühere „Club Africano di Napoli" hat sich kürzlich in eine „Societa Africana d'Italia" umgewandelt, giebt eine kleine Monatsschrift heraus, die wenig Neues bietet, und hat eine Anzahl Medaillen für Reisen, zu schreibende Bücher ꝛc. ausgesetzt, z. B. für die Erforschung des Uelle und des Tschuba.

— Jn Südafrika dreht das allgemeine Gespräch sich nur um die riesig reichen Goldfunde von De Kaap in Transvaal. Jn Spitzkof soll ein Digger in einer Woche über 100 Unzen Gold gefunden haben; einer seiner Nachbaren beschäftigt 20 bis 30 Mann; ein dritter will in sechs Wochen nur durch Umdrehen von Steinen 1½ Pfund des kostbaren Metalls gesammelt haben. 60 Farmer an den Ufern des Kaap behaupten öffentlich, daß ihr Land goldhaltig sei — was indessen eher dagegen spricht, da sie alle Ursache hätten, die Sache geheim zu halten, bis sie über jeden Zweifel erhaben ist. Auch halten sich die bestsenden Klassen noch von dem Unternehmen fern, ein Beweis, daß es noch nicht auf ganz sicheren Füßen steht.

— Unter dem Namen „Congo- und Central-Afrikanische Kompagnie" hat sich eine Handelsgesellschaft gebildet, um die Faktoreien, welche dem Herrn Zagury in Banana, Luissanga, Boma, Ambriz, Loanda, Dondo ꝛc. gehören, gleichzeitig mit den Dampfern, welche den Dienst zwischen jenen Stationen vermitteln, zu erwerben. Die Gesellschaft will die Handelsbeziehungen dieses Theiles von Afrika mit Europa zu beleben suchen.

— Stanley ist aus Afrika nach Europa zurückgekehrt und wird in Brüssel erwartet. Er hat bis jetzt sieben Dampfer auf dem unteren Congo in Gang gebracht, vier Faktoreien gegründet und zwar auf Grund und Boden, welchen die einheimischen Häuptlinge formell abgetreten haben, und Straßen um die Wasserfälle herum angelegt. Jn

Digitized by Google

die Augen springende Erfolge sind allerdings noch nicht zu Tage getreten.

— Die portugiesische Regierung hat kürzlich mit der „National African Steamship Company“ einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letztere eine reguläre Linie zwischen Lissabon und Westafrika, zu errichten und Funchal, die Capverdischen Inseln (St. Vincent und Santiago), die Prinzeninsel, St. Thomas, den Congo, Ambriz, Loanda und Benguela anlaufen zu lassen hat. Vier neue Dampfer von 1800 Tons werden dazu neu erbaut. Derselbe Vertrag verpflichtet die Gesellschaft einen monatlichen Verkehr zwischen den einzelnen Capverdischen Inseln und Boulam auf dem afrikanischen Festlande durch Dampfer von je 450 Tons zu unterhalten. Der Beitrag der Regierung beläuft sich auf 30 Millionen Reis (166 166 Franks).

Australien.

— Die australischen Kolonien Neu-Süd-Wales und Queensland sind bekanntlich außerordentlich reich an Zinn. Jetzt hat man auch in Süd-Australien bei Waitpinga, in der Nähe von Port Victor in 35° 33½′ südl. Br. und 138° 40′ östl. L. Gr., ein sehr ergiebiges Zinnfeld entdeckt.

— Nach dem revidirten Census vom 3. April 1881 besaß die australische Kolonie Viktoria eine Bevölkerung von 862 346, d. i. 452 083 männlichen und 410 263 weiblichen Geschlechts. Es ergiebt dies einen Zuwachs von nur 17,9 Proc. im letzten Decennium. Die eigentliche City of Melbourne (Melbourne proper) zählte 65 859 und mit den Vorstädten im Umkreise von zehn englischen Meilen 282 947. Indem wir im Folgenden die Bevölkerung der nächst größten Städte der Colonien angeben, bemerken wir, daß die mit einem Sternchen bezeichneten als Vorstädte von Melbourne gelten. Die City of Ballarat zählte 37 264, die City of Sandhurst 28 167, Emerald Hill * 25 374, Richmond * 23 405, Fitzroy * 23 118, Prahran * 21 168, Geelong mit Vorstädten 21 175, ohne Vorstädte 14 568, Hotham * 17 899, St. Kilda * 11 654, Williamstown* 9034, Sandridge * 8771, Eaglehawk 7364, Stawell 7348, Brunswik * 6222, Hawthorn * 6019, Footscray * 5993, Clunes 5812, Castlemaine 5762, Effendon und Flemington * 5061, Warnambool 4833, Echuca 4793, Brighton * 4755, Kew * 4288, Daylesford 3889, Maryborough 3305, Sale 3073, Hamilton 2975, Ararat 2740, Beechworth 2500, St. Arnaud 2629, Talbot 2315, Portland 2263 u. s. w.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das „Journal of the Straits Branch of the Bengal Asiatic Society“ vom December 1881 enthält ein kurzes vergleichendes Vocabular der Fidschi- und der Maori-Sprache mit Anmerkungen von Thurston und F. A. Weld. Das Maori ist ein anerkanntes Glied der östlichen polynesischen Sprachenfamilie, und aus den vorliegenden Proben könnte auch das Fidschi als zu derselben Gruppe gehörig betrachtet werden. Aber dem ist nicht so. Die Eingeborenen des östlichen Fidschi-Archipels haben durch ihre Verbindungen mit den Tonga-Insulanern lange unter polynesischem Einflusse gestanden, der sich in ihrer äußern Erscheinung und in den zahlreichen Dialekten an den Küsten kund giebt. Indessen zeigen die Schädel der das Innere von Viti Levu bewohnenden Kai Colos einen durchaus papuanischen Charakter; sie sind die dolichocephalsten der Erde; auch ähnelt der äußere Habitus der Kai Colos und anderer von den Tongas unberührt gebliebener Stämme dem der reinen Melanesier auf den Neuen Hebriden und den Salomonsinseln. Derartige Vokabulare, so werthvoll sie an sich sind, führen leicht zu Irrthümern und sind in der That an der Annahme Schuld gewesen, daß die polynesischen und melanesischen Sprachen im Grunde eins wären, während sie in Wirklichkeit in ihrer Morphologie und innern Struktur radikal von einander verschieden sind und nur — Dank dem weitverbreiteten polynesischen Einfluß auf melanesischem Gebiet — im Sprachschatz Einiges gemein haben.

Nordamerika.

— In Britisch-Columbia hat man einen geeigneten Paß durch das Selkirk-Gebirge aufgefunden, wodurch die Canadische Pacific-Bahn um etwa 100 englische Meilen kürzer wird und sowohl im Nordwest-Territorium als in Britisch-Columbia durch besseres Land gelegt werden kann. Die Bahn wird das Felsengebirge etwa 100 englische Meilen südlich vom Yellow Head Paß, welcher ursprünglich dazu in Aussicht genommen war, überschreiten.

Polargebiete.

— Im Frühling verließ bekanntlich Sir Henry Gore Booth in seiner Slup „Kara“ England, um an der Aufsuchung der „Eira“ theilzunehmen und zugleich seine Forschungen in Nowaja Zemlja fortzusetzen (s. oben S. 128). Als Sir Allen Young mit der „Hope“ die Besatzung der „Eira“ im Matoschkin Schar aufnahm, befand sich die „Kara“ ebendort und setzte dann ihre Fahrt an der Westküste von Nowaja Zemlja nach Norden fort, wobei sie in große Gefahr gerieth. Sir Henry Gore Booth telegraphirte darüber am 16. September von Hammerfest: „Trat Eis am 12. August in 75° 45′ n. Br., 58° 8′ L. Ankerte am 13. bei Berg-Insel. Wurde vom Eis in die Lystina-Bay getrieben und verlor am 16. Anker, Tau und Boot. Trieb an Land auf Tern-Insel, so von Martham genannt. Erleichterte das Schiff und kam am 2. September unbeschädigt ab. War bis dahin vom Eise befreit. Kam am 3. frei und segelte südwärts. Trat Schnee und sehr schlechtes Wetter.“

— Von der schwedischen geologischen Expedition auf Spitzbergen (s. oben S. 32) ist die Nachricht in Stockholm eingetroffen, daß schon am 30. August dort Schneefall eingetreten ist und den Untersuchungen ein Ende gesetzt hat. Die Mitglieder, deren Arbeiten sehr wichtige Resultate ergeben haben, beabsichtigten nach der Beeren-Insel zu gehen.

— In Folge der enormen Mengen von Treibeis im Karischen Meere hat der nach dem Jenisei bestimmte Dampfer „A. E. Nordenskiöld“ des Herren Sibiriakow (s. oben S. 190) nach Tromsö zurückkehren müssen. Viermal, am 31. August und am 1., 7. und 8. September, versuchte Kapitän Johannesen Matoschkin Schar zu durchfahren, aber jedesmal vergebens. Dann ging er längs der Waigatsch-Insel in die Karische Straße; dort aber wäre er eingefroren, wenn sein Schiff nicht eine sehr starke Maschine besessen hätte. — In Folge dieser Eisverhältnisse im Karischen Meere fürchtet man auch, wie ein Telegramm aus Bardö (im nördlichsten Norwegen) meldet, daß Lieut. Hovgaard's dänische Polarexpedition, welche bekanntlich von Cap Tscheljuskin nach Norden vorzudringen beabsichtigte (s. oben S. 250), bereits an der Küste von Nowaja Zemlja im Eise eingeschlossen festliegt.

— Der „Willem Barents“ ist am 26. September von seiner fünften arktischen Reise nach Hammerfest zurückgekehrt.

Inhalt: Samurzaken und Abchasien V. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — E. Meyer: Deli auf Sumatra I. — R. Andree: Anthropologische und ethnographische Miscellen. — Francis Birgham: Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 26. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIX [1]).

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

Lortet's ursprünglicher Plan, eine Rundreise um das ganze Todte Meer auszuführen, erwies sich als unausführbar, da alle ostjordanischen Stämme wieder einmal, wie so oft, sich in hellem Aufruhre gegen die türkische Regierung befanden. So beschloß er denn, sich mit einem Ausfluge längs dem Westufer des Todten Meeres zu begnügen, verließ Jerusalem in südöstlicher Richtung und erreichte den Wadi en-Nar oder das Kidronthal etwas südlich vom Dorfe Siluan. Anfangs ritt man zwischen Gärten, in denen Kohl, Melonen und Gurken wuchsen, und Terrassen mit großen Olivenbäumen hin; die mächtigen Schichten des Kalkgesteins waren von zahlreichen Todtenkammern durchsetzt, deren Thüren in der Höhe des Weges lagen. Dann aber wurde die Gegend völlig öde; es begannen niedrige Kreidehügel mit runden Gipfeln, allseitig vom Regen durchfurcht, aus einem weißen, sehr zerreiblichen Gestein bestehend, das mit starken Bänken eines sehr schönen schwarzen Feuersteins wechsellagert. Große Scharen russischer Pilger, Männer und Weiber, in schwere Pelze gekleidet und dicke geschmierte Schuhe an den Füßen kamen schwitzend bereits von Mar Saba zurück. Auf einem nahen Hügel hatten Ta'amirah-Araber ihr Lager aufgeschlagen; langhaarige, schwarze Hunde bewachten dasselbe und stürzten sich wüthend auf den Fremden, der sich nur mühsam ihrer mit Peitschenhieben erwehren konnte. Die Zelte dieser Beduinen sind sehr niedrig und lang und bestehen aus einem groben, schwarz und weiß gestreiften Gewebe aus Ziegenhaar, welches von innen durch eine Reihe kleiner Holzgabeln gehalten wird. Dieser Stamm bewohnt das ganze Gebiet zwischen Hebron, Bethlehem, Jerusalem und dem Todten Meer und zählt über 500 waffenfähige Männer; neben der Viehzucht betreiben sie auch etwas Ackerbau; ihre Herden bestehen meist aus braunen und schwarzen Ziegen und Schafen. Den Frauen liegt es ob, Mehl zu mahlen, auf den halbkugelförmigen Eisenpfannen die Brotfladen zu backen, Butter zu machen u. s. w., während die Männer im Gebirge die Herden weiden. Einige derselben, mit langen kurzgeschäfteten Flinten bewaffnet, lauerten neben dem Wege, sahen stolz den Fremdling an und grüßten nicht; doch war er ihnen zu gut bewaffnet, als daß sie sich an ihn gewagt hätten.

Weiterhin betrat man eine wirkliche Wüste von ziemlich hohen Kreidehügeln, auf denen wilder Hafer (Avena sterilis L.), Aegylops ovata und Ithaburense, graugrüne Euphorbien (Euphorbia thamnoides Boiss.) in Form von Dornsträuchern und ein niedliches goldgelbes Maßliebchen (Chrysanthemum segetum L.) den Kameelen zur Weide dienten. Die Hitze in dem „Feuerthale" — das bedeutet

[1]) Siehe Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177, 193; XLI, S. 273, 289, 305, 321, 337, 353 und 369.

Digitized by Google

Das Kloſter Mar Saba.

Digitized by Google

der Name Wadi en-Nar — wurde fast unerträglich, und Steine und Kräuter schieuen vor den Augen des Reisenden, welche das blendend weiße Gestein angriff, zu tanzen. Zuletzt kreuzten sie bei einer in den Felsen gehauenen und mit grünlichem, übelriechendem Wasser gefüllten Cisterne das Kidronthal und folgten nun einem neuen, ziemlich breiten Wege, der gut unterhalten und mit einer kleinen, aus losen Steinen aufgeschütteten Brüstung versehen war. Derselbe führte fast wagerecht nach Osten, während der Wadi zur Linken sich immer tiefer und tiefer senkte und stellenweise mehr als 100 Meter unter dem Wege lag. Plötzlich zeigten sich bei einer Biegung des Weges, angeklebt an die fast senkrechten Felswände, die bizarren Baulichkeiten des großen Klosters Mar Saba, welche nach Westen von zwei großen viereckigen Thürmen überragt werden. Anstatt aber dort einzukehren, bog Lortet rechts in ein kleines Thal ab und ließ dort an einer geeigneten Stelle sein Zelt aufschlagen.

Zizyphus spina Christi.

Das Kloster hat die Form eines großen, mit sonderbaren Gebäuden bedeckten Rechteckes, deren eines in und auf das andere gepackt ist, die durch Terrassen von einander getrennt und durch zahllose Treppen und Gänge mit einander verbunden sind. Den höchsten Punkt nimmt ein hoher, dickwandiger, viereckiger Thurm ein, welcher das ganze umliegende Terrain beherrscht; dort oben sitzt Tag und Nacht ein Mönch und späht nach feindlichen Beduinen aus. Von diesem Thurme aus laufen zwei riesige Mauern schräg zu Thale und bilden die nördliche und westliche Seite eines Rechteckes, dessen beide anderen tiefer gelegenen Seiten durch hohes absolut unersteigliches Mauerwerk geschützt sind; zu allem Ueberflusse sind am Rande desselben noch lose Steinhaufen aufgeschichtet, um etwaigen Angreifern auf die Köpfe geworfen zu werden. Einige hundert Meter gegen Norden steht ein anderer, nur durch eine Leiter zugänglicher Thurm, wo Frauen, denen der Zutritt zum Kloster streng untersagt ist, übernachten können. Der Zugang zum Kloster selbst ist aufs Aeußerste verwahrt; lange muß man an der kleinen dick mit Eisen beschlagenen Thür klopfen, ehe ein Mönch öffnet. Steile Stufen führen zu einer zweiten Thür. Dann bringt eine zweite und dritte Treppe den Besucher zu einem gepflasterten Hofe, auf welchem eine innen reich verzierte Kuppel das leere Grab des heiligen Saba (geboren 439, gestorben 531; seine Gebeine sind nach Venedig übergeführt worden) umschließt. Dahinter liegt die zum großen Theile aus dem Felsen gehauene Kirche des H. Nikolas, wahrscheinlich einst die Behausung eines Einsiedlers. Dort sieht man hinter einem Eisengitter zahlreiche Schädel von Mönchen, welche im Jahre 614 von den plündernden Soldaten des Perserkönigs Chosroës II. erschlagen wurden. Die Hauptkirche, eine große auf Marmorsäulen ruhende Basilika, enthält einige alte byzantinische und moderne russische Gemälde; durch die Pilger und die russischen Kaiser wurde sie reich geschmückt. Andere Merkwürdigkeiten, die dem gläubigen Fremden gezeigt werden, sind die von Saba gepflanzte Palme, welche terniose Datteln tragen soll, das Grab des Johannes von Damaskus, eines der letzten großen Theologen der alten griechischen Kirche, der ob seiner Beredsamkeit den Beinamen Chrysorrhoas erhielt, die Felszelle, welche der H. Saba friedlich mit einem Löwen theilte. Aber ihre sehr verwahrloste und verstaubte Bibliothek, in welcher Tischendorf werthvolle Manuskripte auffand, zeigen die Mönche Fremden nicht; ebenso wenig aber benutzen sie ihre Bücherschätze selbst. Dafür haben sie jedoch Geduld genug, die wilden Vögel des Kidronthales, Tauben (Columba Schimperi Bp.) und eine Art Drosseln (Amydrus Tristrami), welche in Massen dort nisten, so zu zähmen, daß diese auf einen Ruf herzufliegen und aus der Hand ihr Futter entgegennehmen. Auch drei Füchse (Vulpes nilotica Rüppel) holten sich gegen Abend das am Fuße der Klostermauern für sie hingelegte Fressen.

Am nächsten Morgen setzte Lortet seine Reise zum Todten Meere fort. Trotz der frühen Morgenstunde strahlte die aufgehende Sonne mit unerträglicher Kraft herab; erst später erhebt sich eine leichte Brise und mildert in etwas die sengende Gluth zwischen den Kreidekalkfelsen des Thales. Lortet kehrte zunächst bis zu der oben erwähnten Cisterne (Bir el Kulab) zurück, bog dort nach Osten um und kreuzte eine Reihe von Hügeln und Wadis, wo Kameele und Ziegen weideten. Es gab dort wilden Mohn (Papaver rhoeas L.), eine Nelke (Mathiola oxyceras D. C.), wildes Geranium (Erodium ciconium L. und E. Hirtum Forsk.), eine kleine zierliche federige Umbellifere (Chaetosciadium trichospermum) und eine mikroskopische Kompositе mit großen gelben Blüthen (Gymnorrhaena mierantha). Zahlreiche rothe Rebhühner (Perdix schukkar) liefen eilig vor dem Reisenden her und waren leicht zu erlegen. Dann senkt sich der Pfad in die wilde Schlucht des Wadi Kuneiterah hinab, welche beiderseits durch hohe Abstürze röthlichen, mit schwarzem Feuerstein wechsellagernden Kalkes eingeschlossen wird. Den Boden des Thales bedecken Sand und Geröll, welches

Digitized by Google

die winterlichen Regen herabgeschwemmt haben. Weiterhin zeigt sich zur Linken, im Norden, auf dem Gipfel eines hohen Berges die kleine weiß getünchte Grabkuppel des Nebi Musa, d. h. des Propheten Moses; wenn auch die Bibel auf das Bestimmteste bezeugt, daß der jüdische Gesetzgeber östlich vom Jordan sein Grab gefunden hat, so verlegen die Mohammedaner dasselbe dennoch hierher und veranstalten alljährlich im April eine große Wallfahrt dorthin, angeführt von fanatischen Derwischen, welche vom frühen Morgen an halbnackt und brüllend in den Straßen Jerusalems herumlaufen. Noch fanatischer als diese sind die fast schwarzen Pilger aus dem südlichen Indien, welche sich durch ihre weißen baumwollenen Gewänder, die riesigen weißen oder grünen Turbane und ihre regelmäßigen Züge sofort von den Arabern und Afrikanern unterscheiden. In dem die Grabmoschee umgebenden Hofe sitzen sie zu zweien und dreien zusammen, murmeln halblaut endlose Gebete daher und verbrennen zu Moses' Ehren Stücke eines bituminösen Gesteins, das sich in der Nähe findet und leicht unter Entwickelung eines dicken schwarzen Rauches verbrennt. Es ist das ein fester, feinkörniger und mit Bitumen imprägnirter Kreidekalk, der in dicken, bläulichen, schon von Weitem erkennbaren Adern den Berg durchzieht; er enthält 25 Procent seines Gewichtes an Erdpech, ist also sehr reich und könnte mit Vortheil ausgebeutet werden.

Nach Lortet's Beschreibung, der bei einer andern Gelegenheit den Wallfahrtsort besucht hat, ist derselbe eine Moschee mit fünf Kuppeln, von zwei Mauern umgeben und von einem kleinen Minaret überragt, das eine vorzügliche Aussicht auf die umliegende Wüste und das Todte Meer gewährt. Unter der mittelsten Kuppel befindet sich ein 4 m langer Sarkophag, der angeblich Moses' Gebeine in sich schließt; er ist mit einem weißen Tuche, auf welchem Koranverse gestickt sind, bedeckt, und an den Fenstergittern hängt eine Masse der verschiedenfarbigsten Lumpen, Opfergaben der Gläubigen.

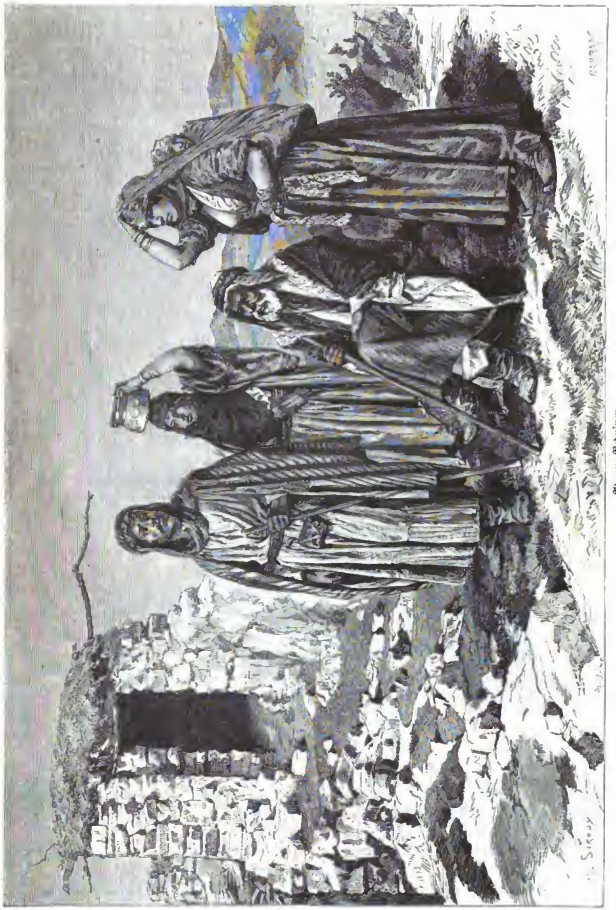
Der Wadi Kumeiterah mündet auf eine leicht gewellte Ebene, welche sich nach dem nicht mehr fernen Todten Meere

Caccabis Heyii. (Nach einer Zeichnung von Lortet.)

hin stark senkt. Dieselbe wurde durch die Niederschläge des Sees, als sein Spiegel noch viel höher stand, und durch den Detritus der umliegenden Höhen gebildet. An einzelnen Stellen ist ihr Boden durch die Salzefflorescenzen weiß wie Schnee. Zwischen Dornbäumen (Zizyphus spina Christi) fließen einige von Binsen und großem Rohre eingefaßte Bäche dahin; andere Stellen sind bedeckt von mehrere Meter hohen Salsolaceen (Arthrocnemum fruticosum Moq.), welche die Araber verbrennen, um daraus Soda für die Herbroner Glasfabrik zu gewinnen, von Achryranthes argentea mit den niedlichen, weißen, traubenförmig angeordneten Blüthen, von Statice pruinosa L. und einer merkwürdigen Zygophyllee. Alle diese Pflanzen stehen in einzelnen Büschen, welche durch sandige, mit Salz bedeckte Strecken von einander getrennt werden. Dort nisten Scharen eines reizenden kleinen Rebhuhns (Caccabis Heyii), welches Lortet hier zum ersten Male beobachtete. Es ist etwa zweimal so groß wie eine Wachtel und genau von derselben gelblichgrauen Färbung, wie der Erdboden ringsum; sie ducken sich, wenn verfolgt, in Felsritzen und Löcher, wo man sie leicht mit der Hand fangen kann. Ihr Wildpret ist sehr schmackhaft; in Frankreich haben sie sich leicht akklimatisirt und verdienten, in den südlichen Departements verbreitet zu werden.

Endlich erreichte man das Ufer des wunderbar klaren und blauen Sees, dessen Wasser indessen von dem denkbar schauderhaftesten und widerlichsten Geschmacke ist. Von einem leichten Ostwinde getrieben rollten die Wogen schäumend über den sandigen Strand; aber sie bergen nicht eine einzige Krustacee, keine Muschel und keine Fische. Aber Vögel aller Art beleben die Ufer und den See selbst, darunter Enten und Reiher. Nach zwei Stunden südlichen Marsches schlug man unsern des Meeres an der Quelle el-Feschkah, deren Wasser fast lau ist und leicht nach Schwefel schmeckt, aber zahlreichen kleinen Fischen und niedlichen Krabben zum Aufenthalte dient, das Lager auf. Die Reit- und Lastthiere wurden am nächsten Morgen mit einem weiten Umwege landeinwärts vorangeschickt, während der Reitende, von einem Sohne des Abnan-Scheichs Goblan und einigen Arabern, die ihn schon von Jerusalem an begleitet hatten, geführt und nur mit Waffen und Instrumenten versehen, das steil ins Meer vorspringende Kap

Digitized by Google



Aburat-Beduinen.

Digitized by Google

el-Feſchkah auf ſchwierigen Pfaden erkletterte. Auf ſeinem Gipfel ergab der Barometerſtand eine Höhe von 455 m; die Ausſicht von dort iſt, vom Süden abgeſehen, wo das Kap Merſed ſich vorſchiebt, eine umfaſſende; aber die Hitze war ſo drückend, daß der Reiſende des Genuſſes nicht froh wurde. In einer nahen Schlucht bemerkten die Beduinen einen Trupp von ſieben Beden oder Steinböcken (Ibex Sinaitica Rupp.) im Schatten gelagert, prächtige Thiere, die den Alpenſteinböcken ſehr nahe ſtehen. Aber ſie waren zu weit und die Leute zu ermüdet, als daß ſie an eine Jagd hätten denken können. Einige Tage ſpäter aber erhielt Lortet prächtige Felle mit mehr als $1\frac{1}{2}$ m langem Gehörn; einer ſeiner Begleiter, Ibrahim, früher franzöſiſcher Turko und jetzt eine Art Wegelagerer in der Nähe Jeruſalems, hat ſpäter mehrere neugeborene lebendig gefangen und an Lortet nach Lyon geſchickt, wo ſie heil angelangt und mit

Ibex Sinaitica. (Nach der Natur.)

Hilfe von Ziegen aufgezogen worden ſind. Ihre Geſchicklichkeit iſt ſo groß, daß ſie dem Mädchen, welches ihre Wartung beſorgt, auf den Kopf ſpringen und mit geſchloſſenen Füßen dort ſtehen bleiben. Einen prächtigen Anblick gewährt es, wenn ſie in der Felswüſte am Todten Meere mit der Grazie und Schnelligkeit von Gemſen Schluchten überſpringen und die ſteilſten Wände erklettern. Sie leben hauptſächlich von den jungen Sproſſen der Gebüſche und der häufig vorkommenden Artemisia Judaica. Die Beduinen ſind ſehr geſchickt ſie zu jagen und erlegen ſie mit ihren ſchlechten langen Flinten oft aus weiter Ferne. Ganz Neugeborene kann man durch ſcharfe Verfolgung lebendig fangen; ſobald ſie aber erſt einige Tage alt ſind, iſt das unmöglich.

Von Ras Feſchkah ſteigt man auf ſchwierigem Pfade in den kleinen trockenen Wadi Serabit hinab und kann von da an wieder dem ſandigen Meeresſtrande folgen, der mehrere hundert Meter breit und mit baumartigen Salzkräu-

Digitized by Google

tern (Arthrocnemum fruticosum und Suaeda asphaltica Boiss.) bedeckt iſt. Sehr breit iſt er an der Mündung des Wadi en-Nar, wo ſich ein mächtiger, vom Kidron während der Regenzeit herabgeführter Schuttkegel aufgehäuft hat. Ueberall iſt der Boden mit Salz und von dem Meere ausgeſpülten Asphaltſtücken bedeckt. Nach ſiebenſtündigem Marſche von Ain Feſchkha aus erreichte man ziemlich erſchöpft die bei Ain el-Ghueir aufgeſchlagenen Zelte.

Am nächſten Morgen folgte man dem Strande auf ziemlich bequemem Wege ſüdwärts bis Ain Terâbe, zwiſchen Dünen hin, die mit Salſolaceen, Tamarix und Rohr bedeckt ſind und von zahlreichen Caccabis Heyii bewohnt werden. Hier ſah Lortet zum erſten Male eine rieſige Gänſefuß-Art (Atriplex halimus), welche bis 6 Fuß hohe Bäumchen bildet. In den Tamarisken niſtet ein Sperling (Passer moabiticus) und in den Klippen ganze Scharen von Krähen (Corvus affinis Rupp.), welche nur in Arabien vorkommen. Etwas hinter Ain Terâbe, beim Wadi Haſaſah, verließ Lortet ſeine Bagage, welche auf einem ſchwierigen Wege den Dſchebel Schuſif, der das Vorgebirge Merſed bildet, landeinwärts umgehen mußte, und folgte der Küſte, um jenes felſige Kap direkt zu überſteigen. Ueberall fällt daſſelbe ſteil zum Meere ab, nur an einzelnen Stellen kann man in kleine Buchten eindringen, wie an der Mündung des Wadi Schuſif, wo nahe dem Ufer eine Quelle ſtarke Schwefeldämpfe entwickelt. Ueberaus ſchwierig war die Kletterei über die Klippen und Abſtürze des Dſchebel Schuſif, ſo ermüdend bei der herrſchenden Hitze, daß Lortet es aufgab, den Gipfel zu erreichen, trotzdem die Ausſicht von oben eine der umfaſſendſten und intereſſanteſten ſein muß. Bei Ain Dſchedi, dem alten Engeddi (beide Namen ſind identiſch und bedeuten „Ziegenquelle“), traf er wieder auf ſeine Begleiter und Zelte. Dieſe Quelle liegt 120 m über dem Salzſee auf einem Plateau, das im Weſten und Norden von hohen Kalkfelſen circusartig eingefaßt wird. In zahlreichen Windungen, welche an die Walliſer Gemmi

Wadi es-Schukif.

erinnern, ſenkt ſich über dieſelben der Weg von Bethlehem herab; für Laſtthiere iſt die letzte etwa dreiviertel Stunden lange Strecke über die röthlichen, ſehr harten und glatten Kalkfelſen, welche auf mächtigen Dolomitſchichten liegen, ſehr anſtrengend und ſelbſt gefährlich. Die ſehr reine Quelle entſpringt zwiſchen Dolomitblöcken am Fuße einer hohen Felswand, hat 27° C. Wärme, iſt reich an kohlenſaurem Kalke und hat länge ihres ganzen Laufes große Mengen von Travertin abgeſetzt, welche die aus dem Alterthume ſtammenden künſtlichen Becken ausgefüllt haben. Urſprünglich muß die Quelle viel waſſerreicher und kalkhaltiger als jetzt geweſen ſein. Fiſche enthält ſie nicht, aber Mollusken in großer Zahl (Neritina Michonii Bourg., Melanopsis praemorsa, M. Sauleyi, M. rubripunctata Trist.) und zahlreiche, theilweiſe recht große Süßwaſſerkrabben (Thelophusa fluviatilis). Dicht hinter ihrem Urſprunge fließt ſie zwiſchen einem Dickicht von Sträuchern und Pflanzen von arabiſchem Typus dahin; das Rohr erreicht dort gewaltige Dimenſionen; ſchöne Gruppen von Seyal-Akazien mit dem eiſenharten Holze, welche den echten arabiſchen Gummi liefern, verleihen der Landſchaft einen ganz eigenartigen Charakter. Weiter findet ſich dort die Mimosa unguis cati Forsk., welche ſehr lange Stacheln hat und ſich im Frühlinge mit zierlichen ſüß duftenden Blüthen bedeckt, der Sidr-Strauch (Zizyphus spina Christi) mit den krummen Dornen, deren unangenehme Betaminſchaft wohl jeder Paläſtinafahrer macht, und die den Neſtern zahlreicher kleiner Vögel Unnahbarkeit ſichern; ferner Oleander, kräftige Malvaceen (Sida mutica), Tamarisken (Tamarix tenuifolius), Henna (Lawsonia alba), deren getrocknete pulveriſirte Blätter den mohammedaniſchen Damen den bekannten Stoff zum Färben der Hände und Füße liefern, die baumartige, erſt in Nubien und Südarabien wieder vorkommende Sodomsorange (Calotropis procera) und der Sodomsapfel (Solanum melongena). Die Berge im Norden liefern die ſogenannte Roſe von Jericho (Anastatica hierochuntica), eine Cruciſere, deren Zweige im trockenen Zuſtande ſich zu einer runden Kugel zuſammenballen, um ſich, ſobald man, auch nach Jahren, die Wurzel mit Waſſer benetzt, in wenigen Stunden wie friſch auseinanderzufalten. Die nicht gerade häufige Pflanze, in Engeddi Kefr Meriem (Hand der Maria) genannt, wird von den Rſcheide-Beduinen nach Bethlehem gebracht und dort von den Frauen an die Pilger verkauft.

Digitized by Google

Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

II.

Papuas, Negritos und Malaien.

Unter den Papua-Stämmen auf dem benachbarten Neu-Guinea herrscht ebenfalls, aber nicht allgemein, die Sitte der Zahnverstümmelung, jedoch ist nicht das australische Ausschlagen, sondern der Negerbrauch des Spitzfeilens hier verbreitet, so daß diese Sitte nicht von derselben Bedeutung wie diejenige bei den Australiern zu sein scheint (Müller, Allg. Ethnographie, S. 104). Von denjenigen Stämmen auf Neu-Guinea, welche die Zähne spitz feilen, sind anzuführen diejenigen von Wageu, öfters die von Utenata und diejenigen nördlich von der Marianen-Straße (Waitz-Gerland, a. a. O. Bd. 6, S. 570), während andere, z. B. der Stamm der menschenfresserischen Karons an der nordöstlichen Küste, sich ihre prachtvollen, porcellanweißen Zähne erhalten („Globus" Bd. 36, S. 180, nach Raffray). Nach Nordosten zu hat sich die Sitte des Spitzfeilens bis zu den verwandten Negrito-Stämmen auf den Philippinen verbreitet, worüber Professor Blumentritt Folgendes mittheilt: Bei einigen Dorden werden die Schneidezähne sägeförmig zugefeilt (Jagor, Meyer), diese Sitte ist aber nicht allgemein, denn Mas sagt ausdrücklich, er hätte nur einige Negritos gesehen, welche die Zähne spitzgefeilt trugen, was auch Schadenberg bestätigt. Semper will diese Sitte nur auf die Negritos von Mariveles oder Zambales beschränkt wissen (Versuch einer Ethnologie der Philippinen, S. 6). Nach C. Aramac (im Journal „El Comercio", Manila) sind auch bei den Baluga-Negritos, welche in den Bergen von Cammuusan der Provinz Pampanga auf Luzon wohnen, die Zähne spitz gefeilt („Globus" Bd. 41, S. 238).

Selbst bei den Tagalen auf Luzon, dem bedeutendsten Zweige der malaiischen Race auf den Philippinen, werden die starken, weißen Zähne beseilt (Dr. Mund-Lauff [freilich eine mehr als zweifelhafte Autorität. Red.], Ausland 1880, S. 156), ein Brauch, den wir unter den Stammverwandten im ostindischen Archipel wiederfinden werden. Bei den Igorroten auf Luzon ist auch die Sitte bemerkenswerth, daß bei den Vornehmen die Zähne mit einem breiten Goldblech bedeckt werden. Denselben Brauch fanden die Spanier bei der Eroberung des Archipels bei den Tagalen und Bisayern vor (Blumentritt, a. a. O. S. 25). Bei den malaiischen Piratenstämmen von Mindanao und Sulu werden dagegen die Zähne schwarz gefärbt (a. a. O. S. 52).

Oceanien.

Von dem australischen Festlande hat sich die Sitte, einen oder mehrere Vorderzähne auszuschlagen, in die nahe Inselwelt von Melanesien mit ihrer stammverwandten Bevölkerung verbreitet. Auf Malikolo in den Neuhebriden herrscht die Mode, daß bei verlobten oder verheiratheten Weibern die zwei Vorderzähne der obern Zahnreihe ausgestoßen werden. Die Operation erfolgt auf ähnliche Weise wie im australischen Seengebiet, indem ein Stock gegen die betreffenden Zähne gesetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt wird. Dieselbe Sitte findet sich auch bei den Weibern der Eingeborenen an der St.-Philipp-Bay, auf Espiritu-Santo, in demselben Archipel (Ausland 1880, S. 788, nach M. Echardt). Die Entstellung und folglich Corrumpirung sowie Färbung der Zähne auf Neu-Britannien, Neu-Irland, den Palau- und Marianen-Inseln ist dagegen wohl hauptsächlich der Wirkung des Betelkauens zuzuschreiben (Waitz-Gerland, Bd. V, Thl. 2, S. 60), was auch von den Eingeborenen der Salomon-Gruppe festgestellt, deren Zähne durch häufiges Betelkauen vorwiegend schwarz gefärbt sind (M. Echardt, „Globus" Bd. 39, S. 350).

Bei den anderen Mikronesiern und allen Polynesiern, welche sich sämmtlich durch vollkommene, weiße Zähne auszeichnen, kommt keine Entstellung oder Verstümmelung vor. Zwar erwähnt Chamisso (Reise um die Welt, Bd. II, S. 222), daß bei den Eingeborenen der Ratak-Inseln (Marshal-Archipel) im Allgemeinen die Zähne verdorben oder die vorderen oft ausgebrochen seien, doch schreibt er dies der Art ihrer Nahrung, dem Kauen der holzig-faserigen Frucht des Pandanus zu. Bei den Häuptlingen war es übrigens weniger der Fall, da gewöhnlich für sie der Saft der Frucht über den Rand einer Muschel ausgekratzt und ausgeschieden wurde. Auch Gulick (Micronesia, Nautical Magazine 1862, p. 178) glaubt, daß sie sich bisweilen die Zähne entstellen, dagegen erwähnen neuere Forscher die „ausgezeichneten weißen Zähne" der Marshal-Insulaner (Ausland 1880, S. 162, nach Hernsheim) und der Eingeborenen der Carolinen (Hartwig, Die Inseln des Großen Oceans, S. 475). Ferner berichtet Chamisso von den Eingeborenen von Waihu (Oster-Insel), daß ihre Schneidezähne öfters ausgebrochen waren (a. a. O. S. 289), und auch von den Penrhyn-Insulanern, daß ihnen öfters die Vorderzähne fehlten (S. 279), aber ohne nähere Angabe. Auf den Hauptgruppen der Südsee, Markesas, Tahiti, Samoa, Tonga, selbst Fidschi, findet unter den Eingeborenen keine Entstellung ihrer ausgezeichneten Zähne statt.

Allein auf der Hawaii-Gruppe (Sandwich-Inseln) findet sich eine Spur dieser Sitte, deren Ursache jedoch von den in Afrika und Australien herrschenden vollkommen abweicht. Bei dem Tode des Königs oder eines sehr hervorragenden Häuptlings wurde nämlich von allen Hawaiiern, fast ohne Ausnahme, Männern und Weibern, eine Anzahl von barbarischen Selbstverstümmelungen ausgeführt, unter welchen sich auch das Ausschlagen der Vorderzähne befand. Dieser Brauch sollte nicht allein die Größe und Aufrichtigkeit der Trauer kennzeichnen, sondern auch als Mittel gelten, das Andenken an den Verstorbenen lebenslänglich zu erhalten (Jarves, History of the Hawaiian Islands, p. 35). Bei dem Tode Kamehameha's I. im Jahre 1819 war diese Sitte noch ganz allgemein; seitdem ist sie allmälig immer weniger häufig geworden und kann gegenwärtig als völlig verschwunden gelten.

Asien.

Nachdem wir somit die zwei hauptsächlichen Arten der Zahnverstümmelung, durch Spitzfeilen und Ausschlagen,

Digitized by Google

haben kennen lernen, bleibt noch eine dritte Weise der Entstellung zu betrachten, nämlich das Schwarzfärben der Zähne, oft auch mit theilweiser Abfeilung derselben verbunden, wie sie bei zahlreichen Völkern im östlichen Asien und im ostindischen Archipel verbreitet ist.

Das Schwarzfärben der Zähne ist vor Allem in Hinter-Indien, und speciell in Siam, Annam und Birma, die allgemeine Sitte unter beiden Geschlechtern. In Folge des allgemeinen Betelkauens in diesen Ländern werden die Zähne gelb gefärbt; da man aber dieses Gelb für äußerst unschön hält, so färbt man die Zähne mittels eines Pflanzensaftes, welcher die Glasur nach einmaligem Gebrauch in einen schwarzen Lack verwandelt, der so fest und unverwüstlich haftet, daß, so lange die Zähne selbst dauern, die schwarze Farbe unveränderlich bleibt. Weiße Zähne nennt man die Zähne eines Hundes, eines Affen, und Zähne von Ebenholz allein gelten für schön. Die eingeborenen Frauen finden deshalb wenig Geschmack an den Fremden, welche Zähne wie die Affen haben; dagegen bietet der größte Mund einer Siamesin oder Birmanerin einen keineswegs angenehmen Anblick für den Europäer, da man nur eine große, schwarze Oeffnung sieht. Ohne ganz nahe Betrachtung glaubt man, es seien gar keine Zähne vorhanden; selbst der Mund ganz junger Mädchen erscheint völlig zahnlos (Zimmermann, Länder- und Völkerkunde, S. 765).

Auch in Japan ist es noch ein allgemeiner Brauch der Frauen, die Zähne und Lippen zu färben. Dies geschieht zur Zeit der Verlobung oder am Tage der Hochzeit, zum Beweise, daß nun dem Wunsche, anderen Männern oder überhaupt nach auswärts zu gefallen, gänzlich entsagt sei (Prof. Rein, Ausland 1881, S. 166), demnach auch einem entgegengesetzten Grunde als in Hinter-Indien. Die Zähne werden mittels einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz gebeizt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 399). In neuerer Zeit hat jedoch diese Sitte sehr abgenommen und ist, besonders in Tokio, viel weniger häufig als früher (nach Isabella Bird, Unbeaten Tracks in Japan, Ausland 1880, S. 990). Anderertseits bewahren die Weiber der Ainos, der Ureinwohner Japans, ihre schönen und sehr weißen Zähne (Bird, a. a. O., „Globus" Bd. 39, S. 218).

Ostindischer Archipel.

Von Hinter-Indien hat sich die Sitte fast über die ganze malaiische Inselwelt verbreitet. Bei den eigentlichen Malaien werden bei eingetretener Pubertät, also gewissermaßen als Abzeichen der Mannbarkeit, bei beiden Geschlechtern die Zähne um ein Viertel ihrer Länge abgefeilt und schwarz gefärbt, wozu oft noch das Auflegen derselben mit kleinen Goldplättchen kommt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 326; Waitz, Anthropologie, Bd. V, Thl. 1, S. 131). Nach Ida Pfeiffer (Voyages autour du Monde, Paris 1868, p. 178) färben die Malaien von Sarawak auf Borneo ihre Zähne tiefschwarz, und viele feilen sie noch bis auf die Hälfte ab oder zu Spitzen zu. Die großen Festlichkeiten, welche in Barn auf Celebes bei dem Zahnabfeilen einer Prinzessin stattfanden, werden ausführlich von dieser Reisenden geschildert (a. a. O. S. 227). Von Interesse ist die Art und Weise der Operation: die Prinzessin legte sich auf eine Matratze mit Decken und Kissen; der Operateur, ein alter Mann, warf drei Feilen von verschiedener Größe in ein Gefäß mit Wasser und schob eine kleine Rolle von Palmkohl zwischen das Gebiß der Prinzessin. Hierauf nahm er die größte Feile und begann die obere Zahnreihe mit soviel Gewalt abzufeilen, als ob er ein Stück Holz bearbeite. Mit der zweiten, etwas feinern Feile setzte er die Arbeit fort, und ehe er die dritte und kleinste anwandte, nahm er die Rolle heraus und ersetzte sie durch eine andere, nur halb so große, aus Betelblättern. Im Ganzen arbeitete er rasch und gut, besonders in Anbetracht seiner groben Werkzeuge; trotz ihrer Leiden gab die Prinzessin keinen Laut von sich. Als die Feilung beendet war, gab man dem „Künstler" einen Hahn, welchem er ein kleines Stück des Kammes abriß, und hierauf das herausspritzende Blut auf die Zähne und Lippen der Prinzessin brachte. Hierauf wurde noch dieselbe Operation an sechs jungen Mädchen des Hofstaates vollzogen, aber mit weniger Umständen, worauf ein großes Gastmahl, an welchem sämmtliche Fürsten und Radschas der Umgegend theilnahmen, die Festlichkeit beschloß.

Außer den Malaien feilen auch die Dajaks im Innern von Borneo ihre Zähne und färben sie schwarz (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 181), und ebenso ist bei den Männern der menschenfressenden Battaks auf Sumatra das Zufeilen und Schwarzfärben der Zähne Sitte (a. a. O. S. 188; Müller, Allg. Ethnogr., S. 318). Dagegen erhalten sich die Alforen auf der Insel Ceram ihre weißen, unverstümmelten Zähne (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 220).

Die vornehmen Javaner zeigen gern ihre langen, schwarzen Zähne, welchen sie durch eine Tinktur (nach Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 178, aus Animon, Gambir und anderen Ingredienzen) eine brillante Ebenholzfarbe geben, auf welche sie sehr stolz sind, denn auch hier heißt es, wie in Hinter-Indien: „Weiße Zähne zu haben, heißt das nicht, den Affen und Hunden nachahmen?" (Charnay, im „Globus" Bd. 38, S. 17).

Amerika.

Von sämmtlichen Völkern der neuen Welt kommt nur bei einigen eingeborenen Stämmen in Brasilien ein Spitzfeilen der Vorderzähne vor (Peschel, Völkerkunde 1874, S. 23; v. Martius, Ethnographie, Bd. I, S. 536)

Das Salz im Volksglauben.

Von **E. Haberland.**

I.

Gleich dem Brote als dem Hauptnahrungsmittel[1]) sind auch dem verbreitetsten Gewürz, welches die Natur dem Menschen bietet, dem Salze, besondere übernatürliche Kräfte eigen; in noch höherm Grade als jenes ist es den bösen, unholden Geistern antipathisch, vermag es bösen Zauber und schädliche Einwirkungen unschädlich zu machen. Erhöht wird diese Kraft noch durch die Verbindung mit dem Brote, welche besonders der deutsche Aberglaube liebt, dann

[1]) Siehe oben S. 76, 88 und 104.

Digitized by Google

auch durch die Verbindung mit scharfriechenden und scharfschmeckenden Substanzen, wie Knoblauch, Kümmel, Dill, Assafötida und ähnlichen Stoffen, welche auch allein schon den Geistern in Folge ihrer Eigenschaften widerwärtig sind. Dieser seiner schützenden Kraft wegen begleitet es den Menschen auf allen seinen Lebenswegen; von der Geburt bis zum Tode steht es ihm zur Seite, um alle die bösen Einwirkungen, von welchen er sich bedroht zu sehen glaubt, abzuwehren. Deshalb hat auch die katholische Kirche es nicht übersehen, sich dieses Glaubens zu bemächtigen, und ihm durch die Weihung des Salzes die kirchliche Sanktion zu geben, dagegen die Konkurrenz nicht geweihten Salzes zu Hexenzwecken und dergleichen auszuschließen und als Aberglauben zu verdammen [1].

Bereits vor der Niederkunft wirft die esthnische Mutter dreimal Salz hinter sich, damit ihr die Geburt leichter werde, und sobald das Kind da ist, legt sie ihm sofort Salz, Brotkrumen und Assafötida bei, damit der Teufel davon gebannt werde [2] — auch unter die Badewanne streut die Hebamme beim ersten Bade des Kindes Salz, um das Böse aus seinem künftigen Leben zu verbannen [3] —, wie gleicherweise die deutsche Mutter Brot und Salz beim Wickeln des Kindes mit einbündelt oder irgendwie ihm anhängt oder aber ein Säckchen, worin sich Salz, Kümmel und Dill befinden, ihm umbindet [4]. In Böhmen gehört Salz zum Wochenbett, um das Austauschen des Kindes zu verhindern, auch stellt man dort noch jetzt den drei Schicksalsschwestern Salz und Brot auf den Tisch, um für das Neugeborene einen günstigen Spruch zu erhalten [5]. In Neygypten schützt man gleichfalls durch Bestreuen des Kindes mit Salz dasselbe vor den Einwirkungen des bösen Auges [6]. Schmeckt die Stirn eines Kindes salzig, so glaubt man in Unterfranken und im Voigtlande Gefahr für dasselbe vorhanden, da es dann beschrien ist [7].

Nach katholisch kirchlichem Brauche erhält das Kind bei der Taufe einige Körnchen in den Mund gelegt [8], nach griechischem Ritus auf den Kopf [9], jedenfalls wohl als Teufelsschutz oder -bannung, wodurch sich auch der in einer französischen Urkunde vom Jahre 1408 [10] erwähnte Brauch, ausgesetzten Kindern Salz beizulegen als Zeichen, daß sie noch nicht getauft seien, erklären wird. Die Taterländerin legt diese Prise Salz dem Neugeborenen sofort nach der Geburt auf die Zunge [11] — die schlesische und ostfriesische Hauswirthin thut das Gleiche beim neugeborenen Kalbe [12] —, in der Rheinpfalz streut man dem Kinde, wenn es in einem andern Orte getauft wird, einige Körner hinter die Ohren oder legt sie ihm in Papier gehüllt in die Wickel [13], in der Wetteran thut man Brot und Salz überhaupt in den Taufwickel [14].

Das im katholischen Ritus bei der Taufe benutzte Salz wird vorher vom Geistlichen gesegnet und jeder unreine Geist durch sein Wort daraus gebannt, das Salz selbst in der Taufformel als Salz der Weisheit bezeichnet und in Beziehung auf das ewige Leben, in der alten nordafrikanischen Formel in Beziehung auf den Ausspruch, daß die Christen das Salz der Erde sind, gesetzt; auch eine Beziehung auf die Reinheit hat man wohl darin gefunden [15]. Zur Glockentaufe wandte man gleichfalls Salz bei der Besprengung mit Weihwasser an [16].

Das hebräische Neugeborene wurde sofort mit Salz abgerieben [17], wobei dahingestellt sein mag, in wie weit der praktische Grund der Reinigung von Kinderschleim und Stärkung der Haut, der symbolische der Befestigung mit Gott, der abergläubische der Verbannung böser Geister diesen Brauch hervorgerufen und beeinflußt hat.

Bei der Verheirathung empfiehlt der französische Glaube Salz in der Tasche, der märkische Salz und Dill, welche Stoffe auch die Brautmutter im Schuhe hat, in der Tasche oder dem Schuhe zu tragen, weil dies das Nestelknüpfen verhindert [18], der ältere französische auch den nüchternen Genuß eines gebratenen Grünspechts in Verbindung mit geweihtem Salze [19].

Der deutsche sinnige Brauch fordert, daß, wenn das neue Ehepaar als solches das Haus betritt, bereits Brot und Salz in ihm vorhanden sind als Bürge künftigen Wohlstandes, als Abwehr künftigen Mangels, wie dies auch vor jedem Beziehen einer neuen Wohnung zur Erhaltung des täglichen Brotes erforderlich ist [20]. Bei den Wenden der Lausitz ist das erste, was das Paar beim Hochzeitsschmause genießt, ein Stückchen Brot mit Salz, Brot und Salz dürfen auch während der ganzen Hochzeit, selbst wenn sie acht Tage dauert, nicht vom Tische herunterkommen [21]; im Ammer- und Saterlande erhält beides die Braut beim Eintritt in das Haus [22]; in der Unterzegend von Reichenbach im Voigtlande liegt beides auf dem Tisch, worauf beim Einzug in das väterliche Haus der junge Ehemann seine Gattin tragen muß [23]. In der Rheinpfalz streute man früher der jungen Frau bei ihrem Wegzug aus dem Elternhause Salz in die Schuhe und gab ihr und dem Manne ein Stückchen Brot in den Sack, damit beide gern nach Hause gehen sollten [24].

In Rußland vollziehen nach der kirchlichen Trauung die Eltern in der neuen Wohnung noch eine zweite Einsegnung an dem vor ihnen knieenden Paare, indem sie ihm zunächst ein Heiligenbild, dann aber ein großes Brot und ein Salzfaß auf Kopf und Schultern setzen [25]; bei den altgläubigen Bezpopovci, einer böhmischen Sekte, hält, während der Vater das Brautpaar segnet, die Mutter über die zusammengelegten Hände des Paares Brot und Salz [26]. Bei den Esthen erhält die junge Frau nach ihrem Einzug in das Haus zunächst ein Kind auf den Schoß und dann sofort an dessen Stelle Brot und Salz, wovon sie sämmtlichen Anwesenden mittheilen und selbst essen muß als Garantie dafür, daß diese beiden nothwendigsten Bedürfnisse dem Haushalte nie fehlen sollen; die Mutter der Braut wirft auch wohl einige Salzkörner auf die Stelle, wo die Truhe ihrer Tochter stehen soll, damit der Segen nicht daraus entschwinde [27]. In Oberbayern ist es Sitte, daß die junge Frau, sobald sie nach der Trauung die Schwelle des Wirthshauses überschreitet, auf Aufforderung der Köchin das sogenannte „Kraut- oder Suppensalzen" vornimmt, indem sie die Speisen kostet und bei mangelndem Salze dieses hinzufügt; an einigen Orten muß sie in alle Speisen etwas geweihtes Salz und einige Tropfen vom Johanniswein sprengen, wodurch Haus und Gäste in dem Jahr vor allem Uebel geschützt sind [28].

Neben Brot und Salz müssen stelleweise auch noch andere Gegenstände nothwendigerweise sofort im neuen Hauesstande vorhanden sein. So soll im Voigtlande außer dem Brote auch eine Büchse Butter oder auch Brot, Salz und ein Besen, auch wohl Brot und ein Tisch vorher in das Haus getragen werden [29] — in einzelnen dortigen Gegenden schneidet die Frau sofort nach dem Einzuge ein Brot an und legt das abgeschnittene Stück in die Lade, damit der Mann nicht Herr über sie werde [30] —, so bekommt in einzelnen thüringischen Gegenden die Braut beim Umzuge neben Salz und Brot noch einige Schwefelhölzchen mit [31]; so muß in anderen dortigen Orten wieder neben Salz und Brot noch ein Gesangbuch auf dem Tische, um welchen die Braut feierlich vom Bräutigam nach dem Einzuge ins Haus geführt wird, liegen [32].

Dem Genießen von Brot und Salz Seitens des Paares

Digitized by Google

auf der Hochzeit selbst fügt sich mehrfach noch ein solches von weniger angenehmen symbolischen Stoffen an. Im Hessischen fügt man noch ein Glas Essig hinzu, damit die Braut an das viele Saure und Bittere im Ehestande genügend erinnert sei [33]), und dieser Brauch kehrt ähnlich in der Campine Belgiens wieder, wo das Paar sowohl Wein als Essig zusammen trinkt als Ausdruck ihres Willens, Süßes und Bitteres mit einander zu theilen [34]); im Oldenburgischen giebt man der Braut eine Messerspitze voll Kaminruß als Symbol der Bitterkeit des Lebens ein [35]).

Wenn ein neugeborenes Kind zum ersten Mal in Northumberland in ein Haus getragen wird, beschenkt man es gleichfalls mit Brot und Salz und einem Ei, in Edinburgh mit Brot, Ei und einer Silbermünze, um ihm Glück zu bringen [36]); in Nordengland erhält dagegen der erste, welcher einem Taufzuge begegnet, ein Stückchen Brot und ein Stückchen Käse, um dafür dem Kinde drei Dinge, welche für glückbringend gehalten werden, zu geben [37]).

Wie das Salz dem Menschen in allen Lebenslagen seinen Schutz angedeihen läßt, so ist es ihm auch noch nach dem Tode eine Hilfe, indem seine geisterscheuchende Kraft die bösen Geister vom Leichname hinwegtreibt, welche der freigewordenen Seele so gern auflauern und ihr zu schaden suchen. Aus diesem Grunde bestreut man in Northumberland den Leichnam mit Salz [38]), stellt man auf der Insel Man einen hölzernen Teller mit Salz auf die Brust der auf dem sogenannten Strebette (straightening-board) ruhenden Leiche [39]); im schottischen Hochlande fügt man noch ein Häufchen Erde bei als Symbol der Vergänglichkeit des Fleisches, während das Salz auf die unsterbliche Seele deutet [40]). In anderen Gegenden Großbritanniens, in Northumberland, Leicestershire und Irland nimmt oder nahm man eine Zinnschüssel mit Salz gefüllt, welche gleichzeitig auch das Hineintreten von Luft in die Eingeweide und das dadurch entstehende Schwellen des Bauches verhindern sollte, welchen Brauch man wenigstens in Leicestershire für den Brauch früher anführte [41]). In der Montagne noire wirft man, wenn man zu einem im Todeskampfe Liegenden kommt, eine Handvoll Salz in das Feuer, damit der Teufel die Seele nicht davon führe [42]). Beim Begräbniß oder Verbrennen des indischen Asketen legt man Salz unter und über den Körper [43]); begräbt man ihn, was in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen geschieht, so wird er bis über den Kopf damit dicht bedeckt [44]). In Mittelfranken nimmt man auch die Kraft des Brotes als Schutz in Anspruch und legt ein Stückchen desselben zu der Leiche [45]); dieser Brauch findet sich bei den Ehewilden wieder, welche ihren Todten etwas Brot in Form kleiner runder Kuchen auf die Brust legen [46]).

Andererseits schützt aber auch wieder das Salz die Ueberlebenden gegen den Todten, dessen Wiederkommen und unheimliches, schadenbringendes Treiben das Volk überall gewaltig fürchtet, und wendet man es daher auch aus diesem Grunde gern bei den Bestattungsgebräuchen an. Sobald die Leiche heraus und das Hofthor geschlossen ist, macht man im Voigtlande und bei den Oberlausitzer Wenden in der Stube drei Salzhaufen, kehrt sie aus und wirft den Kehricht auf das Feld, wohnach dem Todten die Rückkehr ins Haus abgeschnitten ist [47]). Wer im Kargan die Leiche angekleidet hat, reibt sich die Hände mit Salz, dann werden die Glieder nicht lamb, was sonst bei dieser Hantierung der Fall sein würde [48]).

Fast mehr noch als um sein eigenes Wohl und Wehe und das seiner Familie ist der echte Bauer um das seines Viehes besorgt; dazu dienen, dem Stolz seiner Wirthschaft und einem der wichtigsten Faktoren der Behäbigkeit seiner Existenz, nichts geschieht, namentlich, daß ihm nichts angethan wird von neidischen Nachbarn, triefäugigen Hexen und anderm unheimlichen Gesindel ist seine Hauptsorge, und hier bietet sich ihm wieder das Salz dar als bequemes und sicheres Mittel gegen alle Gefährdung durch böses Blick, zauberische Manipulation, Raubthier und Seuche.

Salz den Kühen zwischen die Hörner gestreut schützt sie gegen den bösen Blick [49]), in Verbindung mit drei Zwiebeln löpfen und einem Kamme in die erste Tränke nach dem Kalben gethan gegen alle Hexerei [50]); das neugeborene Kalb selbst bestreut man zu gleichem Zwecke mit Dill und Salz [51]). Im Regenthal reicht man den tragenden und Kälberkühen am Dreikönigstage als Hexenschutz in drei Portionen Salz, welches am Vorabend geweiht worden ist [52]), in der Campine Belgiens benutzt man zur Erleichterung des Kalbens oder Fohlens das von einer Taufe aufgehobene geweihte Salz [53]); der Voigtländer giebt der Kuh beim Kalben einen Butterladen mit recht viel Salz und sonstigem Gewürz [54]). Nach dem Kalben läßt der Oberpfälzer die Kuh Brot mit geweihtem Salz und gewissen Drüsen der Nachgeburt fressen [55]); der Schotte wirft in die erste Milch nach dem Kalben gleichfalls etwas Salz, ehe er sie jemandem zu trinken giebt [56]).

Zu drei Körnern ins Milchsaß geworfen bewahrt das Salz die Milch vor allen bösen Einflüssen [57]); ins Buttersaß geworfen läßt es, namentlich das geweihte, das Buttern gelingen, welches böser Zauber leicht hindern kann [58]); in Schwaben und der Schweiz fügt man dem Salze gern auch noch Brot bei dieser Gelegenheit bei [59]). Namentlich aber soll man Salz hineinwerfen und zwar in jeden Hafen, wenn man die Milch über eine Kreuzstraße oder auch überhaupt über die Straße trägt — schon wenn man zum Melken über die Straße gehen muß, soll man bereits etwas Salz in den Kübel gestreut haben [60]) —, auch wenn man jemandem Milch verkauft oder giebt, damit dieser dem Besitzer nichts durch die Milch anthut, wie z. B. das Buttern hindert oder gar der Kuh überhaupt die Milch nimmt [61]). In der Rheinpfalz benutzt man dazu gern das an den Quatembersonntagen geweihte Salz [62]). Auch beim Kauf einer Kuh streut man vielfach in Deutschland Salz in die erste Milch derselben, damit sie nicht die Milch verliere [63]); das Gleiche ist nach böhmischem Glauben nöthig, wenn man Milch über ein Wasser tragen muß, da sonst den Kühen Schaden dadurch geschieht [64]). In Mecklenburg macht man stillschweigend drei Kreuze mit Salz auf die Schwelle, wenn man ein gekauftes Thier zuerst in den Stall bringt, um es gesund zu erhalten [65]).

In Ostfriesland läßt man die Kühe beim ersten Austrieb im Frühjahr als Schutz vor allem Bösen über Salz und Eisen hinwegschreiten, wie man ihnen eben dort auch, wenn sie zum ersten Male Milch geben, in Mecklenburg, wenn sie zum ersten Male ausgetrieben werden, Salz auf den Rücken streut [66]), welcher Brauch sich gleicherweise in Sicilien und zwar für Pferde und Esel, die in einen neuen Stall kommen, vorfindet [67]). In Norwegen füllt man die Glocke, die man sie der Leitkuh umhängt, mit Salz und giebt ihr dieses zu fressen; ferner läßt man drei Nächte die Weihnachtsnacht hindurch ein Häufchen Salz mit einem Holzkreuz darin auf dem Herde gleichfalls für das Vieh stehen [68]). Der Serbe schützt seine Kuh oder sein Schaf vor dem Auswelken durch Andere, indem er die Barzen des Euters mit Salz, Most und Eidotter bestreicht [69]), der Franzose streut es am 1. April in die vier Ecken der Weide, um die Herde vor aller Fährlichkeit zu bewahren [70]); der Este schützt die feinige vor dem Wolfe, indem er Salz in dessen Spur streut, wodurch dieser auf einen andern Weg gewie-

Digitized by Google

sen wird, auch streut wohl der Hirt vor dem Austriebe, indem er seine Herde murmelnd dreimal umgeht, Salz bei dieser Handlung aus[71]).

In Tirol wird am Dreikönigsabend, in einzelnen Gegenden am Stephanstage, Salz geweiht, um es später dem Vieh vor der Auffahrt zur Alm und bei der Rückkehr von derselben zu geben[72]). Das am selben Tage geweihte Salz, welches man mit Weihwasser angefeuchtet und wieder hat trocknen lassen, ist in Schwaben gleichfalls ein beliebtes Heilmittel gegen alle Krankheiten, man schabt davon jedesmal für das kranke Thier ein wenig davon ab[73]). Der Oberbayer legt den geweihten Salzstein, der meist neben seinem Weihbrunnkessel hängt, seinem franken Vieh ins Getränk[74]); der Oberpfälzer giebt in den Rauchnächten seinem Vieh geweihtes Brot und Salz in Verbindung mit Kreide und Grobelkraut als sogenanntes „Gelecker" zum Vorschutz ein[75]). Salz auf Brot zu geben gilt dem Deutschen überhaupt bei bezaubertem Vieh als sicheres Heilmittel[76]), und ebenso wendet der Serbe als Lieblingsmittel gegen alle Krankheiten die Ecke vom Weihnachtsgebäck, auf welche er Salz streut, und welche er alsdann abschneidet, au, wie er auch als Vorbeugungsmittel jedem Stück Vieh nach der Weihnachtsmahlzeit Salz zu fressen giebt[77]). Ein Urtheil des Pariser Parlamentes vom Jahre 1695 legt gewissen zauberberüchtigten Schäfern sogar zur Last, daß sie ihre Schafe mit Salz getauft hätten[78]).

Ob die Beobachtung, daß das Lecken von Salz dem Vieh zuträglich ist und dasselbe vor Krankheiten schützt, wohl bei bemerkt werden mag, daß z. B. auch die Tscherkessen ihrem Rindvieh, Pferden und Schafen häufig Salz zum Lecken geben[79]), die Häufigkeit der abergläubischen Anwendung des Salzes bei den Viehkrankheiten mit bewirkt hat, muß dahingestellt bleiben, bekräftigt wird es diesen Aberglauben aber wohl jedenfalls haben.

Auch sein Saatkorn schützt der Esthe durch Salz, indem er es mit Salzwasser übergießt oder Salz in das erste Saatgefäß streut[80]), der Bewohner der Campine Belgiens durch das von einer Taufe aufgehobene geweihte sogenannte Taufsalz, welches alles Unkraut vom Getreide fernhält[81]); gleichfalls wendet der Ire das Salz beim Säen an[82]). Der Mahore bindet in das Säelaken Brot und Geld oder Brot, Salz und Fenchel hinein und läßt es während des Säens darin[83]). Salz ins Feuer geworfen wandte in Verbindung mit Lärm den Hagelschlag im alten Peru von den Feldern ab[84]).

In Norwegen legt man während des Gährens des Bieres Salz und eine Scheere auf den Deckel des Bottichs, um böse Einflüsse abzuhalten[85]); in Tirol mischt man gern unter den Brotteig eine Kleinigkeit geweihten Salzes, damit er besser ergeht[86]). Scherzhaft sagt man in Deutschland auch wohl, daß man Vögel mit Salz fangen könne, wenn man es ihnen auf den Schwanz streue; der Harzer behauptet sogar, daß diese Fangart beim Wilde, der Odenburger, daß sie beim Altraun anwendbar sei[87]). Das Aufstreuen von Salz, um den Blutigel zum Absaugen zu bringen, was man auch bei uns noch anwendet, führt bereits Plinius als römischen Brauch auf[88]).

Alle Anfechtungen und böse Einwirkungen, welche dem Menschen überhaupt auf seiner Lebensbahn kommen können, vermag Salz, namentlich in Verbindung mit Brot, zu bannen. Drei Brotkrumen, drei Salzkörner, drei Kohlen bei sich getragen schützt gegen Hexerei nach deutschem Glauben, und auch das Amulet des Griechen gegen den bösen Blick, (wogegen gleichfalls die böhmische Mutter der Tochter Salz und Brot in das Kleid steckt) birgt Salz, Kohle und Knoblauch[89]); ein Stück Brot mit drei Körnern Salz einer eintretenden Hexe angeboten, macht sie unschädlich[90]); nach ostfriesischer Ansicht empfiehlt es sich überhaupt, wenn verdächtige Leute im Hause gewesen sind, zur Sicherheit etwas Salz in das Feuer zu werfen[91]). In Rom setzt man an dem gefährlichen Johannisabende eine Schüssel Salz vor die Hausthür, da die Hexe zuerst auch jedes Korn zählen muß, ehe sie das Haus betreten kann, und darüber die Nacht dann meist glücklich hingeht[92]). In Bearn wird, sobald man den unheilstündenden Kauz (chouette) hört, schleunigst Salz in das Feuer geworfen, um die Erfüllung der übelen Vorbedeutung abzuwenden[93]). Sogar den sogenannten Hexenbaher, durch welchen man in der Gewalt des Teufels steht, und von welchem auf eine andere Art man sich nicht befreien kann, vermag man loszuwerden, wenn man ihn in Salz steckt[94]).

Gestohlen Gut wiederzubringen zwingt man den Dieb, wenn man drei Brösteln Brot, drei Sprätlein Salz, drei Brösteln Schmalz, am besten in einem neuen Deckel, über eine starke Gluth legt und dabei folgenden Spruch betet:

„Ich leg Dir, Dieb und Diebin, Brot, Salz und Schmalz auf die Gluth, wegen Deiner Sünd und Uebermuth. Ich leg es Dir auf Lunge, Leber und Herz, daß Dich antommt ein großer Schmerz u. s. w."[95]).

---

[1]) Man vergleiche z. B. Thiers Nr. 30. [2]) Boecler 45. Holzmayer 100. [3]) Boecler 51. [4]) Grimm Nr. 564. Wuttke §. 229, 346. Rochholz. Glaube 2, 212. [5]) Grohmann. Sagen 3. [6]) A. E. Brehm. Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika. Jena 1862. Bd. 2, S. 92. [7]) Bavaria 4 a. 201. Köhler 421. [8]) Wuttke §. 234. Brand 3, 166. Thüringsfeld 2, 130. [9]) Baseler Missionsmagazin 1849, Heft 4, S. 63. [10]) Wei Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 457. [11]) Strackerjan 2, 127. [12]) Wuttke §. 234. [13]) Bavaria 4 b, 348. [14]) Wolf Nr. 14. [15]) Brand 3, 166. K. A. Hagenbach. Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte. Leipzig 1869, S. 352. B. Haug. Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1875, S. 425. Die Mazarenen gebrauchen das Salz bei der Taufe nicht. Pauins 2, 231. [16]) A. Wuttke. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen Bd. 2. Wien 1878, S. 336. [17]) Lammert 172. [18]) Grimm. Mythologie. Anhang. Fränkischer Abergaube Nr. 32. Kuhn. Mark 357. [19]) Scheible. Die gute alte Zeit. Stuttgart 1847, S. 280. [20]) Wuttke §. 306. Grohmann Nr. 1634. [21]) Haupt 2, 151. Anmerkung. [22]) Strackerjan 2, 125. [23]) Köhler 235. [24]) Bavaria 4 b, 369. [25]) A. Erman. Reise um die Erde. Berlin 1833, Bd. 1, S. 521. [26]) Grohmann Nr. 77. Anmerkung. [27]) Boecler 29, 35. [28]) Bavaria 1, 389. [29]) Koehler 237, 429. [30]) Kochler 239. [31]) Wuttke 2, 232. [32]) Wuttke 2, 228. [33]) Wolf. Hausmärchen 2, 79. [34]) Thüringsfeld 2, 137. [35]) Strackerjan 2, 125. [36]) Brand 2, 151, 147. [37]) Brand 2, 153. [38]) Kerl 478. [39]) Brand 2, 213. [40]) Brand 2, 172. [41]) Brand 2, 171. [42]) Wolf-Mannhardt 2, 419. [43]) W. Taylor. A catalogue raisonnés of Oriental Manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857/62. Vol. I, p. 38. Vol. 2, p. 106, 194. [44]) J. A. Dubois. Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde. Paris 1825. Vol. 2, p. 285. [45]) Bavaria 3, 983. [46]) O. Nadde im „Globus" 35, 122. [47]) Kochler 254. Grimm Nr. 846. [48]) Rochholz. Glaube 1, 186. [49]) Grimm Nr. 573. [50]) Wuttke §. 234. (Schlesien.) [51]) Kuhn. Mark 360. Temme 79. Wuttke §. 235. (Schlesien.) Bartsch 2, 146. [52]) Bavaria 2, 308. [53]) Thüringsfeld 2, 130. [54]) Koehler 428. [55]) Bavaria 4 b, 377. [56]) Brand 3, 167. [57]) Grimm Nr. 760. Köhler 428. [58]) Thiers Nr. 24. Bavaria 2, 303. (Oberpfalz.) [59]) Meier 177. Jecklin 2, 183. [60]) Meier 175. [61]) Bartsch 2, 137. Koehler 428. Wolf Nr. 316. Liebrecht 316. (Norwegen.) [62]) Bavaria 4 b., 377. [63]) Wuttke §. 234. Grohmann Nr. 1012. [64]) Grohmann Nr. 1012. [65]) Bartsch 2, 144. [66]) Wuttke §. 233, 234. Bartsch 2, 142. [67]) Angelo de Gubernatis. Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1874, S. 232. [68]) Liebrecht 325. [69]) „Globus" 30, 94. [70]) Thiers Nr. 151. [71]) Boecler 121, 116. [72]) Jüngere Nr. 1137 [73]) Meier 472. [74]) Bavaria 1, 282. [75]) Bavaria 2, 302. [76]) Rochholz. Glaube 2, 45. [77]) „Globus" 30, 72. [78]) Grimm. Mythologie 608. Anmerkung. [79]) J. v. Klaproth. Reise in den Kaukasus und nach

Digitized by Google

Georgien. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 587. [80]) Holtzmayer 104. [81]) Düringsfeld 2, 130. [82]) Brand 3, 168. [83]) Toppen 92. [84]) „Globus“ 28, 302. [85]) Liebrecht 315. [86]) Jingerle Nr. 292. [87]) Wolf-Mannhardt 1, 202. Steacker-jan 1, 397. [88]) Plinius. Naturgeschichte, Buch 32, Kap. 42. [89]) Grimm Nr. 182, 713. Gesbmann Nr. 1128. Nork 548. [90]) Grimm Nr. 570. [91]) Wuttke §. 220. [92]) Düringsfeld 1, 37. [93]) Wolf Nr. 117. Anmerkung. [94]) Wuttke §. 308. Kuhn-Schwartz 470. [95]) Wuttke §. 302 b. (Württemberg.) Albertus Magnus 2, 5.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

II.

Obwohl die Anfänge der Kultivation von Deli kaum zwanzig Jahre alt sind, so schwebt über den Umständen, welche den ersten Anstoß zu derselben gegeben haben, ein gewisses Dunkel. Während von einer Seite gesagt wird, daß eigentlich der Zufall eine große Rolle gespielt hat, wird von anderer Seite zu verstehen gegeben, daß niederländische Beamte, wenn auch der möglichen Einwendungen der Engländer wegen nur indirekt, dabei die Hand im Spiele hatten. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, denn im Jahre 1862 hatte ein officieller Besuch an der Ostküste von Sumatra stattgefunden, welcher den in den Straits Settlements erscheinenden Blättern Veranlassung zu Klagen gab; derartige Aeußerungen wurden übrigens von Zeit zu Zeit laut, wenn die Niederländer entweder irgend wie einen kleinen Vortheil erlangt hatten oder irgend etwas thaten, was den Kaufleuten in Malakka mißfiel. Uebrigens läßt sich die zuerst erwähnte Version ganz gut mit dieser Ansicht vereinigen.

Es war im Jahre 1863, als ein von Deli gekommener Araber sich in Batavia zu einigen Handelshäusern begab, um mit denselben womöglich Verbindungen zur Ausnutzung der, wie er vorgab, ihm in Deli zur Verfügung stehenden Ländereien anzuknüpfen. Der Verwalter einer Anpflanzung auf Java, welcher von diesem Vorgehen Mittheilung erhielt, wußte sich für sein Haus das Monopol für den Einkauf von Tabak und das Urbarmachen von Ländereien von dem Araber, der ungemein günstige Aussichten vorspiegelte, zu verschaffen und begab sich mit ihm nach Deli. Dort fand er sich entsetzlich enttäuscht; es ergab sich nämlich, daß der Araber ein Schwindler der ärgsten Sorte war. Herr Nienhuys (der eben erwähnte Verwalter) sah sich nun auf seine eigenen Kräfte angewiesen, von welchen er, mit Zustimmung des Besitzers der Anpflanzungen, welche er auf Java verwaltet hatte und mit den nöthigen Geldmitteln reichlich von demselben unterstützt, so gut Gebrauch zu machen wußte, daß der Sultan ihm ein Stück Land abtrat, auf welchem er Tabakspflanzungen anlegte. Anfänglich hatte man sehr schlechten Erfolg; im ersten Jahre bekam man nur etwa 3000 Kilo, etwa den vierten Theil des Ertrages, auf den man gerechnet hatte, die aber so schlecht waren, daß man nur einen Preis von 48 Cent per halbes Kilogramm erzielte; dagegen stieg der Ertrag im folgenden Jahre (1865) schon auf 3500 Kilogramm, die à 1,50 Gulden per halbes Kilogramm verkauft wurden. Dies reizte zur Nachahmung; 1867 entstanden drei neue Unternehmungen und 1868 wurden bereits 80 000 Kilogramm nach Europa ausgeführt.

Nun beginnt eine Periode der Entwickelung, wie sie in der Kultivationsgeschichte wohl beinahe unerhört ist; zunächst wurde der Anstoß dazu durch die Errichtung der Deli Maatschappij zu Amsterdam gegeben, an welcher die Niederl. Handelsmaatschappij sich mit der Hälfte des Kapitals betheiligte. Ohne dadurch den Verdiensten anderer Unternehmer zu nahe treten zu wollen, kann man sagen, daß diese Gesellschaft einen mächtigen Zug in die Sache brachte, namentlich weil es ihr glückte, die Einwanderung freier Arbeiter aus China zu bewirken, die in Abtheilungen von zehn und hundert regelmäßig über Singapur und Pinang nach Deli kamen, so daß dem anfänglichen Mangel an Arbeitern ziemlich abgeholfen wurde.

Nach einem Bericht vom Jahre 1871 waren damals schon für 20 Unternehmungen Kontrakte geschlossen; zu denselben gehörten etwa 18 000 Bau (à 500 rheinländische Quadratruthen); der Tabak erzielte gute Preise; außer dieser Pflanze wurden Muskatnüsse und Kokospalmen [1]) angebaut. Im Jahre 1870 waren bereits 3000 chinesische Arbeiter dort; dieselben waren ziemlich unruhig, und als einige derselben einen Mordanschlag auf zwei Unternehmer gemacht hatten, dachte die niederländische Regierung daran, den Rechtszustand zu verbessern.

Hierzu bot sich bald eine weitere äußere Veranlassung. Im Jahre 1872 wurde die Ruhe in Deli ernstlich bedroht; den gewöhnlichen Streitigkeiten der malaiischen Häuptlinge mit ihrem Lehnsherrn, dem Sultan von Deli, hatten die europäischen Niederlassungen neuen Brandstoff zugeführt; der Sultan hatte sich mit den Ansiedlern auf guten Fuß gesetzt und ihre Gegenwart war vortheilhaft für ihn, Grund genug, um den Neid der anderen Häuptlinge zu erwecken und sie den Unternehmungen feindlich zu stimmen; außerdem beklagten sie sich über Verletzung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Ansprüche auf die vom Sultan verniedrigten Ländereien. Einige der Unzufriedenen versammelten einige hundert Malaien und etwa tausend Bataker; erst im Oktober glückte es den Aufstand niederzuwerfen. Die Ruhe wurde jedoch schon wieder im April 1873, diesmal durch atjinesische Stämme, gestört.

Während dieser Zeit traten wichtige Veränderungen ein; Sinf mit allem, was dazu gehörte, wurde unter dem Titel „Sumatras Oſtküſte“ zu einer niederländischen Provinz erklärt, wobei dem Sultan seine Rechte theilweise blieben; doch die Rechtspflege kam in europäische Hände. Zu Deli wurde ein Assistent-Resident eingesetzt; der den Europäern so freundliche Sultan starb und sein schwacher Sohn folgte.

Indessen hatten die Pflanzungen sich mehr und mehr entwickelt. Für eine regelmäßige Verbindung mit Singapur und Pinang war gesorgt worden, die Wege im Innern hatte man verbessert, nur war es schwierig, eine genügende Zahl Arbeiter zu finden. Die Chinesen hatten sich wäh-

[1]) Die Anpflanzung von Palmen wird jetzt für unvortheilhaft gehalten.

Digitized by Google

rend der späteren Unruhen treu bewiesen, doch suchte man in den Straits Settlements die Einwanderung derselben aus Eifersucht zu verhindern [1]). — Im Jahre 1874 schickte man etwa 20 000 Pikul (à 125 halbe Kilogramme) Tabak nach Europa und beschäftigte 4500 Chinesen, 500 Klingalesen und Hindus, sowie 300 javanische Arbeiter. Von diesem Augenblick an erhoben sich verschiedene Schwierigkeiten; diejenige, welche die Entwickelung am nachhaltigsten hemmte, waren die Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Pflanzern über die Behandlung resp. Bestrafung der Arbeiter. Anfänglich hatte man in Deli höhere Löhne bezahlen können als in dem benachbarten Malakka; als jedoch die Bezahlung hier auch in die Höhe getrieben worden war und in Deli selbst die Nachfrage stieg, da war es schwer, die Kulis, welche oft mit 40 Dollar Kosten angeworben waren, zu verhindern, sich den einmal übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Früher hatten die Unternehmer gegen Verletzungen der Kontrakte wachen können, weil Strafbestimmungen hiergegen (wohl nicht immer in formeller, gesetzlicher Weise) angewendet werden konnten; seitdem jedoch die Rechtspflege in den Händen der indischen Regierung ruhte, wurden die Pflanzer gegen kontraktbrüchige Kulis auf eine Entschädigungsklage verwiesen, deren Erfolg natürlich sehr problematisch war. Außerdem verloren die Arbeiter alle Furcht, da sie straflos blieben. Auf der andern Seite kann jedoch nicht geleugnet werden, daß es nothwendig war, die Kulis einzelnen der Pflanzer gegenüber in Schutz zu nehmen.

Doch ich will bei diesen Einzelnheiten nicht länger verweilen, sondern eine Beschreibung des jetzigen Zustandes zu geben versuchen. Die Vergleichung der oben gegebenen mit den näher mitzutheilenden Zahlen wird besser als viele Worte zeigen, wie das Land sich entwickelt hat.

Nach dem Regierungs-Almanach für Niederl. Indien 1882 betrug am 31. December 1880 die Bevölkerung von Sumatras Ostküste 435 Europäer, 110 071 Eingeborene und 29 857 Chinesen; hiervon kommen etwa 400 Europäer, 100 000 Eingeborene und der größte Theil der Chinesen (unter denen auch Hindus und Araber begriffen zu sein scheinen) auf Deli; nach demselben Handbuch bestanden im Jahre 1881 etwa 70 Unternehmungen mit 9300 Bau Anpflanzungen; die Oberfläche derselben hat wieder abgenommen, nachdem man eine Zeit lang, verblendet durch die großen Vortheile, welche einzelne Unternehmungen abwarfen, planlos neue Plantagen in Betrieb gebracht hatte. Obwohl dies nun auch nachtheilig auf das Ganze wirkte, weil durch theilweise schlechtere Qualität die Preise auch mehr oder weniger im Ganzen gedrückt wurden, war doch 1880 der Ertrag $10^1/_4$ Millionen Gulden (1,18 Gulden per halbes Kilogramm), 1879 9 Millionen (1,26 Gulden per halbes Kilogramm). Die Deli Maatschappij theilte für das Jahr 1881 $63^1/_4$ Procent Dividende aus und 50 000 Gulden wurden dem Reservefonds zugeschrieben; die Antheile, die meist in festen Händen sind, waren in der letzten Maiwoche dieses Jahres zu 273 Procent notirt. Schon seit dem 1. Januar 1876 hatte die Regierung sich von den eingeborenen Fürsten den Genuß ihrer geldlichen Ansprüche gegen eine jährliche Rente zu versichern gewußt und hierbei ein recht gutes Geschäft gemacht. Sie zahlte nicht ganz 100 000 Gulden im Jahre und verpachtete die Erhebung der Steuern im ersten Jahre zu 372 000 Gulden; im Jahre 1879 beliefen sich die Ausgaben auf 693 870 Gulden, die Einnahmen auf 1 165 196 Gulden. Allerdings klagen die Pflanzer über die hohen Zölle, mit denen einzelne Ausfuhrartikel belegt sind (z. B. betragen dieselben auf Muskatnüsse circa 10 Proc. und sind im Durchschnitt viel höher als die, welche auf Java bezahlt werden); namentlich aber klagen sie über die Unsicherheit, welche in ökonomischer und finanzieller Beziehung noch vielfach besteht und die der Anlage solcher Pflanzungen, für welche viel Kapital erforderlich ist, die dagegen aber auch ungeheuren Gewinn versprechen (Zucker), im Wege steht, während es allerdings ein bleibender Uebelstand ist, daß Deli für größere Schiffe nicht zugänglich gemacht werden kann. Auch hat die Regierung den Absichtlich von Verträgen zwischen den eingeborenen Fürsten und den Pflanzern von ihrer Billigung abhängig gemacht und im Jahre 1877 hierfür gewisse, zwei Jahre später wieder veränderte Normen aufgestellt. Anfänglich nämlich gaben die eingeborenen Fürsten die Ländereien ganz ohne Entschädigung her; sie suchten und fanden ihren Nutzen in dem indirekten Vortheil, welchen ihnen die Zunahme des Handels, die erhöhten Verpachtungen u. s. w. verschafften; erst im Jahre 1871 fingen auch sie an nach dem Beispiel, welches die Regierung auf Java gegeben hatte, Grundsteuer von den Miether zu verlangen; ähnlich wie es dort geschah, sollte die Steuer erst einige Zeit nach Abschluß des Kontrakts, hier mit dem fünften Jahre und nur für die urbar gemachten Felder, bezahlt werden.

Die durch die Regierung festgesetzten Bestimmungen (s. oben) schreiben vor, daß die Grenzen jeder Unternehmung genau angegeben und die Miethverträge für die Dauer von fünfundsiebzig Jahren abgeschlossen werden sollen. Ferner dürfen die durch letztere erlangten Rechte nicht ohne Genehmigung der Regierung an andere Personen übertragen werden. Wie in ganz Niederländisch Indien darf kein Mohn — des Opiums wegen — gepflanzt werden. Der jährliche Zins soll 1 Gulden per Bau betragen und soll in den ersten Jahren nur $^1/_5$, $^2/_5$, $^3/_5$, $^4/_5$ und erst im 5. Jahre der volle Betrag der Miethe bezahlt werden. Auch dürfen keine Ländereien, welche die Eingeborenen im Gebrauch haben, an Pflanzer abgetreten werden, wenn erstere nicht vollständig entschädigt werden. Die Fürsten sind berechtigt, die Verträge aufzuheben, wenn nicht während der ersten fünf Jahre wenigstens der fünfte Theil des Areals urbar gemacht ist, und bleibt es auch der Bevölkerung vorbehalten, bis zu dem Zeitpunkt der Urbarmachung die Bodenprodukte zu benutzen. Ich habe absichtlich diese Bedingungen etwas ausführlich mitgetheilt, da aus denselben sich ergiebt, wie hindernlich dieselben für den Pflanzer werden konnten; einzelne Veränderungen wurden auch schon nach kurzer Zeit nöthig erachtet, namentlich wurde die Dauer der Pacht und der Betrag der Miethe, welche in jedem Fall zu bezahlen war, dem Abkommen der Betheiligten überlassen. Jetzt wird der Landbau beinahe ausschließlich nach der extensiven Methode getrieben; jährlich wird ein Theil der Ländereien bebaut, die anderen bleiben brach liegen; die Arbeiten geschehen, wo dies möglich ist, im Akkord.

Wenn auch die Unternehmungen größtentheils mit holländischem Gelde arbeiten, so bietet doch die europäische Bevölkerung eine große Abwechselung von Nationalitäten; sowohl die Namen der Unternehmungen als die Geschlechtsnamen der Bewohner deuten dies an; das Vorherrschende fremde Arbeiter heranzuziehen hat dazu beigetragen die Musterkarte, welche Sumatra in ethnographischer Beziehung bietet, noch bunter zu machen. Ich habe oben schon erwähnt, daß die ursprünglichen Bewohner der Küste Malaien, die des Innern Bataker sind; natürlich waren auch, schon ehe die Kultivation einen Anfang nahm, andere Stämme vertreten: Araber, die ja im indischen Archipel überall, namentlich an

[1]) Weil man sie für die Ausbeutung von Zinn gebrauchte.

Digitized by Google

den kleinen Höfen vordringen, Eingeborene der Halbinsel Malakka, die durch Handelsbeziehungen nach Deli geführt waren, Atjinesen, welche aus dem Nachbarlande kamen, Gajos, die aus dem unbekannten Gebirge niedersteigen. Als man Arbeiter nöthig hatte, da suchte man von den anderen Inseln des Archipels, vom Festlande und (wie schon erwähnt) von China die nöthigen Arbeitskräfte zu gewinnen. Die Chinesen stellten hierzu den größten Antheil; namentlich die Deli Maatschappij scheute keine Opfer für diesen Zweck; einer ihrer ersten Beamten begab sich nach China und organisirte dort die Einwanderung. Natürlich trat eine Zeit ein, wo man der Zahl zuliebe allen möglichen Anschluß nehmen mußte, bis man endlich den traurigen Folgen gegenüber stand. Auch machte man Versuche Javanen (namentlich aus der dicht bevölkerten Landschaft Bagelen) zur Einwanderung zu bewegen. Wiewohl dieselben zu den fleißigsten Bewohnern von Java gehören, mißglückten diese Versuche, wie es vorauszusehen war, vollständig. Der eigentliche, angesessene Javane ist viel zu anhänglich an den Boden seines Vaterlandes, als daß er sich entschließen sollte, dasselbe dauernd zu verlassen; wenn er auch manchmal Jahre lang z. B. als Diener eines Europäers im Archipel umherschweift, so bleibt es doch sein Ideal zur Stelle, wo er geboren wurde, zurückzukehren, und nur diejenigen, welche ihre einfache Natur schon mehr verleugnen, sind im Stande ihr Vaterland aufzugeben; es ist daher deutlich, daß diejenigen, welche sich zur Auswanderung entschlossen, nicht zu den Besten ihres Volkes gehörten, so daß Herr Cremer, einer der Leiter der Delisgesellschaft, über diese Einwanderer schrieb: „Jeder besaß mehr Untugenden als zehn chinesische Einwanderer zusammengenommen.“ Durch diese Worte werden sie allerdings sehr schlecht qualificirt. Besser glückte es mit Einwanderern von Baweau, die ihrer Nationalität nach schon einen größern Wandertrieb besitzen, doch wirkten hier besondere Verhältnisse mit; einer der Unternehmer in Deli nämlich hatte eine Zeit lang auf ihrer Insel gewohnt und dort Verbindungen angeknüpft; auch ein in neuerer Zeit gemachter Versuch, Familien aus anderen Theilen Sumatras zu bewegen sich dort niederzulassen, scheint keinen besondern Erfolg gehabt zu haben. Sehr zum Nachtheil der Pflanzer legt die englische Regierung der Anwerbung Eingeborener des festen Landes (namentlich Klingalesen), die als Arbeiter sehr gerühmt werden, große Hindernisse in den Weg.

Wiewohl man die Arbeiter je nach der Art des Volkes, dem sie angehören, in verschiedener Weise verwendet, so scheint es doch, als ob die verschiedenen Racen nicht neben einander bestehen können, namentlich wird die malaiische Race durch die Chinesen unterdrückt. Wie nöthig es übrigens war, daß die Regierung sich mit der Arbeiterfrage ernstlich beschäftigte, zeigten die Unruhen der Jahre 1876 und 1877, bei welchen sich die Arbeiter mehrerer Unternehmungen gegen ihre Herren wendeten; die Schuld darf übrigens durchaus nicht ausschließlich bei ersteren gesucht werden.

Ich glaube im Vorhergehenden genug Einzelheiten erwähnt zu haben, um die Summe ziehen zu können:

Die Schätze von Deli lagen durchaus nicht offen da; weder Gold noch Diamanten wurden da gefunden, sondern der Reichthum war im Boden versteckt, dem er mit Anstrengung und Arbeit abgewonnen werden mußte. Diejenigen, welche zuerst dorthin gingen um dies zu versuchen, waren nicht durch Armeen geschützt, aber sie besaßen ein reiches Kapital an Kenntniß und Erfahrung in Bezug auf Pflanzungen auf tropischem Boden und genügende Geldmittel, sie wußten sich die Gunst des Fürsten, seinen Schutz zu verschaffen und genügende Arbeitskräfte heranzuziehen; das Beispiel der ersten Ansiedler wurde nachgeahmt, es bildete sich eine große Gesellschaft und auch dieser glückte es, trotz der großen Ausbreitung, welche sie ihrem Wirkungskreis gab, alle Hindernisse, namentlich den Mangel an Arbeiterkräften, zu überwinden, während die Schwierigkeiten, die sie an Ort und Stelle traf, obwohl sie nicht gering angeschlagen werden dürfen, doch nicht mit denen verglichen werden können, welche die ersten Schritte, die ersten Versuche der Kultivation auf einem bis dahin noch jungfräulichen Gebiete begleiten.

Man darf hierbei nicht vergessen, daß die ersten Unternehmer ganz freie Hand bei ihren Arbeiten hatten, und daß bei der Deli Maatschappij, wenn ich gut unterrichtet bin, die höheren Beamten durchaus keinen festen Gehalt, sondern nur einen Antheil am Gewinn beziehen. Dies ist ein Umstand, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wenn es wahr ist, daß die beste Staatsform die absolute ist, wenn sie sich nämlich in guten Händen befindet, so ist bei solchen Unternehmungen eine möglichst absolute Gewalt der Leiter eine der ersten Lebensbedingungen — wenn man nämlich den richtigen Mann an die richtige Stelle gestellt hat. — Der Rückschlag, der sich in Deli, allerdings weniger im Ganzen als in Bezug auf einzelne Unternehmungen, gezeigt hat, erklärt sich leicht. Es sind nicht so sehr die Gefahren von der Seite der Eingeborenen, welche die jungen Unternehmungen bedrohen, als vielmehr eigene Ungeschicklichkeit bei der Auswahl der Ländereien, demnach spätere Enttäuschung durch schlechte Ernten und die Eifersucht der Pflanzer, welche bei dem Mangel an Arbeitskräften sogar die Ursache wurde, daß man sich die Arbeitskräfte unter einander abtrünnig machte; dies ist die Erklärung, warum derartige Unternehmungen in schwach bevölkerten, schlecht mit Arbeitskräften versehenen Gegenden nur glücken können, wenn die Leitung in einer Hand liegt, wenn die Unternehmer ein Monopol besitzen.

Eingeengt wurden die Unternehmungen ferner durch die Maßregeln der Regierung. Ich will durchaus nicht die Ansicht aussprechen, daß eine solche Beschränkung beabsichtigt worden wäre, sie wird vielmehr dadurch hervorgerufen, daß die Regierungsbeamten in Bezug auf solche, ihnen großentheils ganz fremde, Verhältnisse nur schwer das Richtige zu treffen verstehen, während außerdem ihre häufigen Versetzungen es ihnen nicht gestatten, sich mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen genügend bekannt zu machen. Dazu kommt, daß sie gewohnt sind dem Eingeborenen gegenüber als Stellvertreter des Generalgouverneurs aufzutreten und mit oder ohne Absicht dieses Standpunkt auch wohl gegenüber einem Pflanzer einzunehmen suchen. Daß die Regierung die für die neu erschlossenen Gebiete erforderlichen Ausgaben so schnell durch die Einnahmen deckte, hat wohl auch der Entwickelung geschadet; noch mehr aber that dies die Unsicherheit, welche in mancher Beziehung auf wirthschaftlichem Gebiete noch bestand; diese Unklarheit, dieses Zögern ist der Krebsschaden, der nicht bloß an Deli nagt.

Es ist nicht zu erwarten, daß eine einzelne Person, welche hinreichendes Vermögen besitzt, dies und die eigene Person an eine Kultivation wagen wird; thut Jemand dies, so ist für ihn die Wahrscheinlichkeit des Erfolges am größten, weil er von allen fremden Einflüssen am unabhängigsten ist; gewöhnlich werden aber nur Gesellschaften über genügendes Kapital verfügen können und für solche Zwecke verfügen wollen. Welcher Fall denn nun auch eintreten mag, das Nothwendigste ist das Studium der Gegend, in der man sich niederlassen will, und der Arbeiterfrage. Kann man ein Monopol bekommen, um so besser; wo nicht, so muß man so viel Boden zu erwerben

Digitized by Google

suchen, daß die anfänglichen Unternehmungen wenigstens weit genug von etwa später kommenden, fremden Nachbarunternehmungen entfernt bleiben, um keine unangenehmen Verwickelungen der Arbeiter wegen befürchten zu müssen. Wie groß oder klein das Kapital sei, man fange mit einer verhältnißmäßig kleinen Unternehmung an; auf fremdem Boden, wo man keine Erfahrung hat, sind dergleichen Unternehmungen immer eine Art Glücksspiel wenigstens im Anfang; Lehrgeld muß man in allerlei Münze bezahlen; je kleiner der erste Einsatz ist, desto länger kann man das Spiel aushalten und desto mehr Mittel hat man zur Verfügung seine Unternehmung auszubreiten, wenn das Spiel eine günstigere Wahrscheinlichkeit bietet, die man zu benutzen gelernt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mehr als fünf Jahre nach dem Tode Hermann von Barth's werden wir noch durch eine nachgelassene Arbeit von ihm überrascht, die der als Alpenforscher wohlbekannte A. Waltenberger fortgesetzt, ergänzt und herausgegeben hat: Orographie des Wettersteingebirges und der Mieminger-kette (Augsburg, Lampart 1882, Pr. 6 M.). Freiherr von Barth ist der Erste gewesen, welcher die gewaltigen Bergketten zwischen Fernpaß und Achensee wissenschaftlich erforscht hat; „er war es, der mit kühner Unerschrockenheit, ohne das wichtige Hülfsmittel verläßlicher Karten, ohne Führer, ganz und gar auf eigene Willenskraft sich stützend, als begeisterter Alpenfreund Spitze um Spitze eroberte und vor keinem Hinderniß zurückschreckte, wenn es galt, topographische Probleme zu lösen und neue Einblicke in den Bau und die Anordnung der Bergketten zu gewinnen." Bei seiner Abreise nach Afrika gab v. Barth seine Aufzeichnungen an Waltenberger, welcher jetzt den ersten Theil des Werkes, die Orographie des Wetterstein- und Karwendel-Gebirges, in die Oeffentlichkeit bringt, nachdem er das in Rede stehende Gebiet wiederholt selbst bereist hat. Dasselbe ist dadurch kartographisch, orographisch und touristisch vollkommen erschlossen und gehört nun zu den bestbekannten Theilen der Alpen. Unter den fünf Karten sind Tafel 1: Das Wettersteingebirge und die Mieminger Kette. Von A. Waltenberger (1 : 125 000. Mit Isohypsen in Abständen von 200 zu 200 Meter) und Tafel 3: Die Zugspitze, ein sehr feiner plastischer Kupferstich, von besonderm Werthe; bei beiden Karten sind die officiellen Aufnahmen durch Messungen und Skizzen der beiden Autoren vielfach verbessert worden.

— In der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1882, Heft 3) giebt Prof. Heinrich Kiepert auf vier Kartenblättern die Details der neuen griechisch-türkischen Grenze, wie sie von der internationalen Kommission in den Monaten Juli bis Oktober 1881 vermessen worden ist, und daneben die daselbe Gebiet resp. Theile desselben betreffenden Routiers von Reisenden, wie Leake 1836, Henzey 1860, Lalov 1861 bis 1862, Heinrich Barth 1865, Lejean 1867, Gorceix 1872, de Gubernatis 1879, gewissermaßen eine illustrirte Geschichte der Fortschritte, welche die kartographische Darstellung von Thessalien und Südostepirus in diesem Jahrhunderte gemacht hat. Aber alles, was diese Reisenden und die Kommission haben leisten können, bezieht sich doch nur auf schmale Streifen Landes, und noch genug bleibt dort im Südosten Europas zu thun, ehe wir sagen können, daß uns diese klassischen Landschaften durchweg bekannt sind. Prof. Kiepert berechnet die neue griechische Erwerbung auf rund 243 geogr. Quadratmeilen; davon sind circa 23 Quadratmeilen jetzt durch die Grenzkommission aufgenommen worden, weitere 53 (mit einzelnen Lücken) im obern thessalischen Becken durch Ingenieur Lalov im Auftrage von Napoleon III., und etwa 4 (südlich von Larissa) durch Rekognoscirungen österreichischer Offiziere, zusammen etwa 80 Quadratmeilen oder ungefähr ein Drittheil des Ganzen. So bleiben immer noch zwei Drittheile des neugewonnenen Gebietes zu vermessen, und davon ist wiederum nur die kleinere Hälfte im östlichen Thessalien und durch die Beobachtungen von privaten Reisenden (der Engländer Gell und Dodwell, des Franzosen Maizières und des Dänen Ussing) in ihren Hauptzügen einigermaßen bekannt geworden. Leider aber ist keine Aussicht vorhanden, daß das finanziell nicht gerade glänzend situirte Griechenland in nächster Zeit die Mittel finden wird, um diese Gebiete aufzunehmen und so der Wissenschaft eines civilisirten Staates nachzukommen. Läßt es sich doch durch Deutschland die Karte der Umgebung seiner Hauptstadt herstellen! — Die vierte der Kiepert'schen Karten, welche die Ausdehnung der verschiedenen Aufnahmen vor Augen führt, verzeichnet daneben sämmtliche Dörfer mit türkischen Namen, aber anderthalb Hundert an Zahl, welche zumeist der Ebene und dem flachern Hügellande angehören. Diese türkischen Ansiedelungen in Thessalien sind älter als die osmanische Eroberung: bereits im 10. Jahrhundert wurden diese Türken von den byzantinischen Kaisern aus Kleinasien herbeigerufen; daher ihr Name „Koniarden"; von der Seldschuken-Hauptstadt Konia. Die meisten dieser Dörfer sind in ihrer Bevölkerung sehr herabgekommen oder haben jetzt trotz dem türkischen Namen wieder griechische Bevölkerung, deren große Masse sich im Mittelalter in die unliegenden Bergländschaften zurückgezogen hatte. Außer diesen Türken finden sich im Pindos-Gebirge und am Oberlaufe des Aspropotamo und Arta die meist stark bevölkerten Gebirgsdörfer der gleichfalls im Mittelalter eingewanderten Kutzowlachen oder Zinzaren, welche im Hause ihren romanischen Dialekt bewahren, aber daneben aus Rücksichten des Verkehrs sämmtlich Griechisch sprechen. Beide Nationalitäts-Bruchtheile aber, Türken wie Wlachen, werden vorausschtlich dem griechischen Elemente gegenüber nicht lange Stand zu halten vermögen, so daß bis zum Schlusse des Jahrhunderts die volle Nationaleinheit innerhalb der neuen griechischen Grenzen hergestellt sein dürfte.

Inhalt: Das heutige Syrien XIX. (Mit sechs Abbildungen.) — Francis Bingham: Ueber die Versümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern II. (Schluß.) — C. Haberland: Das Salz im Volksglauben I. — E. Meyger: Deli auf Sumatra II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. (Schluß der Redaktion 1. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Neben der Quelle el-Tschedi finden sich Ruinen einer Mühle und mehr dem Strande zu die von zwei ziemlich tiefen antiken Bassins. Zahlreiche sonstige Mauerreste führen von Terrassen her, auf denen einst Weinreben und Obstbäume gezogen wurden; von den Palmen, die nach Josephus in alter Zeit hier gediehen, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Küstenebene im Süden der Quelle wird heute von den Rscheide-Beduinen, die zu dem großen Stamme der Ta'amirah gehören, mit Getreide, Durrah und besonders mit Gurken, die rasch reifen und in Jerusalem sehr gesucht sind, bebaut. In den Bergen der Umgebung giebt es außer Gazellen zahlreiche Steinböcke, deren knotige Hörner in Jerusalem zu Dolchgriffen verarbeitet werden, dann Panther, Hyänen, Füchse, Schakale und viele magere, hochbeinige Hasen. Prächtig ist die Aussicht von Ain Tschedi: man übersieht das Todte Meer fast in seiner ganzen Ausdehnung, nach Norden das Ras Feschkah und die Einmündung des Jordan, nach Osten die hohen Steilränder von Moab mit der Stadt und Festung Kerak und die große, weit in das Meer vorspringende, flache und stumpfige Halbinsel Lisan (d. i. Zunge). Gegen Süden ist der Ausblick durch den finstern Berg des Kaiser Sebbeh, das als Masada bald nach der Zerstörung Jerusalems eine so hervorragende Rolle gespielt hat, beschränkt. Im Westen erinnern die hohen Steilabfälle, zerrissen und kahl, an Alpenlandschaften, und hier wie in den Alpen wecken Scharen von Krähen (Corvus affinis) das Echo mit ihrem heisern Krächzen. Erst am Abend wird alles ruhig und friedlich; majestätisch steigt der Mond empor und übergießt die spiegelglatte Fläche des geheimnißvollen Salzsees mit seinem Lichte, und das Murmeln der Ziegenquelle ist das einzige Geräusch, das das Schweigen der Nacht unterbricht.

Von Ain Tschedi an wird das Land wüster; es sitzen dort bis zum Südende des Todten Meeres die Dschellahin, welche zur Zeit von Lortet's Reise sich in offenem Kampfe mit dem Pascha von Jerusalem befanden und sich an das Ostufer des Meeres zurückgezogen hatten. Dank diesem Umstande ließ es sich ermöglichen, einen Ausflug nach Masada zu machen, ohne den Nomaden den üblichen schweren Tribut dafür zu bezahlen; doch galt es sehr schnell zu reisen, alles Gepäck zurücklassen und nur Waffen, Instrumente und Decken mitzunehmen. Sobald der Tag anbrach, saß die Gesellschaft zu Pferde; sie bestand aus Lortet, dem Dragoman nebst zwei seiner besten Diener, dem einzigen Scheich Goblan und vier seiner Aduan-Beduinen. Der Weg führt zuerst durch die Trümmer der antiken Ortschaft Engeddi und tritt dann in eine steinige Wüste. Es riecht dort stark nach Schwefelwasserstoff, ohne daß irgendwo Thermalquellen zu Tage treten; wahrscheinlich fließt das Mineralwasser in geringer Tiefe unter dem Steingerölle, wie ein an manchen Stellen aufsteigender weißlicher Dampf anzudeuten scheint. Um 10 Uhr legte man sich in Wadi-el-Chalil hinter einen großen Felsblock und nahm das Frühstück ein. Weiterhin verbreitert sich der Strand zu

Digitized by Google

einer weiten Ebene, die mit hohen grünlichgrauen Sandhügeln bedeckt ist; dieselben sind nach allen Richtungen hin von Schluchten durchschnitten und bieten den denkbar malerischesten Anblick dar: von Weitem glaubt man eine große Stadt mit Straßen, Plätzen, Palästen, Thürmen und Kirchen zu sehen. Welche atmosphärischen Agentien dem Sande eine so sonderbare Gestaltung gegeben haben, ist schwer zu sagen. Diese Sedimente bestehen aus zahlreichen Lagen grünen Mergels abwechselnd mit salzhaltigen Schichten, in denen linsenförmige Gypsmassen eingeschlossen sind; daraus folgt, daß in früheren Zeiten das Todte Meer einen höhern Wasserstand als heutzutage gehabt hat. Später haben dann die Winterregen diese relativ jungen Gebilde nach allen Seiten hin durchfurcht. Die klimatischen Bedingungen dieser Gegenden sind heute ganz andere als früher; wahrscheinlich sind in einer weit zurückliegenden Zeit die jetzt trockenen Wadis, welche in das Todte Meer münden, ansehnliche Gießbäche gewesen und es hat der Jordan denselben eine sehr große Wassermenge zugeführt.

Nun erhebt sich schon zur Rechten die hohe Felsenpyramide es-Sebbeh, deren Gipfel die Ruinen Masadas trägt. Die Gegend ist eine vollständige Wüste; es fiel nicht schwer, in einer Schlucht eine Stelle aufzufinden, welche für die Nacht einen sichern und angenehmen Aufenthaltsort abgab. Sobald am folgenden Morgen das erste fahle Tageslicht sich zeigte, begann die Gesellschaft den Burgfelsen zu Fuße zu erklettern. Von Westen her ist der Aufstieg vielleicht bequemer; aber da man keine Zeit zu verlieren hatte, versuchte man es von Norden her auf dem vielfach gewundenen Pfade, den Josephus wegen seiner zahllosen Zickzacks die „Schlange" nennt. Mit vieler Anstrengung erreichte man so einen schmalen schwierig zu überschreitenden Damm, welcher von Westen her nach dem Burgfelsen hinüberzieht; nach de Saulcy ist das derselbe, welchen der römische Feldherr Flavius Silva errichtete, um auf ihm seine Belagerungsmaschinen an die Mauern der von den aufständischen Juden besetzten Festung heranzubringen. (Auf unserer zweiten Abbildung ist dieser sattelförmige Damm, welcher einen vorgelagerten Hügel, auf welchem sich Silva's Lager befand, mit dem Hauptfelsrücken verbindet, deutlich zu erkennen.) Hat man den Damm oder besser dessen Reste überschritten, so muß man noch etwa 25 Meter steil am Abhange des Burgfelsens hinaufklettern, um einen Rundgang und gleich darauf einen fast spitzbogenförmigen Thorweg, der aus dem Mittelalter herrührt, zu erreichen. Damit steht man auf der Gipfelfläche, welche fast allseitig 360 Meter senkrecht abstürzt; ihre Länge beträgt 550 Meter, ihre Breite 180 bis 230 Meter. Der Rand war ringsum durch eine theilweise noch wohl erhaltene Mauer befestigt, die Nordspitze des Plateaus trug einen großen viereckigen Thurm; und daneben einen runden; an zwei Stellen, im Norden und im Centrum, haben sich Cisternen erhalten. Ebenda finden sich die Reste eines mit Mosaiken geschmückten Gebäudes, vielleicht einer byzantinischen Kapelle; überhaupt weisen die noch vorhandenen Ruinen darauf hin, daß der Felsen im Mittelalter bewohnt gewesen ist, wenn auch keine der erhaltenen historischen Quellen davon spricht. Die Trümmer im Norden und Westen scheinen der Zeit Herodes des Großen anzugehören, welcher diese Marktabäerfeste aufs Prächtigste schmückte und fast uneinnehmbar machte. Ihre Hauptrolle spielte sie dann, wie gesagt, nach der Zerstörung Jerusalems, als sich Eleazar mit seinen Sicariern des wohlverproviantirten Platzes bemächtigte und darin lange den Römern trotzte. Der römische Feldherr ließ, nachdem er den ganzen Felsen in weitem Kreise mit Schanzen und Wällen umgeben hatte,

Die Wüste über Ain Dschidi (Engeddi).

Digitized by Google

jenen Damm aufschütten und auf demſelben ſeine Belagerungsmaſchinen an die feindlichen Mauern heranbringen. Aber als Breſche gelegt war, errichteten die Juden einen Wall aus einer doppelten Reihe von Balken und füllten den Zwiſchenraum mit Erde und Schutt. Nun gelang es den Römern dieſe Mauer mit Fackeln anzuſtecken; doch drohte der herrſchende Nordoſt ihre eigenen Maſchinen in Brand zu ſetzen und ihre Stellung unhaltbar zu machen, als der Wind plötzlich umſprang und den Wall in helle Flammen ſetzte. Als die heroiſchſten Anſtrengungen des Feuers Herr zu werden vergeblich blieben, beſchloſſen die Belagerten, ſich ſelbſt den Tod zu geben: zehn Männer, durch das Loos erwählt, mußten alle übrigen, 960 Männer, Weiber und Kinder, ermorden; dann brachte einer von ihnen die übrigen neun um, ſteckte den Palaſt und das Zeughaus an und erdolchte ſich ſelbſt. Nur zwei Frauen und fünf Kinder hatten ſich in einem Keller verborgen und blieben am Leben. Sonſt fanden die einrückenden Römer am nächſten Morgen nur Leichen, Aſche und Trümmer.

Nach wenigen Stunden Aufenthalts trat Lortet mit ſeinen Gefährten nothgedrungen den Rückweg nach Ain Tſchedi an, wo er nach einem ſcharfen ermüdenden Ritte um zehn Uhr Nachts anlangte und den folgenden Tag ruhte.

Das Todte Meer, das dritte große Becken, in welches der Jordan ſeine Waſſer ergießt, nimmt den tiefſten Theil einer gewaltigen Depreſſion ein, welche unter dem Namen

Maſada, von Weſten geſehen.

Ghor ſich etwa von 33° bis zu 31° n. Br. hinzieht. Bei Jericho weichen die Steilränder des Ghor etwas von der nordſüdlich verlaufenden Are des Ghor ab, aber weiterhin laufen ſie wieder parallel, ſo daß die Breite des Todten Meeres in ſeiner ganzen Längenerſtreckung ungefähr dieſelbe (16 Kilometer) iſt, abgeſehen von den beiden abgerundeten Enden und von der bis zu drei Viertheilen der Breite vorſpringenden Halbinſel Liſan, welche die große nördliche von der kleinen, faſt kreisrunden, ſüdlichen Hälfte trennt. Seine Länge (75 Kilometer) kommt etwa derjenigen des Genfer Sees gleich; das ſüdliche Ende iſt eine ſumpfige Tiefebene, welche während der Regenzeit unter Waſſer ſteht. Seine mittlere Tiefe beträgt 329 Meter, die größte 399 Meter abſolut oder 793 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, während das ſüdliche Becken nirgends tiefer als 3,6 Meter iſt. Uebrigens wechſelt ſein Spiegel ſehr je nach den Jahreszeiten, wie man ſofort an den mit Salz bedeckten Bäumen am Ufer erkennt, und im Winter oder der Regenzeit erhöht er ſich meiſt um ein Bedeutendes. Zu Ende der Tertiärzeit war er viel höher, als heutzutage; denn man hat 106 Meter über der heutigen Oberfläche an den Bergabhängen Mergellager gefunden. Auch die einmündenden Flüſſe waren einſt anſehnlicher; das beweiſen die umfangreichen Buchten, welche ſie ſich an der Oſt- und Weſtküſte ausgewaſchen haben. Sein Waſſer iſt zwar klar, aber nicht ſehr durchſichtig; unter gewiſſen atmoſphäriſchen Bedingungen iſt es ſehr ſchön blau, meiſt aber grünlich, wohl in Folge der darin enthaltenen Salze. Unter allen bekannten Waſſern hat es die größte Dichtigkeit, dabei einen abſcheulichen, bitterſalzigen, öligen Geſchmack wegen

Digitized by Google

Ghawarineh-Beduinenfrauen.

Digitized by Google

der Magnesia- und Sodasalze, deren Procentsatz übrigens in den einzelnen Jahreszeiten ein verschiedener ist. Bei der Jordanmündung ist er geringer, als weiter südlich, nach der Sommerhitze größer, als kurz nach der Regenzeit. Wegen seiner großen Dichtigkeit ist auch seine Tragfähigkeit eine bedeutende; ein Mensch schwimmt darin ohne alle Anstrengung, kann sich aber nicht rasch vorwärts bewegen, da seine Beine sich nutzlos ganz an der Oberfläche des Wassers abmühen. Die in dieser bergigen Gegend oft heftigen Windstöße werfen mitunter langsam und schwerfällig ziemlich hohe Wellen auf, die sich jedoch ihrer Schwere halber sehr schnell wieder legen. Bekannt ist, daß im Todten Meere kein organisches Wesen, weder Pflanze noch Thier, lebt; aber die Erzählung der Alten, daß die aufsteigenden Dünste jedem Menschen und Thiere tödtlich seien, ist eine Fabel. Wohl aber ist das untere Jordanthal, welches ein überaus heißes Klima und stagnirende Gewässer besitzt, im Herbste von intermittirenden Fiebern heimgesucht; und die Ghawarineh, die Bewohner des Thales und vielleicht die elendesten von allen Anwohnern des Salzmeeres, tragen deutlich die Spuren des Sumpffiebers zur Schau; aber die Nähe des Todten Meeres hat damit nichts zu schaffen.

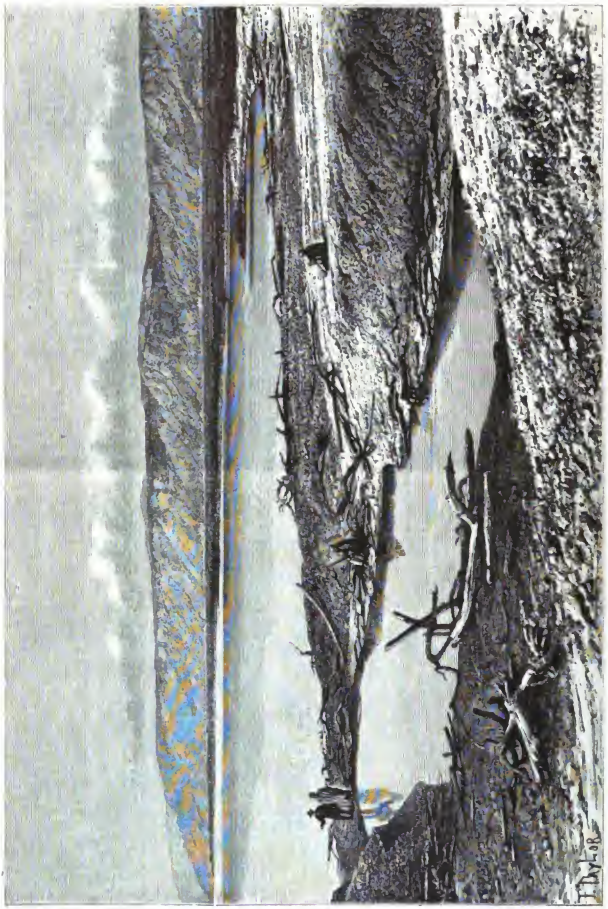
Seit alten Zeiten schwimmen ab und zu auf der Oberfläche des Sees große Massen Erdpech, wovon er im Alterthum den Namen des Asphaltites lacus erhalten hat. Die Araber behaupten, daß sich das Bitumen besonders nach Erdbeben zeige, wie in den Jahren 1834 und 1837, wo sie schwimmend sich der Erdpechmassen bemächtigten und dasselbe in Jerusalem zu etwa 72 Pf. das Pfund verkauften. Wahrscheinlich ballt sich das aus den Felsen ausgeschwitzte Bitumen am Grunde des Sees zusammen und wird dort durch Erdbeben losgerissen. Triftram und Lartet haben im Wadi Mahawat (im Südwesten des Sees) reiche Asphaltquellen gefunden, deren Produkt durch Zusammenballen von Gesteinstrümmern, Geröll und Sand ein merkwürdiges, bituminöses Konglomerat bildet. Auch Schwefelstücke bis zur Größe eines Kinderkopfes finden sich oft am Ufer und dienen den Arabern zur Pulverbereitung.

Die alte Hypothese von Letronne und Berton, daß der Jordan einst in den Meerbusen von Akabah mündete und dann durch Hebung des zwischenliegenden Landes davon abgeschnitten wurde und das Todte Meer bildete, ist durch die Untersuchungen von Louis Lartet und Bigues beseitigt worden; nirgends haben sie im Süden des Todten Meeres Spuren von Muscheln oder Korallen gefunden, welche auf einen frühern Zusammenhang des Jordanthales und des Rothen Meeres deuteten. Vielmehr ist das Jordanthal und das Todte Meer durch eine gewaltige Spalte entstanden, deren tiefste Stelle alle Gewässer des Jordan und der Gießbäche von Osten und Westen aufnahm. Diese Dislokation hat wahrscheinlich in sehr alter Zeit (geologisch gesprochen) stattgefunden, d. h. lange vor der Bildung der Kreideformationen, welche die Berge Juda's und Moab's zusammensetzen. Daß der Spiegel des Salzsees einst höher stand, wurde schon erwähnt; daß derselbe auch damals keine Lebewesen barg, ergiebt sich aus der Abwesenheit animalischer Reste in den jetzt hoch über dem Wasserstande des Todten Meeres erhaltenen Niederschlägen. Möglich, daß die Entstehung der Vulkane in Dschalan (östlich vom Oberlaufe des Jordan) eine Anzahl Zuflüsse des Jordan abgeschnitten hat, ein Schicksal, was auch der wasserreiche Nahr Kasimijeh bei Tyrus gehabt zu haben scheint. Ferner ist durch Gletscherschliffe, Moränen u. s. w. nachgewiesen, daß Libanon und Antilibanon einst von Gletschern bedeckt waren, deren Schmelzen lange Jahre hindurch die Ströme und damit das Todte Meer hat anschwellen lassen. Steigt doch dasselbe noch heutigen Tages während der Schneeschmelze um ein ganz Bedeutendes.

Nach einem ganzen Ruhetage bei Ain Dschedi kehrte Lortet längs des Westufers des See's nach Norden zurück und lagerte nach einem sehr anstrengenden Tagemarsche am ersten Abend bei Ain Ghueir, einer zwar kleinen, aber guten und frischen Quelle. Ringsum erheben sich kahle, öde Berge und Felsen, welche durch Erdbeben und durch die abwechselnde Wirkung der heißen Sonnenstrahlen und der kalten Nächte in wunderbare Formen zerrissen und zerklüftet sind. An Pflanzen findet sich dort fast nichts, nur einige stachlige Eichen und die sehr aromatische Artemisia judaica, welche in Europa als Mittel gegen Insekten verwendet wird, und die die Absinth-Fabrikanten bestimmt ausbeuten werden, wenn der Orient erst einmal dieses verstuchte Gift zu konsumiren beginnt. Frisch gestärkt setzte man am nächsten Morgen die Wanderung längs der Küste fort, kreuzte nach drei Stunden das Wadi en-Nar, überstieg dann das Borgebirge el-Feschkah und freute sich von dort oben des weiten Ueberblicks über den Salzsee. Durch Wadi Gumran, dessen Namen man fälschlich mit Gomorrha in Verbindung gebracht hat, erreichte man bei Ain el-Feschkah wieder das Ufer und einen Platz zum Nachtlager. Am dritten Tage folgte man zunächst noch demselben Wege, welchen man einige Tage zuvor in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte. Ueberall zeigte das Ufer Spuren der winterlichen Ueberschwemmung: in großen Massen von mehreren Metern Höhe lagen Baumstämme, durch das Salzwasser geschwärzt, auf dem Lande, vom See durch Sandhügel und tiefe Lagunen getrennt. 200 m vom Ufer erhebt sich eine kleine Insel, Redschûm-Lût, nur wenig über die Fluthen; sie scheint durch die Trümmer eines alten ganz zerstörten Gebäudes gebildet zu sein. Prächtige weiße Reiher stolzirten darauf umher, sicher vor dem Schusse. Jetzt entrollte sich das ganze nördliche Ende des Todten Meeres vor den Blicken der Reisenden, ein ovales Becken, in dessen Mitte die gelben Wasser des Jordan sich durch zwei von Sümpfen eingeschlossene Arme ergießen. Die Ufer derselben und die vorliegenden Sandbänke sind mit leeren Schalen von Melanopsis praemorsa, M. costata und M. Saulcyi und zahllosen todten Fischen bedeckt, welche fast alle den verschiedenen Species von Chromis angehören, welche Lortet im Tiberias-See und im Jordan gefangen hat. Dieses Genus scheint besonders empfindlich gegen das salzige und bromhaltige Wasser des See's zu sein; sobald sie, von den Wellen des Jordan herabgeführt, in den Bereich des Salzwassers gerathen, kommen sie an die Oberfläche, kehren bald den Bauch nach oben, sterben rasch und bilden dann für eine Menge Raubvögel, Geier und Raben willkommene Beute.

Die beiden Flußarme sind an der Mündung etwa 50 m breit und nur 1 m tief; doch ist es wegen des tiefen Schlammes unmöglich, den Strom dort zu durchfahrten. Der Weg wendet sich vielmehr vom Flusse, den ein dichter Waldstreifen begleitet, ab in die sandige, mit kleinen Dünen und stellenweise mit Salz bedeckte Ebene, biegt endlich nach Osten um und führt zu dem Platze el-Helu, wo Pilger und Reisende das herkömmliche Bad zu nehmen pflegen. 300 bis 400 m breit dehnt sich zu beiden Seiten des Flusses ein Wald von hohen Bäumen, Gebüschen und Rohr aus; er besteht zumeist aus Pappeln (Populus Euphratica), Weiden, Tamarinden, Agnus castus, Elaeagnus, Arundo donax und anderen. Zu mehr als 2 m Höhe bemerkt man an und auf diesen Bäumen Büschel von Gras und Rohr, welche das Hochwasser dort zurückgelassen hat. Alsdann ist die Ebene des Ghor weithin überschwemmt, wenn auch die

Digitized by Google



Das nördliche Ende des Todten Meeres.

Digitized by Google

Hauptſtrömung des Fluſſes ſtets ſich zwiſchen den ſenkrecht abfallenden Ufern hin bewegt. Wie ſtets im Frühling iſt das Waſſer des Jordan gelb und voll erdiger Beſtandtheile, dabei aber friſch und angenehm zu trinken. In ſeinem Mittellaufe hat er bis 12 Fuß Tiefe und eine ſo ſtarke Strömung, daß von den badenden Pilgern oft einer oder mehrere ertrinken. Im Sommer dagegen, wenn der Schnee an ſeinen Quellen verſchwunden iſt und der Regen aufgehört hat, iſt das Waſſer des Jordan faſt klar und durchſichtig, wenn auch nicht vollkommen; denn er führt ſtets von dem an ſeinen Ufern abgeſetzten Schlamme mit ſich. Es iſt dann von dunkelgrüner Farbe und von ſehr angenehmem Geſchmacke.

Gegenüber der Badeſtelle auf der andern Seite des Fluſſes ſcheinen die Abfälle von regelmäßigen, in Terraſſen angeordneten Schichten gebildet, welche aus einem gelben und grauen Sande beſtehen, einer Ablagerung des Todten Meeres aus jener Zeit, wo es noch einen großen Theil des untern Jordanthales bedeckte. Von dieſen etwa 20 m hohen Abhängen beobachteten einige Beduinen die Lortet'ſche Ka-

Die Terraſſen des Jordanthales.

rawane mit Neugier; da ſie nur allzu große Neigung verſpüren, einzelne Reiſende auszuplündern, ſo thut man gut, ſich in dem dichten Uferwalde nur wohlbewaffnet oder in größerer Geſellſchaft zu ergehen. Auch häßlichen Thieren kann man dort begegnen, namentlich zahlreichen giftigen Vipern (Echis arenicola), denen einer von Lortet's Leuten beim Suchen nach Molluskken in dem Flußgeſchiebe beinahe zum Opfer gefallen wäre. Dieſe gewöhnlich im Sande hauſenden Schlangen haben hier, wo ſie ſtets der Gefahr ausgeſetzt ſind, durch plötzliches Anſchwellen des Jordan erſäuft zu werden, die ſonderbare Gewohnheit angenommen, ſich um ziemlich hoch befindliche Zweige zu wickeln und auf den Baumſtämmen ſich zu verbergen. Den zahlreichen Fiſchen im Fluſſe ſtellen blaurückgelbe Eisvögel von großer Federpracht (Alcyon Smyrnensis) nach, welche mit großer Geſchwindigkeit über das Waſſer hinſtreichen oder unbeweglich auf Baumwurzeln ſtehend den Fluß beobachten, um mit der Geſchwindigkeit eines Pfeiles ſich in denſelben zu ſtürzen, ſobald ſie eine Beute erblicken. Nie kehren ſie ohne einen Fiſch in dem ſtarken koniſchen Schnabel zurück. Leider ſind ſie ſelbſt ſehr ſcheu, und es fiel Lortet ſchwer, einige Exemplare für ſeine Sammlung zu ſchießen.

Digitized by Google

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

I.

Die beiden ersten Abschnitte befanden sich bereits im Drucke, als mir eine in dem „Niewv. Rotterd. Ct." vom 9. September 2. Blatt aufgenommene Korrespondenz aus Deli in die Hände kam, welche sichtlich von einer mit den dortigen Verhältnissen genau bekannten Person in neuester Zeit geschrieben ist, weshalb ich mir erlaube zur Ergänzung und Bestätigung der Vorhergehenden derselben einige Mittheilungen zu entnehmen.

Es sind zunächst die schon vorher angedeuteten Klagen über die Reinigung, welche hier schärfern Ausdruck finden: „Wiewohl Deli jetzt schon seit zehn Jahren dem Staatsschatz einen jährlichen Reinertrag von etwa tausendhundertausend Gulden eingebracht hat," sagt der Korrespondent, „sucht man bis heute noch vergebens nach brauchbaren Wegen, Gefängnissen, Hospitälern, Offizier- und Beamtenwohnungen, die sich in gutem Zustande befinden, einer brauchbaren Apotheke, gutem Trinkwasser, hygienischer Aufsicht und einer guten Schule. Während unsere Regierung in unserm ganzen Archipel mit einem über jedes Lob erhabenen Eifer für das Wohlergehen ihrer Unterthanen sorgt, und nur ein geborener Murrkopf unzufrieden bleiben kann, vernachlässigt [illegible] die [illegible] rechte von Deli."

Die (durch mich) hier spatirten Worte dürfen wohl [illegible] nicht wörtlich genommen werden, als auch an anderen Orten durch die dort angesiedelten Pflanzer ähnliche Klagen ausgesprochen werden, ohne daß die, welche dieselben äußern, auf das Prädikat „Murrkopf" gerade außergewöhnliche Ansprüche erheben könnten; vielleicht aber sind sie auch ironisch gemeint.

Ueberdies begründet der Korrespondent die eben gegen die Regierung ausgesprochenen Klagen näher und fragt dann: „Kann diese Vernachlässigung auch etwa durch die Furcht erklärt werden, daß Deli in Zukunft seine Vortheile abwerfen, sich nicht noch weiter entwickeln werde?" Diese Vermuthung weist er auf Grund folgender Betrachtungen zurück:

Es ist wahr, daß die Tabaksfelder nur einmal in zehn Jahren eine gute Ernte liefern; doch vorerst ist noch Land im Ueberfluß vorhanden, so daß die Pflanzer jedes Jahr ein neues Stück für eine neue Ernte anpflanzen können; zweitens aber brauchen die Felder nicht neun Jahre lang brach zu liegen, nachdem einmal Tabak auf denselben geerntet ist; übrigens haben alle Pflanzer ihre Ländereien auf fünfundsiebzig Jahre in Erbpacht, und der beste Beweis dafür, daß sie nicht beabsichtigen ihre Niederlassungen vor Ablauf dieser Zeit aufzugeben, liegt darin, daß die sehr solide „Deli Maatschappij" fortfahren fortwährend Gebäude und Gartenanlagen anzulegen, Eisenbahnen, Tramways und Telegraphen vorzubereiten und anstatt augenblicklich möglichst großen Nutzen zu ziehen, große Opfer bringt, um ihrem Besitz größern, dauernden Werth zu verleihen. Die Gesellschaft macht auch Versuche mit anderen Anpflanzungen als Tabak, und zeigt sich in jeder Beziehung als die größte und unternehmungslustigste der dort bestehenden Associationen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, dem Korrespondenten bei einem Besuch des Etablissements der „Deli Maatschappij" zu folgen.

Vier Stunden Wegs — unter gewöhnlichen Umständen nämlich — liegt Medan, das Hauptetablissement der Gesellschaft, von Labuan-Deli entfernt; der Weg befindet sich, wie alle öffentlichen Straßen, in einem gewissen Naturzustande; ist es trocken, so wird der Staub lästig, die Unebenheiten des Weges drohen das Fuhrwerk, in dem die Reisenden gewöhnlich diese Strecke zurücklegen, umzuwerfen und das Auge sieht rechts und links nur verfallene, schmutzige Gebäude; doch wenn kein besonderes Unglück eintritt, kann man den Weg wirklich in vier Stunden machen. Der Korrespondent der Niewv. Rotterd. Ct. jedoch hat den Weg zurückgelegt, nachdem ein tropisches Gewitter denselben Tags zuvor tüchtig durchweicht hatte; im Allgemeinen genügt übrigens das Wort „durchweichen" nicht, wenn es sich darum handelt, den Zustand anzudeuten, in den ein niedriger Küstenstrich, wie der zwischen Labuan-Deli und Madan durch die Regenzeit versetzt wird. Man kann dann höchstens sagen, daß der Boden bis zu einer anschnlichen Tiefe in Brei verwandelt ist und daß in dieser Tiefe der festere Grund eine solche Glätte an der Oberfläche besitzt, daß Menschen und Thiere nur langsam und zwar mit größter Anstrengung auf demselben vorwärts kommen können. Unser Reisender brauchte daher auch neun Stunden, um die Reise zu machen; zweimal schlug sein Wagen um, dreimal blieb er im Schlamm sitzen; den halben Weg hat er zu Fuß, bis an die Knie im Schmutz watend, zurücklegen müssen! Auf einmal erhob sich an der Seite des Weges ein prächtiger Park, dann kam ein breiter Seitenweg, der zu einer schönen Villa, der Wohnung des erst... Beamten der „Deli Maatschappij", führte. Hieran schließen sich neue Gärten, in denen sich sieben für die anderen Beamten bestimmte Villen befinden.

Nicht weit davon steht der „Toko" der Gesellschaft. Es ist das ein Laden, aber ein Laden, in dem zienlich Alles feilgehalten wird; man wird kaum einen Artikel nennen können, der nicht in jedem bessern indischen Toko vertreten wäre. Schinken, Bürste, konservirte Lebensmittel, Schuhwichse, Nähnadeln, Hosenknöpfe, Bijoutterien, Brillanten, Kleiderstoffe (echt und nachgemacht, von Seide und von Kattun), Wagen, Sättel und Pferdegeschirr, Laternen, Lampen und Kaffeemühlen, Stereoskope, Musikdosen und Propsenzieher, Champagner, Genever und Petroleum, Holloway-Pillen, Striegeln und Kartätschen, Revolver, Jagdgewehre, chinesisches und europäisches Feuerwerk, Kleider, Porcellan und Schuhe — doch ich will aufhören, diese Probe wird genügen um zu zeigen, daß alle Arten europäischer Läden in einem indischen Toko vertreten sind, um so mehr als meine Worte durch den Korrespondent bestätigt werden. Er sagt von dem Toko, dessen Eigenthümerin die Gesellschaft ist: „Ihr könnt hier alles bekommen, alles ist wohlfeiler als anderswo, da nur soviel Gewinn genommen wird, wie für die Unterhaltung der Einrichtung nöthig ist." Die Verkäufer stehen mit festem Gehalt im Dienst der Gesellschaft, sind verpflichtet, die Käufer gut zu bedienen und wer-

Digitized by Google

den einer strengen Kontrole unterworfen. Sie sorgen dafür, daß keine gegründete Klagen gegen sie vorgebracht werden können. Dieser Toko verschafft nicht nur allen Beamten der Gesellschaft, sondern allen Bewohnern von Medan sehr große Vortheile: da nämlich das Unternehmen auf Aktien gegründet ist, steht es jedem Europäer frei, sich mit einem kleinen Kapital an demselben zu betheiligen, wodurch er das Recht erhält, seine Einkäufe dort zu machen und sich so aus den Händen der Chinesen und Kleinhändler (bei denen natürlich sehr hohe Preise bezahlt werden müssen) zu helfen. An diesen Toko schließen sich weitere Beamtenwohnungen, das Haus des Doktors, des Apothekers, alle Häuser sind nach der augenehmen indischen Gewohnheit in einem nett angelegten, geräumigen Garten gelegen, daneben ein Hospital, so gut angelegt, so reinlich und hübsch, wie nur eins in der Kolonie zu finden ist. Uebrigens ist dies nur die Hauptniederlassung der Gesellschaft; sie besitzt eine große Anzahl Plantagen, die als Muster dienen können und die Bewunderung eines jeden Sachverständigen, der sie besucht, erregen werden. Trotzdem die Gesellschaft, wie sich aus dem vorigen Aufsatz ergiebt, für ihre Theilhaber sorgt, sorgt sie auch gut für ihre Beamten; daß sie im Verhältniß zu der Höhe, bis zu welcher die Antheile gestiegen sind, wenig Procente ausgetheilt hat, erklärt sich genügend durch die großen Arbeiten, welche sie unternommen, und die Vorarbeiten, welche sie für andere Arbeiten machen läßt. Jetzt läßt sie durch einige Ingenieure die Entwürfe für die Anlage einer Eisenbahn von Labuan Deli über Medan nach Timbang Langkat anfertigen und hat die Koncession für dieselbe nachgesucht. Bei der niederländisch-indischen Regierung dürfte dies Gesuch wohl keine Schwierigkeiten finden, doch ist es die Frage, ob wohl der Sultan seine Zustimmung geben wird. Für die Anlage der Eisenbahnen nämlich würde es nöthig sein, einen Theil des Deliflusses abzudämmen und nun fürchtet der Fürst, daß hierdurch der Fischfang, welcher eine Einnahmequelle eines Theils seiner Unterthanen bildet, werde benachtheiligt werden. Es würde wünschenswerth sein, daß der Sultan zu bewegen wäre, diesen Bedenklichkeiten keinen zu großen Einfluß einzuräumen, denn die Eisenbahn würde nicht nur für die „Zeit Maatschappij" und die anderen Pflanzer, sondern auch für die Regierung bedeutende Ersparnisse — der Korrespondent berechnet die Verminderung der Ausgaben, die allein für die Regierung hieraus entstehen würde, auf monatlich dreitausend Gulden — nach sich ziehen. Nicht mit Unrecht ist Deli das Niederländische Kalifornien genannt worden; große Vermögen sind da schon erworben worden und obwohl die Tabakpreise sehr gefunken sind, befindet doch noch immer die Gelegenheit, dort sein Glück zu machen; dies ist übrigens nicht der einzige Grund für die scherzweise Anwendung des Namens „Kalifornien"; mehr noch hat man ihn der Niederlassung wegen des eigenthümlichen Durcheinander, in welchem die verschiedenen Nationen hier leben, gegeben. Niederländer, Engländer und Deutsche sind die am stärksten vertreten, doch auch Franzosen und Italiener trifft man dort an. Die Hauptsprachen, welche dort gesprochen werden, sind niederdeutsch und malaiisch; eigenthümlich ist es wie schnell die Fremden sich diese Sprachen anzueignen suchen. Selbst die Engländer lassen ihre unglückliche Gewohnheit sich nur in ihrer Muttersprache auszudrücken dort fahren; ein sehr gutes Beispiel geben die Damen in dieser Beziehung, die auch durch ihr Bestreben, das Leben durch Höflichkeit und freundliches Entgegenkommen angenehm zu machen, den Herren als Muster dienen. Unter solchen Umständen hat sich dort Zufriedenheit und häusliches Glück in hohem Maße entwickelt; der Besucher hat etwa sechzig europäische Plantagen gesehen und überall Gastfreiheit, gesellschaftlichen Umgang und Komfort gefunden, wie man nur da treffen kann, wo Reichthum und Glück vereinigt sind; und daß eine verheirathete Frau sich hier glücklich fühlt, kann nicht anfallen; sie besitzt hier Alles, was Reichthum in Ostindien verschaffen kann, und durch die Ausdehnung einer solchen Haushaltung herrscht sie in derselben wie eine Fürstin in ihrem Reich.

Der Berichterstatter giebt nur eine flüchtige Skizze, die auch ich nicht weiter auszuführen gesucht habe, weil sie so, wie sie ist, meiner Ansicht nach deutlich beweist, in welchem Zustande sich die Kolonie nach verhältnißmäßig kurzem Bestehen befindet; man sieht deutlich, man hat es hier nicht mit einer Ausnutzung des Bodens à tout prix, sondern mit einer wirklichen, dauernden Niederlassung zu thun, wenn auch die Personen, wie dies in den Tropen nicht anders sein kann, leider oft zu schnell, wechseln, was unter Umständen nicht ohne Einfluß bleibt.

Das Salz im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

II.

Verlorenes wiederzufinden hilft etwas Salz auf den Ofen gestreut [1]). Geld schützt das Beilegen von Salz und Brot vor dem Wegholen durch böse Leute oder den Drachen, welcher es seinen Freunden zuträgt [2]). Reist der Bewohner des Lechrains über Land, dann bricht er ein Stückchen von dem an der innern Oeffnung des Ofens hängenden und ans geweihtem Salz, Weihrauch und Mehl bestehenden Salzsteine ab und verzehrt es, um auf der Reise vor allem Unglück geschützt zu sein [3]). Sein Schiff, wenn es durch bösen Blick oder neidischen Ausdruck behext ist, entzaubert der Eh'ste wieder durch Salz [4]). Den Zorn seines Herrn suchte er früher durch Baden mit besprochenem Salze abzuwenden [5]). Namentlich heilkräftig ist es ihm gegen den als Werk zwerghafter Geister betrachteten Hautausschlag, wie überhaupt in der ehstnischen Volksmedizin das besprochene Salz innerlich und äußerlich angewendet eine große Rolle spielt [6]). Ueberhaupt findet sich bei allen europäischen Völkern, besonders ausgeprägt z. B. auch bei den Serben, der Glaube an die Schutz- und Heilkraft des Salzes in Krankheiten in den mannigfaltigsten Zügen bei den verschiedensten Gelegenheiten wieder, sei dieses nun in Folge seiner würzenden Kraft, wodurch es als lebenfördernd erscheint, wie Wuttke [7]) will, oder seiner das Todte vor Verwesung schützenden Eigenschaften, wodurch ihm ein Princip

Digitized by Google

des Lebens unentbehrlich erscheint, wie Hehn [8]) meint, oder aber überhaupt seiner der Zauberei und Geisterbosheit widrigen Kraft wegen.

Sahen wir schon in den meisten bisher angeführten Fällen, wenn wir im Auge behalten, daß fast jedes Unglück, jede Widerwärtigkeit vom Aberglauben auf den Einfluß und die unmittelbare Einwirkung bösgesinnter Geister oder übernatürlich begabter feindseliger Menschen zurückgeführt wird, wie das Salz die Macht dieser beiden Schadenstifter vernichtet und ihnen durchaus antipathisch ist, so bietet sich uns auch noch ein anderes Zeugniß für die nähere Beziehung, in welcher das Salz zu der Geisterwelt als ihr entgegengesetzt steht. Der Hexenküche und den Mahlzeiten der Hexenzusammenkünfte mangelt ebenso wie den Speisen der Nixen völlig das Salz [9]) — indeß sagt man in Tirol, daß die Hexen, wenn sie kein Salz haben und kochen wollen, auf Besen nach Hall fahren, um es dort zu holen [10]), wie ebenso auch die „salzgen Fräulein“ es von dort her beziehen [11]) — und wenn jemand es zu den dabei servirten unschmackhaften Speisen verlangt, dann ist sofort der ganze Hexenspuk verschwunden [12]). Ganz ebenso verschwindet auch die Pferdekenle oder das sonstige Fleischstück, welche der wilde Jäger beim Nachruf hinabwirft, sofort, wenn man ihn auffordert auch Salz zu dem Braten zu bringen [13]). Zur Beherung verwendete Speisen dürfen daher auch nie gesalzen werden [14]); denn die Kraft des Salzes würde sofort den beabsichtigten Zauber zu nichte machen. Wie es die Hexenspeisen in ihre wirkliche Gestalt auflöst, so zwingt es auch, wie man im Kaukasus glaubt, alles durch übernatürliche Kraft in eine andere Form Verwandelte in seine ursprüngliche Gestalt zurück [15]), welcher Glaube in einer Volkssage der Insel Man wiederkehrt, die von einem sich in das Nichts auflösenden Zauberpalaste durch das Fallenlassen von Salz auf den Boden erzählt [16]).

Auch eine prophetische Kraft wird dem Salz im deutschen Volksglauben zugeschrieben und gern verwendet er es zu Blicken in die Zukunft. In Franken legt man Nußschalen mit Salz gefüllt auf die Thürschwelle und liest aus dem Trockenbleiben oder Naßwerden derselben auf glückliches oder unglückliches Ausgang [17]); in der Mark, in Mecklenburg und Thüringen setzt man am Sylvesterabend, im Voigtlande auch am Andreasabend, Salzhäufchen vermittels eines Fingerhutes oder einer Tasse für jedes Familienglied auf den Tisch; fällt eines davon bis nächsten Morgen um, so stirbt der Betreffende in dem Jahre [18]). In der Oberpfalz bedeckt man das an diesem Abend im Hause für jedes Mitglied gemachte Häufchen mit einem Glase und erkennt in dem Feuchtwerden den nahen Tod des Betreffenden [19]); auch in der Gegend von Hof legt man das Gewicht auf das Zerfließen des Salzes [20]). In Schlesien deutet Salz bei der Sylvesterbefragung, wo man Sand, Salz und Grünes zur Auswahl stellt, auf Reichthum [21]). Ob eine Schwangere einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen wird, erfährt man am leichtesten, wenn man ihr im Schlafe etwas Salz auf den Kopf streut und dann beobachtet, ob sie nach dem Erwachen zuerst einen männlichen oder weiblichen Namen nennt [22]). Legt man einem Kranken Salz in die Hand und schmilzt es, so deutet dies auf tödtlichen Ausgang nach französischem Volksglauben, dem sich der mecklenburgische anschließt, nach welchem man zu diesem Zwecke mit Salz in der Hand in das Zimmer des Schwerkranken treten muß [23]); dem Kleinrussen zeigt auf die Erde gestreutes Salz die Fußspuren des Vampyrs, welcher das Haus besucht hat [24]). Die beliebteste Anwendung in Deutschland ist aber die zur Erforschung der Witterung des kommenden Jahres: man bestreut zu diesem Zwecke in der Christnacht zwölf aus einer Zwiebel geschnittene Stückchen oder auch zwölf Zwiebelschalen mit Salz und bezeichnet durch jede einen Monat; der Monat, dessen Schale nun am andern Morgen den größten Feuchtigkeitsgehalt zeigt, wird sich durch die größte Nässe anzeichnen, und so die übrigen Monate je nach dem Feuchtigkeitsgehalt des betreffenden Häufchens [25]).

Böses Omen ist in Deutschland, England und Frankreich, auch bei den Basken, das Verschütten von Salz; man verschüttet damit sein Glück, hat Schelte, bissige Reden von Personen, welche ungerufen die Stube betreten werden, Verdruß und Unglück zu erwarten; namentlich muß man sich hüten es wieder aufzuraffen; indeß wendet den Verdruß ab, wenn man sofort etwas von dem Salz hinter sich oder aus dem Fenster wirft [26]). In England ebenso wie auch auf Kephalonia deutet man das Salzverschütten ferner noch auf Freundschafts- und Liebesbruch [27]); als ein unglückliches Vorzeichen wurde es früher in England auch gehalten, wenn jemand einer andern Person beim Salzen der Speise half [28]). Am Rhein vermuthet man von einem Mädchen, welches das Salzfaß aufzusetzen vergißt, daß es keine Jungfrau mehr sei [29]); wer gern Salz ist, gilt im Voigtlande als verliebt [30]), und allgemein sagt man in Norddeutschland, daß man aus versalzenem Essen auf eine verliebte Köchin rückschließen könne. Einen noch schlimmern Hader im Hause als das einfache Salzverschütten verursacht indeß nach schwäbischer Anschauung das Verschütten von Pfeffer [31]); in anderen Gegenden von Deutschland scheint man letzterm Unfall keine Bedeutung beizumessen.

Homer erwähnt nirgends des Salzes beim Opfern und auch später erfolgte noch in Griechenland das Verbrennen der Opfereingeweide ohne Zusatz von Salz in Bewahrung des Gebrauchs der Altvorderen, während im Gegensatz der römische Brauch beim Opfer, welches aus gemahlenen Körnern bestand, das Salz verlangte [32]); das Opferschrot, welches die drei ältesten Betalinnen dreimal jährlich bereiteten, mußte Salz als wichtigsten Bestandtheil enthalten, und die heilige Salzlake, welche wegen ihrer Heiligkeit durch das Zwölftafelgesetz bei dem Todesopfer sogar verboten war, wurde den Göttern als ein ihnen angenehmes Gericht bei den Küssenbreitungen vorgesetzt [33]). Auch das mosaische Gesetz schrieb es für die Speiseopfer mit den Worten vor: „Und alle deine Speiseopfer sollst du mit Salz salzen und sollst das Bundessalz deines Gottes nicht fehlen lassen an deinem Speiseopfer; bei allen deinen Opfergaben sollst du Salz darbringen [34]).“ Späterhin bestimmte auch der Talmud, daß kein Tisch ohne Salz sein solle, weil geschrieben stände: „In allen deinen Opfern sollst du Salz opfern [35]).“ Die Garos in Bengalen füttern die Opferthiere, wenn sie vor dem Opfer um den Altar geführt werden, mit Salz [36]).

Ohne Salz müssen in manchen Gegenden Deutschlands die Fastnachtsbrezeln, welche wohl an Stelle eines ursprünglichern Opferkuchens getreten sind, gebacken werden [37]), ebenso wie auch in Algier das Fleisch, welches vom Opfer für die Djhinns, deren böse Einwirkungen man dadurch abwenden will, stammt und welches in der Dunkelheit gegessen wird, ohne Salz gekocht sein muß [38]).

Dagegen bringt man in Tirol dem Ofen ein Salzopfer, damit es keinen Verdruß im Hause gebe [39]), opfert man in Niederösterreich dem Winde Mehl und Salz am Blasiustage, damit er in der Heuernte nicht wehe [40]), und aus denselben Stoffen auch wohl noch unter Beisügung von Butter besteht in Böhmen das Opfer für die im Wirbelwind dahinfahrende Melusine, welches man ihr als Speise in den Ofen wirft oder hinter das Fenster stellt oder auch durch dasselbe hinauswirft [41]). Der böhmische Ausdruck für Ster-

Digitized by Google

ben „mit der Melusina Salz lecken“ [42]) wird sich gleichfalls auf ein Salzopfer für dieselbe beziehen und seine Erklärung darin finden, daß nach heidnischer Anschauung die Seelen der Geistorbenen im Sturmwind von der Erde geführt werden. Auch der Finne, dessen Salzbeschwörer früher in großem Rufe standen [43]), sucht sich die Moahinen, eine Art kleiner Naturgeister, welche sich namentlich gern unter den Schwellen aufhalten, beim Beziehen eines neuen Hauses durch ein Opfer von Salz, Malz und Brot geneigt zu machen [44]). Bei der Einweihung in die Aphroditenmysterien auf Cypern hielt jeder Einzuweihende neben einem kleinen Phallos auch etwas Salz in der Hand [45]).

Die Anwohner des Tanganikasees in Afrika streuen sich bei den Opfern für die auf den Vorgebirgen hausenden gefährlichen bösen Geister Salz auf den Kopf und werfen auch davon ins Wasser [46]); die getauften Neger in Angola glauben geweihtes Salz essen zu müssen, um sich gegen die Rache ihrer verlassenen Götter zu schützen [47]), und ebenso liegt vielleicht auch dem niederösterreichischen Brauche, in das Feuer, wenn es brummt, was als ein Winseln der armen Seelen aufgefaßt wird, Salz zu werfen [48]), ursprünglich der Gedanke eines Verschenckens der Seelen, deren Wiederkommen ja überall gefürchtet wird, zu Grunde, wenn wir nicht annehmen wollen, daß man ihnen selbst dadurch einen Schutz angedeihen lassen wollte.

Als religiöse Sahung tritt das Verbot des Salzgenusses in den Religionen der Aegypter, Perauer und Juder auf. In Aegypten war es den Priestern, nach Plutarch als ein Erzeugniß des von ihnen mit dem Prinzip des Böſen in Verbindung gebrachten Meeres, weshalb es auch „Schaum des Typhon“ genannt wurde, überhaupt [49]), in Peru nur bei ihren allerdings sehr häufigen Fasten untersagt [50]), bei den Chibchas auch den muthmaßlichen Thronfolger, welcher eine ganz mönchische Erziehung erhielt [51]). Im Judenlande durfte die Amerwandten des Todten drei Tage lang nach der Verbrennung der Leiche kein Salz, so wenig als anderes Gewürz berühren [52]); auch bei verschiedenen Bußen ist die gleiche Enthaltung gefordert [53]); ein bestimmtes Gebäude der Asketen besteht im Nichtwürzen ihres Reismahles mit Salz [54]). Das einzige Mahl, welches am Vortage des Fastens, am ersten Monatstage, gestattet ist, muß gleichfalls ohne Salz zubereitet sein [55]). Dem Schüler ist der Genuß von Salz nach der Regel des Apastamba untersagt; Mann sowie Yajnavalkya führen es dagegen nicht mit unter den ihm verbotenen Genußmitteln auf [56]). Ein Brahmane, welcher wagt mit Salz zu handeln, verliert sofort seine Kaste [57]); die Fabrikation desselben ist ihm gleichfalls untersagt [58]). Nicht künstlich zubereitetes Salz ist den Göttern in den Opfern genehm [59]); nach Apastambas Gesetzbuch ist es aber nicht gestattet mit Salz gemischte Nahrung als Feneropfer zu bringen [60]). Der bereits oben besprochene Gegensatz des Salzes zur Geisterwelt scheint in diesen verschiedenen Opfervorschriften und rituellen Gebräuchen wenigstens theilweise gleichfalls mitzuspielen, wenn uns auch eine nähere Einsicht in die Gründe dieser rituellen Vorschriften nicht mehr möglich ist; die mosaischen mögen sich vielleicht durch einen gewollten Gegensatz zum ägyptischen Götzendienst mit erklären.

Als ein Symbol der Unfruchtbarkeit, hergenommen von der Oede salzhaltigen Bodens, erscheint das Salz in dem römischen Brauche, Stätten der Zerstörung, welche nicht wiederbebaut werden sollten, mit Salz zu bestreuen, wie dies beispielsweise Hadrian nach der zweiten Eroberung Jerusalems mit der Stelle, wo der Tempel gestanden, thun ließ [61]), und in der griechischen Sage von mythischen Dämonen, welche den Boden durch Salz unfruchtbar machten, wobei wohl eine Beziehung auf Meerüberfluthungen anzunehmen ist [62]). „Schwefel und Salz, ein Brand sein ganzer Boden, der nicht besäet wird und nichts trägt“ lautet die Drohung des Moses wider das Land der Israeliten, wenn sie dem Gesetze Jehovas nicht folgen wollen [63]), und, wie Hadrian später, streute bereits Abimelech Salz auf die Stätten zerstörter Städte. Die Volksheilkunde des Harzes kennt ein Streuen von Salz in fließendes Wasser als Mittel gegen das Fieber, welches dadurch auf so lange gebannt wird, als dieser Same nicht aufgeht [64]); sonst aber erscheint derartiges Salzsäen nur in der Chronik der Calenburger und ihrer Geistesgenossen. Indeß kommt auch der japanische Volksglaube, ein Streuen von Salz Seitens der nach einer gewissen heiligen Stätte wallfahrenden Pilger, um sich von verschiedenen Leiden und Beschwerden zu befreien, vor [65]).

Der Nichtgebrauch des Salzes als eines unnützen, unpassenden oder schädlichen Stoffes findet sich bei manchen Völkern, und sogar bestimmte schädliche Einwirkungen des Genusses desselben werden von ihnen angegeben. So berichtet eine ältere Quelle von den Tataren, daß sie das Salz verschmähten, weil es dem Sehvermögen zuwider sei [66]), und die Aleuten schieben die Dauerhaftigkeit und Güte ihrer Sehskraft gleichfalls auf den Nichtgebrauch des Salzes, vor dem sie einen förmlichen Widerwillen haben [67]). Die Eingeborenen von Brasilien behaupten, daß durch Einführung des Salzgenusses sich ihre Zahl sehr vermindert habe [68]). Die Bewohner des Königreiche Karagwch (Centralafrika) verkaufen keine Milch an Leute, welche Salz, ebensowenig an solche, welche Bohnen essen, da sie annehmen, daß dann die Kühe behext werden [69]). Im Uebrigen sind aber die Afrikaner große Freunde des Salzes und der ausgedehnte Handel, welcher sich von den natürlichen Ablagerungsstätten des Salzes durch weite Gegenden hinzieht, zeugt von der Beliebtheit dieses Genußmittels. Natürlich können nur die Bemittelten sich in fernab gelegenen Gegenden dieses Genußmittel verschaffen [70]), während der Aermere nur in seltenen Fällen einmal diese Delikatesse zu kosten bekommt.

Das Ansehen, in welchem das Salz steht, macht es auch zu verschiedenen ceremoniellen Handlungen geeignet, indem es dieser eine größere Kraft verleiht. Der Grieche benutzte es, um das Wasser, welches zur Reinigung Blutschuldiger gebraucht wurde, kräftiger dazu zu machen [71]), wie er gleicherweise auch dem Meerwasser, von dem Euripides sagte, daß es alle Sünden des Menschen abwasche, eine besondere reinigende Kraft zuschrieb [72]), und wie auch der Katholik sein Weihwasser noch durch Salz kräftigt [73]). Im japanischen Sintokultus erscheint eine Reinigung durch Salz neben solchen durch Wasser oder Feuer vor dem Gebet oder dem Betreten des Tempels [74]). Die Salzburger Protestanten stellten 1731 beim Schwur, lieber zu sterben als ihrem Glauben abtrünnig zu werden, die Schwörfinger in Salz [75]), wie auch in England im 17. Jahrhundert der Genuß von Brot und Salz vor Ableistung eines Eides üblich war [76]). Der Beduine verbürgt ebenso wie der Beluische durch Zusammenessen von Salz dem Fremden seine Gastfreundschaft; bei manchen Stämmen allerdings nur auf einen Tag, da so lange nur das Salz im Magen ist [77]), eines der frappantesten Beispiele dafür, wie sinnlich der Naturmensch die Bedeutung symbolischer Handlungen aufzufassen pflegt. Ebenso ist bei den Slaven das Darreichen von Brot und Salz die allgemeine Bewillkommungszeremonie, und so konnte bereits das alte Testament, in welchem der Bund Jehovas mit Israel ein Salzbund genannt und von dem Bundessalze Jehovas geredet wird [78]), ebenso wie das alte Griechenthum die symbolische Beziehung des Salzes auf Freundschaft und Treue [79]). Das Salz des Herrn essen ist noch

Digitized by Google

jetzt wie schon im alten Testament im Orient volksmäßige Bezeichnung eines Dienstverhältnisses, und einen undankbaren Diener nennt man mit Bezug hierauf wohl einen Besteller seines Salzes [80]). Die größte Ehre und Freundschaftsbezeugung Seitens eines Fürsten im alten Rußland war das Senden vom Salz seiner eigenen Tafel an den Auszuzeichnenden [81]).

Die vielfachen übernatürlichen Dienste, welche das Salz dem Menschen dem Volksglauben nach leisten kann, bedingt auch bei ihm wie beim Brote eine gewisse Heiligthaltung, wenn auch nicht in dem Maße wie bei diesem. Bereits Homer [82]) nennt es das göttliche und Plato im Timäus einen gottgeliebten Körper [83]); es vergleich es der Grieche auch wohl mit den Chariten und nannte es nach ihrem Namen, weil sein Zusatz die meisten Speisen dem Geschmacke angenehm und reizend mache [84]), oder er betrachtete es, wie Plutarch thut, als die Seele, welche sich mit dem todten, einen Theil einer Leiche bildenden Fleische verbindet und ihm dadurch Reiz und Wohlgeschmack giebt [85]). Nach dem Tyroler Glauben ist es überhaupt Eigenthum der Engel, gerade wie der Schwefel des Teufels ist [86]). Unsere Vorfahren glaubten sogar die Gegenden, welche von einem salzführenden Fluß durchströmt wurden, dem Himmel näher und dort gesprochene Gebete daher am wirksamsten [87]), und stritten öfter mit Erbitterung um heilige Salzquellen [88]); nach der Eddalage wurden auch die Götter aus salzigen Eisblöcken durch die Kuh Audhumbla hervorgeleckt [89]). Bei den Orientalen tritt dieses hohe Ansehen des Salzes gleichfalls mehrfach auf [90]). Das Spielen mit Salz, sowie das Forschzülten anderswohin als ins Feuer verbietet der oldenburgische Volksbrauch, welcher auch gleich dem mecklenburgischen für jedes unnütz verschüttete Körnchen Salz eine Stunde, einen Tag oder auch ein Jahr, auch wohl sieben Jahr Strafe von der Himmelsthür zudiktirt [91]); in Oesterreichisch-Schlesien muß leichtfertig verstreutes Salz nach dem Tode gesucht werden, bis daß die Augen bluten [92]). Bei den Römern erstreckte sich diese Heiligthaltung des Salzes auch auf das Salzfaß, welches in der Familie vererbte, also die Geschlechter verband und als kostbarer Besitz auch aus kostbarstem Stoffe gefertigt war [93]), und welches, gerade wie man auch noch jetzt bei den Wenden der Lausitz fast stets auf dem Tische ein Salzfaß stehen findet [94]), gleichsam als ein beständiges Zeichen der Penaten den Tisch hütete [95]).

Schlußwort.

Unsere kleine Wanderung durch das Gebiet unseres Volksglaubens hat uns wohl hinreichend gezeigt, wie reich in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes, namentlich in der Landbevölkerung, noch Anschauungen sind, welche uns ältere Zeiten überliefert haben und welche in treuer Bewahrung auch den folgenden Generationen wieder überliefert werden, wie manches sinnige Brauch sich noch an die tägliche Nahrung knüpft, wie dem scheinbar Gleichgültigen des täglichen Lebens tiefere Bedeutung untergelegt wird, bedeutsame Folgen ihm zugeschrieben werden. Brot und Salz, es ist der Volksanschauung nicht nur Kost und Würze, es sind ihr noch Stoffe, welche eine althergebrachte Heiligkeit umfließt, welche nicht wie andere Gegenstände behandelt werden wollen, vielmehr eine gleichgültige, ehrfurchtslose Behandlung an der frevelnden Person, an seiner Familie, an seiner Wirthschaft zu rächen verstehen, dagegen aber, wenn mit ihnen umgegangen wird, wie es der Brauch der Altvorderen erheischt, reichen Segen in Haus und Hof zu bringen vermögen. Manche Kraft ist ihnen eigen, welche richtig angewendet Heil dem Kranken, Gedeihen dem Acker und dem Viehstande, Vorwärtskommen in der Wirthschaft verleiht; schützend stehen sie zwischen dem Gläubigen und den ihn von allen Seiten bedrohenden bösen Einflüssen und von der Geburt bis zum Tode begleiten sie ihn als segenbringende, freundliche Genien.

---

[1]) Grohmann Nr. 1644. [2]) Grimm Nr. 6. [3]) Leoprechting 221/2. [4]) Holzmeyer 112. [5]) Boecler 145. [6]) Holzmeyer 26. Boecler 145. [7]) Wuttke §. 133. [8]) B. Hehn, Das Salz. Eine kulturgeschichtliche Studie. Berlin 1873. §. 11. [9]) Grimm. Mythologie 590. Grimm. Sagen 1. 74. Vonbun 93. Wolf-Mannhardt 2, 67. [10]) Jingerle Nr. 528. Dieser Zug findet sich bereits in einem Gedichte des Mittelalters, welches Grimm (Mythologie 587) mittheilt. [11]) Wolf-Mannhardt 4, 150. [12]) W. Mensel. Die verschriftliche Unterblickleistehre. Leipzig 1870, Bd. 1, S. 184 (nach Prätorius). Bedin führt als Grund der Abneigung des Teufels gegen das Salz an, daß dieses ein Zeichen der Ewigkeit sei und nach göttlichem Befehl in allen Opfern gebraucht wurde. Bernd 2, 171. [13]) Kuhn. Westfalen 2, 10. Kuhn-Schwartz 182, 427. Wittschel 2, 84. A. Gisel. Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871, S. 118. [14]) Wolf-Mannhardt 2, 71. Im Voigtlande indeß suchen die Hexen am Walpurgisabend gerade etwas Salz zu borgen, weil sie dadurch Nutheil an dem Ertrage der betreffenden Wirthschaft erlangen. Koehler 375. [15]) A. v. Harthausen. Transkaukasien. Leipzig 1856, Bd. 1, S. 318. [16]) Brand 3, 167. [17]) Wuttke §. 71. [18]) Wuttke §. 74. Koehler 366. Bartsch 2, 257. Wittschel 2, 176. [19]) Bavaria 2, 342. [20]) Köhler 381. [21]) Wuttke §. 81. [22]) Wolf-Mannhardt 3, 329 (17. Jahrhundert). [23]) Thiers Nr. 45. Bartsch 2, 123. [24]) Wolf-Mannhardt 1, 264. [25]) Bavaria 3, 342, 1 b., 378. Wolf Mannhardt 1, 240. Wuttke §. 74. Wittschel 2, 180. Meier 468. Grohmann Nr. 629. Vonbun 131. Kuhn-Schwartz 404. Peter 261. In Oberfranken benutzt man einfach sechs handvolle Zwiebeln ohne Salz, welche man Weihnachtsvorabend bis zur Beendigung der Frühmette auf dem Tisch stehen läßt; die Knollen, welche sich während dieser Zeit mit Wasser gefüllt haben, deuten auf feuchte Monate. Bavaria 3, 308. [26]) Grimm Nr. 64. Grohmann Nr. 1611, 1612. Thiers Nr. 43. Brand 3, 165, 233. Peter 256. Wolf-Mannhardt 2, 102; 4, 29. Wolf Nr. 457/8. Wolf 395, 431. Auch das Gießen von Wein auf die Hand wird als ein älterer abwendender Brauch aus England berichtet. Brand 3, 165. [27]) Brand 3, 167. Thüringsfels 1, 114. [28]) Brand 3, 165, 167. [29]) Wolf Nr. 459. [30]) Kochler 398. [31]) Meier 505. [32]) Hehn 258. [33]) A. H. Klaufen. Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha 1839, S. 961, 633. [34]) 3. Mos. 2, 13. (cf. Hesekiel 43, 24). [35]) Buxtorf 282. [36]) Dalton in der „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. 5, S. 267. [37]) Wuttke §. 27. [38]) „Globus" 29, 279. [39]) A. Zimrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 495. [40]) Wolf-Mannhardt 4, 148. [41]) Grohmann Nr. 7, 8, 12, 199. [42]) Grohmann Nr. 1692. [43]) Kalewipoeg. Verdeutscht von Aleintbal und Bertram. Dorpat 1861, 15, 797, S. 385. Auch jetzt noch tritt in den Zauberformeln der Esthen „Finnlands Salz" als magisches Mittel auf. Kreutzwald und Neuß. Mythische und magische Lieder der Esthen. St. Petersburg 1854, S. 85/6. [44]) A. Castrén. Vorlesungen über die finnische Mythologie. Uebersetzt von Schiefner. St. Petersburg 1853, S. 169. [45]) Besnard in seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 536. Anmerkung. [46]) „Globus" 31, 342. [47]) „Russland" 1863, S. 804. [48]) Wolf-Mannhardt 4, 30. [49]) Plutarch. Tischreden 8, 8, 2. Isis und Osiris Kap. 32. Nach Isis und Osiris Kap. 5 enthielten sich indeß die ägyptischen Priester nur während der Reinigungen des Salzes, wofür sie als Grund auch die durch seinen Reiz erregte größere Begierde nach Speise und Trank anführten. [50]) Rivero und Tschudi. Peruvian Antiquities. English Translation. New York 1854, p. 158. [51]) Waitz 4, 350. [52]) Manu 5, 83. Apastamba 1, 9, 26, 3. [53]) Taylor 2, 176. [54]) Tuboto 2, 525. [55]) Apastamba 1, 1, 2, 23. Manu 2, 117. Yajnavalkya 1, 33. [56]) Manu 10, 92. Yajnavalkya 3, 38. Gautama 7, 19. [57]) Yajnavalkya 3, 235. [58]) Manu 5, 257. [59]) Apastamba 2, 6, 5, 15. [60]) Hagenbach 20. [61]) Klaufen 16. [62]) 5 Mos. 19, 23 (cf. Jer. 17, 6). [63]) Wolf-Mannhardt 1, 199. [64]) E. Jung in Westermanns Monatsheften 1877, S. 331. [65]) Reise nach Norden. Leipzig 1703, S. 212. [66]) Orman in „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. 3, S. 152. [67]) Maximilian Prinz zu Neuwied. Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820/1, Bd. 2, S. 32. [68]) G. Andree. Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton ꝛc. Leipzig 1861, Bd. 2, S. 289.

Digitized by Google

[70]) Lovett Cameron. Across Africa, Leipzig 1877, Vol. 1, p. 285. Brand 3, 168 (nach Mungo Park). [71]) Schoemann. Griechische Alterthümer. Berlin 1871/3. Bd. 2, S. 355. [72]) Liebrecht 316/7. Kreuzer 4, 395. Noch sagt man zuweilen in Norwegen, daß das Meer gemeint sei und daher dem ihm entnommenen Salze besondere Kraft beiwohne. Liebrecht 316. [73]) Haug 388. Tylor 2, 441. [74]) Brandt in „Zeitschrift für Ethnologie“ Bd. 4. Verhandlungen S. 25. [75]) Duller 50. [76]) Brand 3, 167. [77]) Andree 1, 221. [78]) 2 Mos. 2, 13. 4 Mos. 18, 19. 2 Chron. 13, 5. [79]) Hehn 8. [80]) Esre 4, 14. [81]) G. Forster. Reise aus Bengalen nach England. Aus dem Englischen. Zürich 1786/1800, Bd. 2. S. 110. [82]) Brand 3, 160. [83]) Atlas 9, 214. [84]) Hehn 26. [85]) Plutarch. Tischreden. Buch 7 Vorrede und Buch 5, 10, 2. [86]) Ebendaselbst 4, 4, 3. [87]) Alpenburg 412. [88]) Grimm. Sagen 2, 1. [89]) Simrock 19. [90]) Ebendaselbst. [91]) Forster 2, 110. [92]) Strackerjan 1, 45. Bartsch 2, 137. [93]) Peter 257. [94]) Hehn 10. [95]) Haupt 1, 251. Anmerkung. [96]) Klausen 634, 649.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die gleichzeitig in französischer und englischer Ausgabe erscheinenden „Europäischen Wanderbilder“ (siehe „Globus“ XL, S. 303) von Orell Füßli u. Comp. in Zürich werden rüstig fortgesetzt und bieten auch wie vor eine Fülle prächtiger Landschafts- und Städtebilder mit erläuterndem Texte, der Sommerfrischlern manch nützlichen und willkommenen Wink giebt. Unter den neuerdings erschienenen Heften, welche Bad Reinerz, Davos, Purmont, Villach, die Gotthardbahn, den Jura zwischen Froburg und Waldenburg, Görbersdorf und Freiburg im Breisgau behandeln, zeichnet sich Heft 30 bis 32: die Gotthardbahn durch die wundervollen Illustrationen von J. Weber ganz besonders aus.

— Manchester soll mittels eines Schiffskanals mit dem Meere verbunden werden, so daß es selbst von größeren Seeschiffen erreicht werden kann. Zu diesem Behufe soll das Bett des Mersey bis Runcorn vertieft und verbreitert werden und dort sich der neue Kanal anschließen. Die Pläne sind bereits fertig und ein Garantiefonds von 100 000 Pf. St. schon gezeichnet, so daß nur noch die Erlaubniß des Parlaments aussteht, um mit den Arbeiten beginnen zu können.

Asien.

— Seit dem 27. August verkehren auf der neuen Eisenbahn Tiflis-Baku Züge, aber nur zweimal in der Woche, da die Brücken- und Bahnhofsbauten meist noch nicht vollendet sind. Die Züge legen die Strecke in etwa 24 Stunden zurück, die Lokomotiven werden mit Naphta geheizt, das in Massen zur Verfügung steht. Schwieriger ist die Beschaffung von Wasser, da die Bahn durch außerordentlich dürre, wasserarme Gegenden führt.

— Dem „Sibir“ zufolge wurden bei den Aginskischen Burjaten (im Zabaikal-Oblast) bei der officiellen Aufnahme Ende 1881 gezählt: auf 12 312 Seelen männlichen Geschlechts, 101 195 Stück Hornvieh, 72 412 Pferde, 239 606 Schafe, 4592 Kameele und 57 Buiwols, wie dort das tibetanische Jak genannt wird. Auf jeden Kopf der männlichen Bevölkerung belaufen sie also 6 Pferde, 8 Stück Rindvieh, 30 Schafe und auf je drei Köpfe jede Familie 1 Kameel.

— Die Nächsenliebe der Jakuten ist nach F. Müller („Unter Tungusen und Jakuten“ S. 173) geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur, daß die Reichen ihre ärmeren Stammesgenossen in Fällen der Noth nie im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Rentthiere den Wölfen zur Beute werden, den Verarmten ihren Verlust ersetzen, — Ebitrow setzt Bischof von Jakutsk) erzählt, daß ein ihm bekannter Tunguse drei Jahre hintereinander in dieser Weise unterstützt worden sei, und daß eine solche Unterstützung bis zu 30 Rentthieren steige, hier ein anständiges Vermögen — es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Rentthiere, unter alle Genossen oder Familienglieder getheilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft — den glücklichen Jäger ausgenommen, der sogar fürchtet sein Jagdtalent zu verlieren, wenn er diesen von den Vätern heilig gehaltenen Gebrauch mißachtet. Zwei Tungusen aus Müller's Begleitung, welche dies von einem Jakuten-Aeltesten hörten, machten eigenthümliche Gesichter, denn bei ihnen daheim kennt man derartiges nicht. Sie hielten offenbar jene Leute für arge Lügner, oder falls wirklich alles wahr sein sollte, was dieselben erzählten, für große Dummköpfe.

— Ein Hauptergebniß von Dr. Karl Humann's kleinasiatischer Reise (s. „Globus“ XLI, S. 301) ist in Gestalt von 43 Kisten mit Gypsformen des gesammten, jetzt freigelegten Monumentum Ancyranum und der hochalterthümlichen Skulpturen von Boghazköi (dem antiken Pteria) kürzlich in Berlin angelangt. Dr. Humann hatte in Begleitung des Philologen Dr. Domaszewski Mitte Juni seine Reise von Brussa aus angetreten; der Weg von dort bis zum Sangarius- (Sakaria-) Flusse wurde von ihm aufgenommen und diese Aufnahme, welche in dem noch immer ziemlich chaotischen Gesammtbilde Kleinasiens wieder eine empfindliche Lücke ausfüllt, ist bereits in Berlin eingetroffen. Ueber Samsun an der Nordküste Kleinasiens ist der Reisende dann Ende August nach Smyrna zurückgekehrt und jetzt mit der Ausarbeitung seiner weiteren Routenaufnahmen beschäftigt.

Was die Reise der Herren Dr. Puchstein und Ingenieur Setzer im nördlichen Syrien anlangt, so ist ihre Ausbeute an Inschriften in dem Gebiete zwischen Alexandrette, Aintab, Diarbekr und Marasch eine sehr ansehnliche gewesen. Das Monument auf dem Nimrud-Dagh unweit Gerger (am Euphrat westlich von Diarbekr), ein hoher Hügel aus kleinen Steinen, mit Kolossalstatuen, Reliefs und griechischen (nicht assyrischen) Inschriften gehört einem Könige Antiochos von Kommagene aus dem letzten vorchristlichen Jahrhunderte an, der seinen Stammbaum väterlicherseits auf die Achämeniden, mütterlicherseits auf die Seleukiden zurückführt. Ingenieur Setzer, mit der Ausarbeitung des Routiers beschäftigt, befindet sich jetzt in Konstantinopel, Dr. Puchstein in Athen.

— Einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Kartographie Vorderasiens bezeichnen die eben erschienenen vier Kartenblätter „Prof. C. Haußknecht's Routen im Orient. Nach dessen Originalskizzen redigirt von H. Kiepert“ (Berlin, D. Reimer 1882). Die Reisen des bekannten Weimarer Botanikers fallen in die Jahre 1865 bis 1869 und umfassen Nordsyrien, Mesopotamien, Südarmenien, Kurdistan und das westliche Persien (Irak, Farsistan und Luristan), Gegenden, die zum Theil noch nie, zum Theil selten besucht worden sind. Der Begleittext enthält außer kartographischen Erläuterungen von H. Kiepert einen Vorbericht des Reisenden mit einer kurzen Aufzählung seiner Routen, zugleich auch das Versprechen, eine detaillirte Schilderung der interessanteren Gebiete geben zu wollen; dasselbe wird hoffentlich bald eingelöst werden. Inzwischen werden

Digitized by Google

Kenner und Freunde des Orients das Erscheinen der Karten als Abschlagszahlung mit Interesse begrüßen.

— Aus Suez kommt die betrübende Nachricht, daß Mr. Charles Wahab an den Folgen der Strapazen, welche er auf seiner Reise durch das südwestliche China zu ertragen gehabt hatte (s. oben S. 254) während der Heimreise durch das Rothe Meer gestorben ist.

— Am 19. Juni verließen François Deloncle und Dr. Harmand, der französische Konsul in Siam, in einem siamesischen Regierungsdampfer Bangkok, um sich nach dem Isthmus von Kra (Halbinsel von Malakka) zu begeben und denselben hinsichtlich der Ausführbarkeit einer Durchstechung zu untersuchen (vergl. „Globus" XLI, S. 255). Die Regierung hatte ihnen dazu auch Elephanten zur Verfügung gestellt, welche sich von großem Nutzen erwiesen. Die beiden Reisenden waren im Stande die ganze Länge des projektirten Kanales, die Flüsse Tschumphong und Pakitschan und die Wasserscheide zwischen denselben, auszunehmen; was sie gefunden haben, soll zu Gunsten des Planes sprechen. Deloncle wird nächstens in Frankreich zurückerwartet.

— Wir erwähnten früher (Bd. 47, S. 255) Carl Bock's Reise durch das östliche Borneo. Sein zuerst in holländischer und englischer Sprache erschienenes Reisewerk ist jetzt auch in deutscher Ausgabe veröffentlicht worden, und zwar mit den 30 prachtvollen und hochinteressanten Farbendrucktafeln der Originalausgabe. Es führt den Titel: „Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Carl Bock. Mit einleitendem Vorwort von Alfred Kirchhoff. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo." (Jena 1882. H. Costenoble. Preis 21 M.) Der Verfasser ist zoologischer Sammler und bereits als solcher im Jahre 1878/9 Sumatra, speciell diejenigen Gegenden, welche vorerwähnt durch die Expedition der Niederländischen Geographischen Gesellschaft allgemeiner bekannt geworden sind; diese Touren schildert er im zweiten Abschnitte, während den ersten die Beschreibung der zeitlich späteren, zugleich wichtigeren Reise im südöstlichen Borneo einnimmt. Zweierlei zeichnet den Verfasser aus: eine gute Beobachtungsgabe, welche ihn befähigt, lebendige und oftmals naturwahre Schilderungen der Eingeborenen und der sie umgebenden Natur zu entwerfen, und ein großes malerisches Talent, wie er es soeben wieder im obern Siam bewiesen haben soll. Zeuge dessen die 30 vorzüglichen Farbendruckbilder, welche uns begreiflicher Weise besser mit den Daiaks, ihren Häusern, Booten, Waffen, Geräthen u. s. w. bekannt machen, als die umständlichsten und ausführlichsten Beschreibungen es vermögen. Der wichtigste Theil der Reise ist derjenige im Sultanat Kutei (Oststüste von Borneo), auf dem Mahakkam und seinen Zuflüssen, wo er mit einer Reihe von Dajak-Stämmen, auch einem menschenfressenden, in nahe Berührung kam. Der unter niederländischer Oberhoheit stehende Sultan von Kutei, welcher den Verfasser auf seiner ganzen Reise bis Bandjermassing selbst begleitete, ist einer der intelligentesten Fürsten im malaiischen Archipel; so hat er z. B. den Sklavenhandel abgeschafft und ist ein wirklich unterrichteter Mann; dabei aber ein Wüstherr, schlechter Zahler und unzuverlässiger Geschäftsmann. Dennoch ist er beim Volke beliebt, das ohne weiteres Zutritt zu ihm hat und ihm gern gehorcht. Leidenschaftlich liebt er Diamanten, von denen er eine herrliche Sammlung besitzt, dann den Hahnenkampf und seinen Harem von 42 Weibern. Das Innere seines Landes — eigentlich erstreckt sich seine Macht nicht viel über die an den Ufern der größeren Flüsse befindlichen Ansiedelungen hinaus — ist von Daiaks bewohnt, die wir eingehend kennen lernen. In moralischer Hinsicht stellt sie Bock ziemlich hoch: Raub und Diebstahl ist bei ihnen unbekannt; geistig stehen sie den Malaien gleich, sind aber reinlicher, fleißiger, offener wie diese, achten ihre Frauen — sie haben stets nur eine —, denen sie Einfluß auf ihre Entschließungen einräumen, und lieben ihre Kinder sowie ihre Familien- und Stammesgenossen sehr. Aber alle diese guten Eigenschaften, welche die Einführung wahrer Civilisation befördern könnten, werden durch den barbarischen Gebrauch der Kopfjagd verdunkelt, welchem alle Daiakstämme huldigen; die Bahu Trings freffen aber obendrein ihre Opfer auf und schlachten die Gefangenen. Keine Geburt, keine Hochzeit und kein Begräbniß, nur weniger wichtige Ereignisse zu übergehen, kann in geeigneter Weise gefeiert werden, ohne daß eine größere oder kleinere Anzahl feindlicher Köpfe dazu beschafft werden muß. Die Holländer haben bereits durch den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels viel gethan, diesen grausichen Gebrauch zu beseitigen, und auch der Sultan von Kutei hilft ihnen dabei; aber es ist trotzdem möglich, daß, bevor die Sitte ganz abgeschafft werden kann, die Daiaks sich selbst vom Erdboden vertilgt haben. Was Bock über diese Kopfjagden, wie überhaupt über das Aussehen, den Charakter, die Beschäftigung, Geräthe, Waffen, Häuser 2c. der Daiaken in Kap. 17 bis 22 mittheilt, erscheint uns als das Werthvollste in dem ansprechenden Buche.

Afrika.

— Nach der letzten Volkszählung in Algerien ist die dortige Einwohnerzahl seit 1876 von 2 867 626 auf 3 310 412 gestiegen. Der größte Zuwachs fand in der Provinz Oran statt, obwohl dieselbe von den Aufständen am meisten heimgesucht worden war. Sie zählte 1876 655 181, 1881 aber 767 322 Einwohner; dann folgt die Provinz Algier mit 1 072 607 gegen 1 251 672 jetzt und endlich die Provinz Constantine mit 1 141 898 gegen 1 291 418 Seelen. In Folge der Ausdehnung der Civil- und der Einschränkung der Militärverwaltung stehen heute nur 487 465 Einwohner unter der letztern, welche 1876 noch über 1 551 109 Einwohner gesetzt war. Dagegen hat die Civilverwaltung jetzt 2 822 947 Individuen unter sich, 1 566 909 mehr als 1876.

— So oft auch schon in den letzten Jahren das Gebiet zwischen der afrikanischen Ostküste und dem Tanganika See durchzogen und geschildert worden ist, so werden wir es doch erst genauer kennen lernen, wenn unsere ostafrikanische Station in Gonda im Lande Uganda längere Zeit gearbeitet haben wird und ähnliche Stationen in größerer Anzahl dort errichtet sein werden. Wie viel tiefer die Herren Dr. Böhm, Kaiser und Reichard in die Natur des Landes und in das Wesen der Eingeborenen schon eingedrungen sind, als die früchtig durchgereisten Livingstone, Cameron, Stanley u. s. w., zeigen so recht ihre eben veröffentlichten Berichte (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland III, Heft 3); dieselben machen durchaus den Eindruck, daß die Gesellschaft bei der Auswahl der Stationsmitglieder einen guten Griff gethan. Geographie und Naturwissenschaften haben schon reichen Gewinn von ihren Arbeiten gezogen. Was das Volk von Uganda anlangt, so möchte dasselbe an finsterm Aberglauben und blutiger Grausamkeit keinem einzigen Stamme in Afrika nachstehen; der Hinrichtungen und Mordthaten, von denen die Berichte erzählen, ist kein Ende. Am 18. Juli 1881 war der Mtemi (Häuptling) Mirangombe gestorben; sein Tod wurde vor seinen Unterthanen geheim gehalten und die Beerdigung gleichfalls. In seinem Gehöfte wurde das Grab gegraben, der in bunte Tücher gehüllte Leichnam sowie vier lebende gefesselte Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, hineingelegt, letztere mit Speerschüchen getödtet, die Grube dann zugeschüttet und alle Spuren sorgfältig verwischt. Alsbald wurde nun die Liebkingsfrau des Verstorbenen angeklagt, im Vereine mit ihrem Sohne Kafsita und dessen Oheim Kahunda den Tod des Häuptlings durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Die beiden Männer entflohen nach dem Nachbarstaate Unianiembe, wurden aber dort durch einen Meineid in Sicherheit gewiegt, zur Rückkehr veranlaßt und unterwegs heimtückisch ermordet. Dann schritt man sofort zur Hinrichtung der Mutter Kafsita's. Die Unglückliche wurde ganz enkkleidet unter dem Hohn-

Digitized by Google

geschrei einer rohen Menge nach der Richtstätte geschleppt. Dort trennte man ihr zuerst beide Hände ab, um sich in den Besitz ihrer Kupferarmbänder, welche sich nicht abstreifen ließen, zu setzen; hierauf wurde ihr mit einigen Keulenschlägen der Hinterkopf eingeschlagen und die Leiche in eine Wasserpfütze geworfen, um Regen herbeizuziehen. Alle solche Hinrichtungen — und ihre Zahl ist nicht gering; die Berichte erwähnen solche am 18. August, Mitte September (zwei), 21. September, 24. September (drei) und Mitte November, während vier oder fünf unglücklichen auf Verwendung der Deutschen das Leben geschenkt wurde — müssen vor dem Thore Songáro des Dorfes Gonda stattfinden; ein wieder eingefangener Sklave muß durch dasselbe zurückgebracht werden; geschieht es durch ein anderes, so wird der Eigenthümer mit seiner ganzen Familie zum Sklaven des Häuptlings gemacht. Wird im Lande ein Elephant getödtet, so gehört das Elfenbein dem Mtemi und muß ebenfalls durch dieses Thor in die Stadt gebracht werden; wollten die Jäger einen andern Weg, so werden sie zu Sklaven gemacht. — Bei den Wanianwesi gilt das Krokodil für zauberhaft und ganz außerordentlich giftig, und es würde das Tödten eines solchen die größte Panik erregen, einmal weil man fürchtet, das ganze Wasser durch sein Blut in ein todtbringendes Gift zu verwandeln, ganz besonders aber, weil, wie man behauptet, die Häuptlinge, welche stets ein Attentat auf ihr Leben befürchten, die ganze Bewohnerschaft desjenigen Dorfes zu Sklaven machen würden, dessen Einwohner ein Krokodil getödtet hätte. — Bei der Befahrung des Wala-Flusses fanden Dr. Böhm und Reichard in einer der dort häufig angelegten Fallgruben für Flußpferde zwei verendete und bereits stark in Verwesung übergegangene Krokodile, ein kolossales von circa 7 m Länge und ein kleineres. Die Wanianwesi schlichen sichtlich betreten vorüber und als Abends die Lagerfeuer brannten, berief einer von ihnen ein Schauri, um allen die strengste Verschwiegenheit über das Gesehene aus Herz zu legen: sie fürchteten sämmtlich, falls sie etwas verlauten ließen, in den Verdacht zu kommen, sich etwas von dem Verderben bringenden Gifte der Thiere angeeignet zu haben und als Barosi (Zauberer) ohne Weiteres hingerichtet zu werden.

Dort ist allerdings eine geeignete Wirkungsstätte für Missionäre der Civilisation, nicht aber irgend welcher Kirche, deren Lehren ein Neger doch nun und nimmer erfassen wird, oder gar für einen Mann wie der Abbé Debaize, dessen Ausenthalt dort nicht die besten Folgen hinterlassen hat. „Man staunt, heute noch ganz gemeine französische Schimpfworte zu hören, welche die Eingeborenen ihm abgelernt haben während des vier- bis fünfmonatlichen Ausenthaltes, zu dem er hier gezwungen war, da er seines jähzornigen Charakters wegen keine Träger bekommen konnte." Sagt doch Herr Reichard an einer andern Stelle mit dürren Worten: „Nach den von uns gesammelten Erfahrungen über die Art des Wirkens der Missionen sind wir entschlossen, etwa hier anzulegende Missionsstationen durchaus nicht zu unterstützen, da derartige Anstalten unseren Bestrebungen nur schädlich sein könnten."

Von Interesse ist auch, was Reichard über die Sklaverei in jenen Ländern sagt. Bekannt ist die Sitte, daß sowohl Sklaven, die mit ihrem Herrn, als auch Freie, die mit ihrer Lage unzufrieden sind, bei einem Dritten eindringen und dort irgend eine Werthsache zertrümmern, wodurch sie nach Landesbrauch zum Sklaven desselben werden. „Es ist dies ein deutlicher Beweis von der Uebertreibung und Einseitigkeit vieler ins Schwarze malender Berichte über die Sklaverei, wie sie namentlich von Missionären, besonders Englischen herrühren. . . . Es kommt allerdings vor, daß auf dem Transport befindliche Sklaven mißhandelt werden und dem Hungertode nahe kommen. Allein letzteres Schicksal trifft dann auch fast immer, wie wir schon konstatiren konnten, den betreffenden Eigenthümer selbst, da die Mittel am Ende großer Reisen leicht auf die Neige gehen. Ein plötzliches und gewaltsames Aufheben der Sklaverei kann nur den Ruin und die gänzliche Entsittlichung der betreffenden Länder herbeiführen, wenn nicht sofort anderweitig für Ersatz gesorgt wird, und dürfte der jetzige Zustand der früher so blühenden Insel Zanzibar ein beredter Zeuge für meine Anstassung sein. Ist ein Sklave einmal in festen Händen, so ist sein Loos durchaus nicht ein schlimmes, sondern ein ebenso gutes, oft besseres, als im Vaterlande. So wenden z. B. im Süden des Tanganika die Stämme von ganz besonders grausamen Sultanen beherrscht und möchten von dort hierher gebrachte Sklaven um keinen Preis zurückkehren. Bei Arabern ist der Sklave durchaus nicht mit Arbeit überbürdet und werden zu körperlichen Strafen nur Verbrecher verurtheilt, da zu große Strenge ein zu theures Aufsichtspersonal erfordern würde. Außerdem gehen Araber ihren Sklaven, wenn sie 10 bis 15 Jahre treu gedient haben, meist die Freiheit. Sklaven im Besitze von Eingeborenen werden als Familienmitglieder betrachtet und haben ganz ihren eigenen Willen. Von Strafe ist gar keine Rede, sondern es kommen im Gegentheil oft thätliche Widersetzlichkeiten gegen die Herren vor, welche weiter keine Folgen haben. Andere lassen ohne Einwilligung ihrer Herren nach der Küste, um als pagasi (Träger) zurückzukehren."

— Die afrikanische Kommission der Lissabonner Geographischen Gesellschaft hat das Projekt des Ingenieurs Machado, eine topographisch-geologische Expedition nach der Provinz Mozambique zu senden, gebilligt. Namentlich soll dieselbe die Grenzen der Provinz im Süden gegen das Zulu-Land und im Norden gegen die Besitzungen des Sultans von Zanzibar bestimmen. Auch erklärte die Kommission es für wünschenswerth, am Niassa-See die portugiesische Fahne zu entfalten; Portugal könnte demselben kraft seines Entdeckerrechtes der Provinz Mozambique einverleiben.

— Die geplante Expedition des russischen Marineoffiziers Rogozinski nach dem Liba-See ist aufgegeben worden (s. „Globus" XLI, S. 128).

— Herr Coquereau in Bordeaux rüstet eine Expedition zur wissenschaftlichen Erforschung und kommerziellen und industriellen (?) Entwickelung von Futa-Dschalon (Senegambien) aus. In der Hauptstadt Timbo soll eine französische Kolonie oder Faktorei errichtet werden.

Nordamerika.

— Als ein Beweis für den Fortschritt Manitobas ist es anzusehen, daß die Provinz vor sechs Jahren nur ein täglich und zwei wöchentlich erscheinende Blätter besaß, jetzt aber vier täglich, zwei halbwöchentlich und 16 wöchentlich erscheinende. Gladstone, Selkirk, Rock Lake, Crystal City und Minnedosa haben jetzt eben so gut ihre Zeitungen, wie Winnipeg. St. Boniface, Brandon, Portage-la-Prairie, West Lynne, Emerson, Rapid City, Maurice, Morrison und Rat Portage.

— Die Juden scheinen sich jetzt in den Vereinigten Staaten noch nicht so festen Fuß gefaßt zu haben, wie in den meisten europäischen Ländern. Nach dem Census von 1880 gab es in dem ganzen Umfange der Vereinigten Staaten nur 230 981 Juden, wozu noch neuerdings etwa 17 000 aus Rußland zugewandert sind, so daß man ihre Gesammtzahl auf rund 1/4 Million veranschlagen kann. Davon entfallen auf New York 80 518, Pennsylvanien 20 000, Illinois 12 625, Californien 18 580 und Ohio 12 581, d. h. auf diese fünf Staaten mehr als die Hälfte aller Juden. Maryland hat 10 337, Massachusetts 8500, Louisiana 7538, Missouri 7380, New Jersey 5503 und der Rest ist über das ganze Land von Maine bis Oregon zerstreut. Mehr als 2/3 aller Juden sitzen, wie in Europa auch, in den größten Städten: in New York 60 000, San Francisco 16 000, Brooklyn 14 000, Philadelphia 13 000, Chicago 12 000, Baltimore 10 000, Cincinnati 8000, Boston 7000, St. Louis 6500, New Orleans 5000, Cleveland 3500 und Newark 3500.

Digitized by Google

— Unlängst wurde in San Salvador die Eisenbahn Acajutla-Sonsonate dem Verkehre übergeben, und es besteht Aussicht, dieselbe bis Santa Ana zu verlängern. In Guatemala ist eine Linie in Bau, welche den Hafen Champerico über Caballo Blanco mit Retalhuleu und damit einen der kaffereichsten Bezirke Guatemalas mit dem Meere in Verbindung bringen soll. Der Unternehmer ist eine Gesellschaft in San Francisco.

— Der Vulkan von Chiriqui, der südlichste der centralamerikanischen Reihenvulkane, auf der Grenze von Costarica und Panama gelegen, befindet sich wieder in Thätigkeit, nachdem er lange Zeit geruht und als erloschen gegolten hat. Nach der englischen Küstenvermessung erreicht er eine Höhe von 11 265 Fuß. Ausgedehnte Lavaströme haben sich früher aus Seitenspalten des Berges bandartig und zusammenhängend, besonders in südlicher Richtung, ergossen; die längsten derselben reichen bis nahe an das Dorf Dolega, d. h. beinahe sechs geographische Meilen vom Fuße des Berges.

Südamerika.

— Zu keiner Zeit war in den letzten Decennien die Ausbeute der Silberminen in Südamerika, speciell in Bolivien, eine so ergiebige wie jetzt, wo beinahe in allen Districten die Merkzahl der bearbeiteten Gänge in „hoya“ sind, d. h. sich eines außerordentlich lohnenden und reichen Ertrags erfreuen. Den obersten Rang nimmt in dieser Hinsicht der Kompler von Colauchaca in Bolivien ein, welcher, je vielseitiger er in Angriff genommen wird, desto größere Resultate ausweist. Es scheint da, wie der einheimische Miner sich die Sache vorstellt, das silberhaltige Erz förmlich an einer Stelle durch vulkanische Kräfte in die Höhe gehoben worden zu sein, und wären für die Unternehmer die Arbeiter noch so leicht und so billig zu beschaffen, wie zu den Zeiten der Spanier, so müßte, trotz den ungewöhnlich strengen klimatischen Verhältnissen, dort ein zweites Potosi entstehen. Indeß, was seiner Zeit die Spanier mit den Tausenden von Indianern, welche sie zur Mita nach den Bergwerken trieben, ausrichteten, haben heute die nach und nach eingeführten Verbesserungen und Maschinen zu leisten. Eine mächtige Bohrmaschine wird in Colauchaca aufgestellt und sind Anzeichen vorhanden, daß Metalle zu Tag gefördert werden, reicher als man sie je in Südamerika gekannt hat. In Chili hingegen ziehen die Goldfelder im Departement Lebú die Aufmerksamkeit auf sich. Schon längere Zeit in kleinerm Maßstabe ausgebeutet, sollen die neu aufgebrochenen Goldregionen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen.

Man kann sich Angesichts der vom Isthmus von Panama eintreffenden Hiobsposten über Erdbeben, über wahrhaft ängstigende Gesundheitszustände u. s. w. einer pessimistischen Stimmung in Betreff des Kanalprojectes nicht erwehren. Immerhin gab die dem Isthmus neu zugeführte Circulation an Menschen und Kapital den Anstoß zu mannigfachen Unternehmungen in Handel und Wandel. Die lange, seit der Emancipation, vernachlässigten aber wohlbekannten Goldregionen werden wieder aufgesucht und Quarz sowohl, als Alluvial-Boden in Angriff genommen. Die bekanntesten, augenblicklich in Betrieb stehenden Minen sind: Quarzminen nahe bei dem alten Santa Rosa, acht Meilen von Aspinwall; Waschgold führende Ablagerungen zwischen Ernces und Emperador (Stationen der Eisenbahn) und an dem obern Lauf des Chagres, den schon die Spanier auf große Strecken bearbeiteten; die alten Cañafa-Minen in Veraguas; Cocunos, das Centrum der Veraguas-Minen; die Alluvialminen von Chitre und La Barrera beinahe im gleichen Distrikt; Quarzgold in Margaja u. s. s. Es wird wohl manchem Arbeitsuchenden einerlei sein, ob er dem mörderischen Klima beim Kanalbau oder in den Minen erliegt, während letztere entschieden mehr Reiz für ihn haben müssen.

— Am 20. Juli ist in dem colombischen Staate Cauca die Eisenbahn zwischen Buenaventura und Cordoba eröffnet worden.

— Im Departement Padilla des colombischen Staates Magdalena hat der französische Geologe J. C. Mano, welcher auf Kosten der Nationalregierung reiste, Kohlenfelder von mehr als 500 qkm Ausdehnung aufgefunden. Die Kohle selbst soll sehr gut sein und findet sich im Centrum und in einem Theil des Nordens jenes Bezirks.

— Von den beiden Expeditionen (s. oben S. 192), welche ausgeschickt wurden, um Crevaux' Ermordung zu rächen, hat die bolivianische bereits ein unrühmliches Ende genommen, indem die zum Dienste gepreßten Mannschaften zum größten Theile desertirten. Bei der Ermordung der Reisenden ist übrigens ein junger Argentinier Zeballos mit dem Leben davongekommen und von den Indianern beim Anmarsche der Truppen freigelassen worden; seinen Angaben zufolge wären noch zwei weitere Mitglieder der Expedition, ein Argentinier und ein Bolivianer, entkommen. Sechs Tage vor dem Ueberfalle soll Crevaux den Seinigen Gewehre und Munition abgenommen haben, da dieselben unnütz und die Indianer am Flusse alle friedlich seien. An dem Unglückstage waren dann fast alle an Land gegangen, um Beobachtungen anzustellen, zu kochen u. s. w., als der Ueberfall stattfand.

Polargebiete.

— Die schwedische geologische Expedition hat in Folge schweren Sturmes nicht auf Beeren-Insel landen können und ist deshalb am 16. September in der Yacht „Vojna“ nach Tromsö zurückgekehrt (vergl. oben S. 256).

— Als ein weiterer Beleg für einen ungewöhnlich frühen und harten arktischen Winter wird die Fahrt des „Neptune“ angesehen, welcher von der Regierung der Vereinigten Staaten gemiethet worden war, um der Polarstation in der Lady Franklin-Bai unter 81° nördl. Br. Proviant zuzuführen. Das Schiff ist unverrichteter Sache nach Neufundland zurückgekehrt, da es wegen einer nnüberwindlichen Eisbarre nicht über 79° 20' nördl. Br. hinaus hat vordringen können; es hat indessen an verschiedenen Hilfen Lebensmittel gelandet. In Besorgnissen wegen der Polarstation liegt kein Grund vor.

— Der wiederum wie im Jahre 1881 nach dem Jenisei bestimmte Dampfer „Louise“ des Baron Knoop kehrte am 1. Oktober wegen der Undurchdringlichkeit des Karischen Meeres nach Hammerfest zurück und meldete, daß er die holländischen und dänischen Nordpolfahrer auf der „Varna“ und „Diimphna“ am 22. September verlassen habe. Dieselben lagen damals, vom Eise umschlossen, 80 Seemeilen östlich der Waigatsch-Insel, hofften jedoch, bald befreit zu werden.

Inhalt: Das heutige Syrien XX. (Mit fünf Abbildungen.) — E. Meyger: Deli auf Sumatra III. (Schluß.) — C. Haberland: Das Salz im Volksglauben II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 8. Oktober 1882.)

Redaktenr: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Jordan ist durch seine Wassermasse der bedeutendste Fluß Palästinas; sein Lauf ist fast durchweg reißend, wird aber durch die beiden Sammelbecken des Merom- und Tiberiassees regulirt. Namentlich in seinem Unterlaufe beschreibt er zahlreiche Mäander, welche seinen Lauf bedeutend verlängern, und zwar zwischen dem See von Tiberias und dem Todten Meere um etwa das Dreifache. Seinen hebräischen Namen (Jarden der schnelle, reißende) verdankt er seinem bedeutenden Falle, der zwischen Hermon und Meromsee 437 Meter, von dort bis zum See von Tiberias 274 Meter und von dort bis zum Todten Meere 203 Meter, zusammen 914 Meter beträgt. Der nördliche Theil des Thales ist im Allgemeinen fruchtbar; der südliche enthält zahlreiche Oasen an den Stellen, wo von Osten und Westen die zur Berieselung verwendeten Bäche aus den Bergen in die Thalebene treten. Im Sommer versiechen dieselben mit Ausnahme weniger größerer Flüsse, die meist aus dem wasserreichern und stellenweise sogar bewaldeten Ostjordanlande herabkommen.

Als das Klima Syriens einst sehr viel feuchter war, hatte sich der damals bedeutende Jordan ein tiefes Bett in den Ablagerungen des Todten Meeres gegraben und jene Abstürze aus gelbem Sande gebildet, welche als „Terrassen“ bezeichnet werden; dieselben, unfruchtbar und fast ohne jede Vegetation, bezeichnen die ehemaligen Uferränder. Als sich dann die klimatischen Bedingungen änderten und der Jordan an Volumen abnahm, grub er sich in dem Sande und Schlamme der Ebene ein neues Bett. Der Fluß besitzt eine Anzahl von Furten, die man jedoch im Frühjahre bei hohem Wasserstande nur mit größter Vorsicht benutzen darf; denn der Grund ist stets schlammig, so daß die Lastthiere den Boden verlieren und von der Strömung fortgerissen werden können. Pferde schwimmen oft mit ihren Reitern hindurch. Die wichtigsten Furten durch den untern Jordan sind el-Helu, Machadet Hadschla, wo die Lateiner ihr Jordanbad nehmen, und die von Kasr el-Jehudi, der Badeplatz der griechischen Gläubigen. Auf einer dieser Stellen sind wahrscheinlich die Israeliten unter Josua in Palästina eingedrungen.

Von der Furt el-Helu ritt Lortet's Karawane ungefähr in westlicher Richtung nach Kasr Hadschla, den Ruinen eines befestigten Klosters, wo im Alterthume Beth Hagla, ein Grenzort zwischen Juda und Benjamin, stand. Die Gegend ist anfangs eben oder schwach gewellt und nur mit Rohr und Salsolaceen bestanden; plötzlich aber steht man vor einem, mehrere Meter tiefen, halb ausgetrockneten Flußbette, dessen Ufer mit herrlichen Tamarisken, Kenschlamm und Oleander bewachsen sind. Zehn Minuten ostnordöstlich von den Klosterruinen, in denen es von großen Skorpionen und Sandvipern wimmelt, liegt die klare Quelle Ain Hadschla, von einer halb zusammengestürzten Mauer umgeben; sie gilt für die beste der ganzen Gegend.

Digitized by Google

Der Weg von Kaſr Hadſchla nach Jericho führt direkt nordweſtlich durch eine Wüſte feinen Sandes, welche zum Theil mit Salzkryſtallen, bald mit kleinen Dünen bedeckt iſt, auf denen Tauſende einer niedlichen gelbblühenden

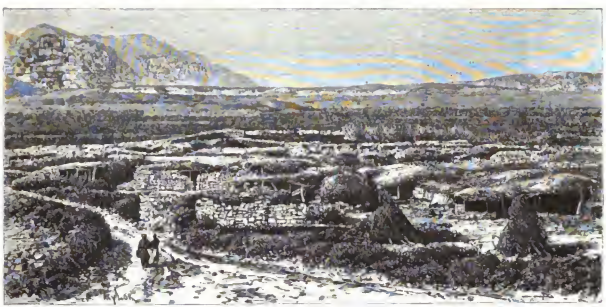
Tell Dſchelddſchûl, das alte Gilgal.

Der Thurm in er-Riha.

Statice (St. Thouinii Vio.) wachſen. An anderen Stellen findet man Büſche ſtachlichen Ginſters, jeden für ſich wachſend und von einer ſandigen Fläche umgeben; dort halten ſich zahlreiche Haſen (Lepus Sinaiticus) auf, die Lortet's

Digitized by Google

Windhund aufſtöberte. Durch das Gekläff des Hundes und die Flintenſchüſſe, welche Lortet auf das Wild abgab, erregt, ſetzten ſich die Pferde in Galopp und nahmen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Büſche und Dünen. Von Beirut an hatten ſie auf zum Theil unglaublich ſchlechten Wegen, über Felſen und Sand, ihre Reiter getragen — und trotzdem ſetzten ſie hier den Reiſenden durch ihre Kraft und ihr Feuer in Erſtaunen. Einige ſchöne Haſen waren das Ergebniß der Hetzjagd. Der Boden iſt dort ganz von den tiefen Gängen von Psammomys obesus Rüppel durchwühlt, einer Art großer Ratte mit kurzem Schwanze und dickem Kopfe, die einem kleinen Murmelthiere ähnlich ſieht. Das Thier ſitzt auf einem künſtlich aufgeworfenen Sandhaufen unſerm ſeinem Loche, beobachtet von dort ſcharfen Blickes die Umgegend und verſchwindet bei dem geringſten Geräuſche kopfüber in ſeinem Bau. Manche Reiſende haben es mit dem Springhaſen verwechſelt, mit dem es aber gar nichts zu thun hat. Weiterhin wurde Wadi Kelt überſchritten, der jetzt im Frühling durch einen hübſchen klaren Bach belebt wurde, an deſſen Ufern Tamarisken, Zizyphus, Keuſchlamm und Oleander wuchſen und zahlreiche Vögel ſich tummelten. Zur Rechten bleibt Tell Dſchelbſchûl, wahrſcheinlich das alte Gilgal, wo die Iſraeliten nach Ueberſchreitung des Jordan zwölf Steine zum Gedächtniß aufrichteten und das erſte Beſchneidungsfeſt feierten. Bald darauf beginnen Felder von Getreide, Baumwolle, Indigo, Mais und Feigengärten, und endlich erreichte man, durch den langen Tagemarſch und die gewaltige Hitze ſehr ermüdet, die Zelte, welche neben dem maſſiven, viereckigen Thurme, dem ſogenannten „Schloſſe von Jericho“, wahrſcheinlich einem Bau aus fränkiſcher Zeit, aufgeſchlagen waren. Am nächſten Morgen wurde jedoch das Lager etwas weiter nordweſtlich nach Ain Sultân verlegt, wo es keine Mücken und quakende Fröſche giebt, wie in dem von Sümpfen umgebenen Jericho. Der ſehr verfallene, etwa 40 Fuß hohe Thurm enthält einige große Räume, in denen an 20 Baſchiboſuks hauſen; dieſelben ſollen zwar die Fellachen gegen die plündernden Beduinen beſchützen,



Das heutige Jericho.

doch verſteht ihr Anführer es ſchon ſo einzurichten, daß er ſeine Schutzbefohlenen nach Belieben ausſaugen kann. Von dem Dache des Thurmes hat man eine prächtige Ausſicht auf einen Theil des Todten Meeres, das Ras Feſchkah, die Jordanmündung, die Gebirge von Moab, den Berg Karantel und das Ghor, das ſich, ſoweit das Auge reicht, von nnendlicher Lichtfülle übergoſſen, gegen Norden hin ausdehnt.

In Nordoſten liegt das elende Dorf er-Riha, das die Stelle Jerichos einnimmt, ein unregelmäßiger Haufen armſeliger niedriger Hütten aus Stein, deren Dach aus Baumäſten mit darüber gelegtem Lehm beſteht. Die Mauern ſind nicht mit Mörtel, ſondern mit naſſer Erde gebaut. Sorgfältig in einander geſchlungene und aufgehäufte Heſken von trockenem Chriſtusdorn umgeben die Hütten; in denſelben bringen die Herden die Nacht zu, ſo daß die Wohnungen von dicken Lagen Kothes umringt ſind. Eine Dornenhecke umgiebt außerdem den ganzen Ort. Das im Alterthume und bis in das ſiebente chriſtliche Jahrhundert wegen ſeiner Palmen berühmte Jericho beſitzt deren heute keine einzige mehr. Der ſo nützliche Baum könnte hier ebenſo gut wie in Aegypten gedeihen, wenn nicht die hohe Steuer auf Fruchtbäume ſeine Anpflanzung verhinderte. Um dieſe nicht zahlen zu müſſen und obendrein die Extraerpreſſungen der Paſchas, haben die Bauern die ſoſtbaren Bäume umgehauen. Wie traurig, ein ſo fruchtbares Land als Wüſte daliegen zu ſehen, blos weil es von türkiſchen Beamten regiert zu werden das Unglück hat!

Das alte Jericho nahm übrigens nicht die Stelle des heutigen Riha ein, ſondern lag weiter gegen Nordweſten in der Nähe der am Fuße des Dſchebel Karantel entſpringenden Quellen. Bekannt iſt, wie die Juden mit Hilfe eines Wunders die ummauerte Stadt eroberten, worauf Joſua jeden, der ſie wieder aufbauen würde, verfluchte. Trotzdem entſtand dort an Stelle der heidniſchen eine jüdiſche Stadt, welche erſt zum Stamme Benjamin, dann zum Reiche Juda gehörte. Mehrmals erobert, blühte es doch ſtets bald wieder auf, und ſeine Umgebung war berühmt wegen des Anbaues der jetzt verſchwundenen Balſamſtaude, des Henna, der Sykomoren. Kleopatra, welche dieſes Gebiet von Antonius zum Geſchenke erhalten hatte, verkaufte es an Herodes, der dort einen Palaſt und einen Cirkus, den ſchönſten in

Digitized by Google

Syrien, erbaute, zur Winterszeit dort reſidirte und ſchließlich auch ſtarb. In Jericho ſammelten ſich die Pilger des Oſt-jordanlandes und Galiläas, wenn ſie ſich zum Feſte nach Jeruſalem begaben, und von dort trat Jeſus ſeine letzte

Die Quelle Ain Sultân.

Reſte der Waſſerleitung bei Ain Sultân und der Berg Karantel.

Reiſe nach derſelben Stadt an. In römiſcher Zeit ſtand dort die zehnte Legion und Veſpaſian hielt ſich dort einige Zeit auf. Seit dem vierten Jahrhundert treten auf den Concilien Biſchöfe von Jericho auf. Juſtinian ließ eine

Digitized by Google

Kirche der Gottesmutter und ein Pilgerhoſpiz in Jericho erbauen. Um 810 wird ein St. Stephanskloſter in der Nähe des Ortes erwähnt; dann verſchwindet derſelbe aus der Geſchichte, und erſt zur Zeit der Kreuzzüge erſteht an der Stelle des jetzigen Dorfes ein neues Jericho mit einer Burg und einer Dreifaltigkeitskirche; aus dieſer Zeit ſtammt wohl der große Thurm. Trotz der Fruchtbarkeit des tiefen Alluvialbodens, dem heißen Klima und der reichen Bewäſſerung leben jetzt nur etwa 40 Familien dort in kümmerlicher Weiſe; es ſind ſeßhaft gewordene Beduinen, deren Weiber ein wahrhaft herzenmäßiges Ausſehen haben. Sittlich und körperlich iſt es ein herabgekommenes Volk, beſonders ſeitdem ihr Dorf eine ſtändige Beſatzung von irregulären türkiſchen Truppen erhalten hat und damit Branntwein und alle Laſter einer Halbciviliſation ihren Einzug gehalten haben. Namentlich die Weiber ſind wegen ihrer Trunkſucht und Neigung zum Diebſtahl berüchtigt; der Schwerttanz, den ſie den Reiſenden für ein Trinkgeld zum Beſten geben, iſt ein wüſtes Schauſpiel ohne jeden Charakter. Uebrigens hat auch die einheimiſche Bevölkerung in Folge des heißen und dabei feuchten Klimas vom Fieber und Leberaffektionen zu leiden; ſtärkere Bebauung des Landes würde daſſelbe auch wieder geſund und für eine weit zahlreichere Bevölkerung bewohnbar machen.

Um der Hitze und Feuchtigkeit zu entgehen, hatte Lortet ſein Zelt auf einer kleinen Höhe bei Ain Sultân aufſchlagen laſſen. Mächtig quillt ſie, die dem alten Jericho das Waſſer lieferte, aus dem Boden hervor und füllt, 23,4° C. warm, ein altes Baſſin von 12 Meter Länge und 7,6 Meter Breite, in welchem ſich zahlreiche Fiſche (Chromis, Caposta, Cyprinodon) tummeln. Bei den Chriſten heißt ſie Eliſa-Quelle, weil die Sage geht, daß dieſer Prophet durch Hineinwerfen einer Hand voll Salz das vorher bittere Waſſer trinkbar gemacht hat. Etwas weiter nordweſtlich entſpringt am Fuße der erſten Vorhöhen des Dſchebel Karantel die gleichfalls waſſerreiche Ain Dûk, welche einſt auf einem jetzt verfallenen Aquäbukt weithin geleitet wurde. Das Volk nennt denſelben Tawâhin es-ſukkar (Zuckermühlen), eine Erinnerung an den früher hier wirklich betriebenen Anbau des Zuckerrohres. Jetzt bewäſſert Ain Dûk nur einige Gurkenfelder. Von Ain Sultân aus beſteigt man auf einem nicht ganz leichten Wege den Dſchebel Karantel, welchen die Chriſten Quarantania nennen und wohin ſie (zum erſten Male im Jahre 1112) das vierzigtägige Faſten Chriſti und ſeine Verſuchung durch den Teufel verlegen.

Der Apoſtelbrunnen.

Ein ſchmaler Pfad und ſtellenweiſe Felsſtufen führen bei ſteilen Abhängen vorbei zu zahlreichen Grotten, die einſt (und einige zeitweiſe auch noch heute) von Einſiedlern bewohnt waren. Sonſt hauſen da nur Adler, Geier, Tauben, Schwalben und Schakale. Ohne Leiter und Stricke iſt es ſehr ſchwer, die Höhlen zu beſuchen. Manche ſind mit Pilaſtern und Malereien geſchmückt, welche letzteren beſonders Maria und Chriſtus, den Engel Gabriel und die Verkündigung, Paulus und Andreas darſtellen; in einigen hat Triſtram auch intereſſante griechiſche Inſchriften gefunden. Meiſt hängen immer drei Räume zuſammen, und einer davon iſt das Oratorium; die Kapellen gehen entweder nach Oſten und haben die Ausſicht über die Ebene des Ghor, oder nach Süden, wo die Felſen nahezu ſenkrecht zu dem tiefen wilden Wadi Abu Retmeh abfallen. Eine ganze Anzahl kann man nur erreichen, wenn man ſich, wie es 1863 Rev. Triſtram gethan hat, an Stricken an den Felswänden herablâßt; derſelbe konnte ſo mit Muße viele dieſer merkwürdigen, nie zuvor unterſuchten Zellen erforſchen, in denen ſyſtematiſche Nachgrabungen gewiß intereſſante Reſultate geben würden. Dieſe Einſiedlerſtadt datirt gewiß aus den früheſten Zeiten des Chriſtenthums und wurde wahrſcheinlich im ſiebenten Jahrhundert durch Chosroes zerſtört. Zur Kreuzfahrerzeit war das Kloſter Quarantania von Jeruſalem abhängig. Den Berg Karantel ſelbſt zu erſteigen, nimmt wenig mehr als eine Stunde in Anſpruch, ermüdet aber ſehr, weil die warme und feuchte Luft des Ghor jede Bewegung ungemein erſchwert. Auf dem Gipfel finden ſich einige Ruinen und Gräben, anſcheinend von einer alten Befeſtigung, ſowie eine ganz kleine, halbverfallene Kapelle, welche an der Stelle erbaut ſein ſoll, wo Satan Jeſu alle Königreiche der Welt zeigte. Königreiche ſieht man nun zwar von der Spitze, welche 460 Meter über Ain Sultân liegt, nicht, aber doch einen der ſchönſten Rundblicke in ganz Syrien: gegen Norden der ſpitze Berg Karn Sartabe und die breite Einſenkung des Ghor mit den zahlloſen Windungen des Jordan und deſſen grünem Ufergehölze; im Nordoſten den Dſchebel Oſcha (1058 Meter) nördlich von es-Salt, weiter ſüdlich der Berg Nebo; ganz im Süden der ſchimmernde Spiegel des Todten Meeres mit ſeinem moabitiſchen Steilrande der gegen Sonnenuntergang in unbeſchreiblich ſchönen Farbentönen erſcheint, und im Weſten die Hügel und tiefen Thäler der Wüſte Juda, in denen ſchon die Schatten der herannahenden Nacht lagerten.

Digitized by Google

Der nächſte Tag brachte eine derartige Hitze, und zudem war die Mückenplage ſo groß, daß Lortet den geplanten Beſuch von Dſcheraſch (Geraſa) im Oſtjordanlande aufgeben mußte und über Jeruſalem nach dem nördlichen Syrien zu reiſen beſchloß; auf der wohlbekannten geraden Straße über Chân Hadrûr kehrte er nach der Landeshauptſtadt zurück. Unterwegs begegnete er einer großen Abtheilung der Ta'amirah-Beduinen, welche vom Hochlande in das Jordanthal hinabzog. Zuerſt ein Vortrab von etwa zwanzig Mann zu Fuß und zu Pferde, die Fußgänger mit kurzſchäftigen, langen Flinten, die Reiter mit langen Bambuslanzen bewaffnet, die unter der Eiſenſpitze mit einem dicken Buſche Straußenfedern geziert ſind. Dann folgen an hundert Kameele, mit Zelten und Geſchirr beladen, auf welchem ganz oben die Hühner und Hähne angebunden ſind, welche, wenn ſie auch meiſt mit dem Kopfe nach unten hängen, doch luſtig ihre Stimme ertönen laſſen. Schweigend lanſen lange Reihen von Frauen und Kindern, zu zweien oder dreien neben einander und mit allerhand Geräthen beladen. Die kleinſten Kinder werden zu dreien oder vieren in große Körbe geſetzt, und dieſe Eſeln aufgepackt; es gewährt einen reizenden Anblick, wenn dieſe kleinen braunen Köpfe dem vorüberziehenden Fremden neugierig nachſchauen. Neugeborene werden von den Müttern in einer Art Querſack auf dem Rücken getragen, oder wenn ſie etwas größer ſind, rittlings auf der Schulter. Die alten Weiber ſtützen ſich beim Wandern auf Stöcke, ſetzen ſich auch wohl auf Felsblöcke, um, durch die Hitze ermüdet, Athem zu ſchöpfen. Alle ſind

Bettler in Dſcheba.

blau gekleidet und tragen an Armen und Beinen zahlreiche ſilberne Ringe; ein ſchwarzer Schleier bedeckt Kopf, Schultern und Bruſt. Abgeſehen von der Tatuirung um den Mund und auf den Backen ſind die jungen Frauen meiſt ſehr hübſch und von prächtigem Wuchſe. Zu ſeinem großen Erſtaunen bemerkte Lortet unter ihnen ein paar Mädchen mit ganz blonden Haaren und großen blauen Augen. Nun erſcheint der Scheich mit ſeinem Geſolge und ſeiner Familie, kenntlich an ſeinem ſchönen Pferde und ſeinem Säbel mit ſilbernem Griffe. Seine hübſchen Kinder begrüßten Lortet, indem ſie ſeine Hand erfaßten und gegen ihre Stirn drückten. Zuletzt kamen die Nachzügler, Männer, Weiber, Kinder, Lahme und Kranke; dann die trächtigen Kamelſtuten und diejenigen mit Jungen, begleitet von großen, gelben oder ſchwarzen wildblickenden Hunden und, ſo weit das Auge reichte, auf den Abhängen der Berge, zwiſchen Felſen und auf den Weideplätzen Tauſende von ſchwarzen und weißen Schafen, ſchwarzen Ziegen mit langen Hängeohren und Kameelen in der Tracht von Hirten zu Pferde und zu Fuß. Nicht anders wanderte einſt Abraham alljährlich zwiſchen Urfa in Meſopotamien und Beerſeba im Süden Kanaans hin und her.

Um Mittag wurde bei dem verfallenen Chân Hadrûr geraſtet und am Nachmittage der Apoſtelbrunnen, den die Araber Ain el-Hod nennen, paſſirt. Das ziemlich kühle und gute Waſſer kommt aus einer Leitung, welche von einem Spitzbogen überwölbt iſt; aber man darf dort nur mit Vorſicht trinken, denn es enthält ſehr viele haarfeine

Digitized by Google

und fast farblose Blutlagi, welche man leicht mit hinunter schluckt, was nicht ungefährlich ist. Eine Stunde später war Jerusalem wieder erreicht und bald darauf wurde die Reise nach Norden angetreten, deren erste Station bei dem hübsch im Grünen gelegenen Dorfe Sindschii war, wo Lortet wieder mit vollen Lungen die reine frische Luft des Hochlandes einathmete, welche er so lange Zeit in dem heißen Becken des Todten Meeres hatte entbehren müssen. Der nächste Tag brachte ihn nach Nabulus, und der dann folgende sah ihn schon um sechs Uhr im Sattel, um noch vor Mittag einen guten Ritt machen zu können. Aber zu so früher Stunde war es im Schatten bereits 28° C., und die erst aufgehende Sonne brannte dem Reisenden in das Gesicht. In Syrien sind die schief fallenden Strahlen der Morgensonne, gegen welche man sich nur schwer zu schützen vermag, die unangenehmsten; auch ist dann die Luft ganz ruhig, was die Hitze nur noch unerträglicher macht. Erst gegen 9 Uhr erhebt sich eine kühlende Brise.

Von Nabulus ging es in nördlicher Richtung am Westabhang des Ebal hin, dann durch Getreidefelder nach dem Dorfe Tscheba, welches am östlichen Abhange eines hohen, angebauten und mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügels liegt. Unterhalb des Dorfes sprudelt eine treffliche Quelle in ein kleines zerstörtes Becken; einige hübsche blaugekleidete Frauen reinigten dort die Wäsche und schwatzten eifrig mit einigen Bettlern, welche sich gegen ein altes Stück Mauer lehnten. Obwohl Mohammedanerinnen, waren sie nicht verschleiert und ließen sich durch Lortet's Blicke weiter nicht einschüchtern. Nun senkte sich der Weg zu einer fruchtbaren Thalebene hinab, welche durch das Wadi Massin zum Mittelländischen Meere hin entwässert wird; in dem feuchten, schwarzen Boden derselben erreicht das Getreide eine außerordentliche Höhe. Auf brachliegenden Stellen wachsen mächtige Disteln fast zu Baumeshöhe empor und bilden undurchdringliche Dickichte, welche die Bauern im Herbste niederbrennen. Ueber dieser Ebene steigt ein konischer Hügel auf, der die kleine halb verfallene Feste Samur trägt; die Pferde haben schwere Arbeit, um den steilen, zahlreiche Höhlengräber enthaltenden Abhang zu erklimmen. Den Gipfel umziehen Befestigungen, welche stellenweise noch ziemlich gut erhalten sind und einige schöne, wohl aus der Kreuzfahrerzeit stammende Thore aufweisen; das Innere ist noch heute bewohnt. Im Jahre 1830 hatte sich der Scheich des Ortes unabhängig gemacht, so daß Abdallah, der Pascha von Akka, mit seinen Kanonen Breschelegen lassen mußte; durch dieselbe tilt Lortet in die weite, von grünen und bewaldeten Hügeln umgebene Senkung hinab, welche den Namen Merdsch el-Gharrak führt und einen Theil des Jahres hindurch einen wirklichen See bildet. Mit steigender Sommerwärme jedoch nimmt er rasch ab, bis nur im mittelsten und tiefsten Theile etwas Wasser übrig bleibt, und er mehr ein Sumpf, als ein See ist. Aus dem üppig gedeihenden Rohre und den Binsen machen sich die Eingeborenen Sommerhütten auf den Terrassen ihrer Häuser, die weniger feuchten Stellen aber bebauen sie mit Mais und Sorghum. Trotz der schon vorgerückten Jahreszeit befand sich, als Lortet dort reiste, viel Wasser auf der Ebene, so daß er gezwungen war, mit weiten westlichen Umwege fast am Fuße der Hügel einen schmutzigen, gütterigen Pfad einzuschlagen. Diese Gegend würde ein eingehenderes Studium der Flora und Fauna gewiß lohnen; denn die überschwemmten Wiesen waren mit den buntesten Blumen bedeckt und Scharen von Wasservögeln tummelten sich auf den Fluthen und am Ufer. Auch Schafen und Büffel lagen behäbig im Wasser und fühlten ihr von Zecken und Mücken zerstochenes Fell.

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

I.

Schon Flacourt erzählt uns im Jahre 1658 von einem Thiere, das seine Soldaten auf Madagaskar gesehen und schreien gehört hätten. Dasselbe sollte einem Esel in Gestalt und Stimme gleichen und lange, breite, über die Augen herabhängende Ohren haben. Noch heute wird dieses Geschöpf von den Eingeborenen in ähnlicher Weise beschrieben; sie nennen es aombi tsi aombi, wörtlich „ein Ochse (und doch) nicht Ochse". Es ist begreiflich, daß ich alles anbot, um mich in Besitz dieses für die Wissenschaft begehrenswerthen Wesens zu setzen, zumal Professor Schlegel und andere bedeutende Zoologen dessen Existenz durchaus für möglich hielten. Tausendmal glaubte ich dem Thiere auf der Spur zu sein und hoffte auf endliches Gelingen, tausendmal wurde ich enttäuscht und überzeugte mich schließlich, daß sämmtliche Erzählungen von dem Leben und Dasein des fraglichen Esels reine Fabeln seien.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß die Sage vom aombi tsi aombi über die ganze Insel verbreitet und daß die Beschreibung des Thieres im Norden sowohl wie im Süden dieselbe ist. Möglich wäre es ja schließlich doch, daß im grauen Alterthum ein ähnliches Thier dort gelebt oder vielleicht von den Arabern nach Madagaskar mitgebracht worden sei. Im Norden heißt es heute, das Thier lebe im Süden, im Süden wird fest behauptet, es lebe im Norden. Keiner hat es selbst gesehen, aber er kennt einen, der es gesehen hat. Dieser jedoch hat es schließlich auch nicht gesehen, sondern er hat einen Freund gehabt, der es sah. In dieser und ähnlicher Weise wurde ich vielfach zu Reisen und Untersuchungen verleitet, wobei ich endlich die feste Ueberzeugung gewann, daß das Thier, in unseren Tagen wenigstens, nicht mehr vorhanden ist. Auf einer solchen Reise kam ich auch in das Gebiet des kriegerischen Stammes der Voilakertra (spr. Voilakertsch).

Es war nicht das erste Mal, daß ich Gegenden betrat, die vor mir der Fuß eines Europäers nicht berührt hatte — jedoch lernte ich hier Stämme kennen, von deren Dasein man zuvor nie gehört hatte; diese Völker sind offenbar Reste der unverfälschten ehemaligen malgasischen Race, welche sich hier abgeschlossen vom Verkehr und der Außenwelt in ursprünglicher Reinheit erhalten hat.

Ich war damals schon fünf Jahre in Madagaskar, hatte bis dahin den Norden und die Mitte der Insel bereist und befand mich gerade in Rossi-Keky (zwischen 22° und 23° südl. Br.) zur Erforschung des Südens, als ein Ein-

Digitized by Google

geborener vom Stamme der Saffiforen (Saffifchuren) erfchien und mir ein Stück Fell anbot, welches von jenem berühmten Eſel ſtammen ſollte. Dieſes Stück Haut war aus dem Rücken geſchnitten, rehfarben und hatte brüchige, gegen den Bauch zu verlängerte Haare. Die Innenſeite war mit arabiſchen Schriftzügen bedeckt und das Fell hatte große Aehnlichkeit mit dem afrikaniſcher Antilopenarten [1]). Ich handelte das immerhin intereſſante Ding um ein Flußpferdfankenſtück ein. Daſſelbe wurde ſpäter an das Königl. Niederländiſche Reichsmuſeum gejandt, für welches ich damals reiſte und es wurde mir darüber Folgendes berichtet: „Nachdem das eingeſchickte ſogenannte Stück Eſelshaut bei allen Philologen circulirt hat, zeigte es ſich, daß die Inſchrift ein unverſtändliches Chaos mit arabiſcher Grundlage bildet. Es ſcheint eine Art Talisman zu ſein und vom Feſtlande zu ſtammen, da die Haut einer Antilope anzugehören ſcheint.“ gez. H. Schlegel.

Ich frage mich nun, wie dieſes Stück Fell in dieſe entlegene Gegend Madagaskars kommen konnte, wo Araber nie verkehrten und überhaupt völlig unbekannt ſind. Der Malgaſche jedoch beſchrieb mir dreiſter Stirn das Land und den Ort, wo das Thier getödtet wurde und von den Jägern und ihren Hunden verjeht worden war. Es habe ungeſpaltene Hufe, einen kurzen dicken Schwanz und lange Bauchhaare gehabt und lebe noch heute im Lande der Voikakerra in Felshöhlen. Von da aus mache es ſeine Raubzüge und freſſe Menſchen und Thiere, beſonders aber Wildſchweine, von deſſen Knochen die Höhlen ganz ausgefüllt ſeien. Die Wahrheit des Geſagten beſchwor er kaltblütig bei den Gebeinen ſeiner Väter und machte ſich anheiſchig, mich gegen Bezahlung von fünfzig Fünffrankenſtücken an Ort und Stelle zu führen. Immer noch von einer kleinen Hoffnung beſeelt, das Thier zu finden, hielt ich es für meine Pflicht, auf ſo beſtimmte Angaben hin noch einen Verſuch zu wagen. Ich befand mich alſo in Noſſi-Kely, woſelbſt ein Creole aus Mauritius ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Derſelbe lebte als einziger Weißer ſchon längere Jahre in dieſer Gegend, trieb Handel und pflanzte Kaffee [2]). Noſſi-Kely liegt, wie ſchon der Name beſagt (kleine Inſel), zwiſchen zwei Flußarmen und dem Meere. Der Fluß jedoch iſt klein und unbedeutend, faſt das ganze Jahr an der Mündung verſtopft und ergießt ſich nur während der Regenzeit ins Meer. Die Hovas, welche hier eigentlich nur noch dem Namen nach herrſchen, haben ein kleines Fort auf einer Anhöhe errichtet, um den Ein- und Ausfuhrzoll von 10 Proc. zu erheben. Eine Tagereiſe weſtlich am Fluſſe Manampato befindet ſich das größte Fort Manamana und zwei Tagereiſen ſüdweſtlich daſelbſt die Reſidenz von Ankara. Eine Tagereiſe ſüdlich von Ankara liegt das Fort von Vaggedrano und hier erreicht die Herrſchaft der Hova überhaupt ihre Grenze. Allerdings liegt noch im Fort Dauphin an der Südſpitze der Inſel in den Ruinen der alten franzöſiſchen Befeſtigung eine Abtheilung ihrer Soldaten, ebenfalls zur Erhebung von Zöllen; aber das unliegende Land iſt ganz unabhängig und entzieht ſich vollſtändig dem Einfluſſe der Hovas, welche ſich aus ihren Verſchanzungen nicht heraus getrauen.

Beſagter Creole in Noſſi-Kely lebte ganz nach Art der Malgaſchen mit Weibern vom Stamme der Anteiſaken (Anteiſchafen) und hatte größern Einfluß auf das umwohnende Volk. Da meine ſämmtlichen Dienet aus dem Norden hier nicht bleiben wollten und daher zurückgekehrt waren, ſo hoffte ich von ihm einige Unterſtützung beim Anwerben der nöthigen Leute zu erhalten, ſollte mich aber darin grauſam getäuſcht finden. Dieſem Manne lag durchaus daran, die Erforſchung dieſes beinahe unbekannten Landſtriches zu vereiteln, um ſich das Monopol des einträglichen Handels möglichſt lange zu wahren und jede Konkurrenz auszuſchließen.

Es ſind mir von den vereinzelt an der ſüdöſtlichen Küſte wohnenden Creolen recht böſe und ſchlechte Streiche geſpielt worden. Ich warne jeden Reiſenden eindringlich vor dieſer Menſchenklaſſe. Es ſind meiſtens aus Mauritius und Bourbon entflohene Schwindler oder Verbrecher, viele wegen Diebſtahl dort ſchon beſtraft. Das einzige Beſtreben dieſer Leute geht darauf hin, den Reiſenden auszupreſſen. Muthlos und hilflos geworden, ſieht er ſich dann gezwungen die Gegend zu verlaſſen. Dafür, daß er keine Leute findet, haben die Creolen längſt geſorgt, indem ſie ausſtreuen laſſen, er bezahle nicht, mißhandle die Leute, ſei ein böſer Zauberer und, was ſonſt noch gerade ihnen nöthig dünkt. Der Creole unter dem Scheine der Hochherzigkeit erbietet ſich ſchließlich die nöthigen Leute zu beſchaffen, natürlich ſind die Preiſe dann ganz enorm hohe, der unglückliche Reiſende kommt um ſeine letzten Sachen, Gewehre u. ſ. w. und kann überhaupt noch froh ſein, wenn er mit heiler Haut dieſem Geſindel entrinnt. Bei den aberglänbiſchen und myſtiſchen Malgaſchen genügen einige hingeworfene Worte, um den Ruf eines Fremden ganz zu untergraben, und es wird ihm unmöglich Diener zu bekommen. Gelingt es ihm, falls er der Sprache mächtig, von großer Energie und reichlich mit Geld verſehen iſt, dennoch, ſo wird er mit ewigen Intriguen und Schlechtigkeiten zu kämpfen haben und der Erfolg einer auf dieſe Weiſe unternommenen Expedition bleibt immer fraglich. Niemals aber würde ich es einem Reiſenden rathen, bei einem Creolen dieſer Sorte. mit dem er ſchon Händel hatte, ein Mahl einzunehmen. Es ſind mir in dieſer Beziehung traurige Fälle von Vergiftungen bekannt, worin übrigens auch die Eingeborenen wahre Meiſter ſind. Am beſten iſt es, man ignorirt ſolche Leute von vornherein vollſtändig und ſucht ſich ſelbſt zu helfen, ſo gut es geht.

Da ich in Noſſi-Kely keine Leute bekommen konnte, ſo begab ich mich nach dem zehn Kilometer ſüdlicher gelegenen Farafangana oder Ambahi. Ich nahm hier 30 Mann in Dienſt und kehrte am ſelben Tage zurück, um mein Gepäck abzuholen, da ich von Ambahi die Reiſe zu Waſſer fortſetzen wollte. Ich hatte damals eine Hündin mit vier Jungen, welche noch nicht laufen konnten. Da die Anteiſaken die Hunde für unreine Thiere halten und keiner dieſelben tragen wollte, ich aber dieſe mir werthvollen Thierchen nicht im Stiche zu laſſen vermochte, ſo blieb mir nichts übrig, als mir ſelbſt die Laſt aufzubürden. Im Verein mit Gewehr und Munition war jedoch dieſes Gewicht für meine ſchon erſchütterte Geſundheit zu ſchwer, zumal ich den Weg bereits zum dritten Mal bei einer Temperatur von nahezu 40° R. im glühenden, loſen und tiefen Küſtenſande zurücklegen mußte. Die üblen Folgen ſollten ſich denn auch bald zeigen.

Farafangana iſt ein Ort, der aus zweihundert ziemlich gut gebauten Strohhütten beſteht. Das Dorf liegt an der Mündung des Manambato und des ſchon erwähnten Manampato, beides größere Flüſſe. Der Manambato zieht in

[1]) Im Süden Madagaskars bedienen ſich die Schriftſtudirenden noch heute der arabiſchen Buchſtaben. Im Norden haben die Hovas erſt unter dem Einfluſſe der Engländer engliſche Buchſtaben eingeführt.

[2]) Die Kaffeeplantagen gediehen anfangs herrlich, gingen aber im 3. und 4. Jahre ſämmtlich zu Grunde. Ich ſchreibe dies dem Umſtande zu, daß der Ort zu tief liegt und der Kaffee überhaupt das Küſtenklima auf die Dauer nicht ertragen kann.

Digitized by Google

Hufeisenform um den Ort herum, vereinigt sich nördlich davon mit dem Manampato und beide ergießen sich vereint ins Meer. Auf der dadurch gebildeten Halbinsel liegt Ambahi. Die Bevölkerung besteht aus einer mittelgroßen, starknochigen, trägen und verlogenen Race. Es sind Antisaken. Ich erwarb hier zwei Boote für meine Reise. Die angewordenen Leute indessen schienen in Nossi-Kely bearbeitet worden zu sein, denn alle erklärten noch am Tage meiner Ankunft in Ambahi, sie wollten nicht weiter mit mir ziehen.

Am Abend dieses Tages, nachdem ich mich kaum in einer Hütte eingerichtet hatte, fühlte ich mich sehr unwohl. Der viele Aerger der letzten Tage im Verein mit der schon erzählten Uebermüdung durch Schleppen der Hündchen hatten mir ein heftiges Fieber zugezogen. Ich bekam starkes Erbrechen und lag bald in heftiger Geistesverwirrung. Zum Glück hatte der Zufall ein Mädchen, Kalo mit Namen, hierhin verschlagen, welches vor Jahren im Norden bei mir im Dienst gestanden hatte, aber wegen seiner unbezähmbaren Trunksucht entlassen werden mußte. Sie hatte indessen ein gutes Herz, kam sofort freiwillig herbei und pflegte mich redlich. Sie wußte auch von früher her, daß ich bei Fieber sehr heftig war, und ließ sich dadurch nicht erschrecken. Die übrigen Malgaschen hätten mir das sicherlich als Bosheit ausgelegt und mich elend umkommen lassen. Nach acht Tagen schwerer Leiden konnte ich mich denn wieder vom Lager erheben und zur Fortsetzung meiner Rüstungen zur Reise schreiten.

Als das Ziel derselben, das Land der wilden Boilakertra, bekannt wurde, war wieder kein Mensch aufzutreiben, der mich begleiten wollte. Endlich gelang es der Ueberredungsgabe besagter Kalo, sechs Mann zu bestimmen, mich bis zur Grenze, aber ausdrücklich nur bis zur Grenze jenes Landes, zu geleiten. Am 2. März 1880 konnten nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich die Boote beladen werden. Es waren 18 Fuß lange und 2 Fuß breite ausgehöhlte Baumstämme, welche viel an Bequemlichkeit und Sicherheit zu wünschen übrig ließen. Schwerbeladen, wie sie waren, schöpften dieselben abwechselnd von jeder Seite Wasser und geriethen bei der kleinsten Bewegung der Insassen in Gefahr umzuschlagen. Besonders war dies mit dem von mir bestiegenen der Fall, denn in dieses mußte ich meine acht großen Jagdhunde aufnehmen. Da wir kein Zelt aufschlagen konnten, so wurden diese Thiere arg von der stechenden Sonne gequält, standen beständig mit den Füßen auf dem Bootsrande und setzten wohl gar ins Wasser. Ich bemerke hier, daß das Mitführen einer größern Meute auf Madagaskar sehr beschwerlich ist und in jenen Gebieten, wo die Hunde für unreine Thiere gelten, eine Menge Unannehmlichkeiten nach sich zieht. In der Nähe der Flüsse sind diese Thiere stets den Angriffen der Krokodile ausgesetzt und gefährden dadurch, wie wir nachher sehen werden, sogar manchmal die Sicherheit der Menschen. Da, wo die Leute Hunde für unreine Thiere halten, sollen dieselben keine Hütte betreten, was schwer zu vermeiden ist; sie sollen bloß Abfälle fressen und was dergleichen Unsinn mehr ist. Ich hielt mich einst in einer Gegend auf, wo Milch zu bekommen war, so viel man wollte. Als aber die Leute in Erfahrung brachten, daß ich meine Hunde damit fütterte, war ihre Entrüstung so groß, daß sie mir auch für schweres Geld keinen Tropfen mehr verkauften, es sei denn, ich hätte die Milch vor ihren Augen ausgetrunken.

Andererseits ist wieder zu bedenken, daß ich meinen treuen Begleitern manches werthvolle Stück für meine Sammlungen verdanke, ja in mancher Gegend, wo ich einzig auf Wild als Nahrung angewiesen war, ohne deren Beihilfe meine Leute und mich kaum hätte ernähren können. Der Hauptvortheil aber, der allen Nachtheil überwiegt, besteht darin, daß man durch Hunde am besten und sichersten vor nächtlichen Raubanfällen geschützt ist. Die Malgaschen haben eine große Furcht vor europäischen Hunden, und deren Gegenwart allein ist hinreichend, dieselben in Entfernung zu halten. Mancher Strolch wurde von meiner treuen Garde dingfest gemacht, mancher nächtliche Raubanfall vereitelt.

Obwohl die Bemannung der Boote sehr schwach war, so dankte ich doch Gott, als endlich die ersten Ruderschläge erklangen und wir vom Lande abstießen, denn in Madagaskar kann man erst mit Sicherheit behaupten, man wolle eine Reise machen, wenn man schon unterwegs ist. Hätte Kalo nicht am Ufer die Kerle bis zum letzten Augenblicke angetrieben, ich glaube, sie wären schließlich doch davongelaufen.

Der Manambato, den wir befuhren, ist an seiner Mündung ziemlich breit und hat starken Wellengang. Die Umgegend ist eben und sandig, durch Sümpfe, Haide und etwas Wald von Zeit zu Zeit unterbrochen. Nach einer Fahrt von einigen Stunden jedoch wird die Gegend ganz sumpfig und dient hier zur Kultur von Reis. Der Fluß ist, so lange er durch diese Moräste fließt, in zahlreiche Arme getheilt. Viele derselben sind von den Eingeborenen zur besseren Bewässerung in ihrer Bildung unterstützt worden. Ist der Reis der Reife nahe, so trifft man hier viele Wasservögel an, z. B. Reiher, Ibis falcinellus, Nettapus auritus, Dendrocygna viduata und auch öfters Porphyreo madagascarensis. Für die Wissenschaft ist jedoch wenig zu suchen. Auf beiden Seiten abwechselnd erhebt sich mitunter ein Berggelegel. Dieser ist dann stets mit einem Dorfe gekrönt. Zahlreiche Bananenpflanzungen umgeben diese Ansiedelungen und werden hier so hoch, daß sie die Hütten vollständig dem Auge entziehen.

Der Fluß bildet in der ersten Zeit nichts als Bogen und Krümmungen, und als wir gegen Mittag anlegten, um unser Mahl zu bereiten, hatten wir erst sehr wenig Weg gemacht. Am Ufer standen einige alte Hütten und gewährten uns Schutz vor den Sonnenstrahlen während der kurzen Rast. Ich nahm hier einen Jäger in Dienst, der, wie sich später herausstellte, zwar oft schoß, aber niemals traf. Er besaß jedoch eine gute Eigenschaft, er war ein Feinschmecker, und da ich in Zukunft meine Mahlzeit stets mit ihm theilte, so unterzog er sich willig der Bereitung derselben und gab sich dabei auch Mühe. Außer Salz, Fett, Kaffee, einer Flasche Essig und etwas Rum für meine Sammlungen führte ich für meinen Leibesbedarf nur noch einige Medikamente mit. Gewöhnlich fanden wir in den Dörfern Reis, Geflügel und Bananen, wobei man leben konnte. Anders verhält sich die Sache im Urwalde, wo wir vereinsamt wohnten und oft bittern Mangel litten, besonders wenn Salz, Fett und Kaffee auf die Neige gingen.

Auf der weitern Fahrt wurde der Fluß zusehends enger und trüb und schmutzig, er floß nur langsam. Oefters erblickten wir am Ufer Krokodile, welche mit aufgerissenen Rachen in der Sonne schliefen und bei unserm Anblick eilig ins Wasser stürzten. Die Luft war höchst ungesund und ganz verpestet durch allerlei faulende Stoffe. Bald jedoch wurde es besser, der Fluß begann rascher zu fließen und durch die hellen Fluthen erblickte man den kiesigen Untergrund. Die Gegend, schon bedeutend höher gelegen, erschien als hügeliges Grasland, unterbrochen durch Baumgruppen, meistens aus der Ravinala, dem Baum des Reisenden, bestehend. So fuhren wir weiter, bis die Sonne im Westen verschwand, und legten dann am Fuße eines ziemlich hohen

Digitized by Google

Hügels bei, auf welchem das Dorf Ivandrele liegt. Während die Leute das Gepäck mit vieler Mühe den Berg hinaufschleppten und ich als Wache beim Boote zurückblieb, setzten ungefähr 700 bis 800 schöne Rinder, welche von der Weide kamen, über den Fluß. Die begleitenden Hirten schwangen sich dabei auf den Rücken der überaus zahmen Thiere. Die bei der Herde anwesenden Hunde, große semmelfarbige Köter mit stehenden Ohren, wollten dagegen um keinen Preis ins Wasser und erhoben ein abscheuliches Geheul, bis sie mit einem Boote abgeholt wurden. Die Malgaschen erzählten mir, die Furcht dieser Thiere vor Krokodilen sei so groß, daß sie sich nur im äußersten Nothfalle ins Wasser wagten.

In dieser Gegend werden die Rinder jeden Abend sorgfältig in rohe Umzäunungen inmitten der Dörfer getrieben. Es geschieht dieses aus Vorsicht vor den nächtlich umherschweifenden Banden der benachbarten Mavorongen, welche als Rinderdiebe berüchtigt sind. Bei solchen Thieren, die man Morgens vor dem Austriebe melken will, müssen die Kälber Abends abgesperrt werden. Soll das Melken stattfinden, so bringt man das Junge heran und sucht dann schnell die eine Seite des Euters zu leeren, während jenes an der andern saugt. Niemals wird man auch nur einen Tropfen Milch erlangen, wenn das Kalb nicht dabei steht. Immer bleibt aber dabei die größte Vorsicht zu beobachten, denn so friedlich die Thiere auch sind, wenn man sie ungeschoren läßt, so pfeilschnell pflegen sie bei Eingriffen in ihre mütterlichen Rechte mit ihrem spitzigen Gehörn bei der Hand zu sein. Sämmtliches Rindvieh gehört zur Race des Zebu. Es sind große schwere Thiere mit einem dicken Fetthöcker auf dem Rücken über den Schultern. Sie kommen in allen Farben vor; man sieht rothe, weiße, schwarze, gelbe, einfarbige oder mit verschiedenen Abzeichen, sehr schön gefleckte und getigerte, auch Roth- und Grauschimmel, je nach dem Geschmacke der Eingeborenen. Am häufigsten ist die Varietät mit großem starkem Gehörne, welches äußerst spitz und nach vorn gerichtet ist; bei den Stieren wird es noch geschärft, um sie beim Kampfe tauglicher zu machen. Tödtet nämlich ein Stier seine Nebenbuhler, was häufig geschieht, so hat der Besitzer des gefallenen Thieres keinen Anspruch auf Schadenersatz. Tödtet der Stier aber Ochsen oder Kühe, so muß der Verlust ersetzt werden. Dann giebt es solche mit kleinen verkrüppelten Hörnern, welche an Hautlappen lose herumterhängen, und schließlich hörnerlose, die sogenannten Bory. Diese sind sehr stämmig und stehen niedriger auf den Beinen.

Das einzige wirkliche Vermögen der Malgaschen besteht in Rindern. Alles errungene Geld wird gewöhnlich sofort in Herden angelegt. Es ist der größte Ehrgeiz der Mittellosen, so weit zu kommen, daß sie wenigstens zwei bis drei Rinder erwerben können. Vertritt die Herde das Kapital, so muß die Nachzucht als die Zinsen desselben betrachtet werden. Die Thiere weiden das ganze Jahr hindurch und verursachen keinerlei Ausgaben. Die Weiden sind Gemeingut. An der Küste, wo die Thiere vor Diebstahl sicher sind, leben dieselben in vollständiger Freiheit und werden auch nicht gemolken. Der Malgasche ißt selten Fleisch und begnügt sich im gewöhnlichen Leben mit vegetabilischer Nahrung. Kälber zu essen verstößt gegen die Landessitte, nach welcher das Kind nicht von der Mutter getrennt werden soll.

Ochsen werden gespeist bei Verträgen, bei gefährlichen Unternehmungen, bei Beginn einer Reise, bei der Rückkehr, bei Geburten und besonders am Jahresfeste. Besonders stark geschlachtet aber werden die Herden bei Todesfällen. Es wird dabei solange aus dem Besitz des Verstorbenen gezehrt, als es irgend möglich ist, dessen Leiche in der Hütte zu behalten. Bei reichen Leuten dauert dies oft drei Wochen, und es ist nicht zu begreifen, wie die Malgaschen in Gegenwart der stinkenden, von Fliegen und Würmern heimgesuchten Menschenreste überhaupt noch Fleisch mögen.

Ich habe auf allen meinen Reisen nur vereinzelte Versuche gesehen, den Ochsen als Reitthier zu benutzen. Dazu nimmt man den hörnerlosen Bory. Ein durch die Nasenwand gezogener Ring dient zur Leitung. In sumpfigen Gegenden müssen Ochsen und Stiere beim Anbau der Reissaat helfen. Sie werden zum Durchkneten und Umrühren des Schlammes tagelang durch die betreffenden Felder getrieben und zwar bewegen sich dabei zehn bis zwölf Thiere kreisförmig um den in der Mitte befindlichen Treiber herum. Sonst werden dieselben zu keinerlei Arbeit benutzt. Die Rinder sind in Madagaskar unter den öffentlichen Schutz gestellt. Bei den unabhängigen Stämmen steht auf den Diebstahl derselben die Todesstrafe. Die Besitzer zeichnen ihre Thiere durch Einschnitte in die Ohren.

Ivandrele ist ein großes, wohlhabendes Dorf. Die Bewohner sind schmächtig und von dunkler Hautfarbe. Nach Verdrängung unserer Mahlzeit brachten uns die Schönen des Ortes, unter Anführung einer Art von Schulmeister, ein Ständchen. Der Gesang war gar nicht so übel, nur wurde der Ton zu sehr durch die Nase gezogen. Der Schulmeister war ein weitgereister Malgasche, der sich, wie es schien, zum Vergnügen mit dem Unterricht der Jugend befaßte. War auch ein gut Theil Eitelkeit dabei im Spiele, so ist das Bestreben doch immer ein sehr löbliches, die in der Fremde gesehene Bildung in seinem Heimathdorfe einführen zu wollen. Um den Mann zu ermuthigen, sprach ich mich sehr lobend über seine Leistungen aus und beschenkte ihn nebst seinen Zöglingen mit einigen Kleinigkeiten.

Vorfälle im Sulu-Archipel.

Von Prof. **Ferdinand Blumentritt.**

Die Okkupation und dauernde Besitznahme der Hauptstadt des Sultanats Sulu im Jahre 1876 führte die feierliche Anerkennung der spanischen Oberhoheit durch den Sultan und die größten Maguaten (Dattos) seines Reiches herbei; doch war damit im Grunde sehr wenig gewonnen, denn eine große Anzahl von Dattos, welche an der Unterzeichnung des Unterwerfungsaktes nicht theilgenommen hatten, weigerten sich dem Vertrage beizutreten, so daß die Spanier im Sulu-Archipel noch immer nicht die Herren geworden waren. Um nun die Interessen dieser widerspenstigen Dattos mit jenen Spaniens fest zu verknüpfen, entschloß sich die spanische Regierung zu einem eigenthümlichen Schritte. Sie schloß mit jedem dieser Magnaten einen besonderen Unterwerfungsvertrag ab und verpflichtete sich hierbei ihnen einen Jahresgehalt, deren Höhe sich je nach der Größe und Macht des Dayatos (Dayato = Staat

Digitized by Google

eines Datto) richtete, auszuzahlen; diese Zahlung sollte sofort eingestellt werden, wenn das Benehmen des Dattos der spanischen Kolonialregierung irgend einen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Der Plan gelang und es unterwarfen sich auf diese Weise folgende Dattos: Patta, Herr von Bucutúa; Gumbajali, Herr von Tongkuí; Arina, der Herr von Looc; Janani, Herr von Sipac; Quivit, Herr von Bangao; Bantagnan Lintican, Herr von Maningat; Sahari, Herr von Cannpan auf Tapul; Satiá Anudin, Herr von Tulingan auf Tapul; Sacandal, Herr von Larap; Alihudin, Herr von Lamenula; Pimo, Herr von Sinandin auf Siassi; Sancula, Herr von Mutdas auf Siassi; Amilusin, Herr von Lapac; Babuddin, Herr von Licut; Asanon, Herr von Busidahan; Amsaini, Herr von Sumingan; Jalan, Herr von Latuan; Asam, Herr von Mantabuan; Pain, Herr von Pamasan; Unga, Herr von Sapá; Amilasan, Herr von Buindanan; Timban, Herr von Tungusun; Machende, Herr von Luncpagasinan; Sangsangan, Herr von Lumucan; Atal, Herr von Balimbin auf Tawi-Tawi; Jadal Pulá, Herr von Gapug; Salapuddin, Herr von Lauccotta oder Launcuta; Buanun, Herr von Butum; Bagundá, Herr von Tumindao und endlich zwei Dattos der Insel Cagayan-Joló (Cagayan-Sulu).

Damit sind zwar die Spanier noch immer nicht vollständig Herren des Archipels geworden, aber sie beginnen doch festen Fuß im Lande zu fassen, wenn auch selbst im Gebiete der unterworfenen Dattos sich häufig Banden von „Moros malos“ zeigen, d. h. von Sulu-Malaien, die sich weigern die spanische Herrschaft anzuerkennen und die alle Christen, welche das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, tödten oder in die Sklaverei schleppen. Das von den Gumbas bewohnte gebirgige Binnenland der Hauptinsel Sulu ist den Spaniern gegenüber ebenso unabhängig, wie dem Sultan von Sulu, deren Pensionär, gegenüber. Auch die Insel Tawi-Tawi harrt in ihrem größern Theile noch der Unterwerfung.

In der Nummer 70 des heurigen Jahrganges der Oceania Española ist von einer gewandten Feder geschrieben ein Artikel unter dem Titel „La Paga“ erschienen, in welchem die Auszahlung des oben erwähnten Gehaltes an die Dattos Pulá und Asibi, beziehungsweise der Besuch in den Residenzen beider Fürsten geschildert wird. Ich will das Wichtigste hiervon an dieser Stelle mittheilen; zuvor sei bemerkt, daß beide Datos, sowohl das des Pulá, als jenes des Asibi auf der Hauptinsel Sulu oder Joló selbst liegen. Dem ersteren gehört der Ort Mondon an der Nordküste und das im Binnenlande gelegene Dorf Litayun, er kann 200 Bewaffnete ins Feld stellen. Der Datto Asibi ist Herr des Dorfes Tandubagmon, welches nicht weit von Mondon, aber von der Küste durch einen breiten Streif meist angebauten Landes getrennt liegt. Asibi verfügt über dieselbe Anzahl von Basallen wie Pulá.

Anfangs Januar (1882) verließ der Adjutant des Gouverneurs von Sulu das spanische Fort Alfonso XII., um den beiden Dattos die fällige (Semestral-) Rate ihres Gehaltes auszuzahlen und deren Quittung entgegen zu nehmen. Zur Bedeckung diente eine ganze Compagnie Disciplinar-Infanterie unter den Befehlen eines Kapitäns; der Expedition war überdies ein Dolmetsch beigegeben. Die kleine Truppe marschirte am Gestade dahin. Auf dem Wege lag eine kleine Ortschaft, deren Bewohner beim Herannahen der Soldaten zusammenliefen und laute Rufe der Verwunderung über diesen ungewohnten militärischen Zug ausdrückten. Aus ihren Fragen und Ausrufungen leuchtete ihre helle Angst hervor, die Kompagnie sei der Vortrab einer größern Truppe, welche den Ort selbst dauernd okkupiren wollte. Viel mag zu diesem ängstlichen Gebahren das böse Gewissen beigetragen haben, denn Anfälle auf einzelne spanische Soldaten in der nächsten Umgebung des Forts sind nichts Seltenes und es ist nur zu wahrscheinlich, daß die umliegenden Dörfer die Heimath dieser Missethäter bilden, oder daß diese bei deren Bewohnern Schutz und Versteck finden.

Endlich erreichte man glücklich Mondou. Die Hütten dieses Dorfes liegen in einzelne Gruppen zerstreut ohne jede Ordnung mitten im Grünen. Das Haus des Dattos liegt auf einer seligen Erhöhung, und ist von mannhohen Palisfaden umgeben, innerhalb welcher der Datto seine Basallen zu versammeln pflegt, um mit ihnen über wichtige Angelegenheiten zu verhandeln oder bei vorgefallenen Streitigkeiten zu Gericht zu sitzen; denn der Datto ist der Richter seiner Unterthanen, ihr Herr in jeder Beziehung. Das Datto-Haus selbst unterschied sich in garnichts von der im ganzen Archipel üblichen Bauart. Auf einer steilen Leiter kletterten die Spanier in die Höhe und ließen sich auf den Rohrbänken in dem zum Audienzlokale bestimmten Bergemache (Leida) nieder, um den Datto zu erwarten. Bald erschien dieser selbst, umgeben von einem Schwarm von großen und niedern Basallen, Dienern und Sklaven. Die kleinen schwarzen Augen Pulá's irrten unstät umher, der tiefe Groll gegen die Spanier war deutlich in ihnen zu lesen. Sein Aeußeres war überhaupt nicht einnehmend. Braunen nuh Wimpern wiesen einen nur spärlichen Haarwuchs auf, auch der Bart war sehr dünn gesäet. Die stumpfe Nase, die dünnen Lippen und die welke Beschaffenheit seiner Haut verliehen seinem kleinen runden Kopfe etwas Abstoßendes. Seine Kleidung reducirte sich auf enge Jacke und kurze, unten geschlossene Beinkleider, die Hüften umgab eine seidene Binde und um den Kopf hatte er sich eine turbanähnliche Binde aus verschiedenen lebhaft gefärbten Zeugen gewunden. In seiner unmittelbarsten Nähe, ja man kann sagen im Bereich seiner Arme stand eine Anzahl von Jungen, ähnlich den Pagen der Ritterzeiten, deren jeder irgend ein Attribut seiner Macht oder sonst etwas, dessen er stetig bedurfte, einher trug. So trug einer einen langen Kris (malaiischen Dolch), ein anderer einen wuchtigen mit merkwürdigen lebhaft gefärbten Zeichnungen oder Charakteren geschmückten Stock, ein dritter hielt die Tabakspfeife bereit, ein vierter trug eine kupferne Cassette, in welcher „Buyo“, d. h. zum Kauen schon vorgerichteter Betel sich befand ꝛc. Nachdem der Dolmetsch den Zweck des Besuches mitgetheilt hatte, gab der Datto durch einen Wink den Officieren die Erlaubniß sich wieder zu setzen; ein Tischchen wurde herbeigetragen und auf demselben die Geldsumme abgezählt. Der Datto vergaß über den Anblick des Silbers seinen Groll gegen die christliche Herrschaft und sah mit sichtlich verhehlter Habgier unverwandt auf den Tisch hin. Auch die übrigen Personen, welche sich inzwischen rings angesammelt hatten, saßen nämlichenstill dem Akte des Geldzählens zu. Einige Gerichte wurden hierauf den Spaniern vorgesetzt, welche aber nur kosteten, denn die Speisen schwammen in Kokosöl oder waren von jener widerlichen Süße, wie sie die Orientalen allenthalben zu lieben scheinen. Mit der Unterfertigung der Quittung war das Geschäft fertig und da man zu weiterm Aufenthalte weder Lust verspürte, noch auch Erlaubniß besaß, so brach die Expedition sofort auf, um Taubudagmon, die Residenz des Datto Asibi zu erreichen. Pulá schloß sich den Spaniern an.

Eine Stunde lang marschirte die Truppe der Küste entlang, dann wandte man sich dem Innern zu; der Weg

Digitized by Google

zog sich durch einen dichten Buschwald. Taubadagnan besteht nur aus niedrigen, dürftigen Hütten, unter denen die Residenz des Asibi hervorstach, obwar dieselbe sich in nichts von dem Hause Pulá's unterschied. Asibi und seine Unterthanen glaubten offenbar, die Spanier kämen in feindlicher Absicht, die Hütten blieben fest verschlossen und kein Laut war aus ihnen zu hören, dagegen hörte man aus dem Hause des Asibi das Geklirre von Waffen und den Lärm von hin und her eilenden Leuten. Die Truppe machte Halt und Datto Pulá begab sich zu seinem Kollegen, um ihm den Zweck der Expedition mitzutheilen. Wenige Augenblicke nachher kam Pulá wieder zum Vorschein und meldete, daß der Datto die Gesellschaft erwartete. Die Officiere kletterten nun auf der Leiter, so gut sie es vermochten, in die Höhe; hier bot sich ihnen ein überraschender Anblick dar: auf dem Glacis hinter der Palisfadenmauer standen vollständig kampfgerüstet die 200 Vasallen des Asibi. Mit finsterm Antlitze standen sie da, ohne die Gäste ihres Herrn mit einem Worte oder auch nur einer Geberde zu begrüßen. In einer kurzen Entfernung von diesem haferfüllten Haufen machten die Spanier Halt, wobei sie es nicht unterließen, ihre Gewehre festzupfassen, denn vor diesen haben die Sulus einen großen Respekt. Von Neuem erschien Pulá und lud die Spanier ein, weiter zu gehen; so schritten sie denn auch mitten durch die Krieger des Dattos hindurch und ließen sich auf die herbeigeholten Bambusbänke nieder. Die Spanier waren jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt; zu diesem Mißtrauen berechtigte sie auch hinlänglich das Vorleben Asibi's. Er ist im hohen Grade verdächtig einer der Rädelsführer der zum Glücke vereitelten Ueberrumpelung des Forts Alfonso XII. gewesen zu sein; er hatte sich lange geweigert der Einladung des Gouverneurs von Sulu Folge zu leisten und vor ihm zu erscheinen, auch hatte er seinen beiden Söhnen verboten den Hafen Tiangui dem spanischen Handel zu öffnen. Den rastlosen Bemühungen des jetzigen Gouverneurs von Sulu, des Obersten Gutierrez Soto, war es erst vor Kurzem gelungen, den Trotz des Häuptlings zu beugen, so daß dieser sogar mit seinen beiden Söhnen den Gouverneur in seiner Residenz aufsuchte. Wie alsо aus dem hier in Kürze Mitgetheilten zu ersehen ist, war von einem solchen Manne alles zu gewärtigen. Zum Glücke erwiesen sich diese Befürchtungen als eitel. Asibi verstand es besser als Pulá seinen Haß gegen die Christenhunde zu verbergen, er empfing sie sehr freundlich und als ein Mann von feinen (sui generis) Manieren ließ er sie nicht im offenen Vorgemache, sondern begrüßte sie im Innern seines Hauses. Das Zimmer, in welchem sich die Spanier dem Datto gegenüber befanden, besaß einen Flächenraum von 15 Quadratmetern. In einer Ecke desselben war der Boden etwas erhöht, es diente offenbar dem Datto als Lagerstätte; darauf deutete auch der Umstand hin, daß Vorhänge, welche von der Decke bis zum Fußboden reichten, es von dem übrigen Zimmerraume schieden. Matten, Kissen, Gewehe, Kistchen und dergleichen lagen nicht in Unordnung, aber auch nicht von Staub oder Schmutz gereinigt am Boden umher. An jenem Ende des Saales, welches der erwähnten Lagerstätte des Datto sich gegenüber befand, waren zwei ähnliche Schlafstätten, es waren dies jene der beiden 14 bis 15 Jahre alten Söhne des Asibi. Am Eingange des Salons stand eine alte Feldschlange oder Falkonet, welches vielleicht aus den Zeiten der Conquista stammte. Asibi ließ sich auf seiner Lagerstätte unter den aufgehäuften Kissen und Matten nieder. Er schien etwa 50 Jahre alt zu sein, das wohlgestaltete von spärlichem Bart umrahmte Antlitz wies eine krankhafte Blässe auf, vielleicht in Folge seiner Gewohnheit, stark Opium zu rauchen, was er auch in diesem Augenblicke that. Ihn umgaben sechs oder sieben seiner Frauen, welche alle mit der Bereitung der Betelportionen, dem „Buyo“ der Spanier beschäftigt waren. Zu seiner Seite stand ein großer Lehnsessel aus Holz, der in seiner ganzen Form alterthümlich anssah. Alle von den Eingeborenen sahen, wenn sie an diesem Stuhle vorbeigingen, mit tiefem Respekt nach demselben hinüber; offenbar wurde dieser Sessel bei wichtigen Ceremonien, vielleicht bei Rechtsprechungen über Leben und Tod, gebraucht. Pulá ließ sich auf denselben nieder, umgeben von dem zahlreichen Gefolge, das er mitgenommen hatte. Man begann sich nun gegenseitig feierlich zu begrüßen und die Hände zu schütteln. Die spanischen Officiere setzten sich auf eine Bank nieder, welche mit greilfarbig gemusterten Decken belegt war. Der Dolmetsch theilte dann dem Datto mit, die Spanier wären gekommen, ihm die fällige Rate von 300 Pesos (1 Peso = 1 amerik. Dollar) auszuzahlen. Die Spannung, welche sich in dem Gesichte der Vasallen des Datto bis dahin deutlich ausgeprägt hatte, floh sofort ihr Antlitz, als sie diese Kunde vernahmen: offenbar hatten sie in der Furcht vor einem andern Vorhaben der Spanier geschwebt. Das Zimmer war jetzt mit Neugierigen erfüllt, welche sich die spanischen Officiere ansehen wollten; da der Raum nicht alle fassen konnte, so gingen sie immer partienweise aus und ein und staunten die fremdartigen Gäste an. Asibi aber that seiner Freude keinen Abbruch, sondern zeigte durch lächelndes Schmunzeln an, wie sehr ihm ein solcher Besuch wohlgefalle, er wurde sogar gesprächig. Die Aufmerksamkeit der Spanier war nämlich auf ein eigenthümliches Schaufpiel gelenkt worden: sie sahen nämlich zwei Frauen, welche am Boden kauerten und die ganze Zeit hindurch ihr Antlitz der Zimmerwand zuwandten. Dem Datto war dies nicht entgangen; er ließ durch den Dolmetsch fragen, ob es die beiden Weiber wären, welche ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselten. Auf ihre bejahende Antwort gab der Datto den Frauen den Befehl ihr Antlitz zu zeigen. Diese drehten sich um, und blickten mit schamrothem Antlitze zu Boden. Jetzt erst sahen die Spanier, daß beide durch eine mit einem Vorhängeschloß versehene und um ihren Hals geschlungene Kette an die Wand gefesselt waren. Auf die Frage, was die beiden verbrochen hätten, erwiederte der Datto, sie wären Ehebrecherinnen; die eine war schon fünf Jahre angekettet, die andere jüngere erst seit kurzer Frist, beide sollten ihr ganzes Leben in dieser Weise verbringen. Der Datto winkte dann den armen Sünderinnen und diese nahmen wieder ihre frühere Stellung ein. Asibi bewirthete nun seine Gäste in ähnlicher Weise wie Pulá mit diversen Speisen und Chokolade. Nach aufgehobenem Mahle marschirte die Truppe sofort ab und kehrte wieder nach Jolo oder Alfonso XII. zurück. Diese kostspielige Weise die Treue der Dattos sich zu erhalten, scheint aber den Spaniern nicht vollends zu genügen; hatte doch der Sultan, der auch eine hohe Pension genießt, den Briten die Nordküste von Borneo abgetreten, obwohl er feierlich geschworen hatte, daß alle seine Territorien unter der spanischen Oberherrlichkeit stünden, und daß ohne Vorwissen der spanischen Krone und deren Genehmigung er keinen Fußbreit seiner Lande an irgend Jemanden abtreten dürfe. Es darf daher einen nicht Wunder nehmen, wenn die Spanier sich nicht bloß mit den abgeschlossenen Verträgen begnügen, sondern durch Anlage neuer Befestigungen ihre Herrschaft sichern wollen. Sehen wir von Basilan ab, das geographisch zwar zum Sulu-Archipel gehört, aber bereits seit einem Menschenalter von den Spaniern besetzt

Digitized by Google

ist [1]), so besaß Spanien seit 1876 nur eine einzige unmittelbare Besitzung auf Sulu, nämlich das 1876 eingeäscherte, seitdem aber wieder aus seinen Trümmern erstandene Joló mit dem dasselbe schützenden Fort Reducto Alfonso XII., dessen Besatzung ein Regiment Infanterie mit der entsprechenden Anzahl von Genie- und Artillerietruppen bildete. Außerdem liegt dort eine Disciplinar-Kompagnie, deren Stärke 250 Mann incl. des Officierkorps beträgt. Joló ist außerdem eine Station einer Flottendivision, zu welcher außer den Hochbordschiffen 2 kleine Kanonenboote von 30 Pferdekraft mit 12 Geschützen leichten Kalibers und einer Bemannung von 73 Mann gehören. In diesem Jahre nun hat sich die spanische Regierung entschlossen, ein zweites Fort im Sulu-Archipel zu errichten. Zwischen den Inseln Sulu und Tawi-Tawi liegt nämlich die Inselgruppe Tapul und in dieser selbst die beiden nur durch einen schmalen Kanal von einander getrennten Eilande Lapac und Siassi. Die spanische Regierung entschloß sich auf letzterer Insel und zwar an den Gestaden jenes Kanals eine kleine Befestigung zu errichten. Zu diesem Behufe ging von Manila der Linienschiffskapitän Aragon mit der Kriegsgoëlette nach Joló ab, um die dort versammelten Kriegsschiffe unter seinen Befehl zu nehmen und dann nach Siassi aufzubrechen. Das Geschwader bestand aus der Goëlette „Sirena (130 Pferdekraft, 114 Köpfe Bemannung)“, dem Aviso „Marqués del Duero (550 Pferdekraft, 101 Köpfe Bemannung)“, der Goëlette „Animosa (100 Pferdekraft, 110 Köpfe Bemannung)“ und dem Kanonenboot „Arapat (20 Pferdekraft und 32 Mann Bemannung)“. Auf den beiden erstgenannten Schiffen hatte man das Material zur Erbauung des Forts, die Armirung ꝛc. untergebracht, auf der „Animosa“ wurde die zur Besatzung ausersehene Mannschaft eingeschifft, welche viel zu leiden hatte, denn der Raum reichte für die Menge kaum aus. - Am 9. Mai 1882 war Aragon in Joló eingetroffen und bereits im Morgengrauen des folgenden Tages dampfte das Geschwader nach Siassi ab. Die Fahrt ging mitten durch das Gewirr meist entwaldeter Eilande glücklich von Statten; um Mittag war schon der Kanal in Sicht, welcher, wie schon erwähnt, Lapac von Siassi trennt. In diesen Kanal können Schiffe nur von Norden her gelangen, im Süden verhindern die Einfahrt ausgedehnte und zusammenhängende Korallenriffe. Die Insel Siassi ist gebirgig und wie es scheint, einem Bergkegel ähnlich, dessen Abhänge sich gegen das Meer zu sanft verflachen. Der gebirgige Theil ist mit einem dunklen Walde bedeckt. Das Geschwader fuhr langsam in den Kanal ein und warf in der Mitte desselben Anker. Man beschäftigte sich zunächst damit, die zur Anlage des Forts taugliche Lokalität ausfindig zu machen, was auch bald gelang. Am andern Morgen wurden die Truppen ausgeschifft, Zelte und Holzschuppen errichtet und mit dem Baue begonnen. Armirte Boote kreuzten in der Nacht in der Nähe des Lagers, als wäre man in Feindesland, obwohl die Insel Siassi einem den Spaniern unterworfenen Datto, Namens Dupam, gehört [2]). Die Insel ist ziemlich bevölkert, man sieht viele Dörfer, deren Bewohner an den Korallenriffen sich mit dem Fischfange und dem Perlmuschelsuchen beschäftigen; letztere Muschel ist hier sehr häufig. Die Bewohner von Siassi benahmen sich ruhig und machten keinen Versuch den Bau der ihnen gewiß verhaßten Zwingburg in irgend einer Weise zu stören. Der Datto Dupam, ein noch junger und, wie es scheint, von seinen Untergebenen sehr geliebter Fürst, erschien mit einem Gefolge zahlreicher Panditen (mohammed. Priestern), Basallen und Sklaven, um dem Schiffslieutenant Aragon einen Besuch abzustatten. Als er sich zu diesem Behufe auf das Admiralschiff begeben wollte, suchten seine Leute ihn mit aller Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihn erinnerten, daß sein Vater an Bord eines spanischen Kriegsschiffes bei seiner Weigerung sich in Haft nehmen zu lassen, den Tod gefunden hätte. Der junge Fürst ließ sich aber von seinen getreuen Vasallen nicht Angst einjagen, sondern führte seine Absicht auch aus. Die Spanier empfingen ihn mit der ihnen eigenthümlichen feierlichen Höflichkeit, und so schien er auch von dem Besuche ganz befriedigt heimzukehren. Die Krieger Dupam's waren mit wenigen Ausnahmen mit Feuergewehren alten Systems bewaffnet. Einen besonderen Werth schienen sie auf die blanken Waffen zu legen, welche mit Silber und Elfenbein an Griffen und Scheiden ausgelegt waren. Von einem Verkaufe dieser Waffen wollten sie absolut nichts wissen, erklärten sich aber bereit Perlmutter, Perlen, Früchte und Fleisch auf den Markt zu bringen. Die Insel ist auch in der That vollkommen geeignet reichliche Produkte zu liefern, denn der Boden ist fruchtbar und die Vegetation üppig. Am häufigsten werden Zuckerrohr und Camote gebaut.

Als in Manila die Nachricht eingetroffen war, daß die Okkupation vollzogen wäre, publicirte der Gouverneur der Philippinen folgendes Dekret in der Amtszeitung, der Gaceta Oficial:

„Ich D. Fernando Primo de Rivera y Sobremonte, Marqués de Estella, königlicher Generallieutenant, . . . [1]) Gouverneur und General-Kapitän der philippinischen Inseln ꝛc. thue zu wissen, daß am 12. dieses Monats ein Detachement in dem Sunde zwischen den Inseln des Sulu-Archipels Lapac und Siassi und zwar an der Küste des letztern Eilandes sich festgesetzt hat und die Reichsflagge auf diesem Punkte aufhißte, und daß demnach die Inselgruppe Siassi dauernd militärisch besetzt bleibt. Und in Gemäßheit des Artikels 3 des Protokolls, welches am 11. März 1877 von Spanien, dem Deutschen Reiche und England ausgestellt wurde, veröffentliche ich dies in der Gaceta Oficial und bringe es zur allgemeinen Kenntniß.

Manila, den 27. Mai 1882.

P. de Rivera.“

Es dürfte das Fort Siassi (einen andern Namen hat es bis heute noch nicht erhalten) wohl nicht die letzte Befestigung sein, welche Spanien im Sulu-Archipel errichtet. Im Gegentheile scheint sich die Regierung mit dem Plane zu tragen auch auf anderen Inseln bei passender Gelegenheit (d. h. wenn es die Finanzen erlauben) Zwingburgen aufzubauen; es ist dies auch das einzige Mittel die trotzigen Dattos im Zaume zu halten und die noch nicht erloschene, wenn auch Gott sei Dank aufsbrende Piraterie vollends zu unterdrücken. Vor Allem ist da an die Insel Tawi-Tawi zu denken, deren von Riffen umgebene Küste stets der Lieblingsschlupfwinkel verwegener Seeräuber war und deren Dattos sich schroff gegen die Sultane von Sulu aufgelehnt haben.

[1]) Thatsächlich beschränkt sich der spanische Besitz auf Basilan auf die Ortschaften Isabela, Panguyuan, Pasanhan, Guiñanang und Malanty.

[2]) Früher (noch im Jahre 1880) gab es zwei Dayatos (Datto-Staaten) auf der Insel, nämlich Sipandin und Mukdas; wann diese beiden Dayatos in einer Hand vereinigt wurden, wird nirgends erwähnt.

[1]) Ich lasse die Aufzählung seiner Orden und Titel weg.

Digitized by Google

Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880.

Bekanntlich hat der letzte Census der Vereinigten Staaten die überraschende Thatsache eines fast beispiellos großartigen wirthschaftlichen Aufschwunges konstatirt, der während des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 in den Südstaaten stattgefunden hat. Dasselbe Gebiet, das vor noch nicht zwanzig Jahren durch die Aufhebung der Sklaverei seine nothwendigste Lebensbedingung eingebüßt haben sollte, dessen weiße Bevölkerung durch den Ausgang des Secessionskrieges in einen wahren Sumpf hoffnungslosen Verzagens versetzt wurde, tritt uns heute nach den unwiderleglichen Zahlenangaben des Censusberichtes als ein blühendes Land entgegen, dessen Wohlstand auf der gesunden und sichern Basis einer im Großen wie im Kleinen rationell betriebenen Landwirthschaft begründet ist. Ueber die näheren Umstände dieser nicht durch „Staatshilfe“ oder besondern Schutz und Erleichterung von obenher, sondern lediglich durch energische Selbsthilfe bewirkten Hebung des scheinbar zu Grunde gerichteten Landes giebt eine aus Philadelphia datirte Korrespondenz der Mail vom 13. September interessante Einzelheiten. Kein Land der Erde — heißt es darin — hat eine so gründliche und doch verhältnißmäßig so friedliche und fast unmerkbare sociale Revolution durchgemacht, wie die Südstaaten seit 1865. Das Ende der Rebellion fand den Süden vollständig mittellos, ohne jeden andern Besitz, als den seines Grundes und Bodens und seiner Schulden. Neben der kolossalen Staatsschuld ruhte noch eine ungeheure Last von Privatschulden auf dem Lande, und zwar war dieser Kredit, der in der Existenz der südstaatlichen Plantagenbesitzer stets eine hervorragende Rolle gespielt hatte, fast nie auf den eigentlichen Grundbesitz, sondern vorzugsweise auf den bei weitem werthvolleren Besitz von Sklaven fundirt. In Georgia allein, dem größten unter den Südstaaten, repräsentirte der Besitz an „schwarzem Menschenfleisch“ die respektable Summe von 30 Millionen Dollars. Die Aufhebung der Sklaverei vernichtete mit einem Schlage dieses Unterpfand des Kredits, ließ aber die Schulden bestehen. Durch den Krieg erschöpft und ausgehungert, dem nationalen wie dem privaten Bankerott verfallen, befand sich der Süden bei dem endlichen Aufhören der Feindseligkeiten in einer in der That verzweifelten Lage. Dazu kam noch, daß die freigelassenen Farbigen, die sich hier, im Lande der unterdrückten Freien der Freiheit, als Herren fühlten, unter der Leitung gewissenloser weißer Führer Gewaltthätigkeiten aller Art begingen, die sich vorzugsweise gegen das Eigenthum richteten.

Die mehrere Jahre hindurch hartnäckig fortgesetzten Bestrebungen zur politischen Rekonstruktion der Südstaaten, die in der Geschichte der Union ein so unerfreuliches Kapitel bilden, mußten natürlich einem wirthschaftlichen Wiederaufblühen des Landes hinderlich sein; doch wurden wenigstens in diesen unruhigen Jahren schon manche Erfahrungen gesammelt und meist auch theuer genug erkauft, die später zum Einschlagen des richtigen Weges führen sollten. Nach dem Friedensschlusse ließen sich die Pflanzer durch den ungemein hohen Stand der Baumwollenpreise dazu verleiten, soviel Baumwolle, als nur irgend möglich, anzubauen, und da sie sich in die neue Ordnung der Dinge, welche die Kontrole der Negerarbeit aus den Händen der bisherigen Herren genommen hatte, anfangs nicht zu finden wußten, wurde es bald allgemein Sitte unter ihnen, die Plantagen an freigelassene Farbige zu verpachten und sich durch diese Einrichtung, die sie jeder persönlichen Anstrengung überhob, ein Einkommen zu sichern, das dem Ertrage ihrer Pflanzungen vor dem Kriege womöglich gleichkommen sollte. Viele von den Pflanzern siedelten nun in die Städte über und überließen die ganze Verwaltung ihrer Plantagen den Farbigen; so lange die Baumwollenpacht regelmäßig bezahlt wurde, kümmerten sie sich wenig darum, welche Methode der Pächter bei der Bewirthschaftung des Landes befolgte. Die durch keine Kontrole gehemmten Neger aber bestellten ungeheure Bodenflächen, auf denen sie das Erdreich mit kleinen schwachen Pflügen nur eben nothdürftig aufscharrten; sie düngten den Acker entweder gar nicht oder nur ganz unzureichend, ließen ihn nie ausruhen, kurz, wandten das alte Kultursystem, das sie als Sklaven kennen gelernt hatten, jetzt in der denkbar mühelosesten und verschwenderischen Weise und mit möglichst geringen Kosten an. Durch diese Art der Bewirthschaftung wurde das Land natürlich bald an der Oberfläche vollkommen erschöpft, und es währte nicht lange, so waren die Pflanzungen nicht mehr im Stande, den eigenen Unterhalt der Pächter, geschweige denn den Betrag der Pacht zu liefern. Die Besitzer, die inzwischen in behaglicher Muße gelebt hatten, wurden ziemlich unsanft aus derselben aufgerüttelt, als ihre Einkünfte plötzlich zu fließen aufhörten, und sie überdies wahrnehmen mußten, daß ihr Land gänzlich heruntergewirthschaftet war. Da es zu derselben Zeit unzählige Pflanzungen in gleich reducirtem Zustande gab, war ein Verkauf zu einem nur einigermaßen annehmbaren Preise fast unmöglich, und so mußten sich denn die Pflanzer wohl oder übel dazu entschließen, auf ihre Plantagen zurückzukehren, um dieselben durch eine passende Bewirthschaftung unter ihrer persönlichen Leitung womöglich wieder zu ihrer frühern Produktivität zu bringen.

Es war schon eine ganze Reihe von Jahren seit dem Kriege verflossen, als die Pflanzer und Grundbesitzer sich in dieser Weise vor die Alternative gestellt sahen, entweder selbst Hand anzulegen oder ihr Eigenthum verloren zu geben; und wenn nun auch noch eine längere Periode von Mißerfolgen und fruchtlosen Bemühungen folgte, so wird doch mit Recht dieses erste Ansraffen nach all' den harten Schlägen, die das Land betroffen, auch als der erste Schritt zum neuen Wohlstande der Südstaaten betrachtet. Durch Erbschaft, allmälig auch durch Kauf kamen viele Plantagen in die Hände jüngerer Leute, für andere fanden sich mit der Zeit unter den eingeborenen oder eingewanderten Weißen immer mehr und mehr zuverlässige Pächter. Diese ganze jüngere Pflanzerklasse zeigte sich bei weitem besser geeignet, mit den freien farbigen Arbeitern zu verkehren und die aus der gänzlichen Desorganisation der Arbeit entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden, als die alten Sklavenhalter. Noch immer aber litt das Land unter der drückenden Schuldenlast und dem Fehlen alles Kapitals, und Baumwolle war der einzige Artikel, auf den man Darlehen erhalten konnte. Es waren nur wenige Banken im Lande vorhanden, und das Geldgeschäft lag fast ausschließlich in den Händen der Makler in den Hafenstädten. Weder von dem Makler noch von der Bank wurde eine andere Sicherheit für ein Darlehen anerkannt, als Baumwolle oder vielleicht

Digitized by Google

Nutzthiere, und dabei wurde ein Vorschuß nur gewährt, wenn der Empfänger zugleich dem Darleiher das Verfügungsrecht über seine nächste Baumwollenernte einräumte. Um sich mit den nöthigen Vorräthen für die Erntezeit, mit Ackergeräth und Dünger versehen zu können, mußte der Pflanzer sich verpflichten, seine Baumwolle im Herbst in den Speicher des Maklers zu liefern. Wie hoch auch der Betrag des Darlehens sein mochte, es mußte stets im Laufe des nämlichen Jahres voll zurückgezahlt werden, damit der Makler den neuen Vorschuß für das kommende Jahr geben konnte! Baumwolle war der dem baaren Gelde am nächsten kommende Ersatz, und deshalb bestellte der Pflanzer jedes verfügbare Fleckchen seines Landes mit Baumwolle; Getreide und andere Nährfrüchte wurden nur für den knappsten Bedarf gebaut, Schlachtvieh war wenig oder garnicht vorhanden. Wenn es sich um die Versorgung der Wirthschaft mit den für das nächste Jahr nöthigen Vorräthen an Korn u. s. w. handelte, so rechnete man dabei immer mehr auf das im Frühjahr zu erwartende Darlehen, als auf die von dem eigenen Grund und Boden zu erzielenden Erträge. So bot der Süden Jahre hindurch die seltsame Erscheinung eines vom Ackerbau lebenden Landes dar, das dennoch Korn und Fleisch importirte. Ungeheure Massen von Nahrungsmitteln aller Art wurden aus dem Westen eingeführt; die Pflanzer begnügten sich damit Baumwolle und immer wieder Baumwolle, daneben noch etwa Tabak, Zucker und Reis zu bauen, und ihre Ernten für Nahrungsmittel und Kleidung zu verhandeln. Die Makler zogen natürlich den ganzen Vortheil aus dem Geschäfte; die Pflanzer hatten zwar ihren Lebensunterhalt, aber ihre Pflanzungen wurden von Jahr zu Jahr ärmer; die ununterbrochene Baumwollenkultur erschöpfte den Boden; anstatt tiefer zu pflügen oder reichlicher zu düngen, wurde in gar vielen Fällen dem unerklärlichen Unfall in der Ernte durch immer neues Urbarmachen von Land entgegengearbeitet, das im zweiten Jahre mit Baumwolle bestellt wurde.

So ging es während mehrerer Jahre. Endlich aber wurde es dem südstaatlichen Großgrundbesitzer, der mit seiner Ritterlichkeit, seiner Gastfreiheit, seinen vielen Schulden und seiner stets leeren Tasche schon zur typischen Figur geworden war, doch auch klar, daß es unmöglich ad infinitum so weitergehen durfte; daß diese Art der Bewirthschaftung sein Land entwerthete; daß die Makler und Bankiers mit ihren hohen Zinsen, ihren enormen Profiten und dem unbestrittenen Verfügungsrecht über die Ernten den ganzen Vortheil und Gewinn für sich nahmen, und daß es nur der Mangel an Betriebskapital für seine Pflanzungen war, der ihn selber in Armuth erhielt und ohne Nutzen und zu immer zunehmendem Schaden arbeiten ließ. Diese Einsicht, die im Anfange der siebziger Jahre immer mehr Boden gewann, führte bald zu den tiefgreifendsten Veränderungen, die heute schon so staunenerregende Früchte getragen haben. Die Mehrzahl der großen Plantagen wurde in kleine Güter parcellirt, die jetzt von intelligenten Landwirthen rationell bewirthschaftet werden. Durch Einführung der Wechselwirthschaft, gehöriges Ausruhen des Bodens, durch besseres und tiefes Umpflügen und reichliche Düngung desselben hat sich der Werth gar mancher dieser Farmen in wenigen Jahren verviefacht. In vielen Fällen, wo früher auf fünf bis sechs Acres Boden nur ein Ballen Baumwolle geringer Qualität erzielt wurde, liefert heute ein Acre dasselbe Quantum, also den fünffachen Ertrag, von bedeutend besserer Art. Brotfrüchte und Hafer, Gras und Futterkräuter werden in weit größerem Maßstabe angebaut, für den Fleischbedarf der Arbeiter durch Züchtung von Schlachtvieh gesorgt. Noch immer bildet die so viel lohnender gewordene Kultur der Baumwolle die Hauptsache, aber die Baumwolle herrscht heute nicht mehr so unumschränkt und ausschließlich wie früher. Der Aufschwung der Zuckerproduktion hat mit dem Uebrigen gleichen Schritt gehalten. In Louisiana, „der großen Zuckerdose“, haben die Plantagenbesitzer die letzte Ernte für 22 Millionen Dollars verkauft; dabei hatte das Land eine Bevölkerung von 400 000 Menschen selbständig ernährt und nur für etwa 200 000 Menschen Nahrungsmittel aus dem Norden bezogen. Das allein in Maschinen angelegte Kapital der Pflanzer von Louisiana beträgt 10 Millionen Dollars; ihr Konsum an Pittsburg-Kohlen, die aus den pennsylvanischen Gruben zu Wasser den Ohio und den Mississippi hinab gebracht werden, ist ungemein beträchtlich. Dafür haben freilich alle anderen Bezüge aus dem Norden und Westen von Jahr zu Jahr abgenommen, und die Südstaaten, da sie jetzt ihren Bedarf an Getreide und Fleisch zum weitaus größten Theile selber decken, ihre Bedeutung als Massenabnehmer für die Produktenmärkte der nördlichen und westlichen Staaten verloren. In den letzten Jahren hat sich auch aus kleinen Anfängen in den südstaatlichen Städten eine verhältnißmäßig blühende Industrie entwickelt, deren Erzeugnisse an Baumwollen- und Wollengeweben, sowie an Maschinen aller Art, die Produktionsfähigkeit des Landes auch nach anderer Seite hin darthun.

Wie sehr die günstige wirthschaftliche Lage des Südens und ihre Verheißung einer noch glänzendern Zukunft in den übrigen Staaten der Union gewürdigt wird, das beweist die zahlreiche Einwanderung. Namentlich in den südwestlichen Staaten, in denen mehrere neue Eisenbahnlinien entstanden sind, hat die Einwanderung einen beträchtlichen Antheil an der großen Bevölkerungszunahme gehabt. Die Grundbesitzer, die hier zu Lande das „Kapital“ repräsentiren, stehen heute auf festeren Füßen, als vor dem Kriege; die meisten von ihnen haben ihre alten Schulden glücklich abgetragen; der Gegensatz aber zwischen Kapital und Arbeit, der in den Nordstaaten eine so hervorragende Rolle spielt, tritt hier weniger schroff zu Tage als dort. Während des ganzen verflossenen Sommers ist keine Kunde von Streiks und Arbeiterunruhen aus dem Süden gekommen. Bleibt das Land von dieser Geißel verschont, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Census des Jahres 1890 ein noch bei weitem glänzenderes Bild der wirthschaftlichen Lage der Südstaaten zeigen wird, als der von 1880.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Miklucho-Maclay.

— Einer Korrespondenz der „Neuen Zeit“ (1882, Nr. 2307) aus Alexandrien, d. d. 4. (16.) Juli, unterzeichnet Wlad-ow, entnehmen wir über den am 12. Septbr. 1882 in St. Petersburg eingetroffenen russischen Reisenden N. N. Miklucho-Maclay folgendes:

Gegenwärtig ist über die Entdeckungen und Arbeiten Miklucho-Maclay's in Rußland noch wenig bekannt; trotz dem Interesse, mit welchem man der Thätigkeit des Reisenden gefolgt ist, konnte man nur wenig darüber erfahren. Mit seiner Rückkehr in die Heimath ist die Möglichkeit geboten, bestimmte Nachrichten über die Resultate seiner Forschungen zu erhalten, und wahrscheinlich wird bald zu einer Herausgabe der von ihm gesammelten Materialien geschritten werden. Der Reisende hat gegenwärtig nur seine Tagebücher und Aufzeichnungen bei sich; die von ihm gesammelten Gegenstände dagegen sind in Australien zurückgeblieben.

Miklucho-Maclay hat 11 Jahre lang die Inseln des Stillen Oceans durchforscht; er ist so sehr von dieser seiner Aufgabe erfüllt, daß er derselben wahrscheinlich auch den übrigen Theil seines Lebens widmen wird. Er war fünf Mal in Neu-Guinea und blieb jedes Mal einige Monate dort; der längste Aufenthalt daselbst währte 28 Monate. Während dieser 28 Monate hörte er kein europäisches Wort, er lebte ganz unter den Wilden und lernte dabei zwei der dortigen Dialecte. Bemerkenswerth ist, daß die Einwohner von Neu-Guinea keine einheitliche, gemeinsame Sprache haben; es können die Einwohner zweier nahe bei einander liegender Ortschaften sich nicht mit einander verständigen. Oft mußte der Reisende sich zweier Dolmetscher bedienen.

Die Wilden, trotzdem daß es Menschenfresser waren, erwiesen sich dem Reisenden zugethan. Anfangs, zur Zeit des ersten Aufenthalts in Neu-Guinea, war derselbe beständig in Gefahr; die Wilden spielten gleichsam mit ihm. Einige Mal benützten sie sich, ihn zu erschrecken, indem sie ihre Pfeile auf ihn abschossen; aber nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er ihnen nichts Böses zufügen wollte, näherten sie sich ihm und sind ihm völlig ergeben. Doch sind sie immerfort Menschenfresser geblieben; mit Gier essen sie alles; als besonderer Leckerbissen gilt ihnen eine schon in Verwesung begriffene Leiche.

Miklucho-Maclay war außerdem auf einigen anderen Inseln Polynesiens, ferner auf der Halbinsel Malakka und im südlichen Siam. Alle diese Exkursionen gewinnen dadurch eine große Bedeutung, daß der Reisende sich zum Arbeitsfelde solche Gegenden ausgewählt hat, die bisher nicht durchforscht waren, und daß er solchen Fragen sich hingegeben hat, die bisher von anderen Reisenden und Gelehrten nicht berührt worden sind.

Als er im Jahre 1878 zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Australien ging, beschäftigte er sich mit der Ausführung seines Lieblingsprojekts, mit der Gründung zoologischer Stationen. Sydney erschien ihm als ein sehr geeigneter Platz, doch stieß er anfangs auf Gleichgültigkeit; erst im Jahre 1881 konnte er die erste zoologische Station in Sydney gründen. Seitdem hat die Regierung von Neusüdwales die Verpflichtung alljährlich der Station eine Unterstützung zu zahlen (im Jahre 1881: 300 Pfund Sterling). Ueberhaupt haben die Engländer den Reisenden fortwährend unterstützt und sich bemüht, die Ausführung seiner Pläne zu erleichtern. Die Londoner Geographische Gesellschaft wünschte auch jetzt mit dem Reisenden in Betreff der Bearbeitung und Herausgabe der Arbeiten desselben zu verhandeln; aber Miklucho-Maclay zieht es vor, seine gelehrten Forschungen in Rußland zu veröffentlichen. Er hat sich in dieser Hinsicht bereits an die Petersburger Geographische Gesellschaft gewandt. Seine Wünsche sind, soweit bekannt, mäßig. Er beabsichtigt die nächsten zwei Jahre die gesammelten Materialien zu verarbeiten und herauszugeben und dazu bedarf er der nöthigen Subsistenzmittel. Außerdem muß er in Batavia eine Schuld bezahlen, welche er zum Zwecke seiner Reise kontrahirt hat. Ein Gläubiger hat ihm Geld ohne Procente vorgeschossen — der Chinese Wallpao — weil derselbe bekannt war, daß die Schuld zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe gemacht wurde. Hoffentlich findet Miklucho-Maclay in der Heimath die nöthige pekuniäre Unterstützung. Gewisse Schwierigkeiten werden sich dadurch ergeben, daß Miklucho-Maclay sofort wieder nach Sydney zurückkehren will, um daselbst zu arbeiten. Seine Gesundheit ist stark zerrüttet und der Aufenthalt in einem warmen Klima für ihn unumgänglich nothwendig. Miklucho-Maclay ist ueberleidend; schon in Aegypten fühlte er sich nicht ganz wohl und das Klima in Rußland würde er kaum lange ertragen. Er hat das Aussehen eines Mannes von 40 Jahren; er ist von mittlerm Wuchs, blond mit kleinem Vollbart und lebhaften Augen. Die Einwohner der Maclay-Küste in Neu-Guinea erwarten mit Ungeduld die Rückkehr des Reisenden und er selbst hofft ebenfalls bald die nach ihm benannte Küste wieder besuchen zu können. C. H.

Europa.

— Der Wunsch der Finnländer nach einer recht großen Zahl von Lehranstalten mit finnischer Unterrichtssprache wird allmälig erfüllt. Durch eine Verordnung vom 22. August d. J. ist bestimmt, daß in Åbo (spr. Obu) und Uleåborg je ein 7klassiges und in Björneborg ein 4klassiges Lyceum mit finnischer Unterrichtssprache errichtet werden sollen. Die Eröffnung soll am 1. September 1883 stattfinden. Gleichzeitig ist angeordnet, die in Åbo und Björneborg existirende 2klassige und die in Uleåborg existirende 4klassige Realschule mit finnischer Unterrichtssprache allmälig eingehen zu lassen. (Golos Nro. 247.)

Inhalt: Das heutige Syrien XXI. (Mit sieben Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar I. — Prof. Ferdinand Blumentritt: Vorfälle im Sulu-Archipel. — Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880. — Aus allen Erdtheilen: Miklucho-Maclay. — Europa. (Schluß der Redaktion 15. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Bei dem ärmlichen Dorfe Tscherba vorbei und über Kabatijeh, wo sich viele antike Cisternen befinden, zuletzt durch sehr einförmige Gegend gelangte Lortet in eine enge heiße Felsschlucht, deren Seiten rechts und links viele Grabkammern enthielten, und aus derselben mit einem Schlage zwischen die Oelbäume und Gärten von Tschenin, in denen seine Zelte aufgeschlagen waren. Um von dort den Tabor und den Tiberias-See zu erreichen, mußte er nochmals die große Ebene Esdrelon kreuzen, aber ganz im Osten, am Fuße des zu 523 m ansteigenden Gilboa-Gebirges, das heute den Namen Dschebel Faküa trägt. Der Ritt über diese weite Steppe ist zu einer so heißen Jahreszeit sehr anstrengend, weil der Boden vornehmlich aus dunklem Alluvium besteht, welches die chemischen und hitzenden Elemente der Sonnenstrahlen besonders heftig zurückwirft (vergl. Bd. 40, S. 181); trotz aller Vorsicht wurde der Reisende arg verbrannt, und seine Hände, die zu bedecken er sich nicht entschließen konnte, überzogen sich mit schmerzhaften Blasen. Der Weg führte zwischen ausgedehnten Getreidefeldern und weiten Brachen hin, auf denen riesige Disteln und eine Menge von Umbelliferen und Gramineen wucherten, dann über zwei kleine Bäche, die obersten Quellen des Kischon, und bei den beiden kleinen Dörfern Arrâne und Dschenâbe vorbei, deren unsäglich elende Lehmhütten kaum von den sie ringsumgebenden Trümmern zu unterscheiden sind. Die Armuth dieser unglücklichen Fellahen kann man sich kaum vorstellen: sie leben in einer der fruchtbarsten Ebenen der Welt; aber die Paschas und Baschibozuks, sowie die zeitweilig aus dem Ostjordanlande herüber streifenden Beni Sachr lassen ihnen auch nicht das Geringste. Wegen der beständigen Räubereien und der mehrmals im Jahre erhobenen Steuern haben die Bauern alle Obstbäume umgehauen, und auf zehn Stunden im Umkreise ist kein einziger solcher zu finden. Auf einem Vorhügel des Gilboa-Gebirges sah Lortet arme Frauen, vor Pflüge gespannt, mühsam Furchen ziehen! Um Mittag erreichte er Zerin, ein großes Dorf auf einem Hügel zwischen dem Gilboa-Gebirge und dem nördlich davon gelegenen „Kleinen Hermon", richtiger Dschebel Dahi. Gerade dort befindet sich die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Jordan, zwischen dem Kischon und dem wasserreichen Nahr Dschalud (Goliaths-Fluß), der bei Beisân (Scythopolis) vorbei dem Jordan zueilt. Zerin ist das alte Jezreel im Gebiete des Stammes Issachar, in dessen Nähe seit den ältesten Zeiten entscheidende Schlachten geschlagen worden sind. Hier besiegte Gideon mit seinen Dreihundert das Heer der Midianiter (Richter 6, 7) und hier erschlugen die Philister den König Saul und seine drei Söhne (I. Sam. 31); in den Kriegen der Makkabäer und Römer, während der Kreuzzüge und noch im Jahre 1799 wurde auf der weithin sich erstreckenden Ebene gerungen. In Jezreel vollzog sich auch zu Anfang des neunten vorchristlichen Jahrhunderts das grauenhafte Schicksal, welches die Königin Isebel und Ahab's ganze

Digitized by Google

Familie vernichtete. In der Kreuzfahrerzeit kommt der Ort bei Wilhelm von Tyrus unter dem Namen Parvum Gerinum vor, und daraus machten die Araber dann das heutige Jezin. Von dieser alten und mittelalterlichen Stadt hat sich fast nichts erhalten; nur ein viereckiger, halb verfallener Thurm bietet eine prächtige Aussicht auf die umliegende Gegend.

Weiter ging die Reise über Sulem, das alte Sunem,

Jezin und das Gilboa-Gebirge.

wo die Philister vor der Schlacht gegen Saul lagerten, um den zu 553 m ansteigenden Dschebel Dahi herum, über Nain, wo Jesus den Sohn der Wittwe zu neuem Leben erweckte, und Endor, den Wohnort der berühmten Hexe von Endor. Kurz vorher zeigt sich zur Linken im Norden der einzeln aufsteigende, rundliche Dom des Tabor, der sich aus einer grün bewachsenen Hochebene erhebt; Bäume und Gebüsch bedecken ihn von oben bis unten. Weiterhin ge-

Das Schloß von Jezin.

gen Westen tauchen die vulkanischen Kegel der ostjordanischen Landschaft Dscholân auf, und ganz am Horizonte glänzt das schneebedeckte Haupt des zu nahe 3000 m ansteigenden Großen Hermon. Vor Endor überschreitet man eine sehr fruchtbare, feuchte Niederung mit schwarzem, vulkanischem Erdreich, auf welcher der Nahr el-Scherar entspringt, der durch das Wadi Bire dem Jordan zufließt. Aber das vortreffliche Land ist nur an vereinzelten Stellen bebaut, und auf dem weitaus größten Theile desselben ließ gerade eine Abtheilung des Beduinenstammes der Beni

Digitized by Google

Sachr ihre Pferde grasen und ſich tummeln. Höchſt bemerkenswerth iſt die Vegetation dieſer Ebene; hier bilden hohe Kräuter, kräftige Binſen und ſtorres Riedgras dunkelgrüne Dickichte, dort wachſen rieſige Diesteln (Notobasis Syriaca und Silybum Marianum), zwiſchen denen Roß und Reiter faſt vollſtändig verſchwinden. Wieder andere Stellen erſcheinen ganz bunt von den reizenden Blüthen blauer Lupinen (Lupinus pilosus L.), roſenfarbener Winden (Convolvulus hirsutus), einer Strophularie (Trixago apula) und einer Salbei (Slavia napifolia). Bäume aber fehlen gänzlich; nur einige geſtreifte Zelte der Beni Sachr trägt die Ebene, aus denen biſſige Hunde hervorſtürzen und die Reiter lange verfolgen.

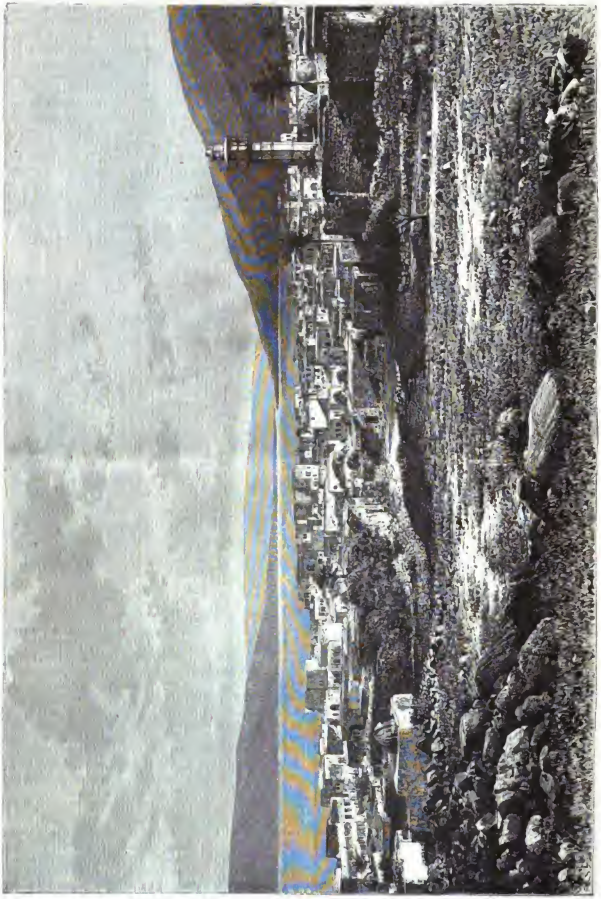
Nun verließ man jeden gebahnten Weg und ritt langſam durch ein Thal am Oſtfuße des Tabor hin, der ſich zur Linken prächtig von dem dunkelblauen Himmel abhebt. Bis zu den Knieen reicht das dichte Gras, ſo grün wie nur in irgend einem nordiſchen Parke. Stellenweiſe iſt das Gefilde ganz roth gefärbt von zahlloſen Kleeblumen (Trifolium Devauxi, Boiss.), die ſo dicht ſtehen, daß man glaubt, ſie wären angebaut. Anderwärts ſtehen die Stiele von Hordeum bulbosum ſo hoch, daß man ſie auf den erſten Blick für Roggen hält. Große Schlangen kriechen zwiſchen den Kräutern hin, leider zu raſch, als daß es gelungen wäre, eine zu fangen. Allmählich treten auch Büſche und Bäume auf, Terebinthen, Stacheleichen und Zizyphus spina Christi oder nabq, welche letzteren mit einer erſtaunlichen Menge von Neſtern einer auch in Europa vorkommenden Sperlingsart (Passer salicicola) bedeckt ſind. Aus in einander geſchlungenen Pflanzenſtengeln baut ſich der Spatz hier ein grobes, kreisrundes Neſt mit ſeitlichem Eingange, das für Schlangen ſehr ſchwer und für Raubvögel wegen der Dornen gar nicht erreichbar iſt. Da Hitze und Durſt groß und die Stunde des Frühſtücks längſt vorbei war, ſo machte man in dem Walde, dem erſten, welchen Lortet in Syrien zu Geſichte bekam, Halt und ſandte einen der Treiber nach friſchem Waſſer. Die Eichen, zur Species Quercus Ithaburensis gehörig, ſtehen zwar einige Meter von einander,

Kreuzfahrerkirche in Sefürije.

aber ihre gekrümmten Aeſte ſtoßen an einander und bilden ein köſtlich ſchattiges Laubdach; viele von ihnen haben über einen Meter Durchmeſſer; die Blätter ſind ſehr lang, die Eicheln dick und cylindriſch, das Näpfchen mit langen Stacheln beſetzt. Nach längerer Raſt wurde die Reiſe in genau nördlicher Richtung fortgeſetzt an einem Bache aufwärts, in welchem ſich Hunderte von Schildkröten (Emys caspica) an der Sonne wärmten, und ſchließlich erreichte man nach Paſſirung eines großen Diſtelfeldes gegen fünf Uhr Nachmittags die beim Chan el-Tudſchâr (d. i. „Chan der Kaufleute“, weil jeden Montag dort Markt gehalten wird) in völliger Einöde aufgeſchlagenen Zelte. Dicht dabei ſprudelt eine ſchöne Quelle hervor und fließt dem Jordan zu; zwei ſtattliche Bäume, eine Seyal-Akazie und eine immergrüne Eiche beſchatten dieſelbe. Nach Oſten zu liegt der große halb verfallene Chan, welchen Senan-Paſcha 1587 im beſten arabiſchen Style und aus ſchönen Hauſteinen erbauen ließ, einer der zahlreichen Karawanſerais, welche ſich längs der großen Straße von Damaskus nach Aegypten hinzogen. Nordweſtlich von der Quelle erhebt ſich auf einem Hügel zum Schutze des Chans eine Burg mit achtſeitigen, 23 Fuß im Durchmeſſer haltenden Thürmen an den Ecken; aber im Innern der Burg wie des Chans ſind viele Gewölbebogen gänzlich zuſammengeſtürzt.

Die ringsum herrſchende Stille verſprach eine ruhige Nacht; doch gewahrte man in weiter Ferne ſchwarze Zelte der Beni-Sachr. Einige der Mukaris gingen hin um einen Hammel und Milch zu kaufen, wurden aber von den Nomaden aus dem Lager gejagt, ein ſchlechtes Zeichen, welches den Dragoman veranlaßte, während der Nacht zwei Schildwachen ausſtellen und vor dem Schlafengehen ſeine Flinten in der Richtung nach dem Beduinenlager losſchießen. Sofort erfolgte von drüben in derſelben Weiſe eine Antwort; ſo, ſcheint es, theilt man ſich unter Arabern gegenſeitig mit, daß man gut bewaffnet und auf ſeiner Hut iſt. Indeſſen verlief die Nacht friedlich. Am nächſten Morgen wurde der Tabor beſtiegen, welcher nur ſeiner Form, der markanteſten von allen, welche die Berge Galiläas aufweiſen, die Ehre verdankt, in ſpäter Zeit zum Schauplatz der Himmelfahrt (Verklärung) Chriſti geſtempelt worden zu ſein. Immerhin lohnt der zu 615 m ſich erhebende Berg eine Beſteigung, da ſein Gipfel einen prächtigen

Digitized by Google



Tiberias.

Digitized by Google

Rundblick gewährt, vom Karmel und dem Meere im Westen bis zum Tiberias-See und dem Hauran im Osten, vom Hermon und der hochgelegenen Stadt Safed im Norden bis zu den Bergen el-Duhi und Gilboa im Süden.

Dann setzte Lortet seinen Ritt in nordöstlicher Richtung über ein steiniges Hochplateau fort; überall tritt zwischen dem reichen schwarzen Erdboden, der vorzügliche Ernten liefert, der Felsen zu Tage und an manchen Stellen ist der Abhang vollständig mit vulkanischen Bomben bedeckt. Das kleine Dorf Kefr Sabt, welches Lortet passirte, war fast menschenleer; nur ein paar Frauen zeigten sich in den Thüren der ärmlichen, aus schwarzer Lava erbauten Hütten, während die Männer sämmtlich bei der Getreideernte beschäftigt waren. Von dort stieg er in das basaltische Thal W. Faghâs hinab und traf dort auf eine große Karawane von Kameelen, welche von den fernen Hochebenen am Fuße

Jüdin und Kinder von Tiberias.

des Hauran Getreide nach Haifa und besonders Akka brachte. Denn letzteres hat den von Natur aus viel bessern Hafen von Haifa, dessen Großhändler sich grobe Unredlichkeiten zu Schulden kommen ließen, neuerdings bedeutend überflügelt[1]).

Da jedes Kameel nur höchstens 300 kg zu tragen vermag, so begreift man leicht, daß viele Thiere und viele Tagemärsche dazu gehören, um das Getreide von dem Ostjordanlande nach der Meeresküste zu schaffen. Dort aber ist es so billig und massenhaft vorhanden, daß trotz allem der Trans-

[1]) Der Export von Akka belief sich nach dem Berichte des dortigen Konsuls der Vereinigten Staaten vom 1. Juli 1880 bis 30. Juni 1881 auf nahezu 17½ Millionen Mark, der Import auf 1,1 Million. Obenan unter den Exportartikeln steht Weizen, dann Durra, Olivenöl, Sesam und Gerste. Dagegen führte Haifa nur für etwas über 1½ Millionen Mark aus und nur für circa 300 000 Mark ein.

port nach Akka wenig gewinnbringend ist. Wenig später kam der Felsberg Karn Hattin in Sicht, an dessen Fuße Sultan Saladin am 3. und 4. Juli 1187 seinen entscheidenden Sieg über die Kreuzfahrer erfocht, durch welchen deren Macht für immer gebrochen wurde. Bei Sefürije, dem alten Sepphoris oder Diocaesarea (etwa 20 km westlich von Karn Hattin), wo sich noch Reste einer Kreuzfahrerkirche und einer Burg erhalten haben, sammelte sich das Heer der Christen, die Templer und Johanniter voran, 2000 Ritter, 8000 Mann Fußvolk und zahlreiche Leichtbewaffnete. Fünf Wochen lagerten sie dort; dann beschloß der schwache König von Jerusalem Guy de Lusignan den Angriff auf Tiberias, das Saladin schon erobert hatte. Die Hitze, der Wassermangel hatte die Christen schon vor Beginn des Kampfes dermaßen ermattet, daß ihre Sache halb verloren war; alle Tapferkeit, welche die wenigen Templer und Johanniter entfalteten, nützte den fünften, ungestümen Angriffen der arabischen Reitercei gegenüber nichts mehr — der König, der Großmeister der Templer, der Bischof von Lydda, welcher das heilige Kreuz trug, der ganze Rest des Heeres wurden gefangen genommen. Zweihundert Templer und Johanniter fielen dem Hasse Saladin's zum Opfer und wurden enthauptet, der König und seine Barone nach Damaskus in Gefangenschaft geführt. Akka, Caesarea, Jaffa, Askalon und alle Plätze im nördlichen Syrien fielen noch vor Ende September den Moslim in die Hände und am 3. Oktober auch Jerusalem: die Herrschaft des Kreuzes und seiner rohen, gewaltthätigen Vertreter hatte für immer ihr Ende erreicht. Bald jenseits des Schlachtfeldes, auf welchem noch heutigen Tages zuweilen Gebeine und zerbrochene Waffen gefunden werden sollen, befand sich Lortet auf einer Höhe und überblickte den prächtigen Spiegel des Sees Genezareth und zu seinen Füßen die Stadt Tiberias. Das schöne azurblaue Gewässer hat beinahe die Größe des Neuchâteler Sees und die Berge ringsum gleichen denen am Lac du Bourget in Savoyen. Im Norden beherrscht ein finsterer Berg, den die weißen Häuser von Safed krönen, die Landschaft; weiterhin erscheint der schneebedeckte Hermon,

Der See von Tiberias von Tell Hüm aus.

dann die Vulkankegel von Dscholân und gegen Süden die tiefe Spalte des Jordanthales. So schön der Blick von oben, so rauh und ermüdend war der Abstieg zwischen Gesträpp und mächtigen Basaltblöcken hindurch nach dem Ufer des Sees. Halbwegs konnte man sich an einer guten Quelle erquicken und eine halbe Stunde später befand man sich vor den verfallenen Mauern von Tiberias. Auf einer Anhöhe bei dem Kirchhofe südlich der Stadt waren die Zelte aufgeschlagen, unweit der Stelle, wo bereits ein Freund Lortet's, Dr. Saquet, lagerte.

Am nächsten Morgen war der erste Gang nach Tiberias, dem Tabarije der Araber, das hart am Gestade des Sees und am Ende einer kleinen gewellten Ebene liegt. Die Stadt hat die Form eines ziemlich regelmäßigen Parallelogramms; ihre Mauern, heute an vielen Stellen vollständig eingestürzt, hatten einst an zwanzig Fuß Höhe und waren in gewissen Abständen durch dicke runde Thürme verstärkt. Nach der Seeseite ist Tiberias heute völlig offen; aber beim Baden bemerkt man im Wasser ansehnliche Mauerstücke, welche den Ort früher auch gegen Osten hin schützten. Das Schloß, welches Tankred und Raymond zuerst in Besitz hatten, liegt im Nordwesten der Stadt auf einer kleinen beherrschenden Anhöhe; nur Thürme, Thore und dicke Mauerstücke sind davon übrig, das ganze Innere aber ist zusammengestürzt, namentlich durch das Erdbeben von 1837, welches auch den Stadtmauern an sämmtlichen drei Landseiten so arg zugesetzt hat. In diesen Mauerlücken liegen jetzt große Haufen von Unrath und Hühnerfedern; die Bewohner der Stadt, wie die von Safed, gehören zu den unreinlichsten in Palästina, und nicht mit Unrecht läßt ein arabisches Sprichwort in Tiberias den König der Flöhe residiren. Ihr Aussehen ist ein unglückliches, krankhaftes, und in jedem Herbste werden sie von intermittirenden Fiebern heimgesucht. Die Frauen haben ein besseres Aussehen und sind besser gekleidet als die von Jerusalem; sie tragen meist um Haupt und Schultern einen weißen Schleier. Die Häuser sind von Stein, gewölbt, mit runden Kuppeln bedeckt und meist gut gehalten. In neuester Zeit ist die Stadt bedeutend gewachsen, neue Straßen sind entstanden, anständige Häuser gebaut wor-

Digitized by Google

den und die Bewohnerzahl iſt auf 5000 geſtiegen, worunter 3000 Juden, 1500 Mohammedaner und 500 Griechen. Die Straßen ſind krumm, eng, ſchlecht gepflaſtert, bei Regenwetter mit Schlamm, im Sommer mit Staub und Unrath erfüllt. Der Bazar dagegen iſt ziemlich gut gebaut und zum Theil mit Brettern, Schilfmatten und Segeltüchern überdeckt; dort kaufen Jüdinnen in Begleitung ihrer bunt gepuzten Kinder und träge Mohammedanerinnen, die rittlings auf kleinen behenden Eſeln ſitzen, ihre Bedürfniſſe ein: amerikaniſche und engliſche Stoffe, Pariſer Modegerüche, belgiſches Schuhwerk, Wiener Zündhölzchen, engliſches Tiſchgeſchirr, Haushaltungsgeräth, Fleiſch, Brot, Früchte, die zu manchen Zeiten des Jahres vorzüglich ſind, und herrliche Fiſche aus dem See. Das Getreide, die Dura, der Tabak, die Melonen und Weintrauben von Tiberias ſind berühmt; auch eine Anzahl Palmen ſtehen in den Gärten der Stadt und geben ihr ein anmuthiges Ausſehen.

Das alte Tiberias ſcheint ſehr weit gegen Süden ſich ausgedehnt zu haben, wie Reſte alter Quaimauern bei Lortet's Lager anzudeuten ſcheinen; auch landeinwärts findet man in allen Feldern am Fuße des Gebirges Reſte von Bauwerken und viele Säulen von grauem, ägyptiſchem Granite, während der Bergesabhang von zahlreichen Grotten durchlöchert iſt, die zu Ausgrabungen reizen.

Der See liegt nach Lortet's wiederholten barometriſchen Meſſungen 212 m unter dem Mittelmeere (Lieutenant Vigneß, der Begleiter des Herzogs von Luynes, giebt nur 199 m an) und hat eine faſt regelmäßige ovale Geſtalt, deren größerer Durchmeſſer nordſüdlich verläuft. Das Ufer fällt oft ſteil ab, im Nordoſten aber wird es durch die große ſumpfige Ebene el-Ghuweir gebildet, wie auch beim Ein- und Austritt des Jordan ſich Aeſtuarien und Lagunen finden. Im Weſten begrenzen ihn die Hügel von el-Hamma und der Karn Hattin, die Berge von Safed im Nordweſten, im Oſten der Abfall der nach nuerforſchten vulkaniſchen Hochebene Dſcholân. Sein Waſſer empfängt er, von einigen Quellen am Weſtufer abgeſehen, nur durch den Jordan; die Oſtküſte iſt trocken und ſteril, und nur während

Die Quelle Ain et-Tin mit Papyrusſtauden.

des Winters und Frühjahrs füllen ſich die Wadis und Felsſchluchten mit toſenden Gießbächen. Dann ſteigt der Spiegel des Sees zuweilen um mehr als 2 m und überſchwemmt die flachen Stellen des Ufers, und die Gewäſſer werden trübe. Der Strand iſt mit einem feinen Kies aus Kalk-, Baſalt- und Kieſelgerölle und zahlloſen todten Muſcheln der Gattung Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena und Unio bedeckt. Das Seebecken hat ſich höchſtwahrſcheinlich zugleich mit der großen nordſüdlichen Spalte gebildet, welche die Kreidefformationen der umliegenden Gebirge durchſetzte, als ſich die mächtigen Vulkanmaſſen von Dſcholân und die zahlreichen Baſaltgänge des Weſtufers erhoben. Auf den Hügeln am Wege nach Safed findet ſich gerade in der Höhe von 0 m ein mit Kieſeln und Geröll bedecktes Plateau, welches darthut, daß der See einſt einen ebenſo hohen Waſſerſpiegel wie das Mittelmeer gehabt hat.

Sofort nach ſeiner Ankunft verſicherte ſich Lortet eines der drei in Tiberias vorhandenen Boote und einer ausgewählten Bemannung, um Tiefenmeſſungen und Schleppnetzarbeiten anzuführen, da er im See eine eigenthümliche Fauna zu finden hoffte. Die Barkeu ſind zwar ſehr primitiv und klein, aber ſolide und ſegeln gut; nur machen plötzlich eintretende Windſtöße die Schifffahrt zu einer ziemlich gefährlichen. Ein einziges falſches Manöver kann alsdann das ſchwanke Fahrzeug zum Kentern bringen. Die Tiefe des Sees iſt nicht ſehr beträchtlich und überſteigt im Durchſchnitte nicht 50 bis 70 m; doch hat Lortet in der Mitte des großen nördlichen Beckens gegenüber der Jordan-Mündung wiederholt in Tiefen von 250 m mit dem Schleppnetze gearbeitet, ohne daß an der Leine eine merkliche Triſt zu bemerken geweſen wäre. Der Boden beſteht aus einem graulichen, ſehr feinen Schlamme, einem Zerſetzungsprodukte des Kalkſteins und der vulkaniſchen Gebilde, das ein vorzügliches Material für die Töpferei abgiebt. Es finden ſich darin zehn Species von Gaſteropoden und Bivalven, kleine röthliche Würmer, wohl Larven einer Neuropteren, und zahlreiche Diatomeen und mikroſkopiſche Desmidieen, aber keine Algen oder Koniferen. Fiſche giebt es in Maſſen und ſie bilden einen großen Theil der Nahrung für die Einwohner von Tiberias; eine Geſellſchaft übt die Fiſcherei mit dem Wurfgarne und in ſechs Booten aus, von denen täglich nur zwei auslaufen dürfen. Aber der See iſt

Digitized by Google

so reich bevölkert, daß Lortet allläglich sein Boot in wenigen Minuten bis an den Rand mit Tausenden von Fischen jeder Größe gefüllt sah, und sich ohne Unterlaß das Schauspiel des wunderbaren Fischzuges vor seinen Augen wiederholte. Die Fische gehörten zu den Genera Chromis, Barbus, Capoeta, Discognathus, Nemachilus, Mlenaius und Clarias; letzterer wird oft 1 m und darüber lang und giebt, wenn er aus dem Wasser herausgezogen wird, einen Ton von sich, der dem Miauen einer Katze ähnelt. Die meisten Chromis, von welchen acht Species vorkommen, brüten ihre großen grünlichen Eier aus und ziehen ihre Jungen im eigenen Munde auf; Lortet hat im Maule eines kaum 20 cm langen Fisches oft über 200 silberfarbene Junge gefunden, die wie Quecksilbertropfen auf den Sand fallen. Dieselben verlassen ihren eigenthümlichen Schlupfwinkel erst, wenn sie groß genug sind, um ihren zahlreichen Feinden entfliehen und selbst für ihre Ernährung sorgen zu können. Tausende von Pelikanen (Pelecanus onocrotalus) und zierlich-prächtige Haubentaucher (Podiceps cristatus) stellen den durchweg vorzüglich schmeckenden Fischen nach, wobei letztere die Feinschmeckerei so weit treiben, daß sie mit ihrem langen spitzen Schnabel in grausamer Geschicklichkeit den Fischen nur die beiden Augäpfel herauszuholen, so daß deren Kopf durch einen blutigen Kanal durchbohrt erscheint, der erst nach Verlauf mehrerer Tage vernarbt. Zwischen dem Schilfe am Ufer hausen große Krabben (Telephusa fluviatilis), welche heftig beißen, wenn man sie sorglos anfaßt, und auf dem Strande Schaaren von Garneelen.

Prächtige Oleanderbüsche, die ganz im Wasser wachsen, säumen fast überall das Ufer ein und spiegeln ihre Millionen rother Blüthen in dem klaren See. An manchen Stellen finden sich mehrere Meter hohe Papyrusstauden (Cyperus papyrus), die sich von den ägyptischen etwas zu unterscheiden scheinen. Ihre Hauptfundorte sind die Einmündung des Jordans und die Quelle Ain et-Tin.

Während Lortet's Aufenthalt war das Wasser des Sees 24° C. warm, die Lufttemperatur im Schatten fast stets 35°; zweimal stieg letztere bei Südwind auf 43½°. Auf dem See entwickeln die Sonnenstrahlen eine wahre Glühhitze, was zu großen Vorsichtsmaßregeln gegen den Sonnenstich zwang. Diese Hitze giebt zusammen mit den beständig aufsteigenden Dünsten Anlaß zu sonderbaren Luftspiegelungen: so sah man zuweilen zwei Haubentaucher über einander, von denen der oberste den Kopf nach unten, die Beine nach oben zu schwimmen schien, und Ufersträuder von nur 2 bis 3 m Höhe erschienen als steile Felsabstürze.

Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

II.

Am andern Morgen beim Erwachen bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Die ganze Gegend zu meinen Füßen war in dichte weiße Nebel gehüllt. Auf- und abwogend glich die ganze weite Fläche dem Meere in sturmbewegten Tagen. Allmählich sanken sich die Nebel, die Köpfe der zahlreichen Hügel tauchen zum Vorschein. Soweit das Auge reichte, reihte sich Hügel an Hügel, alle rund und mit Gras bewachsen. Ganz in der Ferne erblickte man im Westen die Umrisse sich hoch erhebender Felsengebirge; dort wohnten die Boilakertra. Froh der flachen und verpesteten Küstengegend entronnen zu sein, athmete ich in vollen Zügen die frische Luft auf der Bergkuppe. Solche Augenblicke sind für den gequälten Wanderer auf fremder Erde stets wehevoll. Er lernt sich mit Wenig begnügen und dankbar für die Schönheiten der Natur, vergißt er auf kurze Frist Leid und Plagen.

Doch lange sollte mein Glück nicht dauern. Beim Zusammentreten der Leute zeigte es sich, daß der Mann des Aombi sei aombi verschwunden war. Jedenfalls hatte er gehofft mir einige Vorschüsse zu erpressen. Da ihm dies nicht gelang und die ganze Geschichte jedenfalls erlogen war, so hielt er es für das Beste sich zu empfehlen. An dergleichen Sachen schon seit Jahren gewöhnt, und einmal glücklich unterwegs, beschloß ich meine Reise ruhig fortzusetzen. Nachdem es mir noch gelungen war, zum Ersatz des Entflohenen zwei Leute des Ortes in Dienst zu nehmen, schleppten wir unsere Sachen den Berg hinunter und schifften weiter.

Die Flußreise war an diesem Tage leider sehr langweilig und die Sonne brannte ohne Barmherzigkeit vom Himmel herab. Da die Gegend bedeutend stieg, so waren die Flußufer meistens sehr hoch und versperrten jede Aussicht. Gegen Mittag machten wir wieder halt und das steile Ufer hinaufkletternd gelangten wir durch eine üppige Zuckerrohrpflanzung in das Dorf Ambodimango. Die hier wohnenden Stämme sind klein, zum Theil gemischt und stehen unter dem Befehl eigener Könige. Es sind mittelgroße, schwarzbraune Menschen mit gutmüthigem Gesichtsausdruck. Der König Rabodo be empfing mich freundlich. Nachdem ich meinen Leuten die nöthigen Befehle ertheilt, führte er mich auf die Spitze des Hügels und zeigte mir sein Land. Die unliegenden Hügel waren niedrig und sanft abgeflacht, wodurch herrliche, fruchtbare schiefe Ebenen entstanden, die sich vorzüglich zum Bau von Zuckerrohr und Kaffee eignen müssen. Ohne Zweifel bestand dieses ganze Gebiet bis zu den hohen, westlichen Bergen einst aus Urwald. Leider opfern die Malgaschen, unbesorgt um die Zukunft, diesen rücksichtslos der Reiskultur, indem sie die Bäume einfach umschlagen und dann anzünden. Da von ihnen niemals Wald nachgepflanzt wird, so ist jetzt alles verödet und mit Gras bewachsen; nur hier und dort erhebt sich ein vereinsamter ehrwürdiger Baumriese, den Zufall oder Absicht verschonten, als Zeuge vergangener Zeiten. Die Nachtheile der Entwaldung machen sich bereits geltend. Der früher kräftige Baldboden ist durch die Sonne ausgesengt und vermag nur noch Gras und keinen Reis mehr zu tragen. Da den Malgaschen künstliche Düngung unbekannt ist, so benutzen sie heute die Thaleinschnitte, welche zum Theil künstlich bewässert werden, zur Reiskultur.

Der König, zufrieden wie es schien, mit dem Eindrucke, den der Anblick auf mich machte, trat nun als Verkucher an mich heran und bot mir Land, soviel ich wollte, und eine seiner Töchter zur Frau, falls ich mich bei ihm niederlassen wollte. Offenbar hielt er mich für einen Händler und ging

Digitized by Google

von der sehr richtigen Ansicht aus, durch das Bündniß mit einem solchen die Produkte des Landes verwerthen und die nöthigen Dinge für sein Volk, als Pulver, Baumwollenzeug, Salz u. s. w. leichter erhalten zu können. Ich that natürlich sehr geschmeichelt und bat um Bedenkzeit. Ins Dorf zurückgekehrt erhielt ich zwei Hühner und einige Bananen zum Geschenk, welches ich durch Baumwollenzeug und Glasperlen erwiderte. Es sei hier erwähnt, daß die südlichen Malgaschen außer italienischen und französischen Fünffrankenstücken durchaus kein Geld annehmen. Die Prägung auf dem äußern Rande muß hervorstehend sein. Solche mit eingedrückten Buchstaben haben keine Geltung. Im Norden werden die Geldstücke mit einem Meißel in sechzig Theile zerlegt und so Kleingeld geschaffen, im Süden gelten sie nur ganz. Aus diesem Grunde ist der Reisende gezwungen zum Einkauf von Lebensmitteln und anderen Dingen allerlei Kram mit sich zu schleppen, z. B. Baumwollenzeug, rothe kleine und große blaue Glasperlen, kleine Spiegel, Zwirn, Nadeln, blaue und weiße Baumwollenstoffe, rothe Taschentücher, Medikamente, Salz und dergleichen mehr. Natürlich gehören zur Fortbewegung dieses Trödels viele Menschen und die Reisen werden dadurch erschwert und verlangsamt.

Nach eingenommener Mahlzeit verabschiedeten wir uns von Raboto he, der uns mit Bedauern scheiden sah und mit uns seine handelspolitischen Pläne. Seine Tochter erschienen jetzt ebenfalls, drei hübsche 16jährige Mädchen von schwarzbrauner Farbe. Wenn ich sage, daß der gute Monarch drei Töchter von 16 oder 17 Jahren hatte, so erklärt sich das daraus, daß er vier Frauen besaß, wie denn überhaupt Vielweiberei durchaus zum guten Ton bei den Eingeborenen des Innern gehört. Ich schalte hier ein, daß es zu den allergröbsten Beleidigungen gehört, einen ältern Malgaschen zu fragen, warum er bei seinem vorgerückten Alter so viele Weiber unterhalte. Solche Hindeutungen auf die mögliche Impotenz des Betreffenden haben schon zur Ermordung des Fragestellers geführt und sind sorgfältig zu vermeiden.

Die Hütten der einzelnen Weiber liegen meist um die größere des Ehegatten gruppirt. Die Damen wohnen da einzeln mit ihren Sklavinnen und Dienern und werden von dem Manne nach Bedürfniß besucht. Dieser wohnt im Hauptgebäude mit der sogenannten vadi-be (Hauptgattin) zusammen. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, aber die reichste und dem Hausherrn an Geburt ebenbürtig. Eifersucht und Streitigkeiten unter den Frauen sind sehr selten, da die Leute von Jugend an es so gewohnt sind. Dagegen wird der Umgang des Gatten mit Hausslavinnen sehr übel vermerkt und als gröbliche Beleidigung betrachtet und führt oft zu großen Grausamkeiten gegen diese armen Wesen, welche im Ganzen sonst wie Familienglieder behandelt werden. Die Weiterfahrt bot nichts Interessantes. Der Fluß hatte sich hier augenscheinlich durch die lehmigen Hügel durchgefressen, und man konnte die einzelnen Schichten übereinander liegen sehen. Es war meistens rother oder gelber Lehm und obenauf lag eine mehr oder minder dicke Humusdecke. Von Zeit zu Zeit trafen wir fischende Kinder, welche bei unserm Anblick von Schrecken ergriffen heulend das Weite suchten. Nach Sonnenuntergang legten wir bei dem Dorfe Marovare[1]) an. Der daselbst wohnende Menschenschlag sah roh aus und war von dunkler Hautfarbe. Wir erblickten hier die Hütten aus den Blättern und Rippen der Ravinala wie in den übrigen Dörfern hergestellt, jedoch mit Bambus stark verschanzt, ein Zeichen, daß es mit der Sicherheit nicht besonders gut bestellt war. Der König erschien und fragte in dürren Worten, wohin und was wir wollten. Nachdem ich ihm Auskunft gegeben und ihn durch einige Geschenke in bessere Laune versetzt hatte, würdigte er mich eines Blickes und erklärte, wir hätten nichts zu befürchten und seien willkommen. Merkwürdig war die Selbstbeherrschung dieses Wilden, der nie einen weißen Mann gesehen hatte und jedenfalls vor Begierde brannte mich ungestört beobachten zu können. Indeß that er gerade so, als ob ich ihm die alltägliche Erscheinung auf der ganzen Welt wäre. Später erhielten wir von ihm als Gegengeschenk frische Milch. Da es nicht rathsam schien, die Boote während der Nacht unbewacht zu lassen, so legte ich vier Mann zur Bedeckung hinein.

Auch hier war die Gegend, wie es schien, gesund und fruchtbar. Wir erhielten hier die ersten Nachrichten aus dem Lande, in welches wir reisten. Sie lauteten schlecht genug. Besonders erschreckte meine Leute die Aussicht, daß dort an ihnen dieselbe Operation vorgenommen werden würde, welche die Türken an ihren Haremswächtern auszuführen pflegen.

In Madagaskar weiß man im Norden nichts vom Süden und umgekehrt. Die felsfansten Fabeln laufen darüber um. Die Malgaschen sind keine Freunde vom Reisen, dagegen um so größere Liebhaber von Spuk- und Gespenstergeschichten. Mit wahrer Wollust pflegen sie sich dem Grusseln solcher Erzählungen hinzugeben. Selten verläßt ein Eingeborener das Gebiet seines Stammes und die einzelnen Stämme stehen gewöhnlich zu einander wie Hund und Katze. Hätte ich meine guten abgerichteten nördlichen Diener die ganze Zeit über bei mir behalten können, so würde ich in diesem Lande Großes geleistet haben. Sobald ich aber zu einer neuen Reise aufbrach, mußte ich auch neues Volk in Dienst nehmen; kaum hatten meine Begleiter einen Begriff von ihren Pflichten, so mußten sie durch andere ersetzt werden. Es sind eigene Leute; das Heimweh ist bei ihnen allmächtig. Ein einzig Mal in sieben Jahren behielt ich einen vorzüglichen Diener Namens Landé acht Monate lang. Nach dieser Zeit wurde bei ihm die Sehnsucht nach der Heimath so groß, daß er Schlaf und Essust verlor und in Gefahr gerieth, tiefsinnig zu werden. Da ich für ihn fürchtete, so entließ ich ihn. Wenige behielt ich drei Monate, die meisten nur vier Wochen. Nach Auszahlung des Lohnes verschwanden sie sofort. Ich spreche hier nicht von den Hovas, bei denen andere Verhältnisse herrschen. Als Bedrücker des Landes geächtet und verstuchi, können sie sich aber nicht in diese Gegenden wagen, wo sie unter dem Namen amboa lambo (Hund-Schwein, d. h. Schweinhund) bekannt sind.

Mit dem Morgengrauen zogen wir weiter. Die Gegend blieb dieselbe, nur standen am Ufer öfters Bäume und es gelang mir einige Wildtauben (Treron australis) zu erlegen. Gegen elf Uhr wurden wir einiger fischender Kinder ansichtig, welche sofort mit großem Geheul davon liefen. Kurz darauf hörten wir Geschrei und einige Flintenschüsse. Eine Kolonne von ungefähr dreißig Mann, mit Gewehren und Lanzen bewaffnet, rückte mit drohender Geberde das Ufer hinab auf unsere Fahrzeuge los. Sie mochten uns für Räuber, Diebe oder Sklavenjäger halten, denn bei unserm Anblick erhoben sie ein betäubendes Gebrüll. Da ich mit Recht fürchtete, meine Leute, die vor Angst zitterten, möchten davon laufen, so beschloß ich diesem unangenehmen Auftritte ein schnelles Ende zu machen, ließ anlegen, sprang unbewaffnet ans Ufer und ging rasch auf die Bande los,

[1]) Die Ortsnamen wiederholen sich sehr häufig, besonders mit dem Zusatz be groß, kely klein.

Digitized by Google

wobei mir meine sämmtlichen Hunde folgten. Die Malgaschen stutzten und schienen unschlüssig, denn auf den Anblick eines weißen Mannes waren sie nicht gefaßt gewesen. In diesem Augenblicke stürzten die übermüthigen Hunde laut bellend gegen dieselben vor. Dieses Nichts, der Anblick eines fremden Menschen und der Anblick der ihnen unbekannten fremdartigen Thiere, bewog die ganze Bande zur schleunigen Flucht. Ich stieg sofort wieder ins Boot; ehe die verblüfften Eingeborenen zu einem Entschlusse oder zum Stillstehen kommen konnten, waren wir um eine Biegung des Flusses verschwunden. Die nachjagenden Hunde lief ich durch einen Schuß zurück, sie folgten dem Kahn am Ufer entlang und wurden später aufgenommen. Nach zwei Stunden erblickten wir ein Dorf auf einer Anhöhe. Da wir aber den Leuten, die schaarenweise versammelt waren, nicht recht trauten, so trafen wir an einer schattigen Stelle des Ufers Anstalt zum Mittagessen. Es dauerte nicht lange, so kamen die Eingeborenen, erst einzeln und schüchtern, dann in größerer Zahl und fingen nach Salz, wofür uns Milch und Manioc angeboten wurden. Diese Leute hatten noch nie einen weißen Menschen gesehen, da sie nicht mehr an der Küste verkehren. Auf der Weiterfahrt war das Ufer stellenweise bewaldet oder mit Bambus bewachsen. Wir bemerkten während der Fahrt, daß wir scharf beobachtet wurden; denn bald hinter uns, bald vor uns tauchte ein dunkler Wollkopf vorsichtig aus dem Gebüsche und spähte nach uns hinüber. Der Lauf des Flusses wurde immer schneller, es ging nur langsam vorwärts und nach kurzer Zeit hatten wir mit den ersten Stromschnellen zu kämpfen.

Allmählich sank die Sonne immer tiefer; keiner von meinen Leuten war hier bekannt und wir erblicken noch immer kein Dorf, um Nachtruhe zu halten. Ich entschloß mich daher die Nacht im Freien zuzubringen und so lange zu fahren, als es das Tageslicht gestattete. Bei einbrechender Dunkelheit stiegen wir ans Land und suchten uns hier unter einem überhängenden Felsen häuslich einzurichten. Wir aßen, was wir hatten und streckten uns auf einige Matten aus. Die Hündchen waren im Boote geblieben und wimmerten beständig nach ihrer Mutter, welche es vorzog neben mir zu liegen. Es wurde, wie es meine Leute richtig vorherahnen, bald ein Krokodil herbeigelockt. Tsaffebe, ein nicht sehr großes Thier, suchte hartnäckig ins Boot zu dringen, um die Insassen zu erfassen. Ich wollte nicht schießen um unser gut gelegenes Versteck nicht zu verrathen, da ich wußte, daß wir beobachtet wurden. Meine Leute empfingen daher das hungrige Vieh mit einigen Lanzenstichen in Bauch und Hals, worauf es sich zwar aus dem Staube machte, aber wohl schwerlich mehr weit gekommen sein wird. Hatte die Sache auch nichts auf sich, so mahnte sie doch zur Wachsamkeit, da Krokodile im Manambutso sehr häufig sind und leicht einmal ein großes kommen konnte. Wir hatten in dieser Nacht ein sehr heftiges Gewitter, das erste in diesem Jahre. Die Gewitter treten im Süden etwa zwei Monate später ein als im Norden, wo sie um diese Zeit längst vorüber sind. Es donnerte, polterte und grollte von allen Seiten mit jener ungezügelten Heftigkeit, welche hier zu Lande den Gewittern eigen ist. Der Regen goß vom Himmel herunter und füllte die Boote, welche ich verschiedene Mal ausschöpfen lassen mußte, denn alle meine Sachen schwammen im Wasser. Ich hatte nämlich das Gepäck in den Booten gelassen, um bei einem Ueberfall sofort die Wasserstraße benutzen zu können. Bei dem pfeilschnellen Laufe des Flusses wären wir stromabwärts rudernd jeder Verfolgung sicher am besten entgangen. Indessen saßen wir durchnäßt und fröstelnd unter unserm Felsen und erwarteten mit Sehnsucht den Morgen. Einige Stunden später hatten wir am Fuße eines sehr hohen Hügels mit reißenden Stromschnellen hart zu kämpfen. Der Fluß war hier nicht tief, aber das Wasser schoß mit Gewalt vorwärts. Waren wir am Tage vorher in nordwestlicher Richtung gesteuert, so setzte eine Biegung des Wasserlaufes hier unsern Cours wieder auf Westen. Nach kurzer Fahrt wurden wir durch einen kleinen Wasserfall am weitern Vordringen verhindert. Einige vorübergehende Eingeborenen erklärten uns auf Befragen, wir befänden uns hier bei Mahabe, einem großen Grenzdorfe der Boikalektra. Der Fluß ist nur bis hierher schiffbar. Da wir vorläufig nicht weiter vordringen konnten, so fuhren wir eine kleine Strecke zurück und begaben uns in ein dort gelegenes Dorf, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Ich schloß nach meiner Berechnung, daß die von uns in drei Tagen zurückgelegte Strecke von der Küste bis hierher höchstens 80 Kilometer betragen konnte, da der Fluß, besonders im letzten Drittel seines Laufes, sehr bedeutende Krümmungen beschreibt, im Ganzen aber immer wieder in die westliche Richtung zurückfällt. Von Mahabe ab ist der Fluß zwar noch ziemlich breit, wird aber alle Augenblicke durch Wasserfälle oder Felsstücke versperrt. Er entspringt auf dem ungefähr 12 Kilometer von hier gelegenen hohen Gebirge, welches, so weit das Auge reicht, sich in der Richtung von Norden nach Süden zu erstrecken scheint. Dieser Gebirgszug wird von den Malgaschen Ambodebar genannt. Dies bedeutet übrigens nicht viel, da ich öfters auch nördlicher die Region des Innern mit demselben Namen bezeichnen hörte.

Von dem kleinen Dorfe, in dem wir uns befanden, konnten wir die Gegend gut übersehen. Wir hatten das große Dorf Mahabe schräg gegenüber in einer Entfernung von 4 Kilometer. Vor und nordwestlich von uns lag das Gebiet der Chavoai (Schawoä), links südwestlich dasjenige der Boikalektra, weiter südlich wohnen die Balave und nördlich von den Chavoai die Chaffatten, welche wieder mit ihrem Gebiet an das der Antaimors stoßen. Jenseits der Berge schienen, nach Aussage der Eingeborenen, noch verschiedene kleinere Stämme zu wohnen, die man zu dem mächtigen Sakalavenvolke gelangt. Daß alle diese Stämme mit der Westküste Madagaskars in indirekter Berührung stehen und von dort Waffen und Munition erhalten, steht außer allem Zweifel. An der Küste verhindern die Huvad die Einfuhr von Gewehren und Pulver, erweisen sich aber meistens als wilige Käufer der gestohlenen Heiden. Das für die Rinder erhaltene Geld wandert nun meistens wieder zum Ankaufe von Flinten nach der Westküste.

Wir befanden uns hier in einer wellenförmigen fruchtbaren Ebene, auf welcher noch kleinere Waldbeſtände sichtbar wurden. Die Erde bestand zum Theil aus reinem Humusboden, ein Zeichen, daß die Entwaldung noch nicht lange vor sich gegangen war.

Die Bewohner des Dorfes Ambodivoro dürften keinem besondern Stamme angehören. Es schien ein Gemisch verschiedener Rassen zu sein. Da die Boikalektra schon lange Jahre im Kriege mit den Chavoais lagen und fast täglich Scharmützel stattfanden, so machten diese Leute auf mich den Eindruck von Kaageern, welche hier auf Abfälle lauern. Wir besetzten eine lange, schmale Hütte auf dem höchsten Punkte des Berges und suchten uns auszuruhen, so gut es ging, nachdem wir ein aus Hühnern, Reis und Bananen bestehendes Mahl zu uns genommen hatten.

Im Laufe des Nachmittags erschien ein hochgewachsener Mann von gelber Hautfarbe mit zahlreichem Gefolge und warnte mich eindringlich den Fluß zu überschreiten und in das Land der Mörder und Diebe, wie er die Boikalektra nannte, zu gehen. Hier sei ich sicher, aber dort einem

Digitized by Google

schrecklichen Tode geweiht („Matty anaho, matty maramba anaho, matty anarwo nialé daolo". Todt wirst du sein, todt deine Leute, todt werdet ihr alle zusammen sein.) Die Beredsamkeit dieses Mannes war glänzend und blendend; er sprach hoch aufgerichtet mit würdiger Gestikulation und mächtigem Organ wohl über zwei Stunden lang. In dieser Beziehung leisten viele Malgaschen wirklich Hervorragendes. Auf meine Begleiter schienen diese Worte einen überwältigenden Eindruck zu machen und bei den Haupt- und Glanzstellen unterbrach den Redner oft das bekannte zustimmende Marne (wahrhaftig, d. h. so ist es). Ich antwortete der Sitte gemäß, und was mir an Gewandtheit in der Sprache abging, suchte ich durch Betonung und Feuer der Rede zu ersetzen. Wir tauschten hierauf einige kleine Geschenke aus und der Redner zog sich zurück mit dem Bewußtsein eines Mannes, der seine Pflicht, wenn auch vergebens, gethan hat. Der Leser möge aber nicht glauben, daß dieser Mann aus menschlichen Gefühlen und für meine Sicherheit besorgt, mich am Vordringen hindern wollte. Entweder sah er in mir einen Konkurrenten oder er glaubte durch eine Verbindung mit mir, falls ich hier zurückbliebe, seine Vortheile zu finden.

Gegen acht Uhr Abends vernahmen wir aus einer Entfernung von vielleicht 4 Kilometern lebhaftes Gewehrfeuer. Der Schall dringt sehr weit in diesen stillen und leblosen Wildnissen. Es waren die Boikakerra und die Chavoai, welche sich ihrer Gewohnheit gemäß die Zeit vertrieben. Ein weithin im Westen sichtbarer Feuerschein zeigte uns die Richtung des Kampfplatzes. Der Schein erlosch bald und entstand von Neuem weiter nördlich; dieses wiederholte sich drei- bis viermal. Es führte, wie wir später hörten, vom Brande einiger Dörfer her, welche die an diesem Abend siegreichen Boikakerra auf ihrem Wege anzündeten, nachdem der Feind daraus geflohen war. Das Gewehrfeuer dauerte die ganze Nacht. Es ist dies eine in diesen Gegenden so häufige Erscheinung, daß ich mich bald vollständig daran gewöhnte und nicht mehr darauf Acht hatte.

Am andern Morgen wurden die sechs Mann mit den Booten nach Farafangana zurückgeschickt. Erstere hatten in der Nacht nicht geringe Furcht ausgestanden und waren eilig aus dieser Gegend herauszukommen, letztere waren fortan für uns überflüssig. Die zwei unterwegs aufgenommenen Leute und den Jäger beredete ich bei mir zu bleiben, indem ich ihnen doppelten Lohn, d. h. 20 Franken statt 10 pro Monat und Mann versprach. Es kostete mich einige Mühe um die Einwohner des Dorfes zu bewegen, mein Gepäck über den Fluß zu schaffen. Als dieselben aber erst dort angelangt waren, feuerte ich ihren Muth durch eine Ansprache an, und durch das Versprechen doppelten Lohnes ließen sie sich bewegen mich bis nach Mahabe zu begleiten. Um diesen mühsam errungenen Muth nicht allsogleich zu verlieren, brüllten und lärmten die Leute wie besessen und feuerten sich gegenseitig an. Als jedoch Mahabe, mit bewaffneten Kriegern vollgestopft, in Sicht kam, mußte ich am Ende der dreißig Mann starken Kolonne verbleiben und dieselben vor mir hertreiben. Sie trauten dem Wetter nicht und zeigten große Lust die Sachen hinzuwerfen und auszureißen.

Am Eingange des Dorfes waren über tausend Menschen versammelt; alle reckten neugierig die Köpfe nach uns hin und schrien lebhaft hin und her. Die Männer, fast alle Boikakerra, trugen Gewehre und zwei Wurfspeere in der linken Hand. Als wir uns näherten, wurde es still, alle Augen richteten sich auf mich und die Blicke schienen mich gleichsam aufzufangen.

Einsam und geächtet von den Küstenstämmen, lebten diese Leute abgeschlossen von jedem Verkehr. Was von Kultur und Civilisation zu ihnen drang, waren Märchen seltsamer Art. Niemals waren sie aus ihrem Lande gekommen. Kein weißer Mann hatte die als ungastlich verschriene Schwelle ihrer Heimath überschritten. Heute vollzog sich vor ihren Augen der Traum, den sie lange und vergebens erhofft hatten. Ob mit dem weißen Mann auch zum ersten Male ein Hauch des Friedens und der Versöhnung durch dieses arme in Barbarei versunkene Volk zog? Wohl ist es möglich! Für diese Leute war ich heute der Repräsentant Europas, der Träger der gesammten Civilisation; für sie war ich nach ihren Begriffen der Erbauer jener riesenhaften Schiffe, von denen sie gehört, der Verfertiger jener schönen Stoffe und Perlen, des Pulvers und der Gewehre, deren Besitz sie als höchstes Ziel erstrebten. Muß doch nach ihrer Ansicht das, was ein Weißer kann, jeder Weiße können.

Stanley am untern Congo.

Bei einem Banket, welches am 19. Oktober d. J. der Stanley Club in Paris seinem Namenspatron H. M. Stanley zu Ehren veranstaltet hat, gab dieser den ersten zusammenhängenden, wenn auch kurzen Bericht über seine dreijährigen Arbeiten am untern Congo. Wir entnehmen dem Times-Berichte darüber (Mail vom 20. Oktober) folgendes, indem wir die höchst persönlichen und wenig seinen Angriffe auf Savorgnan de Brazza, womit Stanley Anfang, Mitte und Schluß seiner Rede ausstaffirte, hier übergehen. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob die französische Regierung Lust verspürt, de Brazza's Landerwerb (s. „Globus" XLI, S. 303) am Stanley Pool ernst zu nehmen und zu ratificiren, und ob dadurch die Bestrebungen des Königs von Belgien am Unterlaufe des Congo wirklich gehindert werden können — wir für unsern Theil wollen erst handgreifliche Beweise sehen, ehe wir daran glauben können, daß einzelne, auch noch so großartige Unternehmungen wie diejenigen Stanley's und de Brazza's das innere Afrika zu „erschließen" und zu „civilisiren" im Stande sind. Dazu gehört die Arbeit von Jahrhunderten, die Mitwirkung Tausender und aber Tausender, und alsdann wird es sich noch immer fragen, ob die Neger das „Civilisiren" anhalten werden. — Doch zu Stanley's Bericht!

Als er im August 1879 seine Arbeiten begann, bestand seine Gesellschaft aus 15 Europäern, 68 Zanzibar-Leuten und einigen Kabindas. An Schiffen besaß er zehn Stück: den Dampfer La Belgique von etwa 30 Tonnen, vier Dampfkähne (Royal, Espérance, En Avant und La Jeune Africaine) und fünf Boote. Nach mehreren endlosen Zusammenkünften mit den fünf Häuptlingen von Vivi (unterhalb der untersten oder Jellala-Fälle des Congo) erhielt er gegen eine anschnliche monatlich zahlbare Entschädigung die Er-

Digitized by Google

laubniß, in ihrem Gebiete zu bauen, Wege zu machen, Brücken zu errichten und sonst nöthige Verbesserungen vorzunehmen, Grund und Boden nach Belieben zu behauen und eingeborene Arbeiter in Dienst zu nehmen. Darauf hin ward er circa 50 Wivi-Leute an, welche noch jetzt gegen Tagelohn gute Dienste leisten. Die Gegend um Wivi ist sehr hügelig, selbst bergig, und der einzige geeignete Platz, um eine so wichtige Station, wie die hier geplante, anzulegen, war der Gipfel eines circa 300 Fuß über den Spiegel des Flusses ansteigenden Berges. Derselbe mußte mit vieler Mühe geebnet und hergerichtet werden, ehe man dort die erste Station, welche als Operationsbasis dienen sollte, errichten konnte. Dieselbe bestand aus einem Hauptwohnhause, sieben hölzernen Hütten und zwei eisernen Magazinen; außerdem wurden and dort zu findendem Material luftige Schuppen und einheimische Wohnhäuser erbaut. In den Hütten wohnten die Europäer, und die Magazine waren von oben bis unten mit Zeug, Perlen und Lebensmitteln angefüllt. „Dann wurde eine breite Kunststraße zu dem Landeplatze angelegt. Aber der Boden war so schwierig zu bearbeiten und die Anzahl der Menschen so gering, daß es volle fünf Monate dauerte, ehe die erste Station als vollendet angesehen werden konnte. Im Februar 1880 brach Stanley auf, um das Land zwischen Wivi und Ifangila (circa 40 km nordnordwestlich von Wivi) zu erforschen und den besten Weg aufzusuchen. Nachdem er 296 engl. Meilen durch sehr rauhe Gegend herumgewandert und nach jedem etwa zu benutzenden Vortheile ausgespäht hatte, begann er mit dem Straßenbau, der nur langsam vorschritt. An manchen Tagen wurde $^1/_2$ engl. Meile, an anderen nur $^1/_4$, an manchen aber auch fast eine Meile Weges fertig gestellt; an einer Stelle aber erforderten 400 Ellen 26 Arbeitstage. Am letzten Tage des Jahres 1880 wurde Ifangila, der Ort für die zweite Station, genau 52 engl. Meilen von Wivi, erreicht. Besondere Schwierigkeit verursachte auch der Transport der riesigen Boote, mit denen die Dampfkähne, Boote, Maschinen, Dampfkessel, Werkzeuge und Lebensmittel verladen waren; an Kisten allein waren über 800 fortzuschaffen, an Gepäckstücken überhaupt 2225. Und das mit einer geringen Menschenmenge, die so klein war, daß sie einmal unter Anwendung von Flaschenzügen, Winden und allen möglichen anderen Hilfsmitteln einen vollen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang damit zubrachten, einen einzigen Dampfkahn einen 80 Fuß hohen Berg über dem Thale von Mpagassa hinauf zu schaffen. In Ifangila dieselben Verhandlungen mit den Eingeborenen wie in Wivi; erst nach Verabreichung ansehnlicher Geschenke und Bewilligung einer monatlichen Rente wurde die Errichtung der zweiten Station gestattet. Von dort bis zur dritten, Manjanga, beträgt die Entfernung auf dem Flusse 74 engl. Meilen; dieselbe kann, obwohl stellenweise Gefahr vorhanden ist, als schiffbar angesehen werden. Denn die Strecke ist während der letzten Jahre beständig befahren worden, ohne daß ein Unfall vorgekommen wäre. Obwohl sie nur 74 engl. Meilen lang ist, mußten doch 2224 Meilen per Dampfer gemacht werden, ehe alle Lebensmittel und alles Gepäck der Station sich in Manjanga befand. Am 1. Mai 1881 war auch dies Ziel erreicht. Aber die beständige Aufregung und Besorgniß während der Stromfahrt, wenn die kleinen mit Menschen beladenen Boote von den Wirbeln und Stromschnellen hinabgerissen wurden und wieder und wieder der gefährlichen Strömung Trotz boten, und die Sorge um die Tausende von Kisten und Packen brachten Stanley dem Tode nahe. Während des Mai wurde derselbe von seinen Begleitern stündlich erwartet, doch erst im Juni erholte er sich und konnte noch vor Ablauf dieses Monats die Verhandlungen mit den Eingeborenen zum Abschlusse bringen. In wenigen Wochen wurden zwei eiserne Häuser errichtet, in denselben das Gepäck untergebracht und zu Anfang Juli ein breiter Weg von dort zum Landeplatze von Manjanga oberhalb des Nombo-Matata-Falles angelegt. Dann brach Stanley längs des nördlichen Ufers des Congo nach Stanley Pool auf, um wiederum die beste Trace für einen anzulegenden Weg ausfindig zu machen; zugleich benachrichtigte er seine dortigen „Freunde“ von seinem Kommen, ohne von de Brazza's Ankunft am Stanley Pool etwas zu wissen. In sieben Tagen langte er am Gordon-Bennett-Flusse an, den die Eingeborenen Ihe nennen (derselbe mündet dicht unterhalb des Stanley Pool). Die dortigen Häuptlinge Gampa und Bab-Nbschali nahmen ihn freundlich auf; bald aber erschien der farbige Sergeant Malamine und zwei schwarze Matrosen vom Gabun, welche de Brazza dort zurückgelassen hatte. Sie waren in Seemannstracht und führten eine französische Flagge mit sich; Malamine grüßte höflich und überreicht Stanley zwei Papiere, eines den Vertrag zwischen Brazza und dem Bateke-Könige Makoko enthaltend, das andere einen Befehl an Malamine, der nicht lesen konnte, jeden Weißen, der das an Brazza abgetretene Gebiet betrete, gastlich aufzunehmen. Stanley erklärte, daß er nicht beabsichtige, Brazza's Besitz zu stören; wenn Brazza das nördliche Ufer vorziehe, wolle er selbst am südlichen sich niederlassen, und umgekehrt, und zuletzt fragte er, ob Malamine etwas dagegen habe, wenn er über den Gordon-Bennett-Fluß gehe, was dieser verneinte. So überschritt Stanley am nächsten Tage den Fluß, betrat das Gebiet des Stanley Pool und erhielt von dem Häuptling Ingia in Msiwa und später auch von dessen Oberherrn Gamantono in Malima, mit welchem er schon bei seiner ersten Congo-Fahrt freundlich zusammengetroffen war, die Erlaubniß, so viel Häuser zu bauen, als ihm beliebte. In der Nacht kam jedoch Malamine in das Dorf und hetzte die Einwohner gegen ihn auf, so daß er es für gerathen fand, sich zurückzuziehen. In Msiwa wäre es sogar fast zu einem blutigen Zusammenstoße mit den aufgeregten Eingeborenen gekommen; doch erschien im entscheidenden Momente ein Stanley befreundeter Häuptling vom Südufer mit 60 Flintenträgern und legte sich ins Mittel. Er war vom Häuptling Issi von Ntamo geschickt worden, mit welchem Stanley bei seiner ersten Congo-Reise Blutbrüderschaft geschlossen hatte, und ordnete alles aufs Beste; einstweilen wurden zehn Mann mit einigen Ballen Waaren über den Strom gesandt, mit dem Auftrage, in Ntamo auf die Ankunft der übrigen zu warten, worauf Stanley auf demselben Wege zu seinen zurückgebliebenen Genossen zurückkehrte. Zuvor konnte er noch unweit des Gordon-Bennett-Flusses den französischen Missionar Pater Augonard nebst seinen jugendlichen Begleitern, Zöglingen der französischen Mission in Landana, unterstützen und warnen; wie vorauszusehen, schlug des Paters Vorhaben fehl und auch er mußte sich trotz seiner französischen Flagge vor den erregten Eingeborenen zurückziehen.

Die Expedition war inzwischen von Manjanga, welches noch 95 engl. Meilen von Stanley Pool entfernt ist, etwa 20 Meilen weit vorgedrungen. Immerhin blieben noch 75 Meilen bis zu der Stelle am Stanley Pool, wo die nächste Station Leopoldville erbaut werden sollte, zurückzulegen. Gerade in diesem Augenblicke kam eine ansehnliche Verstärkung aus Zanzibar an und in Folge dessen war es möglich, daß am 3. December 1881 der Dampfer und die Boote auf dem obern Congo schwammen und das ganze enorme Gepäck sich sicher oberhalb der obersten der Livingstone-Fälle unter aufgeschlagenen Zelten befand. Am 1. Februar 1882

Digitized by Google

war auch das Hauptquartier der Station vollendet, ein großes Haus, 97 Fuß lang, 24 Fuß breit, zwei Stock hoch, die Wände 3 Fuß dick und innen in Zimmer für die europäischen Beamten der Station abgetheilt. Nun hatte Stanley freie Bahn und konnte ohne Furcht vor natürlichen Hindernissen den mächtigen Strom hinauffahren; er inspicirte den Chef der Station, richtete Karawanen ein, welche auf der erbauten Straße zwischen den einzelnen Stationen regelmäßigen Verkehr unterhalten sollten und beruhigte die eingeborenen Häuptlinge über seine Abwesenheit. Dann erst fuhr er in dem kleinen Dampfer „En Avant“, ein großes Walfängerboot und zwei Canoes im Schlepptau, den Congo aufwärts, um den Platz für die fünfte Station auszusuchen; er fand denselben unweit der Mündung des Kwango in den Congo, circa 100 engl. Meilen oberhalb Leopoldville, also am südlichen oder linken Ufer des Congo. Die Fahrt wurde noch weiter fortgesetzt, um die sechste Station zu ermitteln; doch enthält der Bericht der „Times“ darüber leider keine Einzelheiten. Bei seiner Rückkehr wurde Stanley dann vom Fieber ergriffen und zur Rückkehr nach Europa gezwungen; aus seinen Worten aber scheint hervorzugehen, daß dieser Rückkritt kein dauernder sein wird.

Einem andern Berichte (The Mail vom 18. Oktober) verdanken wir noch einige Ergänzungen zu dem oben Mitgetheilten. Stanley hatte durch die Liberalität des Königs von Belgien faktisch unbeschränkte Mittel zur Verfügung und konnte, wie er es ausdrückte, für jeden Kubikzoll Luft, den er und seine Gefährten athmeten, und für jeden Quadratfuß Erde, auf den sie traten, baar bezahlen. Das Ziel des Königs der Belgier ist, wie es scheint, völlig selbstlos; er will Inner-Afrika für Handel und Civilisation erschließen und seine Hilfsquellen entwickeln, wozu der Congo als prächtige Wasserstraße dienen soll. Stanley's Aufgabe war es, die denselben in seinem Unterlaufe verperrenden Wasserfälle durch eine Fahrstraße zu umgehen, und dies hat er in der oben beschriebenen Weise ausgeführt. Die Straße ist im Mittel 15 Fuß breit und führt längs des nördlichen Ufers 230 engl. Meilen weit von unterhalb der Kataraktе bis weit jenseit des Stanley Pool hinauf, also bis zu dem schiffbaren Laufe des Congo. Sie ist so solide gebaut, daß sie bis jetzt den wolkenbruchartigen Regengüssen und dem schweren Transport der Boote und Maschinen Stand gehalten hat. An einer Stelle versperrte ein gewaltiger Berg den Weg und sendet einen wie eine Messerklinge gestalteten Ausläufer südwärts steil zum Strome hinab, der an seinem Fuße in tollen Wirbeln und Schnellen erbraust. Der Ausläufer wurde gesprengt, die riesigen Felsblöcke geordnet, die Lücken mit kleineren gefüllt, 18 Zoll Erde darauf geschüttet, und die Straße war fertig. Bald darauf tritt sie in einen dunkelen Wald von erfrischender Kühle, wo Tausende von Stämmen gefällt und die Stümpfe ausgerodet oder planirt werden mußten; die Stämme wurden zu beiden Seiten in hohen Haufen aufgeschichtet. Der Handel benutzt diesen bequemen Weg bereits, und ebenso ein regelmäßiger Postverkehr, durch welchen Stanley in bestimmten Zwischenräumen die Londoner Zeitungen und Zeitschriften erhielt. Während seines Aufenthalts hatte er etwa eine Million Cliem Manufacturerzeug an Arbeitslohn und für sonstige Leistungen an die Eingeborenen zu vertheilen. Mit dem kleinen Dampfer „En Avant“ ist Stanley dann etwa 400 englische Meilen über den Stanley Pool hinaus vorgedrungen und hat ein ansehnliches Stück Erforschungsarbeit geleistet. Unter anderm ist er einen neuen Fluß (der Name wird nicht mitgetheilt), der oberhalb Stanley Pool von Süden her einmündet, hinauf gefahren bis in einen schönen See, der mit Fischerbooten bedeckt war, welche beim Anblicke des schnaubenden dampfenden Ungethums die Flucht ergriffen. Eines der Eingeborenen wurde man jedoch habhaft, beruhigte ihn und entließ ihn reich beschenkt zu seinen Genossen, die hinter den Büschen am Ufer ängstlich lauerten. Nach Stanley's Ansicht ist der Boden für Anbau in jeder Weise vorzüglich geeignet und der Vorrath an Kautschuk in den Wäldern ist bei verhältnißiger Ausbeute unerschöpflich. Das größte Hinderniß für die Benutzung des schiffbaren Theiles des Congo sind aber die Kannibalenstämme zwischen dem höchsten, diesmal erreichten Punkte und Njangwe, deren Wildheit nur bei sehr vorsichtigem, ehrenhaftem und vernünftigem Auftreten allmählich zu überwinden sein wird.

Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde.

Von **John Baron Müller.**

I.

Nachstehende Erzählungen sammelte ich im vergangenen Winter in Harrar. Es sind dieselben eine Fortsetzung von Beiträgen zur sudanesischen Thierfabel, welche ich in einem frühern Jahrgang des „Globus“ veröffentlichte. Mein Berichterstatter war ein Metta-Galla, hatte auf seinen Zügen Kaffa und Schoa besucht und ist daher die Möglichkeit, daß seine Erzählungen aus jenen Ländern stammen, nicht ausgeschlossen.

Wer die Thierfabeln der südlichen Bantu-Völker kennt, wird eine Art von Verwandtschaft jener mit nachstehenden nicht bestreiten können, ebenso wie dieselben in naher Beziehung zu den Erzählungen derer vom Weißen Nil stehen. Es ist diese Aehnlichkeit vielleicht ein Beweisglied für die Zusammenhörigkeit der Bedja-, Galla- und Bantu-Völker. Ich würde nicht wagen auf diese Verwandtschaft hinzudeuten, doch veranlaßt mich hierzu der äußerst geringe Unterschied in körperlichem Bau und äußerm Ansehen, welcher sich jedem aufdrängen muß, der diese räumlich weit getrennten Völkerschaften kennt, ferner die oft frappirende Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Trachten, die Aehnlichkeit der Topfformen, welche soweit geht, daß genau dieselben Verzierungen, die an den Kochgefäßen im Kraal der Zulu wahrgenommen werden, im Gebiet der Nuli- und Metta-Galla, in der Nora-Tselim und Nora Aß Gebeé des Habáb-Landes, sowie im Fundj in Senaar vorkommen.

Vor wenigen Jahren bot sich mir in Mozambique die Gelegenheit Zulus und Leute vom Nyassa zu beobachten. Ich kam damals aus dem östlichen Sudan und hatte mit den Ababdé der Atmur und den Bischarin und Hadendoa der Regionen zwischen Rothem Meer und Nil verkehrt; um so lebhafter drängte sich mir daher der Gedanke auf, daß eine Verwandtschaft zwischen diesen Völkern existiren

Digitized by Google

müsse. Ich fand genau dieselben Gesichter wieder, Frisur und Bekleidung waren fast wie am Rothen Meer, die Zulu-Lanze war in Form und Schnitt des Blatts fast in Nichts unterschieden von der Waffe der Bedja, der Schmuck der Frauen hatte dieselbe Anordnung, kurz, beständig gewahrte ich Eigenthümlichkeiten, die ich schon längst im Sudan beobachtet hatte. Ein Jahr später konnte ich in Abessinien am Debre-Sina, in Hamasien und im Bogos die Agau-Völker kennen. Eine sehr große Aehnlichkeit dieser mit den Bedja mußte ich ebenfalls zugestehen, doch schien es mir mehr, als wären ihre Sitten durch dieselben beeinflußt, als wären die Agau eingewandert oder auch umgekehrt, auf jeden Fall sind sie echt afrikanischen Ursprunges. Die Wiege dieses einst so mächtigen Stammes mag im Süden oder in Walagga gestanden haben, Jemen ist gewiß nicht ihre Heimath, obgleich ihre Sprache in einzelnen Anklängen darauf hinzudeuten scheint; ich behalte mir spätere Beweise vor, und erwähne nur, daß ich darum auf Walagga schließe, weil ich Eingeborene von dort neben Agau beobachtet habe, daher eine Verwandtschaft annehmen zu können glaube.

Massawa am Rothen Meer ist für vergleichende Völkerstudien ein äußerst günstiger Ort; man trifft Bedja, Agau und Tankali in bedeutender Anzahl, und wird jeder nach kurzem Aufenthalt Bedja und Abessinier unterscheiden können, dagegen schwerlich Bedja und Tankali. Ihre Aehnlichkeit ist in jeder Beziehung groß, doch unterscheiden sie sich ebenso vom Agau. Die Schoho, Assaorta ꝛc., unter dem Kollektivnamen Tankali bekannt, besuchte ich in ihrer Heimath an der Annesley-Bucht. Sie bilden das Bindeglied zwischen Bedja und Somalen nebst Galla. Daß sie von Jenen beeinflußt wurden und noch werden, ist bei der geringen Entfernung natürlich. Die, wenn ich nicht irre, zuerst von Robert Hartmann ausgesprochene Idee, daß afrikanische Völker einst Jemen überschwemmten, dann aber nur theilweise in ihre alten Sitze zurückgedrängt wurden und daß die heutigen Tankali und Somalen der Rest jener zurückgeworfenen, mit himjaritischem Blut durchsetzten Völker sind, ist nach meiner Ansicht sehr zutreffend. In Hodeida findet man unter der dortigen, aus dem Innern Jemens stammenden Bevölkerung genügende Beweise, ebenso in Aden. Letzterer Ort ist in Beziehung auf seine Bewohner äußerst interessant, und dürfte wohl nur von Singapore übertroffen werden, doch ist in der Stadt eine auch nur annähernde Bestimmung geradezu unmöglich. Die vor Jahrzehnten stattgefundene Einwanderung indischer, afrikanischer, arabischer und europäischer Elemente hat eine, an Individuenzahl geringe und undefinirbare Rasse erzeugt; ich meine daher, wenn ich Aden ausführe, nur die die Stadt besuchende jemenitische Bevölkerung.

Am 3. April dieses Jahres schrieb ich am Gelbeja-Fluß im Gebiet der Noli-Galla Folgendes in mein Tagebuch: „Der Fluß ist hier von steilen, hohen, üppig bewachsenen Wänden aus Granit und Gneis eingefaßt. Das Wasser fließt beständig, circa 3 Fuß tief. Zahlreiche Eingeborene. Die Männer gleichen sehr den Tankali und Somalen. Ihre Waffen und Bekleidung ganz wie Somalen. Die Frauen haben viel Suahili-Typus.“ Man wird mir dagegen halten, daß der Gelbeja noch zum neutralen Grenzgebiet der Somali und Galla gehört; und daß es natürlich ist, wenn hier eine bedeutende Annäherung zwischen beiden Völkern stattfindet. Ich erwidere aber, daß ich diese Aehnlichkeit nicht allein hier, sondern tiefer im Innern des Galla-Landes in Bellua, Zschaffiana und Harrar beobachtet habe. Meine Somali-Diener trugen in Harrar die landesübliche Tracht und waren in nichts von den übrigen Galla zu unterscheiden. Eine Menge von Eigenthümlichkeiten erinnerten mich auch einerseits wieder an die in Mozambique gesehenen Nyassa-Eingeborenen, sowie Udschidschi-Leute vom Tangánika, die ich in Zanzibar beobachtete, dagegen andererseits auch wieder an meine Haḥab-Bekannten, die ich kurz vorher am Falkat und untern Anfábba besucht hatte. Der Lanzenknopf der Galla ist genau die drei- oder viermal gewundene kuglige Spirale der Eingeborenen vom Ostufer des Nyassa sowie der Haḥab-Leute vom Falkat und Tawi, nur daß sich bei letzteren, wie bei den Somalen und Zulu, die Kugel in ein langgestrecktes röhrenartiges Gebilde verwandelt. Ueber die am Mareb und Takkazé sitzenden Kunáma und Barea will ich mir hier kein Urtheil erlauben; ich habe dieselben in Zaga, Algadén und Kassala kennen gelernt, doch war die Zeit zu kurz um ihre Beziehungen zu den umwohnenden Stämmen zu studiren. Sie dürften nichts mit unseren Völkern gemein haben, lehnen sich an die Agau an, deuten aber nicht wie diese nach Walagga, sondern eher auf die Negerländer von Fazoglu und Beni Schangollo. Die Schukrie dürfen als sehr nahe Verwandte der Galla und Bedja gelten, ihre Waffen gehören beiden an, während der Schild durchaus auch demjenigen der Zulu gleicht. Die Schukrie bedienen sich des primitiven, runden Bedja-Schildes, des verbesserten der Abessinier sowie des langen durch ein Längeholz fleiß gehaltenen Zulu-Schildes. Wie im Zulu-Lande wird derselbe zuweilen mit Federn und anderen Thiertrophäen verziert. Selbst den Fanjschild der Midjertón von Mughscha beobachtete ich bei einigen Schukrie; dieser hatte fast dieselben Linienornamente und quadratischen Verzierungen, nur war er im Durchschnitt mehr gebogen. Die Sandale des Schukrie ist nur wenig von der des Somáli unterschieden.

Der Linguist wird mit vollem Recht einwerfen, daß ohne genaue Kenntniß der Sprachen dieser Völker das Dunkel, welches über ihnen schwebt, nicht oder nur spärlich gelichtet werden kann. Ein kürzlich in Wien erschienenes Buch über afrikanische Sprachen hat auch wesentlich dazu beigetragen den Stämmen der ägyptisch-abessinischen Grenzgebiete ihren Platz im afrikanischen Völkergewirr anzuweisen; hoffen wir, daß jene Untersuchungen fortgesetzt werden. Ich hege keinen Zweifel, daß auch an der Hand der Linguistik eine nahe Verwandtschaft oder sogar Identität der Bedja, Galla und Zulu nachgewiesen wird. Dem Laien scheint der Unterschied zwischen dem Galla- und Bedja-Idiom ungeheuer; in Wirklichkeit dürften aber eine bedeutende Anzahl Berührungspunkte vorhanden sein. Ich bin zu wenig Linguist, um mich auf diese Frage einlassen zu können, ich will nur erwähnen, daß der Dialekt von Harrar im Galla-Land zusammengestellt ist aus Amharinnia, Tigrinnia, Bedau und wenig jemenischem Arabisch; vielleicht entdeckt der Sprachforscher noch mehr Dialekte. Doch indischem oder sogar malaiischem Einfluß, korrespondirend mit Madagaskar, kann also kaum die Rede sein.

Ich lasse nachstehend die Galla-Thierfabeln folgen. Dieselben wurden mir auf arabisch mitgetheilt und sofort notirt. Die Uebertragung wurde so entsprechend wie möglich wiedergegeben.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Kein Generalstab oder sonstige Militärbehörde hat sich um die Karte Europas ein solches Verdienst erworben, als das k. k. Militär-geographische Institut in Wien resp. die beiden Anstalten in Wien und Mailand, aus deren Vereinigung dasselbe im Jahre 1839 hervorgegangen ist. Nicht nur hat es für das eigene Land, welches den Hauptheil des mächtigsten europäischen Gebirges umschließt, in vorzüglicher Aufnahme und technischer Ausführung eine obendrein billige Karte geschaffen; wir wüssen auch ohne jene Institute noch heute ohne zuverlässige Karten von Ober- und Mittel-Italien und Rumänien. Augenblicklich wird diejenige von Bosnien aufgenommen, und durch die Reisen österreichischer Officiere in der europäischen Türkei und die Erweiterung seiner „Generalkarte von Central-Europa" nach Südosten hat das Institut bis zu den Grenzen Griechenlands hinab für die Karte Europas Selbständiges geleistet. In die Arbeiten und das Getriebe einer solchen Anstalt Einblick zu gewinnen, muß von hohem Interesse sein, und dem kommen die „Mittheilungen des k. k. Militär-geographischen Instituts" entgegen, welche seit 1881 auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums in Wien (R. Lechner) erscheinen. Band I (1881) enthält außer dem durch sieben Kartenbeilagen illustrirten Berichte über die Leistungen des Instituts besonders eine interessante Einleitung über den Ursprung und die Entwickelung der Topographie in Oesterreich; Bd. II (1882) den Bericht über die Leistungen mit sechs Beilagen, eine Abhandlung K. Hödlmoser's: „Ueber ältere und neuere Reproduktionsverfahren und deren Verwerthung für die Kartographie" und „Untersuchungen über die Schwere im Innern der Erde" von Major von Sterneck.

Asien.

— Die Kanstente von Kolymsk (im nördlichen Sibirien) bringen einen Theil des Jahres, gewöhnlich vom Juli bis zum Ende des Oktober, in Jakutsk zu, wo sie ihre sämmtlichen Vorräthe, europäische und Kolonialwaaren, Mehl und überhaupt alles, was in Kolymsk nicht zu haben, aber doch erforderlich ist, austauschen, um dann mit Eintritt des Winterweges alle diese Waaren nach Kolymsk zu schaffen. Sie bedienen sich dazu ausschließlich der Saumpferde und reiten auch selbst; die reicheren Kaufleute haben 100 bis 300 schwer bepackte Thiere bei sich, alle von einer sämmigen, mit dichtem Haar bedeckten Rasse, die dem dortigen Klima Trotz bietet. Da die wenigen Ansiedelungen und officiellen Positionen natürlich nicht ohne weiteres das für eine solche Menge von Pferden erforderliche Futter liefern können, so haben diese Händler, welche meistentheils ihr ganzes Leben lang jährlich die Route hin und zurück machen, längs des ganzen Weges Depots, welche von den zunächst wohnenden Eingeborenen mit dem nöthigen Heu versorgt werden. Im Winter werden diese Reisen, trotz der für den Europäer entsetzlichen Kälte, deshalb zurückgelegt, weil der Weg dann leichter und wohl auch kürzer ist als im Sommer, da die zahlreichen Sümpfe und Wasserbecken gefroren sein Hinderniß darbieten; demnoch dauert die Reise Monate lang bei einer Temperatur von — 30 bis 40° R., bisweilen auch mehr. Alle diese Kaufleute sind mehr oder minder wohlhabend, viele auch nach europäischen Begriffen sehr reich — sie transportiren wieder aus dem Norden Mammuthzähne und Pelzwerk nach Jakutsk, die ihnen ebenfalls reichen Gewinn bringen —, demnoch sind ihnen diese Reisen ein absolutes Bedürfniß, welches sie ebenso ungern entbehren würden, als etwa ein europäischer Rentier seine jährliche Badereise. (Ferdinand Müller, Unter Tungusen und Jakuten, S. 220 f.)

— Prof. Hirschfeld hat seine Reise im nördlichen Kleinasien (s. oben S. 239) mit Erfolg fortgesetzt, wie aus einem Schreiben an Prof. H. Kiepert, d. d. Amasia 30. September, hervorgeht. Trotz dem von Konstantinopel aus an die Provinzialbehörden gerichteten Befehle, auf die unter dem Vorwande geognostischer und archäologischer Forschungen reisenden „Spione" ein wachsames Auge zu haben, fand Hirschfeld in den Paschalaiks von Angora und Siwas vielfach, auch bei den Behörden, freundliches und verständnißvolles Entgegenkommen. Uebertrocht wurde er besonders, ganz im Gegensatze zu den von anderen Europäern in den südlichen Theilen des türkisch asiatischen Gebietes gemachten Erfahrungen, durch die im Norden Kleinasiens jetzt überall herrschende Thätigkeit in der Anlage fahrbarer Straßen, deren Mangel bisher die reichen Hilfsquellen des Landes hatte verkommen lassen. Es hat wirklich den Anschein, als ob man in Konstantinopel endlich, vielleicht erst auf Anregung der deutschen Gehilfen im Ministerium, zu der Einsicht gelangt sei, daß eine derartige Aufschließung des kolossalen Waldreichthums dieser, auch an dem edelsten Obst und Wein überreichen pontischen Küstenländer im Stande sein werde, dem schwankenden Stande der Reichsfinanzen wieder auf die Füße zu helfen. Ein weiterer Brief vom 14. Oktober aus Samsun meldet, daß er unter fortwährendem Regen und auf schlechten Waldwegen das bisher unbekannte Thal des Thermodon erforscht hat. Nach einem kurzen Besuche in Trapezunt trat er dann die Heimreise an.

— Das britische Gebiet in Südarabien hat kürzlich dadurch einen kleinen Zuwachs erhalten, daß die Behörden das landeinwärts von Aden gelegene Dorf Scheich Othman nebst Umgebung, zusammen circa 34 engl. Quadratmeilen, dem Sultan von Lahedsch für ein paar tausend Dollars abgekauft haben. Veranlassung dazu ist der Wunsch, für die sehr im Raume beengte Bevölkerung der Stadt, welche fortgesetzt durch aus Afrika zuwandernde Somalis vermehrt wird, mehr Platz zu schaffen.

— Die indische Regierung hat behufs systematischer Beobachtung von Erdbeben 2000 Rupien zum Ankauf von Instrumenten und zur Errichtung von Beobachtungsschuppen auf den meisten meteorologischen Stationen erster und zweiter Klasse in Bengalen und Nordindien angewiesen. Auch die spanische Regierung hat eine Erdbebenkommission für die Philippinen ernannt, welche vorerst auf der Insel Luzon sechs Beobachtungsstationen errichten wird.

— Um die einheimische Schriftstellerei zu ermuthigen, hat der Chief Commissioner von Assam Belohnungen für nützliche Bücher jeden Wissens- und Literaturzweiges in einheimischer Sprache ausgesetzt.

— Karl Bock, dessen Reiseverk über das östliche Borneo wir auf S. 286 besprachen, ist soeben von einer langen und schwierigen Reise an der Nordgrenze von Siam mit reich gefüllten Zeichnenmappen nach England zurückgekehrt. Am 9. November 1881 verließ er in einem königlichen Dampfer Bangkok und fuhr den Menam bis Rahong hinauf, von wo er zu Lande über Lakon nach Xieng mai (Zimme) ging. Dort verweilte er, mit geologischen Beobachtungen beschäftigt, vom 11. Januar bis zum 2. Februar. Das Land war dort fruchtbar und stellenweise gut angebaut, die Bevölkerung aber träge und abergläubisch. Mit einer Karawane von sechs Elephanten und 20 Kulis zog er dann durch rauhes Gebirgsland zu der neuen Ansiedlung Muang Fang, welche an der Stelle einer ehemaligen Hauptstadt der westlichen Laos errichtet ist. Die wenigen Bewohner derselben waren eifrig damit beschäftigt, Wald und Gestrüpp zu beseitigen, und Bock hatte dort vorzügliche Gelegenheit zu zoologischen

Digitized by Google

Sammlungen. Tiger waren häufig und kühn; daß sie dem eben eingeführten Rindvieh nachstellten, wurde dem Reisenden zur Last gelegt. Von dort aus besuchte er die berühmte Höhle Tam-tap-tau, deren schwer zu erreichender Eingang sich circa 25 m über dem Fuße eines circa 90 m hohen Kalkfelsens an der Seite desselben öffnet. In der Mitte derselben befindet sich eine riesige liegende Buddha-Figur, dick vergoldet und mit einer kuriosen Sammlung von Wasserkrügen, Zeug, und bronzenen, hölzernen und steinernen Idolen, alles Opergaben der Gläubigen, umgeben. Dahinter befindet sich eine zweite Buddha-Statue, aufrecht stehend und in der Handlung des Segnens begriffen. Von Muang Fang reiste Bock noch nach dem kleinen Ngin-Dorfe Tatong am 150 Fuß breiten Flusse Mekok, dem er bis zu seiner Mündung in den Meykong abwärts folgte. Letztern fuhr er dann hinauf bis Tchen-tsen und Tscheng-mai, wo er Schwierigkeiten mit den Eingeborenen hatte, welche fast alle seine Sammlungen vernichteten. Von dort kehrte er auf dem Meykong zurück und traf am 14. Juni in Bangkok wieder ein.

— Der Marinearzt Dr. Paul Reis, bekannt durch drei kürzere Reisen zu den Mois im Nordosten von Französisch-Cochinchina, hat sich einige Zeit auf dem Observatorium von Montsouris im Gebrauche der astronomischen Instrumente geübt und setzt vom französischen Unterrichtsministerium den Auftrag erhalten, sich von Neuem nach Cochinchina zu begeben und dort seine Studien über Flora, Fauna, Geologie und Anthropologie fortzusetzen.

— Die japanische Regierung hat beschlossen, in sämmtlichen Provinzialhauptstädten des Reichs öffentliche Bibliotheken zu errichten. Dafür wird sie ausdrücken Zeitungen zu unterstützen, weil der damit erstrebte Zweck, die Unterdrückung des Liberalismus, sich nicht erreichen läßt. Ein paar Zeitungen sind in Folge dessen bereits eingegangen.

— Berichtigung. Zu meinem Essai über die Bagobos lautet die Zeile 19, Spalte II, Seite 222 irrthümlich: „nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel Irena cyanogastra", die Zeile lautet richtig: „nach Dr. A. B. Meyer: Irena cyanogastra, gehörig zu den Dicruridae oder Drongo-Würgern". F. Blumentritt.

— Unter den Angestellten der englischen Nord-Borneo-Kompagnie hatte sich F. Witti, ein früherer österreichischer Offizier, durch eine im Mai und Juni 1881 ausgeführte Reise durch den Norden der Insel (van Bongon an der Marudu-Bai bis zum Flusse Kinibatangan und diesen abwärts zur Sandakan-Bai) hervorgethan. Leider ist derselbe kürzlich den dortigen Murut-Eingeborenen zum Opfer gefallen. Er war, mit 17 Begleitern auf einer Reise nach den Quellen des Sibuko-Flusses begriffen, von den Häuptlingen des Stammes anscheinend gastfreundlich aufgenommen worden; plötzlich aber griffen 300 Eingeborene mit Speeren und vergifteten Pfeilen die Fremden an, tödteten drei derselben sofort und Witti erst nach heftiger Gegenwehr, enthaupteten die Leichen und raubten deren Gepäck. Die Uebrigen entkamen; eine Abtheilung Polizei der Kompagnie ist gegen die Mörder ausgesandt worden.

— In der Gegend von Solok und Tanar Datar (Sumatra) — schreibt C. Bock (Unter den Kannibalen auf Borneo, S. 327) — herrscht unter den Eingeborenen eine besondere Methode der Räuberei. Sie nehmen die Früchte und Wurzeln einer Pflanze, „Katiubung" genannt, zerreiben sie zu einem feinen Pulver und blasen dasselbe der Person, die sie berauben wollen, wenn sie eingeschlafen ist, in die Nasenlöcher. Eine andere Art ist die, das Pulver dem Opfer in den Kaffee oder Thee zu mischen. In beiden Fällen wirkt es ähnlich wie Chloroform, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß die Person sieht, was vorgeht, und alle Bewegungen der Diebe wahrnehmen kann, aber weder zu sprechen noch sich zu regen im Stande ist. Bock traf einen Europäer, der unter dem Einflusse dieses Katiubung gewesen war, und das genau bestätigte, was ihm die Eingeborenen über die Wirkung gesagt hatten.

Afrika.

— Dr. med. G. A. Fischer aus Barmen, Denhardt's Begleiter bei dessen Erforschung des Tana im Jahre 1878 und später als praktischer Arzt in Zanzibar ansässig, hat von der Hamburger Geographischen Gesellschaft 15 000 Mark zu einer ostafrikanischen Reise erhalten. Auf wissenschaftlichen Reisen in Ost-Afrika erprobt, durch fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Ost-Afrika akklimatisirt, an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, mit der Sprache des Landes, mit den Sitten und Gewohnheiten der ostafrikanischen Völker vertraut, der einflußreichen Unterstützung unserer Landsleute in Zanzibar gewiß, muß er durchaus als die geeignete Persönlichkeit für ein solches Unternehmen angesehen werden. Er gedenkt sich im November von Pangani aus, im Anschluß an eine arabische Karawane dieser pflegen eine Stärke von 600 bis 800 Mann zu haben), zu den noch unbekannten ostafrikanischen Seen zu begeben, welche in dem Gebiet östlich vom Viktoria Nyanza liegen. Drei Küstenorte sind es, welche vornehmlich dorthin Karawanen senden: Pangani, Mombasa, Takaungu. Fischer hat Pangani als Ausgangspunkt gewählt, einmal weil man von dort sehr bald in noch nicht bereiste Gebiete gelangt, dann weil die Straße von dort aus mitten durch die Region der schneebedeckten Berge führt, und endlich auch weil die Londoner Geographische Gesellschaft die Absicht hat, eine neue Expedition unter dem erprobten Joseph Thomson von Mombasa aus in die Massai-Länder zu senden. Auch soll man in Pangani sehr gute und erfahrene Leute für eine solche Reise finden. An der Endstation der arabischen Händler am Samburu- oder Baringo-See gedenkt Fischer so lange wie möglich zu bleiben, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen und Exkursionen in die umliegenden Gebiete, besonders auch, wenn möglich, in das der Borani-Galla unweit des Jub-Flusses zu machen und den Rückweg durch die Galla-Länder anzutreten. Es wird sich daher die Reise wohl auf ein Jahr ausdehnen.

— Der erst kürzlich von Frau Thalan zurückgekehrte Dr. Bayol ist vom französischen Marineminister der militärischen Expedition beigegeben worden, welche zu Anfang December von Medina nach dem obern Senegal abgehen wird. Am 5. Oktober hat sich auch Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes mit zahlreichen Begleitern nach dem Senegal eingeschifft; er wird in Bamaku am Niger ein Fort erbauen, dessen Garnison durch einige kleine bewaffnete Dampfer unterstützt werden soll. Dieselben werden erst am Niger erbaut, nur Kessel und Maschinen kommen aus Frankreich.

Inhalt: Das heutige Surien XXII. (Mit sieben Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Boiskakerra auf Madagaskar II. — Stanley am untern Congo. — John Baron Müller: Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion 22. Oktober 1882.)

Redaktur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 20. — 2. Prospect: Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Folgt man von Tiberias aus dem Westufer des Sees nach Süden, so gelangt man nach etwa einer halben Stunde zu den berühmten warmen Bädern, den Hammâm Tabarîye, welche 55 bis 61° C. heiß sind und namentlich während des Juli gegen rheumatische Leiden viel benutzt werden. Die beiden der Regierung gehörigen Badehäuser werden von derselben an einen Privatmann vermiethet, sind aber arg verfallen und überaus schmutzig. Ueber denselben liegen am Abhange des Berges das Grab des 1204 gestorbenen größten jüdischen Philosophen Maimonides, neben welchem sich eine Schule erhebt, unweit davon diejenigen der Talmudisten Rab Ami und Rab Asche und höher hinauf das des berühmten Rabi Ben Akiba, welcher, 120 Jahre alt, in den Aufstand des Bar Kochba verwickelt, von den Römern gefangen genommen und lebendig geschunden wurde. Nahe an 9 km südlich von Tiberias erreicht man die Südspitze des Sees, wo der 30 bis 40 m breite Jordan aus demselben heraustritt. Dort lag auf einer von drei Seiten von Wasser umgebenen Halbinsel im Alterthume die Stadt Semachis. Nach der vierten Seite schützte sie ein Graben, der gleichfalls mit Wasser gefüllt werden konnte; der Hügel, welcher sie trug, erhebt sich 9 m über den Spiegel des See's. Etwas östlich davon, nach dem See zu, liegt der Hügel Kerak mit prächtiger Aussicht, auf welchem man Reste eines römischen Lagers gefunden zu haben glaubt. Wenige Minuten später steht man am Jordan, aus welchem die Trümmer einer Römerbrücke aus später Zeit, der Dschisr Umm Kanatir oder der Brücke von es-Semak, hervorragen. Das gleichnamige elende Dorf liegt jenseits des Flusses; es besteht nur aus etwa 30 ganz niedrigen, mit Rohr und Binsen bedeckten Hütten. Zahlreiche Störche hatten sich auf den Pfeilerresten häuslich eingerichtet und geriethen beim Nahen der Fremden in lebhafte Aufregung; erst als ihnen nichts zu Leide geschah, drückten sie ihre Befriedigung durch lebhaftes Klappern aus. Klar und durchsichtig, daß man die großen Fische im Wasser schwimmen sieht, fließt der Jordan, hier 4 bis 5 Fuß tief, rasch zwischen den Brückenpfeilern nach Süden, wo sich das Ghor, theils angebaut, theils sumpfig, in unabsehbare Fernen erstreckt.

Am folgenden Tage beschloß Lortet eine der zahlreichen Höhlen, welche an der Felswand über seinem Lager sichtbar waren, zu untersuchen. Es ist behauptet worden, daß dieselben früher als Gräber benutzt worden sind; doch ist Lortet anderer Ansicht. Diejenige, welche er schon seit einigen Tagen mit einem Fernrohre beobachtet hatte, besitzt eine sehr niedrige Oeffnung, 50 m über dem Seespiegel. Als er dieselbe betrat, war er sehr enttäuscht auf eine Mauer zu stoßen, welche den engen Durchgang versperrte; die Mukaris mußten herbeigerufen werden und mit Hacken das Hinderniß beseitigen, ehe man durch einen finstern Gang in eine große Höhle vordringen konnte, welche sich etwa 250 m weit in das Innere des Berges hineinzieht, und von welcher nach rechts und links zahlreiche Seitengänge

Digitized by Google

abzweigen. Der Boden war mit Haufen Knochen von Kameelen, Eſeln, Pferden, Ziegen, Schafen, Hunden, Stachelſchweinen u. ſ. w. bedeckt, und Tauſende von Schädeln und faſt vollſtändige Skelette großer Thiere lagen dort herum, ſo daß Lortet mühelos eine treffliche Sammlung für ſein anatomiſches Muſeum veranſtalten konnte. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie die wilden Thiere — am Boden lagen zahlreiche Kothballen vom Schakal und der Hyäne, und vorſpringende Steine zeigten die Spuren ihrer Krallen, welche ſie ſich an denſelben zu wetzen pflegen — ihre Beute zu ſolcher Höhe, über Felſen und Abgründe, haben ſchleppen können. Das Ende der Höhle konnte Lortet nicht erreichen; zahlloſe ganz niedrige und nach allen Richtungen ſich kreuzende Gänge erlaubten ihm nicht, weiter vorzudringen. Wahrſcheinlich hängt ſie durch irgend eine zweite Felsſpalte mit der Außenwelt zuſammen, und durch dieſe werden die Kadaver von den Schakalen und Hyänen hineingeſchleppt. Die Hoffnung, in dem röthlichen Humus, welcher den Boden der Höhle bedeckt, Reſte erloſchener Thierarten und Spuren des vorgeſchichtlichen Menſchen zu finden, wurde jedoch getäuſcht; alle Nachgrabungen erwieſen ſich fruchtlos. Wie er ſpäter von den Eingeborenen erfuhr, hatten dieſe jene Mauer aufgeführt, damit nicht reißende Thiere ſich in der Höhle feſtſetzen und von dort aus ihre Herden heimſuchen ſollten. Mehrere andere benachbarte Höhlen erwieſen ſich als viel kleiner und enthielten ebenfalls nur Thierknochen, aber keine Anzeichen, daß ſie jemals Menſchen zu Begräbnißſtätten gedient hätten; ſie finden ſich ſtets in den faſt horizontalen Schichten des Kreidekalkſteins.

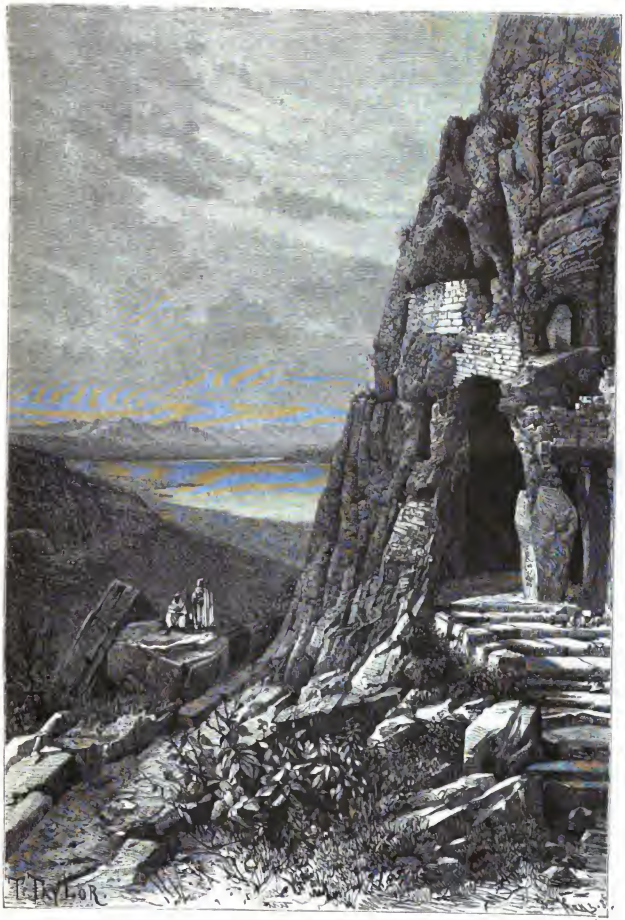
Einige Tage ſpäter gab Lortet dem über Nazareth und Haifa nach Beirut zurückkehrenden Dr. Suquet eine Strecke weit das Geleit und trennte ſich von ihm auf der Hochebene, welche gerade nordweſtlich von Tiberias ſich ausdehnt. Der Weg verliert ſich ſchließlich zwiſchen Feldern, Diſteln und Geſtrüpp; Tauſende von Umbelliferen, weißblühenden Kompoſiten und Centaureen bedecken die aus ſchwärzlichrother baſaltiſcher Erde beſtehende Ebene und gewährten

Ruinen der Brücke von es-Semak.

dem Reiſenden eine reiche Ernte an ſchönen Inſekten. In der Ferne gegen Weſten zeigte ſich der Berg Karn Hattin und an ſeinem nördlichen Fuße das gleichnamige, von einem großen Oelbaumwalde umgebene Dorf. Dann wandte ſich Lortet gegen Norden und ſtieg ſteil in das Wadi-el-Hammâm hinab, auf deſſen Grunde zwiſchen einem undurchdringlichen Dickicht von Oleander und Keuſchlamm ein kleiner Bach dahinfloß. Alle Augenblicke verſperrten herabgerollte Felsblöcke den ſchmalen Pfad und zwangen Lortet, im Bachbette ſelbſt zu reiten, wo die Pferdehufe zahlreiche kleine Schildkröten (Emys caspica) aufſtörten. Das Thal wird immer enger und die Hitze in demſelben natürlich immer drückender. Die Berge, welche die Schlucht zu beiden Seiten einfaſſen, enden oben in Steilwänden; ihre Gipfel aber liegen in demſelben Niveau wie die Ebene von Hattin (circa 400 m). In den zahlloſen Grotten dieſer Kalkberge niſten erſtaunliche Mengen von Raubvögeln, Adlern und Geiern, von welchen Lortet einige erlegte. Jeder Schuß aber jagte Schaaren von Tauben (Columba Schimperi) aus den Felſenritzen auf. Am Eingange einer Höhle, etwa 800 m entfernt, ſaß unbeweglich ein prachtvoller Adler von rieſiger Größe und ſchaute ſtolz herab, ohne ſich durch das Knallen der Flinten ſtören zu laſſen. Erſt als eine Kugel aus dem Martini-Karabiner unweit von ihm aufſchlug, entfaltete er plötzlich ſeine gewaltigen Schwingen und erhob ſich, weite Kreiſe beſchreibend, majeſtätiſch in die Lüfte.

Zuletzt zeigten ſich auf der ſüdlichen Thalſeite die geräumigen, zum Theil durch Mauern verſchloſſenen Höhlen, welche jetzt den Namen Kalat Ibn Maân führen. Mit vieler Mühe kletterte Lortet die ſteile, durch herabgeſtürzte Felsmaſſen gebildete Böſchung hinauf, welche etwa 250 m hoch und dicht mit rieſigen Diſteln und 10 Fuß hohen Fenchelpflanzen bedeckt iſt. Es erfordert die größten Anſtrengungen ſich durch dieſen Wald von Krautgewächſen einen Weg zu bahnen, zumal in brennender Sonne. Nach drei Viertel Stunden war der Eingang erreicht. Zu der größten Höhle führt eine Treppe, die theilweiſe gebaut, theilweiſe in den Felſen eingegraben iſt. Eine niedrige Thür, welche durch eine dicke Mauer gebrochen iſt, und ein mindeſtens 20 m langer Gang, der aus ſorgfältig gewählten Steinen in Spitzbogenform gewölbt iſt, führen in das

Digitized by Google



Die Höhlen von Arbela (Irbid).

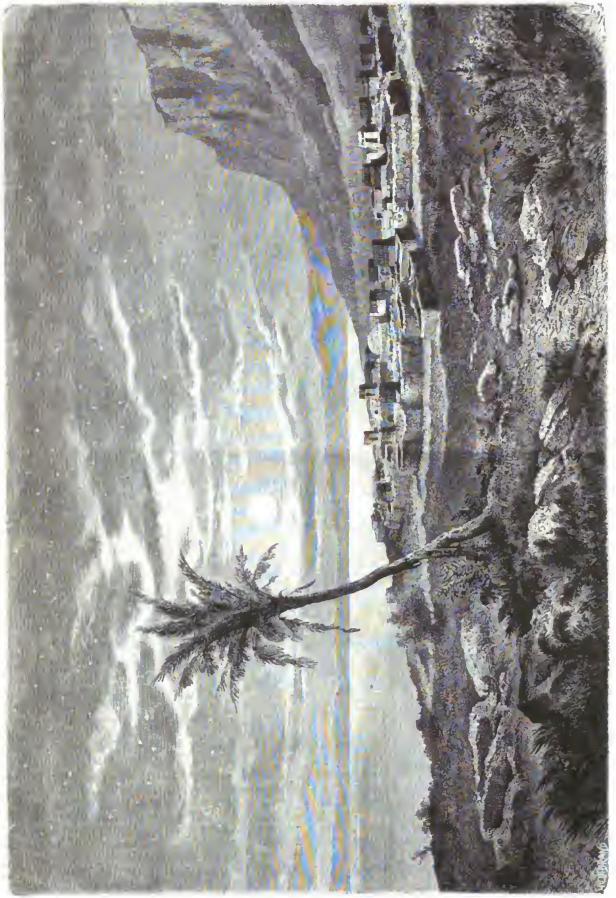
Digitized by Google

Innere der größten Höhle, deren Eingang durch einen sehr dicken und festen Wall aus abwechselnd schwarzen (Basalt) und weißen (Kalk) Steinlagen geschlossen ist. In der Mitte dieser Mauer erblickt man zwei einander gegenüber stehende mähnenlose Löwen, welche die eine Vorderpfote auf eine Kugel setzen. Der Haupteingang führt in einen weiten Raum, der künstlich fast zu einem Viereck gemacht ist, nach jeder Richtung 40 m mißt und mindestens 20 m hoch ist. In der einen Ecke führte früher eine zierliche, jetzt in der untern Hälfte eingestürzte Wendeltreppe nach den höher gelegenen Höhlen, welche man jetzt von außen her erreichen kann. Es sind das eine ganze Reihe von kleineren Räumen, welche durch Löcher, Korridore und Galerien, die theils auf Felsvorsprüngen erbaut, theils in den lebenden Stein gehauen sind, mit einander in Verbindung stehen. Große sorgfältig cementirte Cisternen fingen das für die Besatzung nöthige Wasser auf. Ein schräger Gang, in Spitzbogenform, schön gewölbt und mit Thüren versehen, deren Gesimse noch zu sehen sind, führt zu einem dritten Stockwerke, welches gleichfalls aus einer Reihe zusammenhängender Kammern besteht. Diese ganzen Banten werden oben durch einen mit runden, gegen den Felsen sich lehnenden Thürmen versehenen Schutzwall abgeschlossen. Auch diese Thürme bestehen aus abwechselnd weißen und schwarzen Steinlagen und sind oben mit einer Terrasse versehen, welche früher durch eine Brustwehr geschützt war. Von diesem sehr hohen Punkte ist die Aussicht auf das nördliche Ende des Tiberias-Sees, auf Safed und die Ebene von Genezareth entzückend. An der Nordwand des Thales, diesen Höhlen gegenüber, ist eine ähnliche Bergwand, gleichfalls von zahlreichen natürlichen Höhlen durchsetzt, welche aber nie bewohnt gewesen sind, wie sich Lortet überzeugte. Nur Raubvögel und Tauben nisten darin. Die künstlich hergerichteten Bohlen sind dieselben, welche der Geschichtsschreiber Josephus mehrfach erwähnt. Schon in den Makkabäerkriegen spielten sie eine Rolle: Bachides, des Demetrius' Feldherr, der gegen Makkabäus gesandt war, belagerte sie und nahm eine große Anzahl Juden, welche sich dorthin geflüchtet hatten, gefangen. Später setzten sich Räuberbanden in den damals noch unzugänglicheren Schlupfwinkeln fest, welche König Herodes lange nicht anzugreifen wagte. Endlich ließ er von oben die tapfersten seiner Soldaten in festen Kasten bis zum Eingange der Höhlen herab, welche die Räuber und deren Familien tödteten und brennende Reisigbündel hineinwarfen, um die weiter drinnen befindlichen auszuräuchern. Vergeblich ließ der König durch einen Herold die Belagerten zur Uebergabe auffordern: sie zogen den Tod der Sklaverei vor. Ein Greis tödtete vor den Augen des Herodes, der ihn vergeblich beschwor innezuhalten, seine sämmtlichen Kinder und seine Frau, warf die Leichen in den Abgrund und stürzte sich selbst hinterdrein. Später, beim Einrücken der Römer, befestigte Josephus selbst die Höhlen und legte eine Besatzung hinein. Die oben erwähnten Spitzbogen und Löwen beweisen, daß der feste Platz zur Kreuzfahrerzeit wieder hergestellt worden ist, vielleicht durch Saladin selbst.

Einer der Thürme von Arbela (Irbid).

Nach Durchwanderung der Höhlen stieg Lortet wieder in das Thal zu den dort wartenden Pferden hinab und ritt schnell über die Ebene von Genezareth hin, welche nur hier und da Getreidefelder trägt, zumeist aber wüstliegendes, von Dornsträuchern bedecktes Brachland ist. In weniger als einer Stunde erreichte er das kleine Dorf Medschdel, das Magdala der Evangelisten, die Heimath der Maria Magdalena. Heute ist es ein elendes Oertchen von nur wenigen Häusern, welche von einer Dornenhecke umgeben sind. Einige Gemüsegärten liegen daneben, und am Ufer des Sees breitet ein mächtiger Zizyphus seine Zweige über das Grab eines mohammedanischen Heiligen aus; zahlreiche Lappen und Fetzen von jeder Gestalt und Farbe, bildige Opergaben der Gläubigen, hängen als Zeichen der Verehrung an seinen Zweigen. Die Hitze in Magdala ist groß, und deshalb tragen alle Häuser auf ihren flachen Dächern leichte Schilfhütten, wohin sich die Einwohner zur Nachtzeit flüchten. Eine einzige hohe Dattelpalme erhebt heutigen Tages ihr schlankes Haupt bei Medschdel; nicht ohne Trauer kann man sich fragen, weshalb sie die einzige ist, während doch im Alterthume diese schöne Gegend, eine

Digitized by Google



Magdala.

Digitized by Google

der fruchtbarſten in ganz Syrien, eine reiche und mannigfaltige Pflanzendecke trug.

Von Medſchdel nach Tiberias führt der Weg zwiſchen Felſen und Geſtrüpp in einer gewiſſen Höhe über dem See hin, deſſen mit Baſaltblöcken und Schilf bedeckte Ufer oft elegante Bogen beſchreiben. Dicht bei der Quelle Ain el-Fuliſe, die zwiſchen prachtvollen Feigenbäumen und Weinſtöcken dem See zufließt, erlegte Lortet auf einem großen Felſen, 50 m vom Ufer, einige niedliche Möven, deren Kopf mit dem ſammetweichſten Schwarz überzogen war (Sterna fluviatilis).

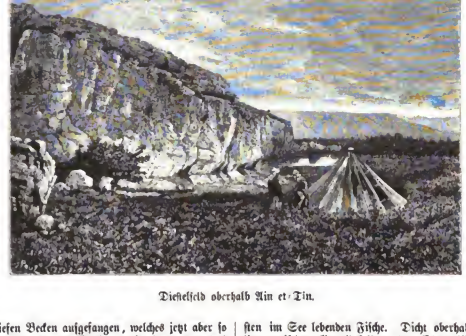
Einige Tage ſpäter fuhr er quer über den See nach dem Wadi Semak, wozu er, da der Wind nur ſchwach war, $3^1/_2$ Stunden brauchte. Dicht am jenſeitigen Ufer finden ſich einige Ruinen und eine ſehr ſchöne Terebinthe (Pistacia Palaestina) von nahezu 60 cm Durchmeſſer. Zwiſchen dem See und dem Abfalle des Hochlandes zieht ſich eine kleine unbebaute Ebene hin, welche mit Gramineen, einer

Saleh und ſeine Schweſter Thaïh, Ghawarineh-Araber.

Menge ſchöner Blumen, ſtachligen Spargeln und zahlloſen Diſteln bedeckt iſt; nach allen Richtungen hin erheben große Zizyphus ihre runden ſchön grünen Gipfel. Von dort aus folgte Lortet der mit Wald und überall mit hohen Kräutern bedeckten Küſte, welche gerade ganz von Menſchen verlaſſen zu ſein ſchien, nach Norden. Längs dieſes ganzen Ufers fand er von Zeit zu Zeit ſchöne Palmen, welche oft mehr als 1 m tief im Waſſer ſtanden. Da die Annahme, daß man dieſe Bäume in den See, 8 bis 10 m vom jetzigen Ufer entfernt, gepflanzt haben könnte, nicht zuläſſig iſt, ſo muß ſich das Seeufer in den letzten Jahren bedeutend geſenkt haben. Weiter gegen Norden wird das Ufer ſumpfig und gleicht einer mit Schilf und Rohr bedeckten Wieſe. Die ſtets ſehr ſchöne Baumvegetation beſteht beſonders aus Palmen, Terebinthen, großen immergrünen Eichen und ganz am Rande des Waſſers aus mächtigen Dickichten blühender Oleander, welche einen daran erinnern, daß man ſich im Oriente und nicht an einem ſavoiſchen See befindet.

Digitized by Google

Dieſe Ebene im Nordoſten des Sees, el Batiha genannt, gleicht der von Genezareth ſehr; ſie wird von Ghawarineh-Arabern mit Gerſte, Weizen, Hirſe, Mais und Reis bebaut. Auch beſitzen dieſelben große Herden von ſchwarzem Kleinvieh, wie es in ganz Syrien gewöhnlich iſt, und viele Büffel, die ſich die meiſte Zeit im Schlamme der Bäche wälzen. Die Einmündung des Jordans, an welcher Lortet's Boot dicht vorbei fuhr, bildet ein Aeſtuar voll Schlamm und Röhricht, das gleichfalls von Büffeln und Tauſenden von Waſſervögeln belebt wird. Dann wurde die Spitze des Bootes nach Weſten gerichtet und an der felſigen, von zahlreichen kleinen Buchten durchſchnittenen Nordküſte des Sees entlang gefahren. Die Felſen ſind jedoch nicht kahl, ſondern tragen eine ſchöne Vegetation von Zizyphus, Keuſchlamm und Oleander und hier und da einige ſchöne Dattelpalmen. Bald war Tell Hum erreicht, die Stelle des alten Kapernaum (ſ. Bild oben S. 310). Am Ufer ſind noch Reſte einer Synagoge und anderer alten Bauwerke aus großen ſchwarzen Steinen vorhanden, aber dermaßen von Diſteln und anderm Unkraut überwachſen, daß ihr Beſuch faſt zur Unmöglichkeit wird. In der Nähe ſind Getreidefelder, auf welchen zahlreiche Beduinen ſehr beſchäftigt ſind, das Getreide mit Sicheln abzuſchneiden und in Garben zu ihren Zelten zu ſchleppen. Eine halbe Stunde Fahrt immer dicht an dem reizenden Ufer hin brachte ſie nach Ain et-Tábigah, einer großen Quelle von 32° C. warmem ſchwefligem Waſſer, welche am Fuße eines runden Thurmes entſpringt und ſich ſprudelnd in den See ergießt. Die nahen Ruinen gehören vielleicht dem alten Bethſaida an. Ein Syſtem von arabiſchen Waſſerleitungen führte das Quellwaſſer früher drei Mühlen zu, von denen aber nur noch eine in Betrieb iſt. Zunächſt wird die Quelle, welche in einem Dickicht von großem Rohr, Kapersträuchern und Gebüſchen (Conyza Dioscoridis) entſpringt, in einem großen runden



Diſtelfeld oberhalb Ain et-Tin.

circa 10 m tiefen Becken aufgefangen, welches jetzt aber ſo viel Spalten hat, daß das Waſſer darin kaum 2 m hoch ſteht. Ein Beduine mit ſeiner 14 Jahre alten Schweſter, beide ſehr furchtſam und ſcheu, hauſten in der Mühle; doch gelang es Lortet ſie zu beruhigen und ſie zu beſtimmen, ſich photographiren zu laſſen. Beide ſind von ſehr dunkeler Hautfarbe und reine Ghawarineh-Araber; der Mann hieß Saleh, ſeine Schweſter Tſaih.

Eine halbe Stunde weiter umfuhr Lortet ein Vorgebirge und befand ſich bei der ſchönen klaren Ain et-Tin (Feigenquelle), deren friſches ſüßes Waſſer am Fuß einer Felswand entſpringt, an welcher mehrere große Feigenbäume wachſen. In dem Hügel oberhalb derſelben iſt ein Kanal gegraben, welcher früher das Waſſer von Ain et-Tábigah der Ebene von Genezareth zuführte. Eine grüne Wieſe, Agnus castus und hohe Papyrus mit ihren zierlichen Wedeln umgeben Ain et-Tin, welche von See nur durch einen niedrigen Sandhügel getrennt iſt, den das Waſſer im Winter gewiß bedeckt; ſo enthält die Quelle denn auch die meiſten im See lebenden Fiſche. Dicht oberhalb der Quelle liegt zwiſchen Getreidefeldern der Chan Minje, der in Saladin's Zeit erbaut wurde, von welchem aber nur noch Mauerreſte aus abwechſelnden Lagen ſchwarzer und weißer Steine übrig ſind. Lange hat man dort das antike Kapernaum geſucht, auch Bethſaida und neuerdings Tarichaea. Etwa 120 m über dem Seeſpiegel waren dort inmitten eines Diſtelfeldes Lortet's Zelte aufgeſchlagen, wo ihn ſeit einigen Stunden ſeine Frau erwartete, welche direkt von Tiberias aus zu Pferde dorthin gekommen war. Prächtig iſt die Ausſicht von dort oben, über den ganzen See und die Ebene von Genezareth hin, welche im Süden von den Bergen von Arbela begrenzt wird. In der Nacht verwandelte der Vollmond den blauen Spiegel des Sees in ein Meer von Silber; rein, warm und von Duft erfüllt war die Atmoſphäre und kein Geräuſch unterbrach das tiefe, feierliche Schweigen der letzten Nacht, welche Lortet an dieſen entzückenden Geſtaden zubrachte, welche Niemand ohne Bewegung erblicken und ohne Bedauern verlaſſen kann.

Digitized by Google

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

III.

Festen Schrittes und nach Landessitte scheinbar theilnamlos für Alles, schritt ich durch die rechts und links weidende Menge und gelangte in die Mitte des Ortes. Meine Leute folgten mit sichtlichem Mißbehagen durch den Wald von Lanzen. Unter einem Schuppen, der mir zu Versammlungen zu dienen schien, ließ ich mich auf meinen Feldstuhl nieder und gab den Leuten Gelegenheit mich vorläufig von allen Seiten zu betrachten und sich an meinen Anblick zu gewöhnen. Der um mich gebildete Kreis war so dicht, daß mich die Hitze sehr belästigte, doch wurde kein Laut vernommen. Als das an den Stuhl gelehnte Gewehr rutschte und ich plötzlich danach griff, um es am Umfallen zu hindern, entstand eine grenzenlose Verwirrung. Ein Schrei flog durch die ganze Menge, der Kreis gerieth ins Schwanken und die vorn stehenden Weiber und Kinder suchten entsetzt zu fliehen. Als ich jedoch das Gewehr sofort aus der Hand legte und die Leute sahen, daß ihre Furcht unbegründet sei, lachten dieselben schließlich und drängten sich von Neuem um mich herum.

Ich hielt nun eine kleine Ansprache, erklärte meine friedlichen Absichten, indem ich angab, ich käme als Händler und Jäger, und zugleich um Gastfreundschaft und eine Hütte bat. Nachdem sich die Leute unter einander berathen hatten, erschien ein alter Mann und führte mich in die einzige große und geräumige Hütte des ganzen Dorfes. Während der seitherige Besitzer seine Sachen herausschaffte, um mir Platz zu machen, öffnete ich ein Kistchen mit Glasperlen und bezahlte die 27 Mann von Anvobivoro; kaum hatten diese den ausbedungenen Lohn, zwölf dicke Glasperlen pro Mann, empfangen, so machten sie sich schleunigst aus dem Staube. Von den Bewohnern Mahabes wurde ihnen übrigens gar keine Beachtung geschenkt. Diese waren einzig und allein mit dem Anblick der Perlen beschäftigt, eine solche Menge hatten sie noch nicht gesehen und es dünkte ihnen diese Kiste jedenfalls ein großes Vermögen. Eine solche Perle gilt hier zwanzig Pfennige; ich hatte dieselben in Nossi Kely für fünf Franken das Hundert gekauft. Beim Anblicke dieser vermeintlichen Schätze entschlüpfte den Leuten ein bewundernd es Ah oder Uh, gerade wie bei uns. Vieles ist doch allen Menschen gemeinsam; sie bringen es mit auf die Welt, ebenso wie Lachen und Weinen. Die Straßenjungen hier sind den unseren in vielen Dingen ähnlich, sie drehen sich Nasen, spucken sich an, strecken die Zunge heraus und dergleichen mehr. Meine drei Diener schafften unterdessen das Gepäck in die leer gewordene Hütte. Leider drangen Weiber und Kinder in solcher Menge nach, daß die zwei kleinen Thüren vollständig verstopft wurden und ich beinahe erstickte. Als sie jedoch sahen, daß man Anstalt zum Kochen machte, entfernten sich alle und blickten nur vorübergehend und aus der Ferne neugierig herüber.

Im Laufe des Nachmittags erschien der König, ein gebückter, dunkelfarbiger Greis, in Begleitung dreier Dorfältesten, wovon einer seltsamer Weise ein langes weißes Hemd anhatte. Se. Majestät dagegen trug als Staatskleid ein Stück blaues Baumwollenzeug um die Hüften und eine alte Perlenkette um den Hals. Seine Worte waren ungeziert, freimüthig und beinahe herzlich. Er brachte als Geschenke Hühner, Eier, Reis und Bananen. Als ich ihm genauwortet hatte, frug er mich, ob ich keinen Rum mit mir führe. Ich mußte dies verneinen, da ich grundsätzlich den Malgaschen niemals Branntwein anzubieten pflege. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, denen man sich oft bei den benebelten Leuten aussetzen kann, hielt ich es unter meiner Würde, dieselben mit einem so erbärmlichen Getränke überhaupt bekannt zu machen. Es wird jedoch in ganz Madagaskar eine Art Rum hergestellt aus dem gegohrenen Safte des Zuckerrohres, eine schmutzige, kratzende Brühe, welche ganz schauderhaft schmeckt. Später machte ich dem Könige einen Gegenbesuch und brachte ihm Baumwollenzeug, Perlen, kleine Spiegel, Salz und 1/4 Pfund Pulver, womit er sehr zufrieden schien, denn er sandte von nun ab jeden Morgen reichliche Nahrungsmittel für mich und mein Gefolge.

Die Hütte des Königs unterschied sich in nichts von denen der anderen Dorfbewohner. Diese Hütten werden aus den Blättern der Ravinala gemacht; das Gerüst bilden starke Stangen aus sehr hartem Holze. Der Boden ist nicht erhöht und wird mit großen Stücken Baumrinde belegt, darüber liegen Matten. Das ganze Häuschen ist so niedrig, daß man sich beim Eintritt sehr bücken muß und man kann im Innern nur in der Mitte aufrecht stehen. Außer der Feuerstelle, welche aus gestampftem Lehm und einigen Steinen zum Aufstellen der irdenen Kochgefäße besteht, enthält dieselbe nichts als einige lange Bambus zum Wasserholen, kleine Bambus für die Milch, verschiedene Matten und Lanzen. Beim Schlafen bedeckt man sich mit einer Matte und als Kopfkissen dient das dicke wollige Haar des Betreffenden.

Die Bewohner von Mahabe sind verwandt und bestreumt det mit den Voilakertra, von denen immer einige zwanzig hier sind. Sie unterscheiden sich in ihrem Aeußern sowie in ihrer Lebensweise nicht von ihnen und sind sicher ein Zweigstamm derselben. Die Männer sind alle von großer Gestalt, breitschulterig und fast sechs Fuß hoch. Ihre Farbe ist dunkelbraun. Die etwas wolligen Haare sind in dünne Strähne geflochten und an den Enden zu Kugeln geknotet, welche mit Fett und Asche beschmiert ganz hart und von der Größe einer starken Gewehrkugel sind. Schlitteln die Leute den Kopf, so entsteht in Folge dessen ein klapperndes Geräusch. Die Augen sind braun und das Weiße darin roth angelaufen. Die Stirn ist breit, der Raum zwischen den Augen weit, die Nase stark, etwas stumpf, aber nicht flach. Der Mund ist groß, nicht zu wulstig und mit prachtvollen starken Zähnen besetzt. Der ganze Körper ist sehnig und muskulös, ohne mit Fleisch überladen zu sein, daher die Formen etwas derb und ohne Fülle. Außer dem Haupthaar, welches nie beschnitten wird, wird alles übrige Haar sowohl bei Männern als Frauen sorgfältig entfernt. Als einzige Kleidung dient ein Stück schmaler weicher Baumrinde, welches zwischen den Beinen durchgezogen und einige Mal um die Hüften gewickelt wird. Die Weiber sind den Männern in der Haarfarbe und Kopfbildung gleich, aber

Digitized by Google

viel kleiner und auch zierlicher gebaut. Das Haar tragen sie sehr verschieden. Grundlage der Frisur bleiben immer viele dünne Flechten. Diese werden je nach dem Geschmack zu verschiedenen Figuren vereinigt, zu Rosetten, Kuhohren, Schneckenhäusern, kurz zu den sonderbarsten Gebilden. Das Ganze wird mit Rinderfett, Holzasche so lange bestrichen, bis es vollständig steif und hart geworden ist. Ueber der Stirn wird eine Art Diadem aus dem aufgeschlitzten Schwanze eines kleinen rothhaarigen Raubthieres (Galidio elegans) getragen und am Hinterkopf baumelt ein länglich viereckiges Brett von Handgröße, welches dicht mit kupfernen Nägeln, sogenannten Polsternägeln, beschlagen ist. Der Hals ist mit Perlenschnüren förmlich belastet; am liebsten hat man solche aus nachgebildeten Korallen oder dicken, länglichen, weißlichen Glasperlen mit blauen Zeichnungen.

Die Kleidung besteht aus einem bodenlosen Sack, geflochten aus Blattstreifen einer Palmenart und um die Taille mit einem Stück Zeug oder Rinde befestigt. Dieser Sack bedeckt die Brüste und reicht bis an die Knie. Fußbekleidung ist vollständig unbekannt und die Sohlenhaut sehr verdickt und abgehärtet, der Fuß dünn und etwas abgeflacht. Die Hände sind von oft bewunderungswürdiger Schönheit und die Form der Nägel meist tadellos gebildet, der Ansatz der Hand und Fußgelenke ist zierlich und elegant. Die Schultern jedoch sind zu breit, der Oberarm etwas zu schwach und die Waden schlecht entwickelt. Ich füge noch hinzu, daß die meisten Weiber eine gute Haltung haben, einige drücken den Leib etwas stark vor, alle haben aber schlanke, obwohl kräftige und wohl proportionirte Taillen, trotzdem Schnürleiber bis jetzt dort zu den unbekannten und überflüssigen Dingen gehören. Auch sind bei jungen Mädchen die Brüste rund, fest und wohlgestaltet. Die Saugwarze ist etwas stark entwickelt und von schwarzer Farbe. Das Verkommen und schlaffe Herabhängen der Brust bei älteren Frauen entsteht einfach daraus, daß sie ihre Kinder Jahre lang säugen und zwar neben dem Neugeborenen oft zugleich solche, welche so groß sind, daß sie die Brüste der stehenden Mutter erreichen können. Die Leute scheinen sich nicht zu waschen, wenigstens bemerkte ich auf der Haut dicke Schmutzkrusten. Bei Regenwetter weichen diese auf und laufen dann als steife schmutzige Brühe am Körper herab, wobei die Leute ganz kreidig aussehen. Das Haar, welches höchstens alle Monate geordnet wird, wobei zwei Personen erforderlich sind, bildet mit seiner überreichenden Fettkruste den Aufenthaltsort zahlreicher Schmarotzer. Die Männer werden von ihren Weibern oder Geliebten gekämmt und diese feilen sich wieder unter sich; als Kamm dient ein zugespitzter Knochen. Kinder beider Geschlechter laufen bis zum zehnten Jahre vollständig nackt umher und starren von Schmutz und Ungeziefer.

Im Allgemeinen scheint im Innern mehr auf Sittlichkeit gehalten zu werden, als in den Küstengebieten und besonders da, wo Weiße verkehren. Dort haben die Eingeborenen leider von uns viele Laster, aber wenig Tugenden geerbt. Provocirende Unzucht ist diesen Frauen gänzlich fremd. Vieles, was wir als Unsittlichkeit bezeichnen möchten, ist bei ihnen durch die Landessitte geheiligt; dazu gehört der Gebrauch, daß die Heirath erst stattfindet nach längerem und zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallenem Umgange. Daher sind Trennungen später selten.

In der Mitte des Ortes befinden sich die Umzäunungen für die Herden. Da dieselben niemals gereinigt werden, so stehen die Rinder bei Regenwetter bis an den Leib im Schlamm und Koth, wodurch die Milch stets unrein und bräunlich aussieht. In der trockenen Jahreszeit verhärtet sich der Koth und dann ergeht es den Thieren verhältnißmäßig besser. Hierher bringen die Boilakertra viele Rinder von ihrer Kriegsbeute und von hier aus wird der Verkauf bei den Küstenbewohnern vermittelt. Die Zahl der vorhandenen Thiere bei meiner Anwesenheit betrug an 2000 Stück, meistens von schwarzer oder rother Färbung und großer Schönheit und Schwere. Der Preis eines Stieres ist zehn, der eines Ochsen fünfzehn und der einer Kuh zwölf Franken. Die Häute werden zu Gürteln verarbeitet um die Munition zu bergen, sonst sind sie werthlos und werden zugleich mit dem Fleische zerschnitten. Durch Abbrühen von den Haaren befreit und dann weichgekocht genießen sie die Eingeborenen mit Vorliebe. Es giebt hier keine Schafe und Ziegen, wenig Enten und Gänse, aber sehr viele Hühner. Schweine gelten als unreine Thiere und werden nur von den Howa seit Radama gehalten. Außer einigen unscheinbaren hungrigen Kläffern habe ich keine Hunderace bemerkt.

Der Reis gedeiht vorzüglich, wird aber weniger gebaut als an der Küste, da es an Absatz fehlt. Ich bezahlte für ungefähr hundert Pfund $2^1/_2$ Franken. Außerdem werden angebaut: eine Art Wassermelonen, Manioc, Bataten oder süße Kartoffeln, eine schmackhafte breite weiße Bohne (Kubamaky), eine standenförmige Erbse (Vantsiroka) und Bananen. Ich muß gestehen, daß diese Wilden den faulen Küstenbewohnern in der Kultur bedeutend überlegen sind. Dort wird man außer in Tamatave, Antananarivo und Fihanaranstoa (Betsileo) selten etwas finden als Reis.

In Madagaskar geht es mit der Sprache gerade wie bei uns. Sie ist im Grunde immer dieselbe, aber die Betonung, die Aussprache und einzelne Ausdrücke wechseln je nach der Gegend. Man hat daher in fremden Gebieten in den ersten Tagen Mühe sich ganz verständlich zu machen. Ich unterhielt mich mit einigen Kriegern vom Stamme der Boilakertra und erhielt über manches bereitwillig Auskunft. Dieselben sagten mir, der Krieg mit den Chavoaid dauere schon mehrere Jahre. Die Oberhand sei im Ganzen auf Seiten der Boilakertra. Ueberfälle fänden fast täglich statt, wobei in der Regel die Ueberzahl und der zeitweilige Besitz reichlicher Munition entscheide. Es fehle ihnen an Blei und sie seien gezwungen, sich Steinkugeln zu machen. Jedoch würden öfters Herden erbeutet und Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Die Angriffe fänden meistens Nachmittags oder Abends statt und dann zögen sich die Gefechte oft bis zum andern Morgen hin, falls nicht große Uebermacht auf einer Seite vorhanden sei. Gefangene werden niemals getödtet, sondern die Kinder meistens im Stamm behalten und die Erwachsenen, bei denen die Gefahr des Durchgehens nahe liege, weit weg verkauft.

Es hat mich oft gewundert, warum diese Leute so verschrieen sind. Es ist die Furcht vor ihrer Stärke. Sie sind doch viel besser als die feigen, faulen und verlogenen Bewohner von Farafangana und Umgegend. Allerdings sind es Krieger und Räuber, aber sie sind unter sich und ihren Freunden durchaus ehrlich. Diese Leute sind von Jugend auf an dieses Leben gewöhnt und sehen in Raub und Todtschlag dem Feinde gegenüber nichts Schlimmes. Läge das Land im Frieden und wäre der Reisende nicht steter Gefahr ausgesetzt zwischen die kämpfenden Parteien zu gerathen, so würde ich hier viel lieber als an der Küste weilen. Sind die Boilakertra als Lastträger gegen bestimmten Lohn sehr brauchbar, so sind sie doch zu Dienern nicht geeignet. Sie sind zu unabhängig und stolz und vermissen ihr bewegtes Leben. Dagegen sind sie, wie schon erwähnt, vorzügliche Ackerbauer und hätte erst das Land Frieden, so würde es rasch emporblühen.

In meine Behausung zurückgekehrt wurde ich von den

Digitized by Google

Weibern mit Hühnern, Eiern, Reis und Manioc überschwemmt. Sie wollten Perlen haben. Es entspann sich ein ergötzliches Feilschen und Handeln und ich hätte hier auf ein Jahr Provision machen können. Obwohl ich nun alle diese Dinge nicht gebrauchte, kaufte ich doch um den Leuten zu Gefallen zu sein. Hunde und Diener lebten an diesem Abend herrlich und in Freuden. Gegen Abend langten 150 neue Dachen an. Die Treiber hielten sich nicht auf, sondern kehrten sofort im Trabe zurück. Wir hatten in dieser Nacht ein großartiges Gewitter, wie ich selten eins erlebte, obwohl Madagaskar daran überreich ist. Die Malgaschen schienen sich daran zu erfreuen; sie liefen im Dorfe umher und brachen bei jedem Donnerschlage in ein fröhliches Geschrei aus. Der strömende Regen vertritt vielleicht bei ihnen die Stelle eines Bades.

Am andern Morgen erregten meine beiden mitgeführten Katzen allgemeines Aufsehen. Diese Thiere waren hier unbekannt, und da es im Orte eine Menge Ratten gab, so hatten dieselben reichlich Gelegenheit ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. Sie hatten bald einen Kreis von Bewunderern um sich versammelt. Die Leute kamen mit Stangen und stocherten in den Hüttendächern herum und die unten lauernden Katzen ergriffen die flüchtenden Nager unter allgemeinem Jubel. In einer einzigen Hütte würgten die braven Thiere allein sechzehn Stück. Wohl sehe ich den Leser lächeln und auf seinen Lippen die Frage schweben, was um alles in der Welt mich dazu bewogen haben mag, in Begleitung von Katzen zu reisen? Ich füge daher erklärend bei, daß ich in der ersten Zeit meines Verbleibens auf Madagaskar oft die seltensten Stücke meiner Sammlungen durch Rattenfraß einbüßte und als das beste Mittel dagegen in Strohhütten, wo alle verschließbaren Räume fehlen, das Halten von Katzen erkannt hatte. Sobald ich Katzen hatte, konnte ich ruhig schlafen, verlor nichts mehr und die Fußsohlen wurden mir auch nicht mehr angenagt. Solche Katzen müssen indeß passionirte Rattenfänger und sehr zahm sein, außerdem eine vorzügliche Dressur besitzen, damit sie nicht geschossene und lebende Vögel stehen und verspeisen. Ferner müssen sie auf den Ruf hören, um Morgens den Abmarsch nicht zu verfehlen. Sie werden dann in ein Körbchen gesetzt, durch ein übergelegtes Bananenblatt gegen die Sonne geschützt und an das erste beste Gepäckstück befestigt. Ich bemerke noch, daß ich beide Thiere in Anerkennung ihrer guten Dienste mit nach Europa brachte, wo das Männchen leider bald starb. Das Weibchen dagegen erfreut sich bis jetzt guter Gesundheit und zahlreicher Nachkommenschaft.

Auch an diesem Tage wurden wir wieder mit Lebensmitteln überschwemmt. Ich zog unterdessen soviel Erkundigungen ein als möglich und zu meinem Bedauern mußte ich hören, daß das Land sehr arm an wilden Thieren sei, und wurde auf die naheliegenden bewaldeten Berge vertröstet. Es scheint mir, daß alle Waldbewohner, wozu in Madagaskar hauptsächlich die Lemuren gehören, durch das fortwährende Schießen heimwärts sich weiter zurückgezogen haben. Die Malgaschen selbst vergeuden hier an diesen Thieren kein Pulver und Blei, sondern fangen dieselben nur in Schlingen. Es blieb mir nichts übrig als nach den Bergen aufzubrechen und ich benutzte den Tag um meine Sachen und besonders die arg verrosteten Gewehre in Stand zu setzen. Man glaube nicht, daß ich meine Waffen vernachlässigte, weil solche verrostet waren. Es gehört in Madagaskar nur eine einzige feuchte Nacht dazu, um ein blank geputztes und gut eingeöltes Gewehr mit einer dicken rothen Rostschichte zu überziehen; gewöhnliche Streichhölzchen werden an den Spitzen förmlich flüssig und eingepackte Kleider überziehen sich in kurzer Zeit mit dickem, weißem Schimmel und vermodern vollständig, wenn sie nicht regelmäßig und sehr oft gelüftet werden. Nach einigen Regentagen war ich stets gezwungen, alle meine Effekten der Sonne oder in Ermangelung derselben dem Feuer auszusetzen.

Wir sollten in dieser Nacht eine eben nicht sehr angenehme Unterbrechung unserer Ruhe haben. Nachdem wir einige Stunden gut geschlafen hatten, wurden wir durch lebhaftes Gewehrfeuer und wiehstimmiges Geschrei aus dem Schlafe gestört. Obwohl ich wenig Lust hatte, mich in etwaige Händel zu mischen, so wollte ich doch sehen, was der Tumult bedeutete, und lief mit einem Gewehre bewaffnet in der Richtung der Schüsse fort. Ich gerieth dabei ohne es zu wissen in den Rücken des Feindes und, da derselbe sich schnell zurückzog, mitten unter denselben und wurde fast angerannt. Nicht wissend, mit wem ich es zu thun habe, erstaunte ich nicht wenig, als auf meinen Ruf, was los sei, diese Menschen in eine förmlich rasende Flucht geriethen. Ob sie mich wohl für ein Gespenst hielten, da sie von meiner Anwesenheit hier keine Ahnung hatten? Die Ruhe kehrte bald wieder. Es waren einige hundert Chavoais gewesen, welche den Versuch gemacht hatten einen Theil der Herden wegzutreiben, sich aber bald zur Flucht wandten, als sie sich überfallen und verfolgt sahen. Die Nacht war nicht sehr dunkel, aber mir war es doch nicht möglich gewesen dieselben von den Boilakerra zu unterscheiden, und ich war recht zufrieden so aus dem Getümmel mit heiler Haut entkommen zu sein.

Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde.

Von **John Baron Müller.**

II.

Küchlein, Schakal und Löwe.

Ein Küchlein ging einst aus um zu plündern. Auf dem Wege begegnete ihm ein Schakal, welcher die Frage an es richtete: „Wohin gehst Du so allein?“ Das Küchlein erwiderte: „Ich gehe aus um zu plündern, denn die Durra ist dieses Jahr verregnet und ich habe nur noch wenig zu essen“. Der Schakal: „Das ist gut, daß ich Dich treffe, mir geht es gerade so und wenn es Dir beliebt, möchte ich wohl mit Dir gehen; doch habe ich keine Durra für den Weg, um mir Brot zu backen“. Das Küchlein: „O, deßwegen kannst Du mich schon begleiten; ich habe allerdings auch nur wenig Mehl, doch wird es schon für uns genug sein, denn was für einen reicht, reicht auch für zwei“. Sie setzten ihren Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete ihnen der Löwe, der König der Thiere. Sie

Digitized by Google

grüßten ihn ehrerbietig. Der Löwe fragte sie, wohin sie gingen, und als er erfuhr, daß sie plündern wollten, schloß er sich ihnen an. „Denn“, sagte er, „Ihr seid zu schwach um mit Nachdruck zu plündern; ich werde Euch helfen, damit Ihr Euren Erfolges desto sicherer seid“. Sie waren dessen zufrieden; in Betreff der Nahrung trösteten sie sich, denn was für zwei reicht, reicht auch für drei. So zogen sie denn zusammen weiter. Das nächste Dorf, welches sie erreichten, wurde geplündert; sie hofften auf große Beute, doch fanden sie nur einen Ochsen und eine Kuh; diese trieben sie vor sich her und gingen in ihr Land zurück. Auf dem Wege gab die Kuh ihren Treck von sich; da das Küchlein die Kuh trieb, so lief es nahe hinter ihr; das Unglück wollte, daß der Treck auf das Küchlein fiel und dasselbe erschlug. So fand es seinen Tod. Der Löwe und Schakal lachten darüber und setzten den Weg in ihr Land fort. Dort angekommen theilten sie den Raub dermaßen, daß dem Löwen als dem Stärkern der Ochse, dem Schakal als dem Schwächern aber die Kuh gehörte. Beide Theile waren so befriedigt und lebten in guter Freundschaft mit einander.

Nach einigen Monaten bekam die Kuh ein Kalb; der Löwe hörte das und ärgerte sich darüber. Er ging daher zum Schakal und verlangte das Kalb als sein rechtmäßiges Eigenthum; „Denn“, sagte er, „ich habe beim Plündern die größte Arbeit gehabt“. Der Schakal erwiderte: „Warum hast Du damals nicht die Kuh genommen? Ich ließ Dir die Wahl frei; jetzt habe ich die Kuh so lange gehütet, jetzt gehört das Kalb auch mir.“ Da der Löwe nichts ausrichten konnte, so ging er fort, auf eine bessere Gelegenheit sinnend. Der Schakal freute sich so leichten Kaufs davon gekommen zu sein und, wenn er mit seinen Freunden zusammen kam, so erzählte er ihnen von seinem schönen Kalbe. Als dem Löwen das wieder berichtet wurde, ging er ergrimmt zum Schakal und brüllte ihn an: „Du Dieb, das ist mein Kalb; wo in der Welt bekommt wohl eine Kuh ein Kalb? Nur der Ochse kann ein Kalb bekommen.“ Die anderen anwesenden Thiere fürchteten den Löwen noch mehr zu erzürnen und riefen: „Was der Löwe sagt, ist richtig; nur ein Ochse kann ein Kalb bekommen“. So mußte der Schakal sein Kalb dem Löwen abtreten.

Nach einiger Zeit gingen der Löwe und Schakal zum Wasser. Der Schakal war sehr betrübt über sein Kalb, welches der Löwe genommen hatte. Dieser, es bemerkend, fragte: „Warum bist Du so betrübt; von rechtswegen gehört das Kalb doch mir. Hast Du denn nicht gehört, daß alle Thiere so gesagt haben?“ — Da begegneten sie einem Affen, welcher unter einem Baum saß, sein Haar mit Butter beschmierte und flocht. Diesen fragte der Schakal, so daß der Löwe es hörte: „Kann ein Ochse wohl ein Kalb bekommen?“ Der Affe fürchtete den Löwen ebenfalls, stieg schnell auf die Spitze des Baumes und gab von hieraus seinen Spruch ab: „Thut das Kalb hierher und jenes Gras dahin und bindet die Kuh und den Ochsen los“. Der Löwe und Schakal thaten so; da lief die Kuh zu ihrem Kalb und der Ochse zum Gras. Der Löwe brüllte vor Wuth und wollte den Affen fangen, doch konnte er natürlich nicht den Baum ersteigen. Inzwischen nahm der Schakal schnell Ochse, Kuh und Kalb und entfloh mit ihnen auf einen hohen, steilen Berg, wohin der Löwe nicht den Weg wußte.

Als der Löwe von der Jagd müde war, ging er in seine Höhle am Fluß um auszuruhen. Am Abend wollte der Affe trinken; der Weg zum Wasser führte aber an der Höhle des Löwen vorbei; er fürchtete in die Hände des Räubers zu fallen, und um sich unkenntlich zu machen beschmierte er sich mit nasser Erde. Der Löwe hielt ihn in der Dunkelheit für ein Wildschwein und fragte: „Hast Du den Affen nicht gesehen?“ Der Affe erwiderte: „Warum fragst Du nach ihm; hat er Dir etwas gethan?“ Der Löwe: „Ja, er hat mir sehr geschadet“. Am andern Tage mußte der Affe, um an das Wasser zu gelangen, wieder an der Höhle des Löwen vorbei, er machte sich daher ein Kleid aus Blättern. Der Löwe fragte ihn wieder, und so weiter noch mehrere Tage. Eines Morgens kam die Hyäne, welche ebenfalls an den Ufern des Flusses wohnte, in die Nähe der Behausung des Löwen. Auch diese fragte der Löwe: „Hast Du nicht den Affen gesehen?“ — „Den Affen?“ erwiderte die Angeredete, „der kommt ja täglich in einem andern Kleid hier vorbei; derjenige mit dem Kleid aus Erde, Gras oder Blättern ist es“. Dann ging sie in ihre Höhle. Als der Affe am Abend wieder vorbeikam zum Fluß ging, wollte der Löwe ihn fangen; er stürzte sich auf ihn, kam aber zu spät, denn der Affe schwang sich schnell auf einen Baum und der Löwe behielt nur dessen Schwanz in Händen. Diesen riß er ab. Der Affe verbiß den Schmerz und rief dem Löwen hinunter: „O, meine Eltern haben immer gesagt, der Schwanz sei zu nichts nütze, denn er tunke immer in das Honigbier“. Aber der Affe sagte das nur, damit der Löwe sich ärgere.

Eines Tages lag der Löwe am Fluß, wo es tief war, unter einem Baum im Schatten. Der Affe saß hoch über ihm. Wie der Löwe so auf dem Rücken lag, sagte plötzlich der Affe in den Zweigen des Baumes: „Warum badest Du nicht, wie die anderen? Du bist doch so schmutzig“. Der Löwe erwiderte: „Ich kann nicht schwimmen; es ist zu tief hier“. Der Affe warf schnell ein Stück Kahdreck in das Wasser und rief: „Sieh den Kahdreck; er ist kein Löwe, hat keine Füße und doch schwimmt er, und Du, der König der Thiere, fürchtest Dich?“ Als das der Löwe hörte, ärgerte er sich, er sprang schnell in das Wasser um seinen Muth zu beweisen; doch der Fluß war so tief und der Strom so stark, daß der Löwe elend ertrank. So rächte sich der Affe an dem Löwen.

Biene und Affe.

Eines Tages besuchte der Affe die Biene. Diese freute sich über die Ehre des Besuches und setzte dem Gast vor, was sie konnte, unter anderm bereitete sie ein vortreffliches Bier aus ihrem Honig. Der Affe lobte das Getränk über alle Maßen und fragte: „Wie machst Du dieses vortreffliche Getränk? Lehre es mir, damit ich es ebenfalls bereiten kann“. Die Biene erwiderte: „Es ist sehr einfach; ich bereite es aus meinem Dreck“. Der Affe ging in seinen Wald zurück, und als die Biene ihm ihren Gegenbesuch abstattete, setzte er ihr ebenfalls Alles vor, was er vermochte, auch bereitete er Bier, wie die Biene ihm gesagt hatte, aus seinem Dreck. Als die Biene von dem Bier gekostet hatte, sagte sie: „Was ist das, das schmeckt so bitter; ich glaube Du willst mich vergiften“. Damit flog sie auf den Affen, und zerstach ihm dermaßen das Fell, daß er schleunigst davon lief. Ein Schakal kam gerade daher; diesen bat der Affe eilends um Rath. Der Schakal erwiderte: „Gehe schnell in das Wasser, dann wird die Biene schon fortfliegen. Der Affe sprang in das nächste Wasser um die Biene zu ertränken, doch erkannte diese noch rechtzeitig die Gefahr und flog davon, ihrem Baum zu, während der Affe, des Schwimmens unkundig, ertrank.

Der Schakal und der Löwe.

Eine alte, blinde Frau wohnte mit ihrem Sohn tief in der Wildniß in einer Hütte. Sie nährten sich von Jagd und den Eiern zahlreicher Hühner. Als der Sohn eines

Digitized by Google

Tages wieder auf der Jagd war, kam der Schakal und fraß so viele Hühner, als er konnte. Die Mutter hörte ihre Lieblinge schreien, wußte aber nicht, wer der Dieb war, da sie nicht sehen konnte. Als der Sohn kam, sagte sie ihm, daß jemand Hühner gestohlen habe; er möge nach ihnen sehen. Dieser zählte und fand, daß von vielen nur noch fünf übrig waren. In Folge dessen und überhaupt des dadurch entstehenden Nahrungsmangels packten sie ihre wenigen Habseligkeiten auf ein Kameel und zogen fort, um sich mit ihrem Stamm zu vereinigen. Der Schakal hatte von seinem Bau aus dem Abzug der Leute zugesehen; ihm gelüstete nach den anderen Hühnern und, um diese zu erlangen, legte er sich wie todt unter einen Busch, welchen die Leute passiren mußten. Als der Sohn den Schakal sah, sagte er: „Das ist der Hühnerdieb; er hat so viel gefressen, daß er daran gestorben ist.“ Doch ließ er ihn liegen. Nachdem die Leute mit dem Kameel in dem hohen Grase verschwunden waren, erhob sich der Schakal, lief auf Nebenwegen um sie herum, und legte sich wieder wie todt auf den Weg, wo ihn der Sohn aufs Neue sah, aber für einen andern Schakal hielt. Diesmal wollte er ihn nicht liegen lassen, sondern auch den ersten holen und mitnehmen. Er band daher das Kameel mit der blinden Mutter und dem Hausgeräth an den nächsten Baum und ging den Weg zurück. Kaum war er fort, so stand der Schakal auf, band das Kameel los und führte es fort. Nach einiger Zeit begegnete ihm ein Löwe, welcher ihn nach dem Ziel seiner Reise fragte. „Gehe nur mit,“ erwiderte der Schakal, „ich weiß es noch selber nicht, doch wenn ich es weiß, werde ich es Dir sagen.“ Der Löwe schloß sich ihm an, desgleichen eine Hyäne, welche ihnen kurze Zeit später ebenfalls begegnete. Nach einigen Stunden verspürten die drei Reisegefährten gewaltigen Hunger, denn die Steppe war weit und die Sonne heiß. Unter einem Dornbusch beschlossen sie zu lagern, und zur Stillung des Hungers fragten sie die blinde Mutter sammt den Hühnern. Doch war ihnen das nicht genug und der Löwe schlug vor noch von dem Kameel zu fressen. „Denn,“ sagte er, „mein Vater verlor einst in einem Kampf mit dem Menschen ein Bein, und konnte mit diesem gerade so gut laufen wie früher mit vieren.“ So wurde denn dem Kameel ein Bein abgebissen, und es mußte auf dreien weiter hinken. Am Nachmittag spürten sie wieder gewaltigen Hunger. Da die Jagd schlecht war, so mußten sie sich an das Kameel halten, und dem Thiere wurde das zweite Bein abgebissen. Es hinkte jetzt nur noch mit einem Hinter- und einem Vorderbein weiter, bis es dunkelte und unter einem Baum das Lager geschlagen wurde. Zum Nachtmahl zerlegte der Löwe das Kameel, doch gab er den Beiden nur die Haut zu fressen, er selber sättigte sich vollkommen und schlief ein. Am Morgen schickte der Löwe die Hyäne und den Schakal mit den Gedärmen zum Fluß, um dieselben zu reinigen. Während die Hyäne aber einen Moment abseits ging um etwas zu schlafen, fraß der Schakal die Gedärme. Als die Hyäne ausgeschlafen, erzählte er ihr, die Fische hätten dieselben verspeist. Diese erwiderte: „Wenn wir zum Löwen zurückkommen, wird derselbe sehr grimmig sein und uns zerreißen; es ist besser gleich zu fliehen“. „Nein,“ entgegnete der Schakal, „es ist besser hier zu bleiben, wir trinken den Fluß aus, fangen die Fische und bringen sie dem König, er wird dann befriedigt sein.“ Zugleich that er, als wenn er tränke. Die Hyäne ging auch an das Ufer des Flusses, trank aber wirklich, bis sie nicht mehr konnte. Dann machten sie sich auf den Weg zum Löwen. Der Schakal wählte einen Pfad, auf welchem man einen Graben überspringen mußte; er sprang zuerst hinüber, doch als die mit Wasser gefüllte Hyäne nachspringen wollte, fiel sie in den Graben und zerplatzte. Der Schakal lachte, ging schnell zum Löwen und sagte: „Die Hyäne hat alle Gedärme gefressen, jetzt liegt sie nicht weit von hier mit zerplatztem Bauch im Graben.“ Der Löwe ging hin um die Hyäne zu sehen; während dessen fraß sich der Schakal an dem Kameel satt und schleppte den Rest in seine nahe Höhle. Nach einiger Zeit kam der Löwe zurück. Der Schakal trat aus seiner Thür und sagte höhnend zum Löwen: „Nun hast Du die Gedärme gefunden?“ Der Löwe ärgerte sich und wollte ihn fangen, doch schlüpfte der Schakal schnell in den Bau, so daß der Löwe nur noch den Schwanz fassen konnte; diesen riß er aus. Der betrogene König der Thiere stellte jetzt einen Korb vor die Oeffnung der Höhle, damit der Wind hindurchstreiche und der Schakal glaube, der Löwe brülle in den Eingang. Doch dieser grub sich auf einer andern Seite seines Baues heraus und entfloh. Als der Löwe seine Flucht merkte, bot er sämmtliche Thiere auf den Flüchtigen zu jagen und zu fangen, damit er seinen Lohn erhalte. — Der entflohene Schakal schlug sich zu seinen Stammesgenossen, um bei ihnen sicherer zu sein, doch wußten diese nicht, daß er der Verfolgte war: „Willst Du Dich nicht dem König stellen, und das Deine zu der Jagd beitragen“? fragten sie. „Ja“, erwiderte der Schwanzlose, „aber nur dann, wenn ich Euch führe.“ So schlossen sich ihm 20 Schakale an.

Sie waren den ganzen Vormittag marschirt und litten argen Durst; da gewahrten sie ein Melonenfeld, dessen Früchte eben reiften. Doch die Melonen waren zu schwer um sie fortschleppen zu können; der Anführer sagte daher: „Jeder binde dem Andern eine Frucht an den Schwanz.“ Die Schakale thaten, wie er befohlen, und als sie damit fertig waren, ging der Schwanzlose zum Gärtner, um ihm mitzutheilen, daß sein Garten bestohlen würde. Der Gärtner stürzte mit einer Lanze bewaffnet heraus, doch kam er zu spät, denn alle Schakale waren bereits entflohen, nur die Schwänze hatten sie, an die Melonen gebunden, zurücklassen. Sie konnten in der Eile die Schnüre nicht lösen. Als der Löwe diese Geschichte hörte, schenkte er dem Fuchs das Leben, denn unter den 21 Schwanzlosen konnte er unmöglich den richtigen treffen. —

Der ostafrikanische Schabracken-Schakal, von welchem hier die Rede, ist identisch mit dem sudanesischen Abu Hofein, und entspricht durchaus unserm Reinecke Fuchs. Es ist merkwürdig, daß diese Fuchs-Erzählungen über ein so großes Gebiet verbreitet sind; in Nord-, Ost-, Central- und Süd-Afrika hat man ihre Spuren nachgewiesen. In Arabien, Persien und Indien spielen sie in den Erzählungen der Eingeborenen eine große Rolle, und von dort scheinen sie in frühen Jahrhunderten zu uns gedrungen zu sein. Ob sie ursprünglich in Afrika entstanden und nach Asien übertragen wurden, oder sich hier unabhängig von Afrika entwickelt haben, ist unbestimmbar. Auf unsichtbaren Wege, von Asien nach Afrika, sind sie sicher nicht gewandert, denn man findet unsere Fabeln bei Stämmen, die wie mit Asien, seien es indische Händler oder arabische Sklavenjäger, in Berührung gekommen sind. Im grauen Alterthum wurden, wie noch heute, zahlreiche Sklaven von den ostafrikanischen Gestaden nach Arabien, Persien und Indien verhandelt. Ich vermuthe nun, daß schon damals afrikanische Thierfabeln durch Sklaven in jene Länder gebracht wurden. Die üppige indische Phantasie vergrößerte und vermehrte diese Geschichten, und es entstand allmählich ein unserm Reinecke Fuchs ähnlicher Gesang, welchem auf seiner Wanderung durch das kältere Asien nach Europa, und hier selbst, europäische Thiergestalten handelnd beigefügt wurden.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Anthropologie der Juden.

— Unter diesem Titel hat ein Schüler des Prof. Stieda in Dorpat, Herr Bernhard Blechmann, eine Inaugural-Dissertation (Dorpat 1882) veröffentlicht, welche sehr werthvolles Material in höchst sorgfältiger und eingehender Weise verarbeitet. Herr Stieda erwarb sich ein neues Verdienst, daß er wieder einen seiner Schüler nach der anthropologischen Seite hinwies, wo doch unendlich mehr Neues zu erforschen ist als auf vielfach ausgetretenen medicinischen und anatomischen Pfaden. Der Autor, welcher mit einer wohlthuenden Ruhe und echt wissenschaftlichen Objectivität an seine Arbeit herangeht und dessen Namen wir unter den hundert gemessenen Juden selbst wiederfinden, giebt zunächst einen Ueberblick der noch ziemlich geringen anthropologischen Literatur über die Juden und stellt sich dabei auf den von Andree in dessen „Volkskunde der Juden" vertretenen Standpunkt; wir sehen ihn also die Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit der Juden als besondere Nationalität vertreten, was allerdings im Widerspruch mit mehreren jüdischen Autoren, z. B. Prof. Lazarus, steht, welcher die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Juden nach bloß subjectivem Ermessen verwirft. Manche praktische Fragen (wie z. B. die größere Untauglichkeit der Juden zum Militärdienst) finden in dieser Schrift ihre Beantwortung und die vertheidigten Thesen Blechmann's (In Rußland sind von allen Nationalitäten die Juden die physisch schwächsten. In körperlicher Hinsicht entwickeln sich die Juden relativ am spätesten. Die Juden sind mit wenigen Ausnahmen brachycephal) zeigen, welche Resultate er aus seinen minutiösen Untersuchungen gewann.

Genau 100 Juden aus den Ostseeprovinzen und Westrußland hat Blechmann unter ganz besonderen Schwierigkeiten gemessen, da diese Leute aus Aberglauben widerstrebten und jüdische Frauen zu messen geradezu unmöglich war. Nach Blechmann nimmt sowohl blonde als brünette Juden für Originaltypen, auch er findet die Juden kleiner und geringer im Brustumfang als die verschiedenen europäischen Völker und zeigt, daß die relative Klafterweite bei den Juden am geringsten ist. Ebenso bestätigt er das Vorhandensein von zwei Typen, des spanischen und deutsch-polnischen, unter den Juden. Da im Ganzen noch sehr wenig Schädelmessungen von Juden vorliegen, so sind Blechmann's Messungen hier besonders willkommen; vergleichen wir sie mit dem bereits verarbeiteten Material, so können wir nun als ziemlich sicher annehmen, daß die Juden ein brachycephaler Stamm sind.

Europa.

— Mit der 24. Lieferung ist der dritte Band der durch unterhaltenden Text wie schöne Illustrationen gleich anziehenden „Nordlandfahrten" (Leipzig, F. Hirt u. Sohn), in welchem Pröhl, Brömel und Brennecke die englische Südküste, die historischen Schlösser Altenglands, Eton, Oxford und Cambridge, Devon, Windsor, die Themse und London, Wight und die normannischen Inseln behandelt, abgeschlossen. Es folgt nun ein vierter Band in 7 bis 8 Lieferungen über Holland und Dänemark, und zwar wird zunächst die gewandte Feder Friedrich von Hellwald's auf Grund neuester Reisen uns unser Nachbarland im Nordwesten und besonders dessen Bewohner vorführen. Ueberhaupt soll in diesem Bande, der zwei laubschaftlich weniger bedeutende Gebiete behandelt, in Text und Bild dem Volke, seinen Wohnungen, Trachten u. s. w. größere Berücksichtigung zu Theil werden.

— Auf der Westseite der Piazza Vittorio Emmanuele in Rom ist nach einem Berichte von Rodolfo Lanciani, im Athenäum Nro. 2870, ein höchst interessanter Ueberrest der prähistorischen Siedenhügelstadt, das Grab eines der ersten Ansiedler, gefunden worden. Es ist eine Art Loch, 6 Fuß lang, 3 breit, in der weichen Tuffschicht, denen sogenannten cappellaccio, ausgegraben, während die Seiten und die Decke aus rohen unregelmäßigen Steinen bestehen. Reste oder Gebeine waren nicht mehr vorhanden; aber die Beigaben zeigen, daß der Todte der Zeit des Uebergangs aus dem Stein- in das Bronzealter angehört; es fanden sich Pfeilspitzen aus Feuerstein, mit Bernsteinperlen verzierte Bronzefibeln und Töpfergeschirr, das mit der Hand geformt und in der Sonne getrocknet worden war. Die ganze Umgebung zwischen der Via Merulana und dem Bahnhofe ist mit solchen alten Gräbern bedeckt, welche tief unter dem antiken Niveau der fünften Region (Esquiliae) liegen. Da sich dieselben sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Mauer des Servius Tullius finden, so müssen sie älter als diese, d. h. mindestens 25 Jahrhunderte all sein. Nimmt man alles zusammen, was während der letzten 12 Jahre in den tiefsten Schichten des alten Rom gefunden wurde, und vergleicht damit die zerstreuten Angaben alter Autoren, so ergiebt sich, daß die Stadt im Beginne der Bronzezeit von Alt-Latium gegründet wurde. Der Gebrauch des Eisens war bei religiösen Riten und Ceremonien ausdrücklich untersagt; Apuleius (2. nachchristl. Jahrhundert) sagt: Bis auf den heutigen Tag opfert man den unsterblichen Göttern mit irdener Schöpfkelle und irdenem Napfe, besonders solchen alten Gottheiten, wie Vesta, Palatua und der Dea Arva. Numa's Schale aus schwarzem, in der Sonne getrocknetem Thone wurde noch in der Kaiserzeit aufbewahrt und hoch angebetet. Die Acta Fratrum Arvalium erwähnen sehr oft Sühnungen, welche die ehrwürdige Brüderschaft feierte, wenn aus irgend einem Grunde eiserne Werkzeuge innerhalb ihres Heiligthumes gebraucht worden waren. Dieselben Arvalbrüder verehrten prähistorische Irdenwaare, „ollas precati sunt"; und als der König von Preußen seit 1866 ihre Begräbnißstätte bei La Magliana aufgraben ließ, fand man 18 Töpfe von genau derselben Form, wie in der Nekropole von Alba Longa, welche durch die vulkanischen Ausbrüche der albanischen Krater begraben wurde.

— Nach Beendigung der für dieses Jahr festgesetzten Kanalisationsarbeiten im Gebiete „Polesie" werden gegen 1½ Millionen Deßjätinen Land kanalisirt sein. (Mit dem Namen „Polesie" wird bezeichnet die meist sumpfige Waldgegend zwischen Pripet und Dnjepr, welche sich namentlich längs dem Pripet bis nach Brest-Litowsk erstreckt.) Bei der weiteren Fortsetzung der Arbeiten, welche theils auf Kosten der Staatsregierung, theils auf Kosten der Landbesitzer ausgeführt werden sollen, wird eine Trockenlegung des übrigen Gebiets des „Polesie" geplant; und zwar eine gänzliche im östlichen Theil zwischen dem Dnjepr, Pripet, Berezina und Pritsch in einer Ausdehnung von 95 000 Deßjätinen und eine theilweise im mittlern und westlichen Theil in einer Ausdehnung von 55 000 Deßjätinen. Am Schluß des Jahres 1883 wird die Trockenlegung des „Polesie" in einer Ausdehnung von fast 1 400 000 Deßjätinen beendet sein.

Digitized by Google

Asien.

— Einer Mittheilung des Herrn Jürgens, des Chefs der an der Lena-Mündung zu errichtenden meteorologischen Station, an die ost-sibirische Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in Irkutsk („Sibir" 1882 No. 34), entnehmen wir Folgendes: Die Herren Bunge und Eigner trafen am 4. Juni in Jakutsk ein, nachdem sie die Fahrt von Witim aus auf dem Dampfschiff „Tichow-Sadowsky" gemacht hatten. Am 19. Juni 5½ Uhr Nachmittags verließ die Expedition auf vier Fahrzeugen Jakutsk. Unter den Ausrüstungsgegenständen sind zu nennen: ein in Jakutsk aufgebautes und dann auseinandergenommenes hölzernes Haus, 6 Saschen (12,6 m) lang, 3 Saschen (6,3 m) breit; 120 Pud Kerosin (Petroleum), Heu, Kalk, Moos, Ziegel, Lehm; zwei Kühe mit einem Kalbe; Instrumente, Provision auf 1½ Jahr; Lehm mußte aus Jakutsk mitgenommen werden, weil es im Lena-Delta keinen giebt und der Burjatische schlecht ist. Außer den Mitgliedern der Expedition besteht die Mannschaft aus zwei jakutischen Lootsen und 17 jakutischen Arbeitern. Auf dem ersten Fahrzeug befindet sich der Unteroffizier des in Irkutsk kationirten Bataillons Nikifor Puschtschin und der Matrose Dmitrij Burkow; auf dem zweiten Fahrzeug der Gehreite des irkutskischen Bataillons Iwan Gonäjew und auf dem letzten der Matrose Wassilij Popow, der Kosak Andrej Bolschew und die Herren Jürgens, Eigner und Dr. Bunge. 90 Werst von Jakutsk machte das Geschwader am rechten Ufer der Lena halt, um Masten für die Fahrzeuge herzurichten; die Fahrt bis dahin ging unter den günstigsten Bedingungen vor sich und Herr Jürgens hofft spätestens nach einem Monat seinen Bestimmungsort zu erreichen. Ein bestimmter Platz für die Niederlassung ist jedoch noch nicht gewählt. In Betreff des Lena-Delta hat der amerikanische Ingenieur Melville der Expedition die vollständigsten und genauesten Mittheilungen gemacht und ihr seine Marschroutenkarte mitgegeben. Nach seiner Ansicht sind nur zwei Punkte auf den Delta-Inseln zum Erbauen einer Station brauchbar: Barkin und die Niederlassung Tomatskoje. Die Expedition wird denjenigen dieser beiden Punkte auswählen, welcher leichter erreichbar ist. In Betreff der von Strecke zu Strecke zu errichtenden meteorologischen Zwischenstationen theilt Jürgens Folgendes mit: in der zu gründenden Station von Olekminsk wird der Lehrer Serebrjakow die meteorologischen Beobachtungen anstellen; die Einrichtung der Station und das Aufstellen der Instrumente wird der Lehrer der Physik am Gymnasium in Irkutsk, Herr Zemtsch (?) übernehmen; er ist bereits in Jakutsk Herrn Jürgens behülflich gewesen, einzelne Instrumente in Ordnung zu bringen. In Jakutsk wird bei der geistlichen Schule eine meteorologische Station eingerichtet; der Inspektor der Schule, Babin, und einige Lehrer haben sich bereits vor der Abreise bei Herrn Jürgens mit der Technik der Beobachtung vertraut gemacht. Auf den Goldwäschereien des Herrn Sibiriakow kann auch eine Station errichtet werden.

— Blei ist in Sibirien ziemlich theuer, und deshalb suchen die Jäger auch an weniger entlegenen Orten, wo es doch leichter zu erhalten ist, ihre Bente womöglich so zum Schusse zu bekommen, daß die Kugel bei einem Fehlschusse im Baume stecken bleibt. Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten" S. 88) erzählt, wie er zwischen der Untern Tunguska und dem Olenek einen alten Tungusen zum Führer hatte, dessen Sohn einige Tagereisen am Olenek aufwärts gezogen war, um dort — es ist buchstäblich wahr — eine Kugel zu suchen, die er verschossen und in der Eile beim Durchzuge nicht hatte finden können. Besaß doch die ganze Familie zusammen nur drei Kugeln, hatte also wohl Grund mit ihnen sparsam umzugehen. Nach fünf Tagen war der Junge noch nicht zurück — seine Aufgabe war freilich auch für einen Tungusen keine leichte.

— Das „Ausland" (1882, Nro. 39) veröffentlicht aus dem Nachlasse des in Südarabien ermordeten Orientalisten Siegfried Langer die interessante Beschreibung einer Reise von Hodeida nach Sana mit Karte, welche den Verlust dieses Mannes doppelt empfinden läßt. Wir führen hier an, was er von den dortigen Juden sagt. „In Madsch (bei Dorän, circa 55 km südwestlich von Sana) fand ich die erste Judengemeinde; sonst traf ich Juden bloß zerstreut in einzelnen Ortschaften zu zwei, drei Familien, welche gewöhnlich die Handwerker des Dorfes sind. Sie wissen von Europa nichts, sondern kennen nur Jerusalem und Rothschild, den sie für einen König halten. Sie betrachten ihn als den höchsten und gelehrtesten Rabbiner und gleichsam als geistliches und weltliches Oberhaupt der Juden. Vor einiger Zeit hatte sich hier in Jemen das Gerücht verbreitet, daß Rothschild, dessen Residenz in Jerusalem sei, dort Boden zur Bebauung angekauft habe, den er den Einwanderern aus Jemen unentgeltlich zur Verfügung stelle. Auf Grund dieses Gerüchtes machten sich etwa 100 Familien aus Sana zur Wanderung nach Jerusalem auf. Der damalige Gouverneur Jemens soll dieser Wanderung ein Ziel gesetzt haben: seit dieser Zeit pflegen die Araber die Juden zu necken: „Ja, warum geht ihr nicht zu eurem König, zu eurem Rothschild?"

— Ueber die Expedition des Dr. Emil Riebeck ist eine Nachricht vom 7. Juli eingetroffen. Nachdem er in Gesellschaft des Prof. Schweinfurth Socotra erforscht hatte (vergl. „Globus" XL, S. 159), begab er sich nach Bombay, bereiste den Himalaia und Kaschmir, das Gangesland und Ceylon und untersuchte die Küste von Arakan. Von Tschittagang fuhr er den Karnasuli-Fluß aufwärts und besuchte die dortigen in höchst primitiven Zuständen lebenden Gebirgsstämme, von denen er Messungen, Photographien und Abformungen mitbrachte. Doch hatte er sich dabei das Fieber und mußte nach Singapur gehen. Von dort will er an der asiatischen Ostküste weitere Reisen machen, ehe er sich nach Australien begiebt.

— Nach dem „Report of British Burmah" für 1881-82 belief sich der Export dieser Provinz auf 6½ Crores (zu 10 Millionen) Rupien, der Import auf 3½. Die Ausfuhr umfaßte Reis, Kautschuk, Teakholz, Catch, Wachs, Häute und Hörner, die Einfuhr Baumwollenwaaren, Seide, Zündhölzer, Regenschirme, Metall, Kohlen und Eisenwaaren. Die Reisausfuhr ist von 579 770 Tons im Jahre 1877-78 auf 938 123 im Jahre 1881-82 gestiegen. Von der Einfuhr liefert Frankreich Glas, Eisenwaaren, Kleider, Maschinen und Seide, Deutschland Lichte, Kohlen und Metalle, Italien Salz, Baumwollenwaaren und Liqueure.

— Der Dajak ist nach C. Bock („Unter den Kannibalen auf Borneo" S. 225) Porcellan-Liebhaber und besitzt in einer Ecke seines Hauses, in der Nähe der Feuerstätte gewöhnlich eine Anzahl Porcellangefäße, die er für mancherlei Landesprodukte von den malaiischen Kaufleuten eintauscht, welche dieselben wieder von den chinesischen Händlern in Singapur oder Makassar kaufen. Der Dajak, welcher die Liebhaberei für blaues Porcellan treibt, geht in seiner Verehrung der alten Geschirrwaare jedoch noch weiter als der Europäer. Zu seinen größten Schätzen gehört eine Reihe von „Gudji blanga", eine Art von China eingeführter glasirter Krüge in Grün, Blau oder Braun, mit erhabenen Eidechsen- oder Schlangenfiguren verziert. Diese Töpfe haben einen Werth von 100 bis 3000 Gulden, je nach der Größe, dem Muster und vor allen Dingen dem Alter und dem gut erhaltenen Zustande. Der einheimischen Sage zufolge sind diese kostbaren Gefäße aus dem Ueberrest desselben Thones gefertigt, aus welchem „Mahatara" (der Allmächtige) zuerst die Sonne und alsdann den Mond machte. Diesen Urnen werden heilende Kräfte zugeschrieben, und man betrachtet sie als Mittel, das Haus, worin sie aufbewahrt werden, gegen böse Geister zu schützen. Diese verrückte Porcellansucht hat den Dajaks hat, ebenso wie in England, dem Chi-

Digitized by Google

nesen eine günstige Gelegenheit dargeboten, seine Geschicklichkeit zu üben, und in Samarinda (in Kutei, Westküste von Borneo) verkauft man sehr künstliche Nachahmungen von alten Vasen für fünf Gulden das Stück; Sprünge, Schrammen, Altersflecke und andere Anzeichen der Antiquität sind ganz genau von ihnen nachgeahmt; zum Unterschiede von vielen Londoner Kennern läßt sich der Dajak aber niemals für solche verführische Gubji blangas einnehmen, sondern giebt lieber Hunderte von Gulden für ein echtes Exemplar. Jeder plastische Verwandte der Sonne und des Mondes hat seinen Stammbaum, der sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt.

Afrika.

— Einen schweren Verlust hat England und die Wissenschaft in Folge des ägyptischen Krieges erlitten: Professor Palmer, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington, welche im Auftrage der Regierung in die Wüste nördlich vom Sinai gereist waren um Kameele zu kaufen, sind von dortigen Beduinen umgebracht worden. Die Hoffnung, daß wenigstens Prof. Palmer noch am Leben sei, ist nur gering. Edward Henry Palmer, Professor des Arabischen in Cambridge, geboren daselbst am 7. August 1840, war ein vorzüglicher Kenner des Arabischen, Persischen und Urdu, Sprachen, die er in jeder Hinsicht so vollständig beherrschte, wie seine Muttersprache. Im Jahre 1869 nahm er an der Sinai-Survey-Expedition theil und bereiste 1869—70 mit dem verkleideten Turkwitt Drake zusammen die Wüste et-Tih und Moab; mit Leben und Sitten der Sinai-Beduinen war er vollständig vertraut, mit mehreren Scheichs derselben sogar befreundet, so daß er durchaus geeignet zu seiner Mission erschien. Sein Bemühen indessen, eine Anzahl der Beduinen zum Kampfe gegen Arabi zu bewegen, und Kapitän Gill's Auftrag, den Telegraph, welcher von Aegypten durch die syrische Wüste nach Konstantinopel geht, zu zerstören, mögen viel dazu beigetragen haben, die Arabi freundlichen Beduinen gegen die Engländer aufzuhringen, deren Gold — dieselben führten 3000 Pf. St. bei sich — überdies ihre Raubgier reizte. Kapitän Gill hat sich namentlich im Jahre 1877 durch seine Reise durch China (von Tsching-tu über Tali-fu nach Bhamo) und sein Reisewerk „The River of the Golden Sand“ einen Namen erworben (vergl. „Globus“ XXXIII, S. 111, 240); es ist höchlich zu bedauern, daß er nicht mehr unbekannte Gebiete hat durchwandern können, wobei ihm sein großes Vermögen so gut zu Statten gekommen wäre. Die drei Engländer verließen am 7. August Suez und wollten fünf Tage später mit einem befreundeten Scheich im Nachl, mitten in der Wüste und etwa halbwegs zwischen Suez und Akabah zusammentreffen. Aber sie langten dort nicht an. Allmählich liefen beunruhigende Nachrichten ein, in Folge deren Oberst Warren ausgesandt wurde, um die Vermißten zu suchen. Derselbe meldet nun, daß Ali Murscheb, Scheich von Terebin, wie es scheint, auf Anstiften des (ägyptischen) Gouverneurs von Nachl, den Raubmord ausgeführt hat. Der Ueberfall fand am 10. August Mitternachts im Wadi Lubr statt. Die drei Unglücklichen wurden an den Rand eines Abgrundes geführt, und ihnen die Wahl gelassen, sich hinein zu stürzen oder erschossen zu werden. Prof. Palmer legte die Hand vor die Augen und sprang hinab, seine beiden Geführten wurden erschossen. Die Leichen der beiden letzteren wurden gefunden, diejenige Palmer's noch nicht. Oberst Warren's Abtheilung hat bereits die Frau, die Kinder und Herden des Ali Murscheb gefangen und hofft auch seiner selbst habhaft zu werden. Aber so schmerzlich der Verlust von Palmer und Gill für die Wissenschaft ist, man darf nicht vergessen, daß die Beduinen in ihnen doch nur Engländer sehen konnten, deren Heere gegen ihre Glaubensgenossen und Freunde in Aegypten standen, Engländer, welche versuchten, der Sache Arabi's, mit welcher sie sympathisirten, Abbruch zu thun. So wird die Bluthat begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar.

— Bei den Verwandten des Dr. W. Junker in St. Petersburg ist ein vom März 1882 datirter Brief des Reisenden eingetroffen, wonach derselbe damals gesund und munter war; er schreibt, daß er an die äußersten Grenzen der bewohnten Negergebiete gekommen sei und einer großen Wüste wegen allein nicht mehr weiter vordringen könne, seine Explorationsreisen in dieser Gegend daher ihren Abschluß gefunden haben. Im Frühjahr 1883 hofft er nach Europa zurückzukehren. — Gleichzeitig druckt das „Ausland“ (Nr. 44, S. 865) einen Brief Junker's an Dr. Schweinfurth ab, d. d. Seriba Kubbi, drei Tage zu Ost vom Munsaschen Gebiet, nördlich vom Flusse Gadda, 28. März 1882, worin er viele Angaben über das Strongebiet des Uelle und über die Nothwendigkeit macht, die dortigen Flüsse für den Verkehr zu benutzen. Er räth den ägyptischen Behörden, bei Zeiten Gebiete im Süden des Uelle zur Erlangung von Elfenbein zu besetzen, da ihr sonst die Zanzibar-Händler von Niangwe (am Congo) aus darin zuvorkommen könnten. Wie Junker ausdrücklich von Arabern erfuhr, ist bereits eine Fühlung mit aus Süden oder Südosten heranziehenden Händlern und deren auf den Markt gewonnene Waare zu konstatiren. Junker schreibt ferner, daß der Uelle unstreitig der Oberlauf des Schari ist, und daß der Arawimi Stanley's identisch mit einem Flusse Nepoko sein dürfte, der weit im Osten entspringt und südlich von Junker's Reisegebiet westwärts fließt. (In der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ V, Heft 2, S. 83 ff. sucht sodann Dr. Chavanne die Identität des Uelle mit einem der größern rechtsseitigen Zuflüsse des Congo (Arawimi oder Ulere] wahrscheinlich zu machen). Von jener oben erwähnten Wüste und seiner Rückkehr nach Europa schreibt dagegen Dr. Junker in diesem Briefe nichts; seine Pläne für die nächste Zukunft formulirt er vielmehr so: „Ueberall an die für den Eingeireisenden geltenden Grenzen der Möglichkeit mich haltend, sehe ich im nächsten Monate meine Reisen hierselbst im Süden als beendet an und suche im Mai oder Juni Bohndorff und meine Vorräthe zu erreichen, von denen ich nun ein volles Jahr und im Kampfe mit manchen Entbehrungen getrennt war. Neuausgerüstet hoffe ich dann im Westen Thätigkeit zu finden.“

— Die Nachrichten von dem deutschen Afrikareisenden Flegel reichen bis April. Am 9. März d. J. hatte er endlich von Loko am Benue aus, wo jetzt Engländer und Franzosen Handelsniederlassungen gründen, seine Reise nach Adamana antreten können, nachdem mit den Vorbereitungen hierzu fast ein volles Jahr seit seiner Rückkehr von der Sokoto-Reise (vergl. „Globus“ XL, S. 240) verstrichen war. Er hatte geglaubt den Weg bis Yola in einem Dampfer zurücklegen zu können; doch alle Aussichten zerschlugen sich, und es blieb ihm nichts übrig, als den Landweg zu wählen. Der Reisende ist begleitet von einem erfahrenen Elfenbeinhändler, dem Hauffa Maduan, der schon zum 23. Male nach Adamana geht. Dort gedachte Flegel den Winter zuzubringen und das Land selbst, sowie die angrenzenden Heidengebiete zu erforschen. Entschlüsse für weitere Unternehmungen will er erst nach Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle fassen. Als hauptsächte Aufgabe schwebt ihm die Erforschung der angeblich zur Zeit des höchsten Wasserstandes existirenden schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem obern Benue und dem Schari vor. Doch da dieselbe eine auf unsicheren Voraussetzungen beruhende Hypothese und, wenn vorhanden, wahrscheinlich praktisch werthlos ist, so wünscht der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, daß der Reisende sich nach Süden oder Südosten wende und die noch völlig unbekannte Wasserscheide des Benue, Schari und Congo aufsuche. Hoffentlich erreichen diese Rathschläge den Reisenden noch rechtzeitig, um seine Entschließungen zu beeinflussen. (Weitere günstige, vom 26. Mai datirte Nachrichten von Flegel folgen in nächster Nummer.)

Digitized by Google

Australien.

— Der wichtigste Agrikulturbetrieb in Queensland, namentlich im Norden desselben, ist zur Zeit der Anbau von Zuckerrohr, welches, wenn der Boden dazu gehörig vorbereitet war, schon nach einem Jahre einen guten Ertrag liefert. Daß auch der Kaffeebaum in Queensland wächst und Früchte trägt, ist zwar längst bekannt, aber ein Gewinn daraus wird immer erst nach Jahren erzielt, und wohl darum wurde die Kultur des Zuckerrohres der des Kaffeebaumes bisher vorgezogen. Im botanischen Garten der Hauptstadt Brisbane stehen sehr kräftige Kaffeesträucher, und ebenso an vielen anderen Orten weiter nördlich, aber immer mehr als Kuriosität, denn für kommerzielle Zwecke. Mr. Bell besitzt am Plane Creek, 82 km südlich von Mackay in 21° 10′ südl. Br. und 149° 5′ östl. L. Gr., Kaffeesträucher, welche über zehn Jahre alt sind und viele, einer Kirsche ähnliche Bohnen tragen, es wird jedoch kein anderer Gebrauch davon gemacht, als daß die Samen an Andere abgegeben werden. Von eigentlichen Kaffeeplantagen giebt es in Queensland zur Zeit nur eine einzige, welche Mr. J. M. Costello besitzt. Sie liegt auf einer vulkanischen Erhebung am obern Laufe des Pioneer-Flusses im Mackay-Distrikte und 13 km von der Stadt Mackay und hat ein vorzügliches Aussehen. Mr. Costello fing seine Pflanzung vor 6½ Jahren an. Man wußte damals nicht, daß die Kaffeepflanze für die zum Käfergeschlechte gehörenden Wallabies (Halmaturus) ein besonderer Leckerbissen sei, und ein großer Theil der Pflanzen ging in dieser Weise verloren, bevor man Jagd auf diese Wallabies gemacht hatte. Die Plantage umfaßt ein Areal von 15 Acres oder 60,7 Hektar, auf denen meist die Mocca-Sorte kultivirt wird, während die Ceylon-Sorte ausgeschlossen ist, da man deren Blätterkrankheit, welche auf den Pflanzungen in Ceylon so große Verwüstungen angerichtet hat, fürchtet. Die ältesten Bäume sind jetzt über fünf Jahre alt und fangen an reichlich zu tragen; sie werden, wenn sind Fuß hoch, gestutzt, damit sie sich buschartig ausbreiten und so den Winden weniger ausgesetzt sind. Mr Costello erzielte aus seiner letztjährigen Ernte zwei Tonnen Kaffee, dessen kräftiger und aromatischer Geschmack hoch gepriesen wird. Er hält sich überzeugt, daß Kaffeeplantagen in Queensland einen guten Gewinn abwerfen, sofern für den Betrieb die billige Arbeitskraft der Kanaken verwendet werden kann. Für die Kaffeekultur eignet sich der reiche vulkanische Boden vorzüglich, aber nicht kalter Lehm oder überhaupt ein unburchlässiger Boden.

Südamerika.

— Ueber das in Panama am 7. September hattgefundene Erdbeben liegen jetzt eingehendere Berichte vor. Der erste Stoß machte sich gleichzeitig, um 3 Uhr 15 Minuten Morgens, über die ganze Breite des Isthmus, in Panama, Colon und den dazwischen gelegenen Ortschaften und Eisenbahnstationen fühlbar. Das Hauptgebiet der Erschütterung scheint also gerade in der Zone der zukünftigen Kanallinie zu liegen. Die Bewegung war wellenartig und kam beinahe direkt vom Norden nach Süden. Sie fing mit einem nicht zu heftigen Schwanken an, das in Panama 30 Sekunden, in Colon 60 Sekunden dauerte und gegen das Ende so intensiv wurde, daß ein längeres Anhalten der Katastrophe die aus Stein gebauten Häuser völlig zerstört hätte. Wie überall bei Erdbeben in Südamerika, haben auch hier die aus Holz und leichtem Material aufgeführten Gebäulichkeiten weniger gelitten. Sowohl die Kathedrale als der Munizipalitätspalast sind in Panama schwer beschädigt worden, von anderen hervorragenden Gebäulichkeiten nicht zu reden. Wo sich aber die Gewalt der unterirdischen Kräfte am meisten bemerklich machte, war auf der über den Isthmus führenden Eisenbahnstrace. An manchen Stellen waren die Schienen gebogen, wie wenn Menschenhand ihnen absichtlich eine neue Form gegeben hätte, doch konnte nach einer kurzen dreitägigen theilweisen Unterbrechung die Bahn wieder auf der ganzen Strecke befahren werden. Erdbeben sind ja auch in Europa keine Seltenheit, und wenn dasjenige von Panama größere Beachtung verdient, so ist es eben nur, weil angenommen werden kann, daß der zukünftige Kanal möglicherweise mit Naturereignissen zu kämpfen hat, die bisher nicht in Rechnung gezogen worden sind. Selbst wenn man bis auf die Zeiten der Eroberung zurückgeht, findet sich in den vorhandenen Ueberlieferungen keine Spur von ähnlichen Ereignissen in diesem Theile des Isthmus vor, und hatte man sich daher daran gewöhnt, ihn als frei von dieser Plage anzusehen.

— In Frankreich hegt man immer noch einen Schimmer von Hoffnung, daß Crevaux sich noch unter den Lebenden befinden könnte, und sendet deshalb seinen ehemaligen Kameraden, Schiffslieutenant Guierre nach dem Pilcomayo, damit er jenen selbst oder seine Leiche und Hinterlassenschaft aufsuche, sowie auch die Erforschung des Pilcomayo weiterführe.

Polargebiete.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für physikalische und mathematische Geographie der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 24. September (6. Oktober) berichtete der Astronom B. C. Fuß über seine Fahrt nach Nowaja Zemlja im Juli dieses Jahres, wohin er geschickt worden war, um die geographische Lage der neuen Polarstation genau zu bestimmen. Am 19. Juli verließ er mit dem Dampfer „Tschistschow" Archangel und gelangte nach drei Tagen in Nowaja Zemlja an. Von verhältnißmäßig gutem Wetter begünstigt, konnte er innerhalb zweier Tage alle nöthigen Beobachtungen anstellen. Die Bestimmung der Länge gab keine besonders große Differenz mit der bisher bekannten, nämlich nur 11 Sekunden; in Bezug auf die geographische Breite dagegen betrug die Differenz 7½ Minute, d. h. fast 30 Werst (Kilom.). Das Wohngebäude der Station fand er recht zweckmäßig, doch hatte man vielfach daßelbe ausbessern müssen. Am 1. September sollten die Beobachtungen beginnen. („Golos" Nro. 261.)

— Die „Germania", welche mit der deutschen Nordpolarexpedition unter Dr. Giese am 27. Juni Hamburg verlassen hatte, um diese nach ihrer Station zu Kingawa am Cumberland-Sunde zu bringen, ist am 23. Oktbr. wohlbehalten auf der Elbe wieder eingetroffen. Die „Germania" war am 10. August in Kingawa angelangt und hatte am 6. September die Rückreise angetreten. Bei ihrem Abgange war die Station vollständig eingerichtet und die Häuser fertig gestellt, so daß die Beobachtungen ihren Anfang nehmen konnten. Ferner hat in Port Stanley auf den Falklandsinseln Kapitän Seemann im Auftrage der Deutschen Seewarte eine meteorologische Station zweiter Ordnung errichtet, welche als Mittelglied zwischen der in Südgeorgien und den auf dem Festlande von Südamerika thätigen Beobachtungsstationen dienen soll.

Inhalt: Das heutige Syrien XXIII. (Mit sechs Abbildungen.) (Fortsetzung und Schluß folgen in einem späteren Bande.) — J. Andebert: Im Lande der Basilacktra III. — John Baron Müller: Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Anthropologie der Juden. — Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 2. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Piasetzki.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Piasetzki.)

Die nachstehenden Schilderungen sind dem Berichte des russischen Arztes Dr. Piasetzki entnommen, der als Mitglied der von der russischen Regierung ausgesandten Sosnowski'schen Expedition im Jahre 1874—75 China durchreist und neben manchen interessanten naturwissenschaftlichen, namentlich entomologischen Forschungen, auch Studien über Land und Volk gemacht hat. Der eigentliche Zweck der Expedition war übrigens rein kommerzieller Natur. Es handelte sich darum, den Markt für russische Waaren in China zu erweitern, neue Absatzwege zu eröffnen, neue Verbindungen anzuknüpfen; oder mit anderen Worten: man wollte versuchen, dem russischen Ueberlandhandel ein Gebiet zu erhalten, das durch das immer weitere Vordringen der in den chinesischen Hafenstädten importirten westeuropäischen und amerikanischen Waaren gefährdet erschien.

Ende März 1874 verließen Dr. Piasetzki und Sosnowski Nischni Nowgorod. Ohne Hinderniß und mit Vermeidung jedes überflüssigen Aufenthaltes wurden die 6000 Werst bis Kjachta mit der Post zurückgelegt. Unterwegs vervollständigte sich das Personal der Expedition: in Omsk schlossen sich zwei neue Mitglieder an, der Photograph Bojarski und der Topograph Matusowski. In Semipalatinsk wurde ihnen eine aus drei Kosaken bestehende militärische Eskorte beigeordnet, und in Irkutsk endlich der Dolmetscher Andrejewski, der leider, wie sich bald herausstellen sollte, für den übernommenen Posten nur wenig geeignet war. In Troizkosawsk, der ehemaligen Grenzfestung, hörten die Reisenden zum letzten Male für lange Zeit das Geläut russischer Kirchenglocken. Von dort führt die Landstraße in südwestlicher Richtung nach der etwa vier Werst entfernten Doppelgrenzstadt Kjachta-Maimatschen. Die als wichtige Handelsplätze berühmten Orte haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte bedeutend vergrößert; namentlich hat Kjachta eine große Menge ansehnlicher Privathäuser aufzuweisen, die den Reichthum der hier ansässigen russischen Kaufleute unverkennbar darthun. Der Verkehr zwischen den beiden Städten ist ungemein lebhaft; tagüber herrscht auf dem 250 m breiten kahlen und unbebauten Landstriche, der, die russische von der chinesischen Stadt trennend, die eigentliche Grenzzone bildet, ein fortwährendes Hinüber und Herüber einer geschäftigen, bunten Menge. Mit Sonnenuntergang wird es still; denn dann werden nach allgemeinem chinesischem Brauche die Thore von Maimatschen geschlossen, und von einem Ein- oder Auslassen etwa Verspäteter ist unter keinen Umständen die Rede. Der hohe Holzzaun vor der chinesischen Stadt, der früher hier die Grenze bezeichnete, ist heute verschwunden. Zwei halbverwitterte, schmutzige Holzpfähle ohne Aufschrift oder sonstige Abzeichen bilden jetzt die Grenzmarken.

An einem hellen Julimorgen langten Sosnowski und seine Begleiter in Kjachta an. Das Haus eines russischen Kaufmanns gewährte ihnen freundliche Aufnahme für die nächsten Tage, die namentlich durch die Verproviantirung für die bevorstehende mehrwöchentliche Fahrt durch die mon-

Digitized by Google

goliſche Steppe in Anſpruch genommen wurden. Daneben verſäumte man aber auch keine Gelegenheit, Mandſchen kennen zu lernen. Von dem guten Vernehmen, das hier zwiſchen den Grenznachbarn herrſcht, bekamen die Reiſenden ſchon unmittelbar nach ihrer Ankunft einen Begriff. Noch damit beſchäftigt die Kleider zu wechſeln, ſahen ſie ſich plötzlich von einer unaufhaltſam in das Zimmer dringenden Geſellſchaft angeſehener Mandſchener überraſcht, die, gerade in Kjachta anweſend, die Fremden bewillkommnen wollten. Die ruſſiſche Anrede und die herzlichen Händedrücke, mit denen die Reiſenden faſt wie gute alte Bekannte begrüßt wurden, vermochten nicht das Fremdartige der überraſchenden Scene zu mildern. Fremdartig und unangenehm zugleich wirkte auch der von den Gäſten mit in das Zimmer gebrachte Duft, an den ſich freilich jeder längere Zeit in China Weilende bald ſo gewöhnt, daß er ihn kaum noch als läſtig empfindet. Der charakteriſtiſche ſtrenge Lauchgeruch, der allen Chineſen ohne Ausnahme und mehr oder minder ſtark auch Allen anhaftet, was mit ihnen in Berührung kommt, wird oft mit dem allenthalben in China üblichen ſtarken Konſum von Zwiebeln in Zuſammenhang gebracht. Wahrſcheinlicher iſt es jedoch, daß man es hier mit einem jener eigenthümlichen Nationalgerüche zu thun hat, die, wie durch verwandte Erfahrungen bewieſen iſt, dadurch entſtehen, daß die Ausdünſtungen des menſchlichen Körpers bei den einzelnen Völkern eine konſtant unterſcheidende und vererbliche Beſchaffenheit annehmen.

Bei dieſem erſten, wie bei den anderen noch folgenden Zuſammentreffen mit Einwohnern von Maimatſchen waren die ſchwachen Dienſte des Dolmetſchers noch entbehrlich, da ſich hier an der Grenze ſeit lange ſchon der ſogenannte Kjachtaer Dialekt,“ ein ſeltſam korrumpirtes Ruſſiſch, als

Poſtſtation und Reiſewagen in der mongoliſchen Steppe.

Verkehrsſprache eingebürgert hat. Eine Menge von Aenderungen in Ausſprache und Formenbildung, welche die Chineſen ſich in ihrem Ruſſiſch erlaubten, ſind von den ruſſiſchen Nachbarn aus Gefälligkeit und um des leichtern Verſtändniſſes willen ſorgfältig nachgeahmt worden. Eigenthümlich klingt es dem von Weſten kommenden Ruſſen, wenn er ſeine Landsleute, die ſich hier ſelber mit der chineſiſchen Verdrehung des Wortes ruſski (Ruſſen) O-lo-ſóssi nennen, in dem ihm nur ſchwer verſtändlichen Kjachtaer Dialekt radebrechen hört, indem ſie, die Ungeſchicklichkeit der Chineſen in der Ausſprache des r nachahmend, dieſen Laut jedesmal durch ein oder mehrere l erſetzen und alle auf einander folgenden Konſonanten der Mutterſprache durch eingeſchobene Naſenlaute oder halbſtumme Vokale von einander trennen.

Wie ein von unzähligen Wellen gekräuſeltes grünes Meer lag die unabſehbare Steppe im Scheine der untergehenden Sonne vor den Reiſenden, als ſie an dem erſten Stationsorte der „Poſtſtraße“ Maimatſchen-Peking von den Kjachtaer Landsleuten, die ihnen bis hierher das Geleit gegeben, Abſchied nahmen, und ſich zu dem erſten Nachtquartier in der durch Reinlichkeit nicht eben ausgezeichneten mongoliſchen Filzjurte anſchickten. In der Frühe des nächſten Morgens wurde aufgebrochen. Mehrere zweirädrige chineſiſche Wagen nahmen die Reiſenden und ihr voluminöſes Gepäck auf. Jeder Wagen wurde von zwei mongoliſchen Reitern geführt, eine Eskorte von mehreren anderen Berittenen, die an ſchwierigen Stellen des Weges ihre Pferde vorlegen oder auch ſelbſt gelegentlich mitanfaſſen mußten, beſchloß den Zug. Oft, wenn das Terrain beſonders ſchwierig war, begleitete eine Reiterſchaar von zwanzig und mehr Männern und Weibern die Wagen, und ihr abenteuerliches Ausſehen und ihre verwegenen Reiterkünſte ſtanden in einem ſeltſamen Widerſpruch zu der an civiliſirte Verhältniſſe erinnernden Pünktlichkeit, mit der ſie den ihnen

Digitized by Google

obliegenden Postdienst besorgten. An jedem aus einigen Filzjurten bestehenden Stationsorte fand man die genügende Anzahl von frischen Pferden und Reitern vor. Der wohl von der chinesischen Regierung festgesetzte Preis für die Beförderung von einem Stationsorte zum andern, den auch Sosnowski für sich und seine Begleiter zu zahlen hatte, betrug pro Person 3 Rubel und einen Stein Ziegelthee. An einem der ersten Tage der Fahrt gelangte man an den ungemein reißenden, wenn auch nicht tiefen Pre-Gol, einen Zufluß der Selenga. Auf kleinen, aus drei ausgehöhlten Baumstämmen zusammengesetzten Flößen wurden hier die Wagen an das andere Ufer übergesetzt, und die Gewandtheit und Kraft, mit der die fast nackten mongolischen Fährleute ihre langen Ruderstangen dabei handhabten, die ruhige Sicherheit, mit der sie das ungeschickte, schwer belastete Fahrzeug durch die heftige Strömung führten und gerade an der Stelle landeten, wo die von der nächsten Station entgegengesandten Pferde und Reiter sie erwarteten, erregte die höchste Bewunderung der Reisenden.

Einschließlich eines mehrtägigen Aufenthaltes in dem volkreichen unsauberen Urga, einer heiligen Stadt der buddhistischen Mongolen und Sitz eines chinesischen Statthalters, nahm die Reise durch die Mongolei genau einen Monat in Anspruch. Von Urga, das auf einem von hohen Bergen umkränzten Plateau liegt, hatte man bis zu der ersten Stadt des eigentlichen China, Kalgan, noch etwa 1000 Werst zurückzulegen, theils durch einförmige, ermüdende Steppe, theils durch schroffe Gebirgsgegenden. In dem aus einigen dreißig Jurten bestehenden Stationsorte Toli, der hauptsächlich von Lamen (d. h. von Obrschi oder weltlichen Lamen, im Gegensatz zu den Chuaraki oder Klosteregeistlichen) bewohnt wird, fanden die Reisenden bei ihrer Ankunft keine

Fahrt über den Pre-Gol.

menschliche Seele vor. Die ganze Einwohnerschaft war nach einem benachbarten Kloster gepilgert, wo der aus Tibet zurückkehrende Kutuchta, eine im Range auf den Dalai-Lama folgende heilige Persönlichkeit des Buddhismus, eingetroffen war. Der Kutuchta, dessen Heiligthum sich bei Urga befindet, ist in derselben Weise unsterblich wie die übrigen Spitzen der buddhistischen Hierarchie: seine Seele geht bei seinem Tode in seinen Nachfolger über. Als Verkörperung der Gottheit genießt er auch göttliche Verehrung. Nur die vornehmsten Mongolen und die verschiedenen Klassen der Lamen dürfen sein Angesicht sehen; alle übrigen müssen ihr Gesicht gegen den Erdboden drücken, wenn er in einer geschlossenen Sänfte vorbeigetragen wird; doch ist es ihnen erlaubt, sich so zu Boden zu werfen, daß sie von den Füßen der Träger des Heiligen berührt werden, um dadurch in einen mittelbaren, beseligenden Zusammenhang mit dem göttlichen Manne zu kommen. Unter diesen Verhältnissen war es ein besonderes Glück, daß der Kutuchta den Russen eine Audienz bewilligte. Von drei voranleuchtenden Lamen geführt, erreichten die Reisenden das Kloster, in dessen einem Hofe das Zelt des Heiligen aufgeschlagen war. Eine Oeffnung, nicht größer als die der gewöhnlichen Jurten, führte in den von mehreren Kerzen erhellten inneren Raum, in dem der geheimnißvolle göttliche Mann in einem Kreise von Lamen saß. In würdevoller und doch einfach liebenswürdiger Weise begrüßte er die gebückt Eintretenden, lud sie zum Niedersetzen auf kleinen Schemeln ein und gab durch einen Wink einem der Lamen Befehl, den Gästen Thee zu reichen. Während der nun folgenden, durch einen Dolmetscher geführten Unterhaltung über das Woher und Wohin ihrer Reise fand Pjasepti Zeit, das Aeußere des Heiligen genauer zu studiren. Der Kutuchta war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerer Größe, mager und von gelblicher Gesichtsfarbe. Mit dem kurz abgeschorenen

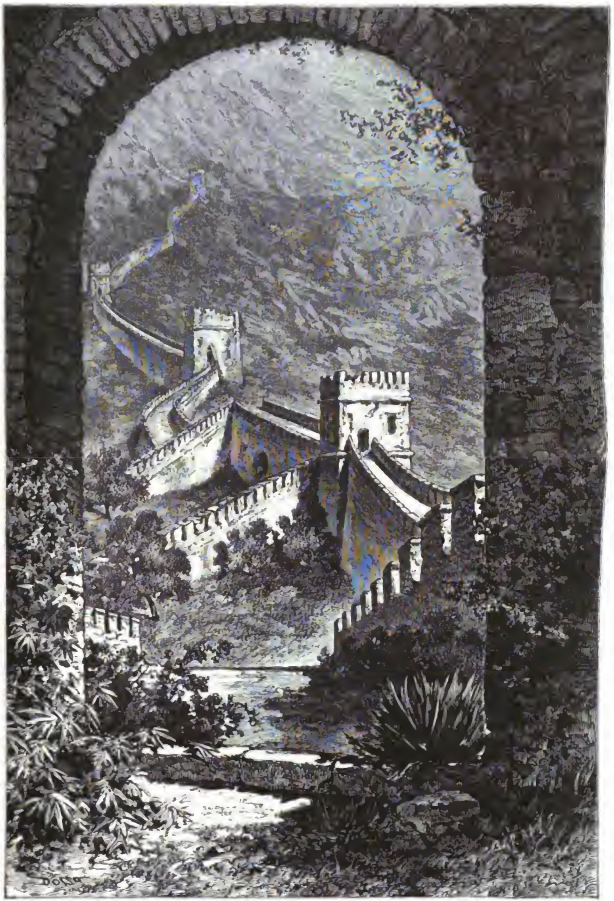
Digitized by Google

Hauptha‍ar, dem kleinen Barte über der Lippe, mit den dunkelen, lebhaft und inteligent blickenden Augen, den feinen Zügen machte er mehr den Eindruck eines gebildeten Europäers, als den eines Angehörigen der mongolischen Raſſe. Ein dunkelgelber Mantel, der nur den rechten Arm freiließ, umhüllte ſeine mit einem zimmetbraunen Untergewande bekleidete Geſtalt. Ein mit koſtbarem Stoffe bedecktes Polſterlager, daneben ein niedriges Tiſchchen, auf dem eine Lampe vor mehreren in kleinen Glasſchreinen ſtehenden kupfernen Götzenbildern brannte, vor dem Lager ein zweiter Tiſch, der ein dickes Heft heiliger Schriften und Gebete und die große Tabaksdoſe trug, deren der Heilige ſich oft bediente, das war die ganze Einrichtung des Zeltes. Die vornehme und dabei gewinnende Art des Kutuchta machte einen ſo angenehmen Eindruck auf Pjaſetzki, daß er den Wunſch, ſeinem Reiſealbum ein Bild des großen Mannes einverleiben zu dürfen, nicht zu unterdrücken vermochte. Trotz mancher Einwendungen der Lamen, die dies als eine Entweihung zu betrachten ſchienen, ſagte ihm der Heilige eine Sitzung für den folgenden Morgen zu. Im feſtlichen Gewande von gelbem Atlaß, eine hohe, gelbe in einer Spitze auslaufende und mit großen Aufſchlägen verſehene Prieſtermütze auf dem Haupte, empfing er den Künſtler, unterzog zunächſt ſein Album einer eingehenden Prüfung und folgte dann dem Entſtehen des Aquarellbildchens mit ebenſo geſpannter Aufmerkſamkeit wie ſeine Lamen, die er inzwiſchen damit beruhigt hatte, daß der Beſitz ſeines Bildniſſes für die in Rußland wohnenden Buddhiſten von hohem Werthe ſein werde. Zu einer von den Reiſenden dringend gewünſchten photographiſchen Aufnahme des von betenden Lamen erfüllten Innern des Kloſtertempels gab er jedoch ſeine Zuſtimmung nicht, augenſcheinlich nur aus Rückſicht auf ſeine fanatiſche Umgebung, die über dieſes neue Verlangen empört ſchien.

Der Kutuchta der Mongolen.

Mehrere Tagereiſen hinter Toli hörte die Steppe auf; am Abend des 9. Auguſt befand man ſich inmitten einer maleriſchen Gebirgslandſchaft von bewaldeten Bergen, fruchtbaren Thälern, ſchroffen Abhängen und grünen Weideplätzen, Seen, in deren klarem Waſſer Dörfer und einzelne ländliche Niederlaſſungen ſich ſpiegelten, und zum erſten Male erblickten die Reiſenden auch hier das alte berühmte Architekturwunder, die chineſiſche Mauer. Am folgenden Tage verlor die Landſchaft mehr von ihrem maleriſchen Charakter, dafür traten allenthalben in den unabſehbaren, trefflich beſtellten Feldern, auf denen Männer und Weiber arbeiteten, ſowie in den zahlreichen großen und gutgehaltenen Dörfern mit ihren Gärten und gründerankten Häuſern die unverkennbaren Zeichen eines fruchtbaren reichbevölkerten Landes zu Tage. In Kalgan oder Tſchang-tſia-kou, einem lebhaften, ſchön gelegenen aber unglaublich ſchmutzigen Handelsorte, fand Pjaſetzki Gelegenheit, ſich in der Perſon eines zum Chriſtenthume übergetretenen Chineſen, Namens Theodor, einen ungemein brauchbaren Diener und Dolmetſcher zu engagiren. Faſt ohne Aufenthalt ging es nun in das eigentliche China hinein; die Städte Suen-hoa-fu, Thy-min-y und Scha-tſchen wurden paſſirt; am 17. Auguſt langte man an dem, zwei Tagereiſen vor Peking belegenen Thore Guan-gou an, das hier durch eine Abzweigung der Großen Mauer führt. Pjaſetzki ließ ſeine Gefährten vorangehen und blieb mit ſeinem neuen Begleiter hier zurück, um eine Aufnahme von dem inmitten der ſchönſten Landſchaft liegenden gewaltigen Bauwerk zu machen. Ueberall von gleicher Höhe und nur in Folge der Unebenheiten des Terrains oft wie terraſſenförmig angelegt erſcheinend, ruht die Mauer auf einem ſtarken Unterbau von ungeheueren Blöcken rötlichen Granits. Neben dem Thore führte hier eine Treppe auf die Plattform, die, etwa ſieben Schritt breit, mit großen quadratiſchen Ziegeln gepflaſtert iſt. Die Seitenbruſtungen ſind von verſchiedener Höhe; die nach innen, d. h. dem Lande zugekehrte, iſt 3 Fuß, die äußere 6 Fuß hoch. In beſtimmten Abſtänden erheben ſich quadratiſche, nach oben leicht verjüngte Thürme auf der Mauer. Heute meiſt im Innern von wildem Wein und anderm Pflanzenwuchs üppig durchwuchert, laſſen ſie durch ihre ſorgfältige Bauart, den an Thüren und Fenſtern angebrachten architektoniſchen Schmuck, die kunſtvolle Pflaſterung ihrer Fußböden und die zwiſchen den Zinnen vorſpringenden, zur Ableitung des Regenwaſſers beſtimmten ſteinernen Drachenköpfe deutlich erkennen, daß die Erbauung der Mauer nicht, wie einige Sagen es wollen, ein unter fortwährender Bedrängniß durch äußere Feinde eilig ausgeführtes Werk verzweifelter Nothwehr geweſen iſt. In Tſiui-jun-gnang, der letzten Station vor Peking, traf Pjaſetzki wieder mit den Gefährten zuſammen. Am folgenden Tage, dem 19. Auguſt, führte der Weg faſt ununterbrochen zwiſchen Dörfern entlang, die ſich, von hohen Taxus- und Lärchenbäumen beſchattet, an der Landſtraße hinzogen. Dahinter breiteten ſich unabſehbare Felder und in der Nähe der Stadt weite Begräbnißplätze aus.

Der Eintritt in das Gewühl der Vorſtadtſtraßen von



Blick auf die chinesische Mauer durch das Thor Guan-gou.

Digitized by Google

Peking machte auf Pjaſetzki und ſeine Begleiter denſelben überwältigenden Eindruck, der von früheren Reiſenden ſo oft geſchildert iſt. Wie eine kompakte, bewegliche, tobende Maſſe erſcheint das bunte Durcheinander von ſeltſam gekleide-

Mittlere Mauer in Peking.

ten Männern, Weibern und Kindern, von Pferden, Maulthieren und Eſeln, das ſich da zwiſchen den Straßenklichen und Verkaufsbuden drängt und ſtößt. Erſt allmählich gelangt man dazu, die einzelnen Bilder aufzufaſſen. Auch in der eigentlichen Stadt wird die Aufmerkſamkeit faſt allein durch den lebhaften Verkehr gefeſſelt. Man ſieht wohl daneben noch die koſtbar dekorirten Verkaufshallen, die reich in durchbrochener Skulptur gearbeitet, mit Vergoldung und Lack geſchmückten Häuſerfaçaden und andere Einzelheiten: einen richtigen Begriff von der Architektur der gewaltigen Stadt gewinnt man aber nur von einem über dem zerſtreuenden Straßengewühl belegenen Beobachtungspunkte, z. B. auf der breiten, 30 Fuß hohen Mauer, welche Peking in der Mitte durchſchneidet und in die chineſiſche und die Mandſchu-Stadt theilt. Gut gepflaſtert, mit einer Bruſtwehr und in gewiſſen Abſtänden mit kleinen Häuſern für die Mauerwärter verſehen, bietet die Mauer zugleich den angenehmſten Spaziergang.

Fan-jan, chineſiſcher Privatgelehrter.

Pjaſetzki brachte während ſeines Aufenthaltes in Peking täglich hier viele Stunden zu, meiſt mit Zeichnen der ſeltſamen Bilder und Architekturformen beſchäftigt, die ſich ihm auf allen Seiten darboten.

Wir übergehen hier des Reiſenden eingehende Schilderung der Hauptſtadt und ihrer oft beſchriebenen Merkwürdigkeiten. Pjaſetzki und dem Photographen Bojarski gelang es, in ein freundſchaftliches Verhältniß zu einem in jeder Beziehung außerordentlichen Einwohner von Peking, dem reichen Privatgelehrten Fau-jan, zu treten. In ſeinem faſt durchweg europäiſch eingerichteten Hauſe, das er durch ſelbſtfabricirtes Gas erleuchtete, verlebten die Reiſenden manche angenehme Stunde. Durch Anfertigung eines Aquarellporträts und mehr noch durch Belehrung und Unterſtützung bei allerhand wiſſenſchaftlichen Verſuchen,

gewann sich namentlich Pfaffeyki die Freundschaft des strebsamen Mannes. Durch die Vermittelung des Dolmetschers, dem begreiflicherweise alle technischen Ausdrücke fehlten, wurden diese Belehrungen freilich bedeutend gehindert, immerhin aber war der Reisende im Stande, seinem Wirthe manchen praktischen Fingerzeig für die Handhabung der kostbaren wissenschaftlichen Instrumente zu geben, die er zugesandt erhielt, und mit denen er nur zu oft nichts Rechtes anzufangen wußte. Außer der Gasleitung hatte er sich auch einen Telegraphen durch sämmtliche Räume seines Hauses gelegt, und neben einem reich ausgestatteten photographischen Laboratorium besaß er einen großen, mit mehreren kleinen Dampfmaschinen versehenen Arbeitsraum. Uebrigens trug sich Fan-jan damals mit dem Plane, die Concession für die Gasbeleuchtung der Hauptstadt für sich zu erwerben. Seltsam genug machte sich neben allen diesen aufgeklärten Neigungen das alte Chinesenthum, das immer wieder zum Vorschein kam. Wie er bei jedem Versuche, auf europäische Weise zu essen, immer bald Messer und Gabel bei Seite legte, um die Finger an ihrer Stelle eintreten zu lassen, so huldigte er neben seinen gelehrten Bestrebungen auch dem Lieblingssport der Chinesen, dem Grillenkampfe. Dieses für die kleinliche und kindische Richtung des chinesischen Volkes im Allgemeinen charakteristische Vergnügen besteht in nichts Anderem als in dem Kampfe zweier, verschiedenen Besitzern gehörigen Feldgrillen (Gryllus campestris), die oft, wenn sie sich schon als gute Kämpfer bewährt haben, mit ungeheueren Summen bezahlt werden. Ungeheure Summen werden auch bei diesem kindischen Sport verwettet. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, in allen Theehäusern und Restaurants der Hauptstadt sahen die Reisenden ernsthaft dreinschauende Männer aller Klassen in athemloser Spannung die Porcellanschalen umstehen, in denen die kleinen Kämpfer mit einander rangen. Die Bedingungen des Kampfes werden vorher schriftlich aufgesetzt; oft gilt ein Hinausdrängen über die Mitte des Gefäßes schon als Sieg, in den meisten Fällen wird der Kampf aber nicht eher für beendet erklärt, als bis der Sieger dem Unterliegenden über den niedrigen Rand des Napfes hinausgedrängt hat. Für den Fang der Grillen, mit dem sich eine Menge Leute beschäftigen, existirt ein besonderer Apparat. In dem Hause jedes wohlhabenden Sportliebhabers aber werden stets mehrere Preiskämpfer unter großen Glasglocken gehalten und mit aufgeweichtem Reis gefüttert.

Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

IV.

Am andern Tage gegen Mittag entstand ein großer Volkslauf. Es wurden in der Ferne Massen Bewaffneter sichtbar und im Orte herrschte große Verwirrung, da man einen Angriff befürchtete. Bald aber erschienen zwanzig Krieger vom Stamme der Boilakertra und brachten die Nachricht, es seien vier ihrer Dorfchefs und Abgesandte des Königs Ramaboſa, welche in der Absicht kämen mir einen Besuch abzustatten. Ich ließ Matten ausbreiten um den Gästen das Sitzen bequemer zu machen, da ich sie aus Mangel an Raum vor der Hütte empfangen mußte und sah den Dingen, die da kommen sollten, entgegen. Endlich erschien die Gesellschaft unter Trommelschlag und Gesang oder besser gesagt, Geheul. Die vier Chefs nahmen in Begleitung des Königs von Mahabe auf den Matten vor meiner Hütte Platz. Einer nach dem andern hielt hierauf eine lange Rede, deren Inhalt bei allen derselbe war und mir ausdrückte, ich sei willkommen und habe nichts zu fürchten. Ramaboſa, der König aller Boilakertra, freue sich sehr mich zu sehen und sende mir zwei Ochsen zum Geschenk. Außerdem übergaben dieselben mir eine Menge Geflügel und sonstiger Lebensmittel in ihrem Namen und dem ihrer Krieger. Ich erwiederte die gehaltenen Reden, so gut ich es vermochte und versprach den König in nächster Zeit zu besuchen. Die herbeigeströmte Menge mochte über zweitausend Köpfe betragen, wovon die Hälfte Krieger waren. Der Rest bestand aus Greisen, Weibern und Kindern. Alle standen die ganze Zeit über dicht um uns gedrängt und waren vor Erstaunen außer sich, als sie mich in ihrer eigenen Sprache zu ihren Chefs reden hörten.

Zu den geschenkten Ochsen kaufte ich noch drei hinzu und gab die fünf Thiere der Menge Preis. Meine Diener bemächtigten sich der besten Stücke für die Tafel der Würdenträger. Außerdem vertheilte ich noch Reis und Geflügel, soweit mein Vorrath reichte, wobei allerdings, nachdem zuerst für die Chefs gesorgt war, wenig übrig blieb. Bald saßen die Besucher in Gruppen um die Feuer vor und in den Hütten und brieten und kochten, daß es eine Lust war, sie schienen alle sehr vergnügt und zufrieden zu sein, obwohl nach meiner Berechnung die fünf Ochsen für die große Menge kaum genügend waren. Jedenfalls verschwanden dieselben in merkwürdig kurzer Zeit und im wahren Sinne des Wortes mit Haut und Haaren. Selbst von den Eingeweiden ging fast nichts verloren und mit der Zubereitung wurde es nach unseren Begriffen nicht allzu genau genommen. Die Magen derselben wurden einfach durch Schütteln ihres Inhaltes entleert und wanderten in Stücke gehackt und gerissen in diesem Zustande in die bereitstehenden Töpfe, welche letzteren die Einwohner Mahabes stellten. Bei mir ging es natürlich feiner her. Ich lud noch sechs Standespersonen des Ortes zu meiner Tafel und wir waren so zu zwölfen. Um nicht jedem Gabel und Messer geben zu müssen, welches unmöglich war, da ich überhaupt nur zwei Gabeln hatte, so aß ich heute auch mit den Fingern oder besser gesagt, ich that, als ob ich äße. Aus Rücksicht gegen die Gäste war das Mahl nämlich nach Landessitte hergestellt worden, also einfach gekocht oder an einem hölzernen Spieße über dem Feuer gebraten, wobei es nicht sehr sauber zugegangen war. Da die Malgaschen niemals während des Essens trinken, so bildete eine Tasse schwarzen Kaffees ohne Zucker den würdigen Schluß des Diners. Nach der Mahlzeit erwiederte ich die Geschenke nach Kräften durch Baumwollenzeug, Spiegel, Perlen u. s. w. Die meisten dieser Herren hatten nie einen Spiegel gesehen und betrachteten sich darin mit grinsendem Vergnügen nach allen Seiten

Digitized by Google

hin, wobei sie alle Gesichtstheile befühlten, wahrscheinlich um sich von deren wirklichem Vorhandensein zu überzeugen. Alle diese Leute glichen denen Mahabes, und gilt daher für sie und alle Voilakertra das schon Gesagte. Nachdem ich mit den Chefs abgemacht hatte, daß sie mir dreißig starke Männer zurücklassen sollten, um mich zu Ramadosa zu geleiten und zugleich meine Sachen zu tragen, brach die ganze Gesellschaft wieder auf und begab sich auf den Heimweg.

Da ich am andern Morgen zeitig abreisen wollte, so begab ich mich frühzeitig zur Ruhe. Beim ersten Hahnenschrei meldeten sich die betreffenden Männer. Dieselben machten wenig Worte, ergriffen das ihnen zugetheilte Gepäck und befestigten es zu gleichen Theilen an die beiden Enden einer sechs Fuß langen Stange. Nachdem sie ihren Gürtel fest geschnürt hatten, warfen sie diese Stange über die Schulter und setzten sich in Bewegung. Mein Jäger, der hier nicht den Spott seiner Landsleute fürchtete, ließ sich bewegen die Hündchen zu tragen, als ich ihm die Wahl zwischen diesen und zwei sechzig Pfund wiegenden Kisten anheimstellte. Von Ambodivoro bis Mahabe hatte ein Knabe die Thierchen befördert. Ich folgte dem Zuge mit meinen beiden anderen Dienern, welche Lanzen, meine fünf Gewehre und Munition trugen. Bis Mittag ging es südwestlich über hügelige Grasflächen und zwar in einem Tempo, daß ich nur mit äußerster Kraftanstrengung, halb laufend, folgen konnte. Die Voilakertra trabten einer hinter dem andern und zwar bergauf schneller als bergab, — sie entschwanden bald aus meinem Gesichtskreise. — Um Mittag jedoch holte ich die ganze Gesellschaft auf einem Hügel ein, wo sie in einigen scheinbar verlassenen Hütten mit Reiskochen beschäftigt waren. Vor Müdigkeit brachte ich keinen Bissen herunter, schämte mich aber die Leute zu langsamerm Gehen anzuhalten und so ging es nach kurzer Rast weiter unter der glühenden Sonne. Gegen drei Uhr genoß ich das interessante Schauspiel einem Gefechte von Voilakertra mit Ebawoais zusehen zu können. Sie hatten nördlich von uns und beschossen sich lebhaft, Sträucher oder große Steine als Deckung benutzend. Ihre Kampfweise war die des Einzelgefechtes, ähnlich wie es jetzt bei unserer Infanterie ausgeübt wird, und jeder Mann schien auf eigene Faust zu handeln, da kein Befehlshaber sichtbar war. Als meine Träger die Schüsse hörten, hatten sie eine so schnelle Gangart eingeschlagen, daß ich ganz darauf verzichten mußte, ihnen zu folgen. Obwohl ich nicht daran zweifle, daß wir von den kämpfenden Theilen bemerkt worden waren, so nahm doch niemand von mir Notiz und ich kam unbelästigt vorüber. Nicht einmal eine Kugel sand den Weg nach unserer Richtung. Meine Leute hatten Halt gemacht, sobald sie aus dem Gesichtskreise der Streitenden waren und erwarteten mich hier lachend mit der Frage, wie es mir gefallen habe. Sie schienen gespannt auf den Eindruck, den der Anblick des Kampfes auf mich gemacht habe. Ich erwiderte einfach, die Voilakertra verständen ihr Sache, und lachte mit.

Der Weg ging jetzt westlich und die Gegend wurde waldig. Kurz darauf begannen wir mit dem Besteigen des hohen und steilen Gebirgszuges. Die Umgebung bestand aus Wald und zerklüftetem Felsengestein und sah wild aus. Gegen Abend gelangten wir auf eine Art Plateau und zugleich in die Residenz Ramadosa's. Das Dorf war mit großen Steinen umgeben und der Eingang sehr eng. Die umliegenden Felder waren alle bepflanzt und das Erdreich bestand aus rothem Lehm. Nicht weit vom Dorfe erhob sich der Berg von Reuem. Die Aussicht war von hier aus eine entzückende bis in endlose Fernen. Man konnte das ganze wellenförmige Grasland bis zum bewaldeten Küstengürtel überblicken. Darüber hinaus ahnte man das Meer mit seiner Unendlichkeit. Die Umrisse verschwanden hier allmählich in der überaus klaren Luft. Unten schlängelte sich der Manambuto durch die Hügel durch. Rechts und südöstlich von uns zog sich ein bewaldeter Vorläufer der großen Gebirgskette hin, überhaupt schienen die Hügel dort höher und die Gegend gebirgiger und waldiger zu sein als links und gerade vor uns.

Gegen Abend oder früh Morgens sind die Fernsichten in Madagaskar von großer Schönheit. Die Farbe der Landschaft ist dann frisch und gesättigt, während in der verzehrenden Sonnenglut des Tags alles fahl und ausgedörrt erscheint. Es liegt dieses sowohl an der Abends und Morgens geringern Helle, die dem Auge das Schauen gestattet ohne es zu blenden, als auch daran, daß zu dieser Zeit die Vegetation in ihrer ganzen Frische dasteht. Der Thau fällt sofort nach Sonnenuntergang und besonders an trockenen Tagen so stark, daß er einem leichten Regen gleicht. Leider tritt fast gleichzeitig mit ihm die Dunkelheit ein und hüllt alles in ihre Schatten.

Bei meinem Einzuge in Lambohazi wiederholte sich dieselbe Scene wie in Mahabe, nur in großartigerm Maßstabe. Auch waren die Leute über meine Ankunft und Persönlichkeit aufgeklärt worden, so daß man mich im Voraus als Freund betrachtete. Ich wurde sofort in eine bereitgehaltene Hütte geleitet und mit Lebensmitteln und kleinen Geschenken überhäuft. Meine drei Diener, welche noch immer in Besorgniß um ihr werthvolles Dasein geschwebt hatten, schienen sich endlich zu beruhigen und das Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Sie gelangten später nach Rückkehr in ihre Heimath in den Ruf von großen Helden und wurden angesehene Männer. Ganz müde und abgespannt, wie ich durch den raschen Lauf des Tages war, zog ich mich früh zurück und begab mich zur Ruhe. Am andern Morgen rüstete ich mich frühzeitig zu einem Besuche beim Könige.

Ich belud zwei meiner Leute mit Geschenken für denselben, der dritte blieb zur Bewachung der Hütte zurück.

Der König Ramadosa befand sich in einem größern, mit einer Holzpalisade umgebenen Hütte, von einem Dutzend Würdenträgern umgeben. Bei meinem Eintritte wurde eine Trommel gerührt; ich setzte mich dem Könige, der sich nicht erhob, gegenüber. Nachdem dieses geschehen, hieß er mich willkommen und versicherte mich seiner Freundschaft und vollständiger Sicherheit in seinem Reiche. Derselbe war ein unterjochter kräftig gebauter Mann von Mittelgröße. Er trug ein rothes Kleid, eine lange Blouse aus Wollstoff, einen braunen Filzhut und eine Kette von Perlen und Krokodilzähnen um den Hals. Dunkelbraun von Farbe, wie seine Leute, trugen seine Züge den Ausdruck von Verstand und großer Festigkeit, er mochte etwas über vierzig Jahre zählen. Nach ihm nahm jeder der Würdenträger, von denen einige schon sehr bejahrt waren, das Wort. Sie wiederholten im Wesentlichen, was der König schon gesagt hatte. Ich erwiderte hierauf und überreichte dem König die mitgebrachten Geschenke. Sie bestanden aus einem vollständigen weißen Anzuge, einer rothen Mütze, Bammwollenzeug, Perlen, kleinen Spiegeln, zehn Pfund Salz und einem Pfund Pulver. Der König schien in höchstem Grade davon befriedigt und sprach seinen Dank zu wiederholten Malen lebhaft aus. Als ich Gefallen zeigte an seiner Halskette und einem primitiven Dolch, den er trug, bot er mir beides sofort an. Er schickte mir später vier Säcke Reis, eine Menge Zuckerrohr und Bananen, Geflügel, zwei Ochsen und eine äußerst zahme

Digitized by Google

und schöne Milchkuh, welche ich lange besaß und mit mir führte.

Ramadoa verfügt über zweitausend kräftige und streitbare Krieger, welche in Dörfern vertheilt theils im Gebirge theils in der Ebene mit ihren Familien wohnen. Er selbst, in jüngeren Jahren einer der kühnsten und tapfersten Krieger seines Stammes, betheiligt sich heute persönlich an den Kämpfen nicht mehr. Die Dörfer stehen unter dem Befehle der Dorfchefs, älterer, erfahrener Männer. Die Angriffe auf die Chowais werden von den Kriegern der einzelnen Dörfer oder in Gemeinschaft mehrerer Dörfer unternommen. Diese Bewegungen sowie deren Verlauf werden Ramadoa stets gemeldet, er billigt oder unterfagt sie. Bei Gelegenheit werden dieselben von den Kriegern aus der Umgebung des Königs unterstützt. Bei größeren Streifzügen werden die meisten Krieger in Lambohazi versammelt und brechen von da aus gemeinsam auf. Der Plan wird vorher gut verabredet und jeder weiß im Voraus, was er zu thun hat. Die Beute wird von den kämpfenden Theilen getheilt und diese wiederum geben dem König einen Antheil davon ab. Waffen und Munition sind Privateigenthum und das Beschaffen derselben dem Einzelnen freigestellt. Ein Drittel sämmtlicher Krieger ungefähr ist mit Gewehren versehen, die anderen kämpfen mit Wurfspeeren ohne Schild. Im Ganzen sind die Voikakertra den Chowais überlegen. Beide dehnen ihre Angriffe jedoch nicht bis in die Berge aus, sondern halten sich meistens in der Ebene. Die abgebrannten Dörfer werden bald wieder hergestellt, was nicht schwer hält, da zwei Männer in drei Tagen eine Hütte leicht erbauen. Das Schwerste dabei ist das Herbeischaffen des nöthigen Materials, da der Wald ziemlich entfernt liegt. Der Krieg entstand wegen eines zur Reiskultur geeigneten, feuchten Grundes, eines sogenannten Tave, das von beiden Seiten beansprucht wurde; jedoch scheint der Haß beider Stämme ein uralter zu sein, sonst würde diese geringfügige Sache derselben nicht zu solcher Wuth haben steigern können.

Lambohazi mit seiner Lage kann jedem Angriffe trotzen und ist einem solchen überhaupt nicht ausgesetzt, da von hier aus die Bewegungen im Thale auf weite Entfernungen wahrgenommen werden können und die Voikakertra Nachts stets Patrouillen ausschicken um den Feind zu beobachten. Jeder im Thale fallende Schuß wird oben vernommen und bei heftigem Feuer steht die ganze Mannschaft unter Waffen und der König wird sofort durch Eilboten von der Sachlage benachrichtigt. Ueberhaupt wechseln die Kouriere beständig zwischen der Residenz und allen Punkten des Landes. Was diese Leute leisten, ist unglaublich. Sie können einen ganzen Tagemarsch im Trabe zurücklegen, begnügen sich Mittags mit etwas Reis, den sie bereits gekocht mit sich führen, und kehren nach erfolgter Meldung, wenn die Sache dringlich ist, sofort wieder im Trabe zurück. Ich sah deren, welche einen solchen Weg gemacht hatten und doch nicht sehr angegriffen aussahen. Beim Laufen schwingen dieselben sehr stark und manche feuchen ganz entsetzlich. Hat dieses Keuchen aber einen gewissen Höhepunkt erreicht, so nimmt es nicht mehr zu und scheint den Betreffenden weiter nicht lästig zu fallen. Wird eine Strecke im kurzen Trabe zurückgelegt, so wird der Lauf selten unterbrochen, bei großer Eile dagegen gehen die Kouriere alle zehn Minuten ungefähr eine Minute im Schritte. Am Tage baden sie beinahe an jedem vorbeifließenden Wasser, wobei sie ganz erhitzt, wie sie sind, hineinstürzen, eine halbe Minute sich stark reiben und dann weiterlaufen. Getrunken wird während des Laufes nicht, sondern blos der Mund ausgespült. Es sei indeß ausdrücklich bemerkt, daß lange nicht alle Malgaschen zu solchen Leistungen fähig sind, sondern daß diese in der Gewohnheit und Erziehung von Jugend auf begründet sind.

Lambohazi ist im Uebrigen sorgfältiger gebaut als die anderen Dörfer. Die Pfosten der Hütten sind etwas behauen und verziert. Das Dorf kann ungefähr 400 Hütten zählen, welche planlos durcheinander stehen.

Ich verblieb hier drei Tage und erkundigte mich nach dem aombi tsi aombi, aber es war nichts davon zu erfahren. Auf den Streifzügen, welche ich in die Umgegend unternahm, sah ich nichts außer bekannten kleinen Säugethieren und Vögeln. Der Manambuto ist hier nur mehr ein kleines Waldbächlein und entspringt auf der Höhe des Gebirges. Letzteres ist sehr eisenhaltig und liefert die zur Anfertigung der Lanzen und Beile benöthigten Eisenerze, welche sich überall in großer Menge graben lassen. Die Eingeborenen schmelzen dieselben mit Hülfe einer Blasevorrichtung, wie sie auch die Howas im Gebrauche haben, und hämmern darans gut gearbeitete Waffen. Das gewonnene Eisen ist biegsam, von guter Beschaffenheit und polirt sich leicht und schön. Jedenfalls sind diese eisenhaltigen Berge von Einfluß auf die schrecklichen, sich hier mit ganz besonderer Heftigkeit entladenden Gewitter. Ich habe nicht bemerkt, daß der Blitz in eine Hütte eingeschlagen hätte, wohl aber geschah dies öfters in die dicht mit Rindern gefüllten Umzäunungen, wobei einmal 19 Stück getödtet wurden.

Die Wärmegrade schwanken im März zwischen 18 bis 22° R. Morgens und Abends gegen sechs Uhr. In der Mittagszeit ist die Hitze sehr verschieden und erreicht bei unbedecktem Himmel gewöhnlich 35° R.

Da mir versichert wurde, daß in den Wäldern, die man in südöstlicher Richtung von hier aus erblicken konnte, allerlei Thiere zu finden seien, so beschloß ich dorthin aufzubrechen. Es lag dort ein Ort Namens Marovan, dicht an der Grenze der Batave und 1½ Tagereise von Lambohazi entfernt, den ich bewohnen wollte, da er dem Walde am nächsten lag.

Ich erhielt vom König vierzig Mann als Begleitung und schied, wie es schien, unter allgemeinem Bedauern am Morgen des vierten Tages meiner Anwesenheit in Lambohazi. Der Weg bot nichts Neues und ich erreichte Marovan gegen 5 Uhr am zweiten Tage meiner Abreise. Meine Begleiter kehrten, sobald sie ihren Lohn erhalten hatten, stehenden Fußes wieder zurück, da es ihnen hier nicht zu gefallen schien. Das ganze Dorf bestand aus drei armseligen Hütten, welche inmitten eines mit fußtiefem Kothe angefüllten Rinderparks standen. Erst nachdem ich eine Art Brücke aus hingeworfenen Holzstücken hergestellt hatte, gelangte ich ohne Unfall in ein solches Gehänse, wo ich eine ungemüthliche Nacht verbrachte, da es von Mnsquitos und Stechfliegen wimmelte. Die ebenfalls gequälten Rinder im Parke schmerten sich die ganze Nacht an der Hütte und versetzten dieselbe in schwankende Bewegung, schlugen auch wohl mit den Hörnern durch die dünne Lehmwand derselben. Am andern Morgen war meine schöne Brücke in den Koth getreten und ich trat die Reise ins Freie auf den Schultern meiner Leute an, wobei dieselben bis an den Leib in den Koth einsanken. Da ich hier nicht bleiben konnte und einige Minuten weiter im Walde eine schöne Stelle fand, so ließ ich unter Beihülfe der drei männlichen Dorfbewohner und einiger Kinder dort zwei Hütten erbauen. Das nöthige Land und Holz war in der Nähe und bereits am Abend der Bau so weit gefördert, daß ich einziehen konnte. Im Laufe der folgenden Tage wurde der Ort soweit hergerichtet, daß ich meine Ausflüge beginnen konnte. Marovan liegt

Digitized by Google

auf einem Plateau, welches nach Westen zu sehr steil abfällt. Man sieht von hier aus die Berge, auf denen uns schräg gegenüber Lambohazi liegen mußte. Oft drang Gewehrfeuer bis zu unserm stillen Wohnsitze und erinnerte uns an den Kampf im Thale. Oestlich zog sich alter Urwald auf hügeligem Terrain hin. Ich verblieb hier im Walde zwei volle Monate und sammelte besonders kleine Raubthiere, unter anderen die seltene Viverra fossa, und fünf Lemur-Arten. Beim Lemur varius, der hier häufig ist, fand ich die weiße Farbe stärker entwickelt als nördlicher, wo das Schwarz sich mehr geltend macht. Die Vogelwelt ist hier spärlich vertreten. Neu für die Wissenschaft waren drei Ibolius-Arten, zwei Cyclostoma und eine Ampullaria, die ich hier fand. Aeußerst häufig kommt hier das Wildschwein (Sus larvatus) vor, wovon ich zahlreiche Stücke erlegte. Es wird behauptet, daß noch eine zweite kleinere Art auf Madagaskar lebt, davon habe ich jedoch nichts bemerkt. Beim Wildschwein findet man selten zwei Exemplare, die sich in der Farbe vollständig gleichen. Sie sind je nach Alter und Jahreszeit mehr grau, röthlich oder dunkler gefärbt und dies mag die Ursache obiger Annahme sein. Gereizt oder verwundet sind dieselben stets gefährlich und richten überhaupt auf der Jagd viele Hunde zu Grunde.

Die Eingeborenen der Umgegend besuchten mich oft und brachten Lebensmittel zum Tausche gegen Perlen, so daß wir keinen Mangel litten. Nicht immer ist der Reisende so glücklich; ich habe auf anderen Reisen Monate lang von alten Papageien und Manioewurzeln leben müssen, da es in vielen Gegenden an Lebensbedürfnissen oder Wildpret gänzlich fehlt. Von ungeheurerem Vortheil war mir auch auf dieser Reise die Kenntniß der Sprache und der Landessitten im Allgemeinen. Manch' gefährliches Mißverständniß wird dadurch vermieden und allem Verrath von vornherein die Spitze abgebrochen. Wird man bei den Malgaschen heftig oder zornig, so ist alles verloren. Dieselben sehen darin stets eine Bedrohung ihrer Personen und ist erst einmal das gute Einvernehmen gestört, so ist es sehr schwer dasselbe wieder herzustellen.

Von Marovan begab ich mich später nach dem Hova-Fort Ankara und von da zu den nichtswürdigen Balave. Hatte ich mich bei den Voilakertra wenig zu beklagen, so kann ich dieses von den Balave nicht behaupten. Es sind geborene Spitzbuben und Mörder und von ihnen gilt mit Recht, was den Voilakertra in die Schuhe geschoben wird.

Die neue Katakombenforschung.

In dem Gebiete der christlichen Archäologie hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine Wissenschaft ausgebildet, welche das Interesse auch der Leser dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen geeignet ist: die Katakombenforschung. Ihre Anfänge liegen am Ausgange des 16. Jahrhunderts, wo in Rom durch Zufall eine altchristliche Grabstätte entdeckt wurde. Den überraschten Forschern erschloß sich bald ein großartiges System unterirdischer Grabanlagen mit vielfach verschlungenen, in mehreren Stockwerken übereinander geordneten Galerien. Wie ein Gürtel umgeben sie die ewige Stadt. Gleiche Anlagen entdeckte man bald auch außerhalb Roms: in Neapel, auf Sicilien (Syrakus, Palermo, Girgenti u. s. w.) und im Orient (Alexandrien, auf Melos, Kyrene). Zahlreiche Inschriften, deren älteste bis in das erste Jahrhundert zurückgehen, las man in den Galerien auf, fand Gemälde, zum Theil von vortrefflicher Ausführung, an den mit Kalk überzogenen Wänden, und, besonders in Rom, eine große Zahl von Marmorsarkophagen mit Reliefdarstellungen aus der heiligen Geschichte. Dazu kam eine unübersehbare Menge von verschiedenen Gegenständen, welche die alten Christen, der antiken Sitte folgend, in dem Grabe deponirt hatten. Von welchem kulturgeschichtlichen Werthe diese Denkmäler sind, braucht nicht bewiesen zu werden. Sie sind die unmittelbarsten Zeugnisse des volksthümlichen Lebens der Christen des ersten bis fünften Jahrhunderts und als solche um so höher zu schätzen, da die literarischen Quellen hier verhältnißmäßig dürftig sind. Daher ist es freudig zu begrüßen, daß ein auf diesem Gebiete seit einigen Jahren thätiger Gelehrter, Dr. Victor Schultze[1]), das vorliegende Material in einer übersichtlichen Darstellung mit den Mitteln moderner archäologischer Forschung verarbeitet und auf diese Weise ein höchst brauchbares und sehr gelehrtes Kompendium der Katakombenforschung geschaffen hat. An Versuchen ähnlicher Art, wenn auch nicht von diesem weiten Umfange, fehlt es freilich nicht, aber entweder waren sie nicht selbständige Arbeiten oder in apologetischem Interesse, zu Ruh und Frommen der römisch-katholischen Dogmatik unternommen. Aus dem reichen Inhalt des Buches seien hier zwei Punkte, die von allgemein kulturgeschichtlichem Werthe sind, hervorgehoben: die „Konstruktion der Katakomben“ und die „innere Ausstattung des Grabes“. Man erfährt hier von einer eigenartigen Grabarchitektur, die z. B. in Neapel große unterirdische Säle geschaffen hat und die zwar hier und da an vorchristliche Anlagen anknüpft, aber doch im Großen und Ganzen ihren eigenen Weg geht. Geradlaufende Galerien, an die sich ziemlich regelmäßig Kammern, Erbbegräbnisse ansetzen, deren Decke in bestimmter Entfernung auch von einem Licht- und Luftschacht durchbrochen wird — das ist im Allgemeinen das fein ausgebildete architektonische System. Unsere erste Abbildung zeigt ein Stück der Katakombe zu Syrene, die in höchstem Grade eigenthümlich ist. Sie liegt „nördlich von der alten Stadt, in dem östlichen Theile der durch den Thalt geschiedenen umfangreichen antiken Nekropole und ist horizontal in einen schroffen Felsenabhang eingeschnitten in einer Tiefe von 55 m und mit einer anfänglichen Breite von circa 17 m, die sich aber fortschreitend allmählich bis zu 3,5 m verringert. Der Galerienbau ist durchaus verschmäht. Die Anlage besteht aus einem Konglomerat zusammengeschiedener größerer und kleinerer Grabkammern, die sämmtlich mit schmalen oder breiten Pforten in einen unregelmäßigen grablosen Mittelraum münden.“ Was insbesondere die Grabkammer anbetrifft, die offenbar Privatbesitz war, so sind die Wände architektonisch reich belebt und mit imposanten Grabformen durchsetzt. Die Malerei ist sparsamer, aber mit glücklicher Erzielung deko-

[1]) Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten. Ihre Geschichte und ihre Monumente. Mit einem Titelbilde und 52 Abbildungen im Texte. Leipzig 1882. Veit und Comp. (X, 342 S., Imp. 8).

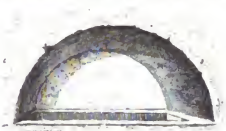
Digitized by Google

rativer Wirkungen in Anwendung gekommen. Die Meinung, daß dieſe Grabkammern oder wenigſtens ein Theil derſelben in Verfolgungszeiten den Chriſten als gottesdienſtliche Verſammlungsorte gedient, erweiſt ſich als irrthümlich. „Schon in dem Erforderniß, eine, wenn auch noch ſo kleine Gemeinde heimlich darin zuſammenzubringen, ſtellt ſich eine Schwierigkeit dar, welche die Vorſtellung von der Katakombenkirche unhaltbar macht.“ Die Gräber ſind ſchrankförmig in die Seitenwände eingeſchnitten, in wechſelnder Form. Neben dem einfachen ſargförmigen Grabe findet ſich das ſogenannte Arkoſolium (Fig. 2), welches aber keine feſte Form hat. In der abgebildeten Grabkammer zu Kyrene z. B. iſt es großartiger entworfen und mit einer aus Stucco hergeſtellten Muſchel verziert. Die Urtypen dieſer Formen laſſen ſich ſchon in vorchriſtlicher Zeit nachweiſen; erinnert ſei nur an die phöniſikiſchen Gräber ſowohl in der Heimath

Theil der Katakomben zu Kyrene.

der Phönikier ſelbſt als auch in den Kolonien, und an die griechiſchen Grabanlagen bei Syrakus; aber in den chriſtlichen Katakomben erſcheint die Arbeit ſorgfältiger und daher vollendeter.

Was den zweiten Punkt, die innere Ausſtattung des Grabes anbetrifft, ſo geht der Verfaſſer mit Recht von der antiken Sitte aus. „Der antiken Sitte galt das Grab als die zweite Wohnung des Menſchen. Es iſt das ‚ewige Haus‘ der Seele, der Ort unwandelbaren Heils, immerdauernden Schlafs.“ Damit deckt ſich die altchriſtliche volksthümliche Anſchauung. „Auch in der Chriſtenheit finden wir daher das Streben, dem Todten das Grab möglichſt wohnlich zu machen durch Ausſtattung mit jenen Kleinigkeiten, welche dem Menſchen im Leben vertraut und lieb geworden ſind.“ — „In wie großer Anzahl ſolche Gegenſtände in und an den Gräbern zu finden ſind, geht aus einer über die Funde in S. Agneſe in Rom aufgeſtellten ſorgfältigen Statiſtik hervor, wobei aber nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß Theile dieſer Katakombe ſchon in früherer Zeit durchſucht und ausgeleert, andererſeits viele Gräber noch gar nicht geöffnet ſind. Die in den letzten Jahren in der Katakombe, welche 5753 Gräber umfaßt, vorgenommenen Ausgrabungen förderten zu Tage: 283 Glasgefäße und Emaillegegenſtände, 33 Thongefäße, 131 Lampen, 148 Ringe aus Knochen, 88 Knöpfe und mannigfach geſtaltete Stücke aus demſelben Material, 29 Münzen, 6 Glasſchalen und 35 Gegenſtände verſchiedener Art.“ Sämmtliche in den Gräbern gefundenen Gegenſtände werden dann von dem Verfaſſer unter den einzelnen Rubriken beleuchtet: Hausgeräth und Inſtrumente — Schmuck- und Spielſachen (darunter auch Puppen) —, Amulete, die ſogenannten Blutgläſer. Die altchriſtlichen Amulete gewähren in ihrer Miſchung aus heidniſchen, jüdiſchen und chriſtlichen Elementen ein ganz beſonderes Intereſſe und bilden einen wichtigen Beitrag zum Kapitel des Aberglaubens.



Arkoſolium.

Die Leichen ſind ausnahmslos beſtattet, in keinem einzigen Falle verbrannt. Mehrfach fand man noch Spuren eines Ueberguſſes von Kalk, der den Zweck hatte, desinficirend zu wirken. Die einzelnen Gräber ſind mit großen Ziegelſteinen oder mit einer Marmorplatte, welche zugleich als Träger der Grabſchrift diente, verſchloſſen und zwar luftdicht mittels Mörtels. Vereinzelt fanden ſich in einem Grabe mehrere Leichen.

Digitized by Google

Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes [1]).

I.

Chr. II. Das Volk kennt im Leben des Menschen vor Allem drei Hauptmomente: Geburt, Ehe und Tod. Ungählige Gesänge, Aberglauben, Sitten und Gebräuche beziehen sich hierauf. Die Geburt ist in Rußland und anderen slavischen Ländern verknüpft mit einer Reihe interessanter bis in das graue Alterthum reichenden Gebräuchen. Nach slavischer Anschauung sind Kinder ein Segen Gottes; eine Ehe ohne Kinder ist unglücklich, und die junge Frau muß die Schuld tragen. In Böhmen wird die junge Frau, welche im ersten Jahre der Ehe ein Kind hat, belobt und reich beschenkt. Um ihren Zweck zu erreichen, wendet sie sich häufig an sogenannte kluge Frauen, welche ihr einen Aufguß auf Wacholder zum Getränk verordnen. In den Bulgarenländern gilt Unfruchtbarkeit als ein großes Unglück, das ein Zauberer herbeigeführt hat. Dieselbe Meinung ist auch an vielen Stellen in Rußland verbreitet. In Serbien hält eine unfruchtbare Frau einen Topf mit Wasser aus Feuer; der Mann schlägt auf die brennenden Holzstücke; sobald ein Funken ins Wasser springt, so trinkt die Frau davon. An einigen Orten in Rußland wird schon bei Gelegenheit der Hochzeit Rücksicht darauf genommen, daß der jungen Frau der Kindersegen nicht fehle: in Nižnij Novgorod z. B. werden die Neuvermählten so vom Hochzeitszug geleitet, daß sie keinen Kreis zu beschreiben haben, sonst bleibt die Frau unfruchtbar.

Fast bei allen Völkern wird den männlichen Neugeborenen vor den weiblichen der Vorzug gegeben. Bei einigen uncivilisirten Völkern werden deshalb die neugeborenen Mädchen getödtet: bei den Swanen soll es noch heute üblich sein. Bei allen Slaven läßt man die neugeborenen Mädchen ruhig am Leben, aber man giebt den Knaben unbedingt den Vorzug. Bei den Tschechen schlagen am Tage der Hochzeit die Knaben die Braut mit ihren Mützen, damit sie einen Sohn bekomme. Bei den Slaven hat sich ein uralter Gebrauch erhalten, dessen Zweck es ist, die junge Frau in den Stand zu setzen, Söhne zu bekommen. Schon bei den alten Indern wurde der Braut ein Knabe zugeführt; der Priester setzte den Knaben der Braut auf den Schooß; die Braut beschenkte das Kind mit Süßigkeiten und entließ es. Bei den Kaschuben legt man noch heute, während der jungen Frau der Kopf verhüllt wird, einen männlichen Säugling auf die Knie; ebenso in Serbien, in Galizien, bei den südmakedonischen Bulgaren und an vielen Orten in Rußland.

Unter vielen Völkern genießt die schwangere Frau das Ansehen eines Wesens, welches in Folge seines eigenthümlichen Zustandes auf andere wohlthätig und schädlich einwirken kann. Man darf sie nicht beleidigen. Unter den weißrussischen Bauern herrscht folgender Aberglaube: wenn eine schwangere Frau um Geld oder um etwas Eßbares bittet, und man ihr die Bitte abschlägt, so werden einem Mäuse oder Ratten die Kleidung zernagen; wer die Bitte nicht erfüllen kann, aber doch den Folgen der Nichterfüllung entgehen will, muß sofort der Frau ein kleines Kohlenstückchen, etwas Erde oder etwas Schutt nachwerfen. Die Maus ist das Sinnbild der Seele. In der russischen Sage gehörten Mäuse zum Hauswesen der Jaga, sie dienen ihr, bringen den Kindern Zähne und bewirten bei den Leuten den Tod. In Klein-Rußland darf eine schwangere Frau kein Kind aus der Taufe heben; thut sie es doch, so stirbt entweder das getaufte oder ihr eigenes Kind, dessen Geburt sie erwartet. In Weißrußland darf eine schwangere Frau nicht zugegen sein, wenn man der Braut eine Haube aufsetzt, sonst ist die junge Frau das ganze Jahr schlüfrig.

Viele Gebräuche beabsichtigen der schwangeren Frau die bevorstehende Geburt zu erleichtern und das Kind vor etwaigen schädlichen Einflüssen zu schützen. In alter Zeit herrschte unter dem russischen Adel die Ueberzeugung, daß eine Frau in Umständen einen guten Appetit haben und ungehindert viel fettes und nahrhaftes Essen zu sich nehmen müsse: um das zu erreichen, nahm man 40 Stück Brot von Bettlern und das mußte die Frau essen. In Böhmen und Mähren darf eine Schwangere nicht unbedeckten Hauptes aus dem Hause gehen und darf weder Katzen noch Hunde mit Füßen stoßen; sonst tritt die Geburt zu früh ein. Im Gouv. Archangel darf die Schwangere nicht schelten, sonst wird das Kind böse. An das sogenannte „Versehen" der Schwangeren glauben fast alle Völker. In Klein-Rußland hält man es für besonders gefährlich, wenn eine schwangere Frau ein brennendes Haus sieht; sonst bekommt das Kind auf der Stirn einen schwarzen Strich oder einen dunkelrothen Fleck am Leibe. Im Gouv. Charkow vermeiden schwangere Frauen den Anblick sehr häßlicher Menschen, insonderheit solcher, welche Narben oder sonst etwas im Gesicht haben. Um ein schönes Kind zur Welt zu bringen, sollen die Frauen schöne Gestalten in Natur oder in Abbildungen sehen. Nach russischer Volksmeinung hängt das Lebensglück eines Menschen vom Zusammenfluß verschiedener günstiger Umstände bei der Geburt ab; es ist wichtig, wo und wann der Mensch geboren wurde, was die Mutter beim ersten Bade sprach u. s. w. In einem galizischen Liede wird darauf hingedeutet, daß die Geburt in der Nacht ein Unglück bedeute; die günstigste Zeit für die Geburt ist der Morgen.

Zur Erleichterung der Geburt wird allerlei vorgenommen: Im Gouv. Wilna hält die Hebamme der Kreißenden ein angezündetes geweihtes Wachslicht vor das Gesicht. Außerdem klopft die Hebamme mit einem Besen an die Zimmerdecke — sie wendet sich damit an den Hausgeist, den Beschützer der Familie. In ähnlicher Weise klopft die Kreißende während der Wehen drei Mal mit der Ferse an die Schwelle der Hütte. In Klein-Rußland beobachtet man die Sitte, die Kreißende über eine Oeffnung oder eine Schaufel zu führen. In einem Aermel des Hemdchens welches dem Neugeborenen angezogen wird, bindet man ein Stückchen Ofenlehm, Kohlen und etwas Kleingeld. An einigen Orten in Südrußland führt man bei schwerem Geburten die Kreißenden um einen Tisch, dessen Rand mit Salz bedeckt ist. Im Gouv. Poltawa führt man die Frau über einen rothen Gürtel. In den Gouv. Charkow und Perm erheben die Hausgenossen einen falschen Lärm und schreien: Feuer! Feuer! An vielen Orten in Rußland und in Serbien öffnet man im ganzen Hause alle Schlösser, bindet alle Knoten auf und löst den (geflochtenen) Zopf auf. Meist sucht die Frau bei der Geburt sich zu verbergen, um

[1]) Nach N. Sumzow. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung 1880, November, Bd. 212, S. 68 bis 94).

Digitized by Google

einem „bösen Blick“ zu entgehen. In Groß-Rußland geht die Frau in die Badstube oder in die Scheuer. In Klein-Rußland bemüht man sich, die Zeit der Geburt vor den Verwandten zu verheimlichen.

Der Verfasser erinnert an das, was Giraud Teulon von der Entstehung jenes sonderbaren Gebrauchs des „fingirten Wochenbetts“ (couvade) von Seiten des Mannes mittheilt und meint, daß ähnliche Sitten noch in Rußland sich fänden. So muß an einigen Orten in Groß- und Klein-Rußland der Vater eines Neugeborenen bei der Taufe etwas sehr Widerwärtiges essen, damit er nicht hinter seiner Frau, welche bei der Geburt viel gelitten hat, zurückbleibe. Im Gouv. Kostroma (Kreis Nerechi) muß der Vater eines Neugeborenen beim Kindtaufschmause einen Löffel Kohl gemischt mit Essig, Meerrettig und Salz essen. Derselbe Gebrauch wird auch in den Gouv. Orel und Charkow ausgeführt. Im Gouv. Charkow hängt man dabei dem Vater ein weißes Bettluch um.

Unmittelbar nach der Geburt giebt man der Frau etwas in die Hände oder legt ihr etwas unters Haupt, was sie vor Zauberei beschützt. In Klein-Rußland legt man neben die Frau ein am Ostersonntag geweihtes Messer, oder Kornblumen, in Bulgarien einen Ring oder Knoblauch; bei den Kaschuben malt man mit Kreide ein Kreuz an das Thor. Bei den Großrussen stellte man in alter Zeit einen Badebesen in den Winkel und meinte dadurch die Wöchnerin und das Kind zu schützen.

Nach der Volksanschauung macht die Geburt Mutter und Kind unrein. Bis zum Ablauf des natürlichen Processes und bis zur Vollziehung bestimmter vorgeschriebener Gebräuche ist die Berührung der Wöchnerin und des Neugeborenen für andere Personen verderblich. Bei den Russen gelten als Termin der Unreinheit 40 Tage. Bei den Großrussen wird die Wöchnerin zeitweilig streng von der übrigen Familie gesondert; bei den Kleinrussen durchaus nicht. Im Gouv. Nishni-Nowgorod geht die Geburt in der Badstube vor sich; hier bleibt die Wöchnerin einige Tage. Im Gouv. Tula verweilt sie acht Tage in der Badstube, dann begiebt sie sich zu ihrer Mutter, bleibt sechs Wochen da und kommt dann erst zu ihrem Mann nach Hause zurück. In Böhmen und Mähren läßt man die Wöchnerin nicht allein zum Brunnen oder zum Flusse nach Wasser gehen, damit sie nicht das Wasser verderbe.

Bei verschiedenen Völkern existiren verschiedene Reinigungsgebräuche. In Rußland ist weit verbreitet die Sitte des Händewaschens. Im Gouv. Perm geht die Hebamme mit einem reinen Eimer zum Fluß und schöpft Wasser; sie schöpft dann mit der rechten Hand drei Mal neun Handvoll Wasser in ein bereitgehaltenes Becken und murmelt dabei allerlei, um die Wöchnerin vor bösen Einflüssen zu schützen. Das geschieht mitunter während der Geburt, gewöhnlich aber sechs Wochen später. An einigen Orten gießt man der Wöchnerin „besprochenes“ Wasser auf die Hände oder über den Rücken. Im Gouv. Charkow stellt man neben die Wöchnerin sofort nach der Geburt ein Gefäß mit Wasser, damit kein Milchfieber entstehen soll.

Wird ein Kind in der Eihaut geboren, so hat dies in Rußland, wie anderswo, für das Kind eine günstige Bedeutung. Man bewahrte früher diese Haut auf. Vor 50 Jahren brachte man in eine Versammlung bei Erledigung einer wichtigen Angelegenheit eine „Eihaut“ mit, man lieh sie dazu von anderen, wenn man keine eigene besaß. Im Gouv. Charkow nennt man die Eihaut, insofern sie das Köpfchen des Neugeborenen deckt, „Haube“ (in Deutschland Glückshaube) und meint das hätte die Vorbedeutung, daß der Neugeborene „Architerei“ (Erzpriester) werden würde. An einigen Orten näht man dem Kinde das „Häutchen“ in ein recht dauerhaftes Kleid.

Auch der Nabelschnur wird eine gewisse Bedeutung zugelegt, man schneidet sie ab, trocknet sie und bewahrt sie auf.

Die Nachgeburt wird im Gouv. Orenburg besonders gecht; sie wird vorsichtig in die Erde vergraben. Wenn man sie ausgräbt und die Nabelschnur nach unten kehrt, so wird in Folge davon die Wöchnerin keine Kinder mehr haben; dadurch, daß man die Nachgeburt wieder umwendet, kann man die Zauberei unwirksam machen. Die Hebamme wendet wohl auch die Nachgeburt um, wenn die Eltern ein Kind andern Geschlechts sich wünschen. In Klein-Rußland vergräbt man die Nachgeburt unter dem Fußboden in der Hütte, wo man schläft und bestreut sie mit Getreide (Gerste).

Aus allen Erdtheilen.

Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan.

Im Winter 1880/81 erhielt der als General in persischen Diensten stehende Tiroler Gasteiger Chan den Auftrag, die Festungen an der Südostgrenze Persiens gegen Beludschistan zu inspiciren, neue anzulegen, Bewässerungsanlagen bei Bampur herzustellen, auch die zwischen Bam und Bampur gelegene, 16 Tagereisen weit ausgedehnte Gegend, welche noch im vorigen Jahrhundert sehr angebaut gewesen ist, neu urbar zu machen und zu kolonisiren. Die Briefe, welche der General über diese Mission nach Hause gerichtet hatte, erschienen im „Boten für Tirol und Vorarlberg“, dann gesammelt unter dem Titel „Von Teheran nach Beludschistan“ (Innsbruck, Wagner, 1881); sie sind für die Kenntniß der elenden persischen Zustände ebenso belehrend, wie das jüngst von uns besprochene Buch des österreichischen Postbeamten „Aus Persien“. Leider bieten sie für die Karte fast nichts, was um so mehr zu bedauern ist, als Gasteiger Chan zuletzt (zwischen Bampur und der Grenze von Belndschistan) bisher unbekanntes Gebiet und zwar Gebirgsland von höchst absonderlicher Gestaltung, zum Theil vulkanischer Natur, durchzogen hat. So schildert er S. 124 die Umgebung von Chaich (nördlich von Bampur) folgendermaßen: „Das herrliche Panorama der Welt jedoch bot der umliegende prachtvolle Gebirgskranz von mehreren, finsenweise hintereinander auftauchenden, immer höher ansteigenden Bergen der phantastischesten Formen, mit himmelanstrebenden, den scharf gezeichneten Kämmen aufgesetzten kerkalischen Säulen und keulrechten Spitzen, welche sich gespenterhaft am ätherischen Horizonte silhouettirten. Den Vordergrund dieser wahrhaft theatralischen Bühnendekoration bildeten isolirte, wie bucklige Gnomen aufstehende Hügel oder bizarre Monolithen, deren Gesammtperspektive einen fremdartigen, beinahe unheimlichen Eindruck hervorbrachte.“ Und womöglich noch absonderlichere Formationen, die „fruenden Rielen, Burgen, Säulen, Domkuppeln und Festungen täuschend ähnlich sehen“, fand er östlich von Chaich auf dem Wege nach Gnichf.

Wir theilen hier seine Beschreibung von Bampur, der

Digitized by Google

Hauptstadt des persischen Belutschistan (S. 105 ff.), mit. Wenn man den Namen der Stadt und Festung Bampur auf der Karte liest, so macht man sich einen ganz respektabeln Begriff davon; in Wirklichkeit jedoch ist es ein überaus primitiver, höchst erbärmlicher Ort, fern von jeder Kultur des Lebens, in selbst der armseligsten Existenz. Es besteht aus circa 100 um den Fuß des aufscheinend künstlichen Festungshügels ohne jede Ordnung durcheinander liegenden Strohhütten; außer der höchst elenden Lehmwohnung des Generals Ibrahim Chan, wo Gafteiger abstieg, ist nicht ein einziges Haus da, ferner keine Gasse, weder ein Vor- noch Hinterhof, ein Garten oder eine Flur, natürlich auch kein Abort, nicht einmal ein stattlicher Dorfmisthaufen, da eigentlich das ganze Ensemble eine einzige große Düngerstätte vorstellt. Die Wohnungen sind schlechter als Hundehütte, aus Palmzweigen und analogem Flechtwerk errichtet, ganz unwürdig mit Koth beworfen, ungefähr 6 m im Geviert, ohne jede innere Abtheilung und andere Oeffnung als eine die Thüre vorstellende Ritze, nicht so hoch, um aufrecht stehen zu können, weder gegen Hitze, noch Kälte oder Regen geschützt. In diesem Hundeloche lebt oft eine ganze aus sechs Köpfen bestehende Familie ohne die geringste Einrichtung, ohne Schlafstelle, auf der bloßen Erde kauernd, ohne Herd und das nöthige Kochgeschirr, ohne andere Beleuchtung als das mitten in einer Grube angemachte Feuer, das mit seinem unaufmerksamen Rauch den Aufenthalt nur noch unerträglicher gestaltet, kunterbunt unter- und übereinander. Von Schulen, Bädern, Waschen und Priester, von einem noch so erbärmlichen Krämerladen, einer Schmiede ꝛc, und wie alle die sonst in jedem anständigen Dorfe vorkommenden, zum Lebensverkehr nöthigen Etablissements heißen, ist keine Idee. Erwachsene Knaben gehen ganz, die Männer halbnackt herum; starke, stämmige von Schmutz strotzende Weiber tragen ein weites, bis an die Ferse reichendes Hemd und darunter enge Leinenhosen, in der durchlöcherten Nase Ringe und Münzen, die Zähne mit Betel geschwärzt, sonst allen möglichen Plunder, Spangen und Glasperlen an Händen und Füßen; die den weiblichen Schmuck ergänzende Tätowirung reicht vom Knie bis zu den Augenbrauen, und an mehreren Zwischenstellen sind die grotesksten Figuren angebracht. Die Leute sind alle von dunkelbrauner Hautfarbe, die Haare kraus, sehr nahe dem Negertypus bis in das Weiße des Auges, Zähne wie Elfenbein; ihre Sprache hat altpersischen Klang; der Religion nach sind sie Sunniten, obwohl sie selbst davon keinen Begriff haben. Sie leben halb nomadenmäßig in schwarzen Zelten mitten im Urwalde, der ganz Bampur auf Meilen umgiebt und nur von den einzelnen zerstreuten Farmen unterbrochen ist. — Das Klima, im Januar schon heiß, aber noch erträglich, wird zwei Monate später mörderisch ungesund. Die Ernte Januar schon hochangewachsenen Bohnen und Erbsen waren am 20. Februar schon reif, und wohlriechende Rosen üppig entfaltet. Schafe, Horwieh und Kameele, deren Wolle, Butter und Fett, Getreide, Mais und Datteln, eine Hauptnahrung von Menschen und Thieren, dienen als Tauschhandelsobjekte nach außen. Der jungfräuliche Boden ist auf Hunderte von Meilen von enormer Fruchtbarkeit und, soweit das Auge reicht, brach liegendes Kronteigenthum, welches der arme Bauer für den Staatsglückel mühsam urbar machen muß, ohne das mit saurem Schweiße erkämpfte Brot sein Eigenthum nennen zu dürfen.

Asien.

— Die dem Laster des Trunkes in seiner sibirischen Form, dem Sapoi, Ergebenen trinken nach Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten". Leipzig 1882, S. 217 f.) nur periodisch, dann aber derart, daß sie auf einige Zeit — die Dauer der Anfälle variirt von einigen Tagen bis Monaten und ebenso sind auch die nüchternen Perioden je nach der Steigerung des Uebels sehr verschieden — zu allem und jedem unfähig sind. Charakteristisch ist bei dieser Krankheit, denn das ist doch wohl die richtigste Bezeichnung dafür, während der Pausen der entsetzlichste Widerwille gegen alle Spirituosen. Wenn ein echter Sibirier bei einer Bewirthung — und diese findet nach der Landessitte bei jeder Visite in Form einer sogenannten Saluschka, d. h. verschiedener Spirituosen mit obligatem möglichst pikantem Aufstieg (die direkte Uebersetzung von Saluschka), statt — nicht den landesüblichen Kornschnaps (otschischtschennoje, d. h. gereinigter ꝛc. Branntwein) zu sich nimmt, sondern sich verlegen entschuldigt, so ist nindestens Zehn gegen Eins zu wetten, daß er dem Sapoi ergeben ist. An und für sich scheint nämlich der Branntweingenuß selbst in Grenzen, die etwas die in Europa üblichen überstegen, hier keineswegs schädlich, sondern namentlich für Europäer und deren Abkömmlinge stärkend zu sein. Thatsache ist, daß die beraubende Wirkung des Branntweins, wie ich aus eigener Erfahrung und der vieler meiner europäischen Bekannten bezeugen kann, in Sibirien eine viel geringere ist, als in Europa. Czekanowsky und ich waren während der Oleneh-Expedition, bei welcher wir circa ein halbes Jahr ganz ohne alkoholhaltige Getränke auskommen mußten, bei sonst im Ganzen recht genügender Nahrung, sehr abgemagert. Auf die indigenen Stämme hat der Branntwein aber gewiß nicht diesen guten Einfluß und wirkt bei ihnen auch sehr verheerend. Ob die von den verschiedenen sibirischen Völkerschaften an seiner Stelle benutzten Surrogate wohlthätiger wirken, ist mir unbekannt. Die Buriaten im Süden Sibiriens brauchen sich an Tarassun, einem Milchbranntwein von ganz entsetzlichem Geschmack, die Tschuktschen an einem Absud von Fliegenpilzen, die Jakuten gar an enormen Quantitäten Butter, die sie in flüssigem Zustande pudweise (1 Pud = 40 Pfund) verschlingen und sich dadurch in eine rauschartige Betäubung versetzen.

— Nach einer Meldung des „Russischen Kuriers" aus Kuldscha ist der berühmte Anführer des Dunganen-Aufstandes Bijanchu (auf chinesisch dachu, d. h. großer Tiger) am 20. Juli in der Stadt Pischdek (Kreis Tokmak, Gebiet Semiretschensk), 42 Jahre alt gestorben. Als Muselmann hieß er Mubanned-Sinh-Bei-Imam. Als die Chinesen im Jahre 1877 Kaschgar besetzten, siedelte Bijanchu nebst anderen Dunganen nach Karakunus im Kreise Tokmak über und regierte von hier aus seine Dunganen; später entäußerte er sich seiner Gewalt und ging nach Pischdek. Durch den Tod ist eine wichtige diplomatische Frage entschieden: ob er nämlich, wie die Chinesen forderten, auszuliefern oder mindestens zeitlebens einzusperren sei. Sein Tod hat unter den Dunganen viel Trauer verursacht; zur Beerdigung kamen, soviel ihrer nur konnten, von allen Seiten herbei. Er hinterläßt drei Frauen, zwei leibliche und einen Pflegesohn. („Golos.")

— Colombo (schrieb im Mai 1882 Dr. Hans Meyer aus Leipzig nach seiner Heimath) wird mit diesem Jahre der Hauptausfuhrplatz Ceylons an Stelle von Point de Galle, wo keine Hafenbauten existiren und die Rhede mit Riffen und Klippen gespickt ist. Ende Juli sollten die neuen Hafenbauten, die Kohlenlager der großen Kompagnien fertig sein, wonach alle Passagierschiffe dort anlaufen. Der Haupthandel geht bereits seit Jahren über Colombo. Von dem Hügel der Flagstaff aus blickt man hinab nach dem Arbeitsplatze, wo die von Sträflingen im Oberlande gebrochenen und mit eigens gebauter Bahn an Ort und Stelle geschleppten Blöcke zermahlen und, mit Cement vermischt, zu kolossalen Quadern geformt werden. Durch Aufgrabung des Hafenbetts und durch Anlammeln des Schuttes am Ufer hat man ein langes Stück Grund und Boden gewonnen, breit genug, um alle die Kohlenschuppen der Peninsular and Oriental Company, der Messageries Maritimes, des Lloyd ꝛc. zu tragen, welche gerade im Bau sind, theils bereits unter Dach und mit Kohlen gefüllt, theils erst im Eisengerüst fertig. Jenseit der Straße liegt thuen gegenüber Colombos Lotsleleid und zwar so tief unter dem Meeresniveau, daß man mit der

Digitized by Google

Absicht umgeht, ihn in ein Trockendock umzuwandeln und somit dem Hafen einen navalen Anziehungspunkt mehr zu schaffen.

Afrika.

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus London vom 2. November geschrieben: Die gegenwärtig in Liverpool und London stattfindenden Eisenbein-Auktionen ergeben ein fortgesetztes Steigen in dem Preise von Elfenbein. Seit der letzten Londoner Auction ist der Artikel um 100 Pf. St. per Tonne gestiegen. Sheffielder Elfenbein ist seit den letzten vier Jahren um 120 Proc. in die Höhe gegangen und eine weitere Steigerung ist bevorstehend, da die Vorräthe, so weit man weiß, niemals so klein waren, als sie es jetzt sind. Hartes ägyptisches Elfenbein erzielte 1000 Pf. St. per Tonne, weiches ägyptisches etwa 1150 Pf. St., Elfenbein von der Westküste Afrikas (welches größtentheils in der Form von Armzierrathen für die afrikanischen Schönen zurückgeht) realisirte 1120 bis 1170 Pf. St. und mehrere Partien Angola-Elfenbein brachten die beispiellosen Preise von 1360 Pf. St. per Tonne. In Folge dieser Preissteigerung haben die Elfenbeinschnitzer von Sheffield die Preise zum vierten Male in diesem Jahre erhöht.

— Die höchst charakteristischen und werthvollen Bilder von Laub und Leuten, welche die beiden Maler Ussi und Biseo von einer italienischen Gesandtschaftsreise nach Fez heimbrachten und mit welchen sie des beliebten Erzählers E. de Amicis' Buch über Marokko schmückten, verdienen mit Recht die Verbreitung, welche ihnen jetzt in Deutschland die Bearbeitung jenes Werkes durch A. von Schweiger-Lerchenfeld verschafft. E. de Amicis' Marokko (A. Hartleben, Wien 1880) ist keine Uebersetzung, sondern eine freie Bearbeitung mit Weglassung vieler nur für Italiener verständlicher Passus, welcher von Schweiger-Lerchenfeld durch Hinzufügung zweier Abschnitte über Süd-Marokko und den spanisch-marokkanischen Krieg von 1860 eine gewisse Abrundung gegeben hat. Die durchweg prachtvolle Ausstattung und der unterhaltende Text machen das Buch zu einem geeigneten Weihnachtsgeschenke.

— In einem Briefe Dr. Schweinfurth's d. d. Kairo 23. Oktober an den Sekretär der British and Foreign Anti-Slavery Society (The Mail vom 6. November) finden wir die Trauerbotschaft, daß das Heer des falschen Propheten oder Mahdi im Juni 6000 (?) ägyptische Soldaten unter dem unfähigen Gouverneur von Fashoda, Jussuf Pascha, erschlagen hat. (Die Angabe, daß auch unser Mitarbeiter Karl Berghoff, seinen Tod gefunden, hat sich zum Glücke nicht bestätigt; derselbe befand sich zur Zeit der Niederlage zufällig in Chartum.) Dann belagerten die Rebellen, meist Reiter von den Baggara-Arabern, Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, und bedrohten Chartum. Dr. Schweinfurth schildert überhaupt die Zustände im Sudan als sehr trübe und aussichtslose, findet darin aber Widerspruch von verschiedenen Seiten. Auf die Aussagen des Chartumer Gouverneurs Abd-el-Kader, wonach die schwarzen Truppen zwar eine 1000 Mann und viele Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi verloren hätten, aber keineswegs aufgerieben seien, daß Chartum nicht bedroht und die Belagerung von Bara und el-Obeid in Kordofan bereits aufgehoben sei, ist zwar weniger Gewicht zu legen. Dagegen sind in England Privatbriefe aus Suakin vom 19. Oktober eingetroffen, worin nichs von jenen allarmirenden Nachrichten enthalten ist. Chartum wird auch in England für gesichert gehalten; der Nil im Verein mit ägyptischen Kanonen böte den Anhängern des falschen Propheten ein unüberwindliches Hinderniß. Vielfach glaubt man auch nicht daran, daß dem Aufstande religiöse Motive zu Grunde liegen; er richtet sich vielmehr einzig und allein gegen die unerträgliche Mißwirthschaft der ägyptischen Gewaltshaber.

— Ueber Aden kommt wiederum, wie 1879, die Nachricht vom Tode des Marchese Antinori; in Italien hat man, wie es scheint, leider Gründe, dieselbe diesmal für richtig anzusehen. Des berühmten Reisenden Porträt findet sich in Bd. 32 des „Globus" S. 367.

— Gegen Ende November hofft Mr. Joseph Thomson seine Reise nach Ostafrika (s. oben S. 191 und 320) anzutreten; Zanzibar wird er jedoch erst im nächsten April oder Mai verlassen und wahrscheinlich von Pangani aus nach seinem Ziele, den Gegenden östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza, vordringen. Ein Plane liegt eine nähere Untersuchung der beiden Schneeberge Kenia und Kilimanjaro, die Antnahme der Ostküste des Victoria Nyanza, die Erforschung der nur von Hörensagen bekannten Seen Baringo und Samburu. Ein großer Theil des zu besuchenden Gebietes ist durch die räuberischen Masai zu einer sehr schwer zu passirenden Wildniß gemacht, wo keine Lebensmittel und selbst nicht Wasser zu erhalten sind. Die Expedition ist rein geographisch; doch wird sich höchstwahrscheinlich der Naturforscher Dr. Aitchison zum Theil auf Kosten der British Association bei zum Kilimanjaro anschließen. Im Uebrigen ist sein Unternehmen ein ganz selbständiges und von demjenigen Thomson's durchaus getrennt.

— In Bd. 34, S. 48, erwähnten wir den Anbau von Mohn am Zambesi. Kürzlich hat M. Gunot den Ort, Tschoma unweit Mopéa, circa 4 engl. Meilen vom Zambesi am Quanga-Flusse besucht und darüber an die Pariser Akademie Bericht erstattet. 1879 fand die erste Aussaat statt; 1880 waren 44 Hektaren, 1881 etwa doppelt so viel bestellt und circa 300 Arbeiter (250 Schwarze und 50 Indier) beschäftigt. 75 Tage nach der Aussaat wird schon das Opium gesammelt, während es in Indien erst am 110. Tage etwa geschieht. 1880 erntete man auf das Hektar 55 bis 60 kg rohen Opiums gegen durchschnittlich 50 kg in Indien. Im Paradies hat der Mohn nicht zu leiden, wohl aber kann beim Einsammeln der Wind schädlich werden. Der Boden wird in ganz primitiver Weise mit der Hacke bearbeitet; man hat versucht, mit Ochsen zu pflügen, aber die Thiere litten zu viel vom Sonnenbrande. In Indien wird der Zambesi-Opinm mit 50 bis 60 Franken per Kilogramm bezahlt.

— Der Fluß, welchen Stanley in seinem kleinen Dampfboote „En Avant" hinaufgefahren ist, und dessen Namen wir auf S. 317 dieses Bandes nicht anzugeben vermochten, ist, wie sich jetzt herausstellt, der Quango (Kwango, Kuango) gewesen, welcher etwa einen Breitengrad nördlich vom Stanley Pool in den Congo mündet. Etwa 100 engl. Meilen von seiner Mündung erreichte er eine Stelle, wo sich derselbe aus zwei großen Strömen bildet, einem von Süd zu Ost kommenden mit graulich-weißem Wasser und einem weniger rasch fließenden, von Ost zu Süd kommenden von Dintenfarbe. Letzteren (nach den Erkundigungen des Major von Mechow, welcher den Quango bis 5° 5. Br. hinab befahren hat, dürfte es der Quillu oder Kuillu sein) fuhr Stanley weitere 120 Miles aufwärts und kam dann in einen circa 70 Miles langen und 6 bis 38 Miles breiten See, dessen Anwohner sich als sehr wild erwiesen. Durch diese Fahrt erfahren die Forschungen unserer deutschen Reisenden südlich vom Congo (Büchner, Schütt, von Mechow, Pogge und Wißmann) und diejenigen von Capello und Ivens eine erfreuliche Ergänzung.

— Von Ed. Robert Flegel (s. oben S. 335) sind Ende Oktober weitere Briefe in Berlin eingetroffen, wonach der Reisende am 10. April über den Benue auf dessen Südufer gegangen, und drei Tage später in der großen Stadt Bukari (9° 55' bist. L. Gr.) eingetroffen ist. Dieselbe war weit volkreicher als bei seinem ersten Besuche, und von mohammedanischen Haussas überschwemmt, welche dem Reiche Korora wohl bald ein Ende bereiten werden. Dort erlebte er große Unannehmlichkeiten, als er die Stadt unrirtt um ihre Einwohnerzahl zu schätzen, konnte sich jedoch durch Entfaltung

Digitized by Google

besonderer Redegewandtheit frei machen und reiste am 18. weiter. Ueber Bantadschi und von da in vier Tagemärschen nach der verfallenen Gouvernementshauptstadt Bakundi zog er durch Wälder, die reich an Löwen und Hyänen waren. Mit dem Herrscher in Bakundi stellte er sich auf sehr guten Fuß und erhielt von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herrscher von Jola. Auch in Beli, 1½ Tagereisen weiterhin, wurde er mit Ehren empfangen; dann ging er durch schönes Bergland, die 500 bis 600 m hohe Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Benue und Faro, und langte am 26. Mai in Kontscha (circa 12° östl. L. Gr.) in Adamaua an, von wo es nur noch sieben kurze Tagereisen (in Nordrichtung) bis Jola sind. Dort hofft er zuversichtlich auf einen guten Empfang; auch sein körperlicher Zustand, der früher zu wünschen übrig ließ, hat sich bedeutend gebessert. Er plaidirt sehr für die Anlage einer deutschen Station in jenem gesunden, fruchtbaren, herrlichen Lande.

Australien.

— Wir erhalten aus Palmerston (am Port Darwin an der Nordküste von Australien und in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) Nachricht über eine neue Forschungsreise. Im Auftrage von Großkapitalisten in Sydney, welche in dem von Alexander Forrest im Jahre 1879 — von der Mündung des Fitzroy-Flusses in 17° 41′ südl. Br. und 123° 36′ östl. L. Gr. aus — erforschten Nordosten der Kolonie West-Australien beträchtliches Weideland in Pacht genommen haben, rüsteten die Mrs. Emanuel und Durack eine Expedition in Port Darwin aus. Dieselbe besteht, außer diesen beiden Herren, aus vier Europäern und einem Eingeborenen, und die Leitung ist dem im australischen Busch wohl erfahrenen Mr. John Pentecost übertragen. Für den Transport dienen 23 Pferde. Die Gesellschaft verließ im August 1882 Port Darwin in dem Schoner Levuka und segelte nach dem Cambridge-Gulf in 15° südl. Br. und 128° 15′ östl. L. Gr. Wenn die bisherigen Reisen durch das centrale West-Australien (Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles) in der Richtung von Osten nach Westen unternommen wurden, wird die jetzige vom Cambridge-Gulf aus über zur Zeit noch unbekannte Länderstrecken nach Süden zu verlaufen und bei Albany, einem Städtchen am King George Sound an der Südküste von West-Australien, enden. Man will die Reiseroute des Alexander Forrest im Jahre 1879 an einem Punkte schneiden, welcher Orb's River benannt ist, und das genau zu erforschende Areal wird weit über eine Million Acres Land umfassen. Der Hauptzweck dieser Reise ist: gute Weiden für Schafe und Rindvieh aufzufinden, dann aber auch nach nützlichen Mineralien zu suchen. Wenn alles gut geht, hofft man Albany noch vor Ende dieses Jahres zu erreichen.

— Noch im November wird eine direkte Postdampferlinie mit 5 neuen Dampfern zu je 3500 Tonnen zwischen Marseille, Australien und Neu-Caledonien eröffnet werden, welche King Georges Sound, Adelaide, Melbourne, Sydney und Nauma anlaufen. Man hofft den Weg von Marseille nach Nauma in 50 Tagen zurücklegen zu können. Der Staat subventionirt die Linie während 15 Jahren.

Nordamerika.

— Dr. Koch, welcher vom Deutschen Reiche zur Einrichtung meteorologischer Stationen in den Herrenhuter Missionen nach Labrador geschickt worden ist, meldet vom 17. September aus Okak, daß er am 10. August im Hafen von Hoffenthal glücklich eingetroffen ist, von den Missionären sehr freundlich aufgenommen wurde und jegliche Unterstützung erhielt. Da sämmtliche Instrumente glücklich angekommen sind, konnten alle Stationen der Instruktion gemäß eingerichtet und in Gang gebracht werden. Ihre Namen und diejenigen der beobachtenden Missionäre sind: Ritter in Hoffenthal, Niederknecht in Zoar, Baij in Nain, wo auch Dr. Koch sein Winterquartier genommen hat, Schneider in Ramah, Schulze in Hebron und Drechsler in Okak.

— In Canada sind nach dem „Courier de l'Illinois" vier neue Provinzen errichtet worden, und zwar in dem Gebiete zwischen Winnipeg-See und Manitoba im Osten, den Felsengebirgen resp. Britisch-Columbia im Westen und der Grenze der Vereinigten Staaten im Süden. Es sind 1. Assiniboia, circa 25 Millionen Hektaren groß, unmittelbar westlich von Manitoba gelegen, ein fruchtbares, aber nicht sehr regenreiches Land, das vom Assiniboine, Rivière Qu'appelle, Souris und dem südlichen Saskatchewan durchflossen wird und nach dem Census von 1881 im Ganzen 11 048 Einwohner (779 Franzosen, 408 Engländer, Schotten, Iren ꝛc. und 9861 Indianer) zählte. 2. Alberta, zwischen dem vorigen und British-Columbia, 26 Millionen Hektaren groß und mit 6400 Einwohnern (580 Franzosen, 620 Engländern, 5201 Indianern). 3. Athabaska, nördlich von Alberta, am Flusse Athabaska und dem Peace River, 32 Millionen Hektaren groß, von wenigen Wilden und 277 Weißen (davon 195 Franzosen, d. h. meist Mestizen) bewohnt. 4. Saskatschewan, östlich vom vorigen und nördlich von Assiniboina, 30 Millionen Hektaren groß, mit 8066 Bewohnern, davon 1300 Franzosen, 1713 Engländern ꝛc., 5053 Indianern.

Südamerika.

— Von Friedrich von Hellwald's Naturgeschichte des Menschen (Stuttgart, W. Spemann) liegen uns die Lieferungen 18 bis 23 vor, in denen mit staunenswerther Beiseiteiehung die Völker Mittel- und Südamerikas behandelt werden. Besondere Sorgfalt widmet der Verfasser den letzteren, und er läßt es sich angelegen sein, die hier herrschende und bei der kolossalen Zerspliterung der Stämme leicht begreifliche Verwirrung nach Kräften zu klären. Auf die Schilderung der zu höherer Kultur gelangten Andesvölker (Cundinamarca, Ketschua ꝛc.) folgt diejenige der durchaus nicht so tief stehenden Kariben, der brasilianischen und Pampas-Indianer und schließlich der Feuerländer. F. Keller-Leuzinger's Stift hat diesen Helten wieder eine Anzahl vorzüglicher Typenbilder beigegeben.

Oceane.

— Auf S. 79 des vorigen Bandes war die Entdeckung einer neuen Insel durch den deutschen Schoner „Phönix", Kapitän Meyer, an der Westküste von Südamerika erwähnt worden. Neuerdings hat der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Champion", Kapitän Hope, nach derselben gesucht, ohne indessen auch nur ein Anzeichen einer Insel oder Untiefe an der bezeichneten Stelle (7° 45′ L. Br. und 83° 48′ w. L.) aufzufinden.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China I. (Mit sechs Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Boilakerra auf Madagaskar IV. (Schluß.) — Die neue Katakombenforschung. (Mit zwei Abbildungen.) — Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes I. — Aus allen Erdtheilen: Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion 12. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Piasetzki.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Piasetzki.)

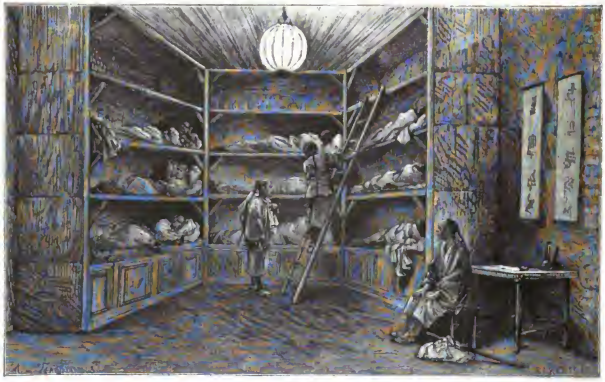
Am 9. October wurde die Weiterreise nach Schanghai über Tien-tsin angetreten. Auf der gut gehaltenen, reichbelebten Landstraße, die mit ihrer fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Dörfern zu beiden Seiten wie eine Fortsetzung der Vorstadt von Peking erscheint, ging es zunächst in südlicher Richtung nach dem am Ufer des Pei-ho belegenen Tung-tschen. Das ungeheure Leben auf dem Flusse, die unzähligen hier versammelten verschiedenartigen Fahrzeuge überraschten die Reisenden ebenso, wie die unvergleichliche Ordnung, die, scheinbar ohne durch eine Strompolizei aufrecht erhalten zu werden, hier herrschte. In geordneten Reihen gingen die Schiffe und Böte den Fluß hinab, ebenso rückten andere vor, um die freigewordenen Plätze einzunehmen. Auf den drei großen, mit geräumigen Kajütten versehenen Dschunken, die sie am folgenden Tage nach Tien-tsin bringen sollten, verbrachten die Reisenden die Nacht. An Schlaf dachten freilich die Wenigsten von ihnen; denn das eigenartige Leben auf einem großen chinesischen Strome, das ihnen hier zum erstenmale entgegentrat, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Die ganze Nacht hindurch wurde es hier nicht still; von allen Seiten hörte man lautes Gespräch, am Ufer bewegten sich unaufhörlich Lichter hin und her; denn die Stadt besitzt keinerlei Erleuchtung, und Jeder trägt die farbige, mehr oder minder barock geformte Papierlaterne bei sich, die auch von jeder Spitze des Mastenwaldes herabschimmert. Von einem benachbarten Schiffe steigen in kurzen Zwischenräumen während der ganzen Nacht Raketen und Schwärmer auf; neben ihrem Geknatter hört man seltsame Klagelaute einer menschlichen Stimme und dumpfe dröhnende Schläge herüberschallen. Dort wird eine Todtenwache gehalten; bei dem Aufleuchten der Feuerwerkskörper sieht man den Klagenden, einen alten Mann, neben dem auf dem Verdeck stehenden Sarge kauern und von Zeit zu Zeit mit den Fäusten auf den Deckel desselben schlagen. In der Frühe des nächsten Morgens war die Reihe für die Fahrt stromabwärts an den Dschunken der Reisenden; mit großen Ruderstangen aus Bambu wurde vom Ufer abgestoßen. Bald verschwand die Stadt, und weite öde Uferstrecken folgten, auf denen sich nur hin und wieder elende Holzhütten zeigten. Dem Wunsche der Schiffer entgegen, die sich, um ein Landen zu vermeiden, stets mit allem Nöthigen versehen und auch Nachts am liebsten in der Mitte des Stromes vor Anker gehen, mußte man, da keinerlei Proviant für die Expedition beschafft worden war, nach einem hungrig verbrachten Tage bei einer jener Holzhütten anlegen, die als Vorposten eines großen schiefergebauten Dorfes am Flußufer stand. Während die übrigen Mitglieder, und namentlich die Kosaken, sich hier an den Lieblingsspeisen der unteren Volksklassen in China, gekochtem Schweinefleisch und Kohl, gütlich thaten, nahm Piasetzki eine Ansicht der primitiven Garküche in sein Skizzenbuch auf. Die Nacht wurde auf dem Strome zugebracht, der, hier von vielen Getreideschiffen und Flößen belebt und von zahlreichen Dörfern eingefaßt, die Nähe

Digitized by Google

einer großen Stadt erkennen ließ. Nach kurzer Fahrt zeigte sich auch die Vorstadt von Tien-tsin und wurden zahlreiche geschweifte und hochaufstrebende Tempeldächer über den niederen Häusern sichtbar. Als traurige Erinnerung an die Feuersbrunst und die Ermordung der Europäer im Jahre 1870 erheben sich unweit des Ufers die

Ländliche Garküche am Pei-ho.

geborstenen Mauern der katholischen Kirche. An der chinesischen Stadt und ihrem stattlichen Hafenthore vorüberfahrend, gelangte man in das europäische Quartier, vor dem das kleine seit 1870 hier stationierte Observationsgeschwader liegt, das, aus einem englischen, einem französischen und einem japanischen Kriegsschiffe bestehend, einer

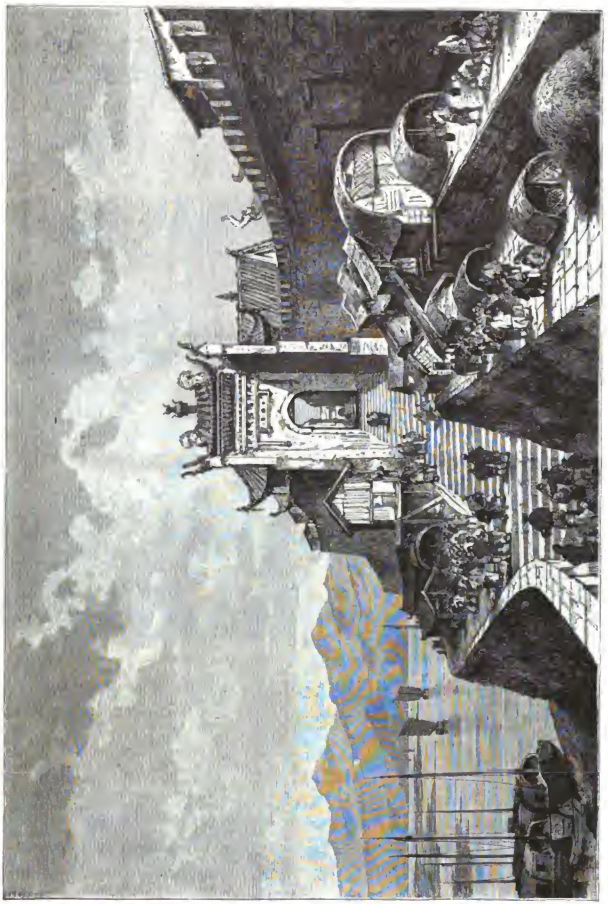


Nachtafel in Schanghai.

Wiederholung jenes entsetzlichen 21. Juni 1870 vorbeugen soll.

Am 21. Oktober erreichte der englische Dampfer, auf dem die Reisenden sich in Tien-tsin einschifften, Schanghai, das, an der Mündung des Jang-tse-kiang gelegen, heute das kommercielle Centrum des Himmlischen Reiches ist.

Digitized by Google



Quaianlage und Thor des chinesischen Theiles von Schanghai.

Digitized by Google

Von den achtzehn hier vertretenen Nationen haben die Engländer am frühesten, d. h. schon vor 40 Jahren, die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt, und heute ist die Niederlassung zu einer wahren Stadt geworden, die zuweilen geradezu als „Palaisstadt" bezeichnet wird. Vom Meere kommend, befindet man sich schon lange in dem ungeheuren Flusse, ohne es zu merken; er bildet noch eine unabsehbare Wasserfläche an der Einmündung seines letzten Zuflusses, des Wu-sung. Je höher hinauf man kommt, desto mehr gewahrt man auf den näher tretenden Ufern die Anzeichen des hierher verpflanzten abendländischen Lebens. Ueberall zeigen sich hier draußen stattliche Villen mit ihrem Zubehör von Treibhäusern, Badehäusern u. s. w.; von ihren Dächern wehen die Flaggen aller Länder. Hohe Dampfschornsteine, pfeifende Maschinen und anderer Fabriklärm lassen erkennen, daß das industrielle Viertel des europäischen Schanghai schon zu eng geworden ist für diese neuen Anlagen. Am Quai, wo der Dampfer anlegt, ziehen sich ungeheure Magazine und Speicher hin. In den wohlgepflasterten, reinlich gehaltenen Straßen der europäischen Stadt tritt dem Abendländer nichts Fremdartiges entgegen. So verbrachte denn Pjasetzki die beiden Tage des Aufenthaltes in Schanghai ausschließlich in der chinesischen Stadt und in dem sogenannten gemischten Viertel, das den Uebergang von dieser zu jener bildet. Macht das gemischte Viertel mit seinem Nebeneinander von europäischer und chinesischer Kultur schon bei Tage einen seltsam verworrenen Eindruck, so erscheint es bei Abend mit seiner gleichzeitigen Straßen-

Wu-tschang-fu vom Thurme Huan-ho-lou gesehen.

beleuchtung durch Gas- und Papierlaternen, mit seinen für den internationalen Verkehr geöffneten und reichbesuchten europäischen und chinesischen Restaurants und Vergnügungslokalen noch bunter. Die Opiumhallen, in denen der Habitus in den täglich dreimaligen Besuchen seine zehn bis fünfzehn Pfeifen zu rauchen pflegt (jede Pfeife kostet nach unserm Gelde 40 bis 60 Pf.), und die Dampfbäder, die, ähnlich eingerichtet wie die russischen, nur bedeutend unsauberer sind als diese, werden, ebenso wie die geräuschvolleren Vergnügungen gewidmeten Lokale auch bei Nacht fleißig besucht. Besonders charakteristisch für die gemischte Stadt sind aber die von Chinesen gehaltenen Nachtasyle, große Säle, in die man von der Straße aus tritt, und an deren Wänden sich hohe hölzerne Fächerschränke befinden. Jedes Fach derselben hat eine Länge von 6 bis 7 Fuß; es ist mit einer Nummer versehen und wird für einen geringen Preis als Schlafraum vermiethet. Von einer Bedienung oder auch nur Kontrolle ist weder des Abends noch in der Nacht die Rede, der Saal steht für jeden Ruhebedürftigen offen. Morgens erscheint der Besitzer an der Thür, um das Schlafgeld von den Gästen einzukassiren. Die Asyle sollen vorzugsweise von chinesischen Reisenden benutzt werden, die nach Landessitte als unerläßliches Reisegepäck ihre vollständige, freilich wenig voluminöse Betteinrichtung von Decken und Kissen bei sich führen. Einwohner der chinesischen Stadt, die sich über den Thoreschluß derselben hinaus verspätet haben und dann gern hier eine Unterkunft suchen, müssen sich mit dem vollkommen kahlen Holzsache begnügen.

Die chinesische Stadt von Schanghai erschien Pjasetzki

wie ein großer Trödelbazar: enge, schmutzige Straßen, eine geräuschvolle Menge und ein buntes Durcheinander von reinen und unreinen Dingen, die, dicht zusammenstehend, theils als Eßwaaren, theils als — Dünger verkauft werden. Mit besonderm Interesse beobachtete der Reisende hier einen Kollegen, einen eingeborenen Jünger Aeskulaps, der auf einem Bambustuhle im Schatten eines ungeheueren quadratischen Sonnenschirmes sich inmitten der Straße niedergelassen hatte. Auf einem Tischchen lagen alle seine Medikamente vor ihm ausgebreitet: Wurzeln, Kräuter, Thierschädel, das vollständige Skelet eines Affen, Schalen von Früchten, Stücke von Schlangen- und Krokodilhaut u. s. w. Von chirurgischen Instrumenten waren nur eine Anzahl hölzerner Schröpfköpfe und eine Menge längerer und kürzerer Nadeln für die in China wie in Japan allgemein gebräuchliche und gegen fast alle Krankheiten in Anwendung kommende Akupunktur vorhanden.

Die Fahrt den Jang-tse-kiang aufwärts wurde auf dem englischen Dampfer „Fire-Queen" gemacht; während der drei Tage ihrer Dauer passirte man 17 ansehnliche Städte, darunter auch Nanking, das seit dem letzten Tai ping-Aufstande eigentlich nur noch aus traurigen Ruinen besteht. Von seinem alten Wunder, dem berühmten Porcellanthurme, ist heute nichts mehr zu sehen. Unzählige Dschunken und kleinere Boote belebten den Fluß auf der ganzen Strecke, und auch an den reichbevölkerten Ufern zeigte sich überall reges Leben und Verkehr. An vielen Stellen wurde gefischt, an anderen waren zahlreiche Arbeiter damit beschäftigt, das hohe Uferrohr zu schneiden und auf große Kähne zu verladen.

Am 31. Oktober langte man an der Einmündung des Han-kiang in den Jang-tse an, wo, durch breite Wasserarme von einander getrennt, die drei Städte U-tschang-fu (oder Wu-tschang-fu), Han-jang-fu und Han-khëu liegen, die zusammen eine Häuser- und Einwohnerzahl repräsentiren, wie sie nur noch London aufzuweisen hat. Han-khëu zeigt von weitem schon an einem mit Taxus bepflanzten Quai eine Reihe zweistöckiger Häuser, das europäische Quartier des für den Theehandel wichtigen Ortes. Verhältnißmäßig zahlreich ist hier der russische Handel vertreten; in der aus etwa zwanzig jüngeren, sämmtlich unverheiratheten Kaufleuten bestehenden russischen Kolonie fanden die Reisenden gastliche Aufnahme während ihres mehrwöchentlichen Verweilens in Han-khëu. Bis jetzt existirt in dem so weit im Lande belegenen Orte noch kein selbständiges europäisches Geschäft. Die hier ansässigen fremden Kaufleute sind ausschließlich Kommissionäre, die den Verkehr zwischen den chinesischen Producenten und den auswärtigen Handelshäusern vermitteln. Mehrere von ihnen, namentlich Russen, betreiben daneben seit einigen Jahren noch die Fabrikation von Ziegelthee, zum Theil in eigenen, zum Theil auch in von Chinesen gepachteten Fabriken. Die eigentliche Theekultur befindet sich nur in den Händen der Chinesen, und die ausgedehnten Besitzungen an Theeplantagen in der Umgegend von Han-khëu, deren sich manches europäische Handelshaus rühmt, existiren nur in den Aufschriften der Theekisten, nicht aber in Wirklichkeit.

Han-khëu.

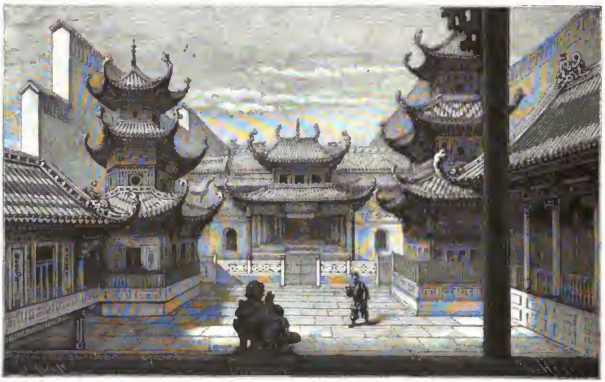
In zum Theil sumpfiger Niederung belegen, hat Han-khëu ein Klima, an das sich die Europäer nur schwer gewöhnen: im Frühjahr leiden sie unter der wochenlang dauernden feuchten Witterung, im Sommer unter der starken Hitze, die mit dem Beginn des Juni eintritt, vier Monate lang anhält und die Temperatur im Freien bis auf 40°, in den Häusern bis auf 30° R. bringt. Trotzdem arbeiten die Chinesen den ganzen Tag über im Freien und zwar selbst in der Mittagssonne mit unbedecktem Haupte.

Unter der Führung des Herrn Schewelow, eines russischen Kaufmanns, der sich während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Han-khëu durch eifriges Studium der Sprache und Literatur zu einem bedeutenten Sinologen ausgebildet hat, unternahm Pjasetzki seine ersten Ausflüge durch die drei Städte. In einem zweisegeligen Boote ging es zunächst nach dem rechten Ufer des Jang-tse hinüber, auf dem sich hinter einer hohen Zinnenmauer das volkreiche Wu-tschang-fu ausbreitet; an der Außenseite der Mauer, zum Theil über dem Wasser hängend und durch Pfeiler gestützt, kleben, Schwalbennestern gleich, eine Menge elender kleiner und doch augenscheinlich reichbewohnter Holzhütten. An einer weit in den Fluß hineinragenden Terrasse wurde angelegt; auf breiten Treppen stieg man zu dem seltsamsten

Digitized by Google

Bauwerke, dem Thurme Huan-ho-lou, empor. Von polychromischer Form, ringsum mit Säulen geschmückt, baut sich der Thurm in drei nach oben sich verjüngenden Stockwerken auf, deren vorkretende und emporstrebende Ecken mit Glöckchen behängt sind. Buntfarbige Karniese, zierliche Gitter vor den Fenstern und vielfach angebrachte herabhängende Inschriftentafeln geben dem Thurme ein heiteres, märchenhaft berührendes Ansehen. Eine zahllose Menge von Neugierigen begleitete die Fremden bei diesem ersten, wie bei allen späteren Gängen durch die Stadt; man wußte nicht, ob man die Zudringlichkeit oder die Unermüdlichkeit des tobenden Haufens mehr bewundern sollte, der in dem Eifer, etwas zu sehen, nicht nur sich selber, sondern auch die Gegenstände seiner Bewunderung stieß und drängte. War es unter diesen Umständen für Pjasetzki schwer genug, auch nur eine flüchtige Skizze zu entwerfen, so wurde Matusowski noch mehr bei seinen Arbeiten gehindert. Die russische Officersuniform, die er trug, und die Instrumente, deren er sich bediente, erregten, wo er sich blicken ließ, einen wahren Aufruhr.

Wu-tschang-fu ist wie seine beiden Schwesterstädte und wie schließlich ja alle chinesischen Ortschaften, unglaublich schmutzig. Enge, stinkende Straßen, zum Theil mit Bretterdächern gegen die Sonne geschützt; niedrige, wie nach einer Schablone gebaute weiße Häuser, deren mit grauen Ziegeln gedeckte Dächer hier an den Ecken bedeutend höher emporgeschweift waren, als man dies in den Küstenstädten gesehen hatte, hin und wieder ein hochragendes Tempeldach: das war der Eindruck, den die Fremden von den drei Städten empfingen. Das ungeheure Terrain, auf dem sie stehen, läßt ihre Größe weniger imposant erscheinen; überraschend großartig erschien Pjasetzki hier nur wieder der Verkehr auf dem Wasser.



Vereinshaus (Hui-guan) der Kaufleute aus der Provinz Tsien-si.

Die Zahl der vor Anker liegenden größeren Schiffe betrug nach mehrmaliger Schätzung etwa 10 000; zwischen ihnen wimmelte es von unzähligen Booten und Barken, die der Mehrzahl nach einer Familie zum alleinigen Aufenthalt dienten.

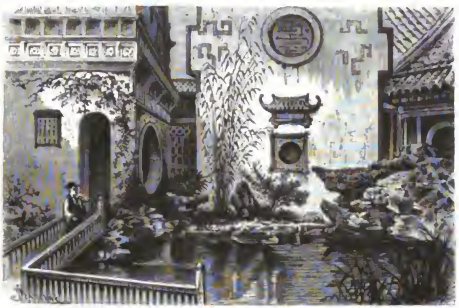
Durch die Mündung des Han-kiang von einander getrennt, liegen Han-jang-fu und Han-thëu auf dem linken Ufer des Jang-tse. Von einem Hügel, auf dem sich ein zu der erstgenannten Stadt gehöriger Tempel erhebt, nahm Pjasetzki seine Ansicht von Han-thëu auf. Der unerträgliche Lärm der Stadt drang ebensowenig hier heraus, wie die Schar der lästigen Verfolger. Dafür befand man sich hier oben in der Gesellschaft ehemaliger Einwohner von Han-jang-fu: der Tempel enthielt nämlich eine Menge von Leichen, die zum Theil schon seit mehreren Monaten in ihren mit Mastix hermetisch verschlossenen Särgen hier bewahrt wurden, um nach frommem Brauche zur Bestattung in ihre Heimathsprovinz gesandt zu werden.

Das Straßenleben in Han-thëu übertraf an Lebhaftigkeit Alles, was Pjasetzki bislang Aehnliches gesehen hatte. Neben den bekannten Typen der ambulanten Verkäufer, der Straßenköche und Aerzte, der Barbiere, Augen- und Ohrenreiniger, die das Publikum auf offener Straße bedienten, neben manchem widerwärtigen Anblick, der das ästhetische Gefühl eines Europäers auf das Empfindlichste beleidigt, gab es hier auch eine Menge interessanter Dinge zu studiren. Theils in den nach vorn offenen Erdgeschossen der Häuser, theils auf der Straße selber wurden hier die verschiedensten Gewerbe und Handwerke betrieben. Maler und Kunststicker, Graveure, Korbflechter und Weber, Färber, Lichtzieher, Zuckerbäcker u. s. w., Alle arbeiten hier coram publico, ebenso unbekümmert um die lärmende Menge, die manchmal einem besonders interessanten Proceß ihrer Arbeiten neugierig zuschaut, wie um die zahlreichen herrenlosen Hunde, die sich unter ihren Tischen umherjagen, und die in Gemeinschaft mit ganzen Scharen kleiner schwarzer Schweine die Straßenreinigung besorgen.

Digitized by Google

Von Leuten der höheren Klassen wird das Straßengewühl, das sich ausschließlich aus Angehörigen der unteren Volksschichten zusammensetzt, ängstlich gemieden. In ihren Palankins, von mehreren Dienern begleitet, welche die andrängende Menge durch geschickt ausgetheilte Schläge mit ihren Zöpfen, sowie durch gelegentliches Anspeien zurückhalten, lassen sie sich durch die Straßen tragen. In demselben Aufzuge machten die Mitglieder der Expedition die nöthigen Staatsbesuche bei den vornehmsten Mandarinen der Stadt, sowie bei dem Gouverneur der Provinz, um sich ihren Schutz und ihre Unterstützung zu sichern. Bei allen diesen Gelegenheiten leistete ihnen Schewelow's genaue Kenntniß der Sprache, der Sitten und besonders des strengen Ceremoniells unschätzbare Dienste. Ohne Bedenken, ja sogar mit einer gewissen steifen Zuvorkommenheit wurde ihnen der gewünschte Schutz zugesagt, doch konnte sich Piasetzki bei allen diesen Audienzen des Eindruckes nicht erwehren, als sei das Verhältniß zwischen den chinesischen Behörden und den fremden, in diesem Falle den russischen Kaufleuten im Grunde ein gespanntes, als hege man besonders auf chinesischer Seite ein fortwährendes Mißtrauen.

Durch Schewelow's Vermittelung fand Piasetzki bald Gelegenheit die architektonischen Schenswürdigkeiten der Stadt näher kennen zu lernen. Wie in allen chinesischen Städten kann der Fremde auch in Han-khöu stundenlang durch die Straßen gehen, ohne etwas anderes zu sehen, als die gleichartigen niedrigen Häuser mit ihren Läden und Werkstätten und hin und wieder eine hohe, meist mit Zinnen versehene Mauer. Alles, was die Stadt an hervorragenden Bauten besitzt, Tempel (miao) und Pagoden (ta), Häuser reicher Privatleute und die großartigen Etablissements der verschiedenen Kaufmannsklubs, verbirgt sich hin-



Garten des Tsien-si-hui-guan.

ter diesen Mauern oder auf weit hinter der Straßenfront liegenden Höfen. In jeder größern Stadt Chinas treten die Kaufleute je nach den Provinzen, denen sie entstammen, in fest organisirten Vereinen zusammen, deren jeder ein nach demselben Hauptplane gebautes Vereinigungslokal, ein sogenanntes Hui-guan besitzt. In der Ausführung, den Mitteln des betreffenden Vereins entsprechend, sehr verschieden, stimmen doch sämmtliche Hui-guan darin überein, daß sie in mehreren großen, durch Mauern von einander getrennten Höfen Wohnhäuser für Reisende und neue Ankömmlinge aus ihrer Provinz, ferner ein Theater, einen Tempel, sowie mehrere kleine Gärten umschließen. Das Theater besteht nur aus einer offenen, im Tempelhofe belegenen Bühne, an deren Seiten sich Logen für die Mitglieder des Vereins, sowie für geladene Ehrengäste befinden. Das übrige Publikum, das sich zu den Vorstellungen einfindet, muß auf dem Hofe stehen. Das hervorragendste Etablissement dieser Art ist in Han-khöu das Tsien-si-hui-guan, d. h. das Vereinshaus der aus der Provinz Tsien-si stammenden Kaufleute, einer Provinz, die durch ihre großartigen Porcellanmanufakturen berühmt ist. Zu den Versammlungen der Kaufleute, zu den Bankets und Festen, die hier an den Festtagen der Tempelgötter, der Schutzgötter der Provinz Tsien-si und bei ähnlichen Gelegenheiten veranstaltet werden, konnte Piasetzki leider keinen Zutritt erhalten; dafür wirkte ihm Schewelow die Erlaubniß aus, das während des größten Theils des Tages leer stehende Etablissement nach Belieben besuchen zu können. In Gesellschaft des He-schan, des als Wächter angestellten Priesters, verbrachte nun Piasetzki täglich mehrere Stunden hier, mit Aufnahmen des Tempelinnern, der mit Altären und Bildwerken geschmückten Höfe und der zierlichen Gärten beschäftigt.

Digitized by Google

Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes.

II.

Dem Neugeborenen drohen zahlreiche Gefahren von Seiten böser Geister. Das als „unrein" geltende Kind wie seine „unreine" Mutter, beide sind leicht dem Einflusse schädlicher Kräfte ausgesetzt. Bei den Großrussen ist der Aberglaube verbreitet, daß die „unreine" Macht unter der Gestalt einer Schlange bemüht ist auf das Neugeborene sich zu stürzen und die Mutter zu erdrücken. In Klein-Rußland läßt man des Nachts bis zur Taufe des Kindes ein Licht brennen, damit der Teufel das Kind nicht stehle, es nicht verwechsele. In Süd-Rußland geht beim gemeinen Mann folgende Erzählung: ein Bauer hatte ein Kind von drei Jahren; es konnte nicht sprechen, nicht gehen — nur viel essen. Man sagte, es wäre ein Wechselbalg. Die Eltern holten sich bei klugen Leuten guten Rath, was zu machen sei, um dieses Kind los zu werden und von der „unreinen" Macht das eigene zurückzuerhalten. Ein alter Zauberer rieth ihnen den „Wechselbalg" mit einer Ruthe zu schlagen. Die Eltern thaten das und schlugen das Kind; auf das Schreien desselben lief ein fremdes Weib herzu und rief: Warum quält und schlagt ihr mein Kind; gebt mir das meine, da habt ihr das eurige! Dabei warf sie ihnen ihr Kind hin, ergriff das andere und verschwand. In der Ukraine erzählt man sich: es wurde ein Knabe mit einem großen Kopf (Wasserkopf) geboren, mit langen dünnen Beinen und vortretenden Augen; der Knabe konnte nicht gehen; im siebenten Jahr fing er an wahrzusagen, aber nur am Morgen. Der Vater hatte einen Bienengarten. Einst in der Nacht weckte der „Wasserkopf" seinen Vater und erzählte, daß Diebe da sein, um den Honig zu stehlen. Der Vater glaubte den Worten nicht, legte sich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen. Der Sohn weckt ihn zum andern Mal. Da ging der Vater hinaus und sah wirklich zwei Räuber, welche im Begriff waren, den Honig zu stehlen. Der Ruhm des Knaben verbreitete sich schnell. Viele wandten sich an den Knaben, um Rath sich zu erbitten. Da starb der Knabe im zehnten Lebensjahre. Die klugen Leute aber sprachen, daß man nur den Leib begraben habe, er selbst sei irgendwo unter anderer Gestalt erschienen und fahre fort wahrzusagen. Die Sorge um die Existenz des Neugeborenen und um dessen Hilflosigkeit gegenüber den Anschlägen des Teufels ist der Grund dafür, daß die Eltern sich bemühen im Kinde früh die Zeugungsfähigkeit zu entwickeln; zu diesem Zweck befestigt man in Klein-Rußland an das Kind nach dem ersten Bade Hanfstengel mit Samen. In Klein-Rußland treibt man das Kind nach der Taufe in das Paradies, d. h. trägt es um den Tisch. Im Gouv. Woronesch legt man das Kind nach der Taufe auf einen Pelz, damit es reich werde. In Bulgarien besucht die Hebamme am 8. Januar alle die Kinder, welche sie zur Welt befördert und segnet sie. Sie flicht rothe und weiße Wolle bei sich, aus der rothen Wolle macht sie einen Bart, aus der weißen Wolle Haare und klebt dieselben mit Honig an das Kind. Sie klebt auch einige rothe Wollenfäden an die Hausthür, streut dabei etwas Hirse aus und murmelt einen Zauberspruch. Die weiße Wolle drückt den Wunsch aus, das Kind möge leben bis zum grauen Alter, die rothe Wolle bedeutet, daß die Wangen roth, die Hirse, daß das Kind dick werde, der Honig, daß das Kind arbeitsam werde wie eine Biene und daß das Kind dereinst das menschliche Geschlecht vermehre wie eine Biene.

Nach verschiedenen Kennzeichen am Körper des Neugeborenen beurtheilt man seine Lebensdauer. In Klein-Rußland prophezeiet man langes Leben demjenigen Kinde, welches beim Aufstehen die Beinchen krumm macht, bei welchem viel „Fleisch" in den Kniewinkeln zu sehen ist, welches kräftige Ohren hat, und mit geschlossenen Augen schläft. Das Auftreten von Parasiten (welcher Art?) hält man im Gouv. Charkow für die Vorboten einer Krankheit; an einigen Orten glaubt man, daß ein Kind mit Parasiten nicht länger als zwölf Jahre leben kann.

Eine längere oder kürzere Zeit, jedoch nicht über 40 Tage, gilt das Neugeborene als „unrein". In Klein-Rußland stillt die Mutter das Kind nicht bis zur Taufe; so lange stillt es ein fremdes Weib. Im Uebrigen ist es schwierig hier zu bestimmen, was zu dieser sonderbaren Sitte die Veranlassung gab. In Böhmen hütet man sich ein ungetauftes Kind in ein fremdes Haus zu tragen, um das Haus nicht ins Unglück zu stürzen. An vielen Orten in Rußland hält man es nicht für nöthig ein ungetauftes Kind auf dem Kirchhof zu begraben, man gräbt dasselbe in der Nähe des Hauses ein.

Die Reinigung des Neugeborenen geschieht durch Feuer und Wasser. Bei den Littauern wäscht die Hebamme das Kind unmittelbar nach der Geburt mit kaltem Wasser im Namen der „Lauma", der Göttin des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit der Erde. Das kalte Wasser soll dem Kinde Schönheit bringen. An vielen Orten in Rußland badet man das Neugeborene in recht kaltem Wasser. Es scheint, daß dieses Bad des Neugeborenen schon bei den alten Slaven mit irgend einem Gotte oder einem übernatürlichen Wesen in Verbindung gebracht wurde, noch heute wirft man gleichsam zum Zeichen der Opferung Gold- und Silbermünzen oder andere werthvolle Gegenstände in das Badewasser.

Die Geburt eines Kindes wird bei den Slaven mit Freuden begrüßt; bei den Serben nur die eines Knaben. Man feiert die Geburt eines neuen Familiengliedes in verschiedener Weise: unter den Bauern des Gouv. Twer werden verschiedene Arten von Brei gekocht und die Freunde eingeladen. Der Vater des Kindes nimmt von den Anwesenden die Löffel und steckt sie in den Brei; die Gäste laufen sich die Löffel zurück, d. h. jeder steckt eine Münze in ein auf dem Tisch liegendes Stück Brot; das Brot mit den Münzen bekommt die Wöchnerin. Die Sitte des Breikochens wird auch anderswo beobachtet, jedoch bei der Taufe, z. B. im Gouv. Woronesch. An einigen Orten in Klein-Rußland giebt man zur Tauffeier gekochte Früchte.

Die sogenannte „Scheitelschur" ist bei Nichtslaven wie bei Slaven verbreitet. Unter den Russen fand dieser Gebrauch bis zum XVII. Jahrhundert sogar in der zarischen Familie statt. Im Gouv. Kursk schneidet der Pathe (Taufvater) dem Kinde sobald es das erste Lebensjahr erreicht hat, in Gegenwart von Gästen zum ersten Mal die Haare. In Klein-Rußland schneidet die Hebamme dem Neugeborenen drei Büschel Haare vom Kopf.

Die Taufgebräuche sind im Allgemeinen nicht selbständig und von den Geburtsgebräuchen nicht zu trennen. Man beobachtet dieselben Gebräuche in einer Gegend bei der Geburt, in der andern Gegend bei der Taufe des Neu-

Digitized by Google

geborenen. In Klein-Rußland sind weder Vater noch Mutter bei der Taufe zugegen; im Gouv. Jaroslaw muß nur der Vater fortbleiben; dann kann die Mutter, weil sie vor Ablauf des vierzigsten Tages nicht die Kirche betreten darf, auch der Taufe nicht beiwohnen. Im Gouv. Poltawa, Kreis Chorol, legt man auf die Schwelle der Hütte, über welche die Taufgäste eintreten, ein Beil, damit niemand das Kind behexen kann, gleichwie das Eisen nicht behext werden kann. Der Ursprung dieser Sitte ist unbekannt.

Viele der hieher gehörigen Gebräuche stellen symbolisch die Anerkennung des Neugeborenen als Kind oder Glied der Familie dar. Im Gouv. Wilna nuter den Weißrussen und Litauern ist es Sitte, daß man nach der Rückkehr aus der Kirche, woselbst das Kind getauft worden, dem Vater das Kind giebt; er legt es auf die Thürschwelle und hebt es nach einigen Minuten auf. Im Gouv. Perm giebt die Hebamme das Neugeborene dem Vater, welcher es selbst in die Wiege legt und damit officiell als sein eigenes Kind anerkennt. Von gleicher Bedeutung ist die unter den Slaven weit verbreitete Sitte, das Neugeborene in ein Hemd des Vaters zu hüllen. Im Gouv. Charkow z. B. geschieht das ohne Rücksicht auf das Geschlecht des Kindes. Die Kaschuben machen die erste Windel aus einem Hemde des Vaters, jedenfalls aus dem Hemde eines Mannes. Im Gouv. Kursk und auch in Klein-Rußland hüllt man das neugeborene Mädchen in ein Hemd der Mutter, den neugeborenen Knaben in ein Hemd des Vaters.

Man benützt sich weiter, dem Neugeborenen solche Gegenstände zu reichen, welche einen guten Einfluß üben sollen. Zum Beispiel bei den Montenegrinern berührt die Hebamme das neugeborene Knäblein mit einem landwirthschaftlichen Geräth, damit es ein guter Ackerbauer werde, das neugeborene Mädchen aber mit einem Flachsballen, damit es eine fleißige Hausfrau werde. In alter Zeit legte man in Rußland bei den Ebelleuten den Knaben nach der Taufe Brot, einen kleinen Bogen und Pfeile in die Wiege, den Mädchen einen Spinnrocken.

Verschiedene Erkrankungen des Neugeborenen können durch Beobachtung bestimmter Vorschriften abgewandt werden. Im Gouv. Charkow hängt man dem Neugeborenen Krebssteine um, damit dasselbe leicht zahne. Noch für wirksamer gilt das Umhängen eines Wolfszahnes. Wenn das Kind kränkelt, so verkauft man es für einige Kopeken den nahen Anverwandten, d. h. erhält von diesen etwas Geld und sagt, daß das Kind verkauft ist. Im Gouv. Tschernigow errichtet man, um das Kind gesund zu erhalten, auf Kreuzwegen ein Kreuz. Im Gouv. Minsk wird, sobald ein Kind zu derselben Zeit geboren wurde, während welcher ein anderes starb, das Neugeborene als die Ursache des Todes des andern angesehen und die Mutter des Todten fastet und betet, daß Gott die Mutter des Neugeborenen strafe. Wenn im Gouv. Kursk ein neugeborenes Kind stirbt, so badet sich die Mutter, zerhackt ihr Hemd und verbrennt es.

In einigen noch erhaltenen Tauf- und Geburtsgesängen sowie in vielen Gebräuchen erkennt man die Gottheiten, welche Mutter und Kind beschützen sollen. Die Göttin des Mondes ist die Beschützerin der Geburten. In Klein-Rußland gilt das Erscheinen des Mondes gleichzeitig mit einem Stern zur Zeit einer Geburt als glückbringend. Der Kosake, der zu dieser Zeit geboren wird, hat überall Glück, besonders in der Liebe. Die Seele des Kindes steht in geheimnißvoller Verbindung mit dem Stern. Ein fallender Stern bedeutet in Klein-Rußland, daß ein Kind gestorben. Bei den alten Slaven war der Morgenstern der Beschützer der verheiratheten Frauen; sie glaubten auch an die mächtigen Schicksalsgöttinnen, welche die Faden des menschlichen Lebens spinnen. Die Tschechen kennen drei Schicksalsgöttinnen: das sind drei weiße Frauen, welche um Mitternacht zum Neugeborenen in das Zimmer kommen, oder am Fenster erscheinen und dem Kinde sein Schicksal verkündigen. Sie halten brennende Lichter in den Händen, so lange sie den Spruch sagen. Bei ihrem Nahen versinkt Alles in tiefen Schlaf; nur sehr fromme Leute werden des Glückes theilhaftig, sie zu erblicken. Bei der Geburt des Kindes stellt man ihnen Brot und Salz hin.

Nach dem Aberglauben der süd-österreichischen Slaven erscheinen bei der Geburt eines jeden Kindes drei oder sieben Frauen (Schicksalsgöttinnen)[1]), welche darüber entscheiden, ob das Kind glücklich oder unglücklich sein wird. In Betreff derselben existiren allerlei poetische Erzählungen. In die Hütte eines reichen Bauern kam ein Spieler und sang ein Lied davon, daß alles Glück und alles Wohlergehen sich auf das friedliche Dach senke. Es war Abend; der Bauer lud den guten Sänger ein mit ihm das Nachtessen zu theilen und bei ihm über Nacht zu bleiben. Um Mitternacht hörte der Spielmann im Schornstein einen Lärm und sah plötzlich sieben junge weißgekleidete Frauen; er vermeinte ihren Spruch zu vernehmen; die eine verkündete dem geborenen Knäblein 70 Lebensjahre, Reichthum, drei Ehen; und der ersten einen Sohn, aus der zweiten zwei Töchter, aus der dritten vier Söhne, schließlich Tod durch einen Schlagfluß. Die zweite bestimmte dem Kinde eine Frist von 89 Jahren, Reichthum, ein Bisthum und Tod durch ein Fieber. Die dritte sagte, er werde ein Kaufherr werden, zu Grunde gehen und an Seelenqualen sterben. Die vierte redete kurz: mag ein Blitz ihn im neunzehnten Jahre tödten! Damit waren alle anderen einverstanden und das Schicksal des Neugeborenen bestimmt; am Morgen mit dem ersten Hahnenschrei waren alle Göttinnen entschwunden. Am andern Morgen erzählte der Spielmann alles seinem Wirthe. Dieser erbaute nun seinem Sohn einen hohen starken Thurm, um ihn vor dem Gewitter zu bewahren. Mit 19 Jahren war der Knabe zu einem kühnen und vortrefflichen Jüngling herangewachsen. Er glaubte an Gott und hoffte auf ihn. An seinem Geburtstage war er draußen im Felde, schwarze Wolken verdunkelten den Himmel; ein helleuchtender Blitz zerschmetterte eine Eiche, neben welcher der betende Jüngling kniete; aber der Jüngling blieb unversehrt. Er heirathete ein junges schönes Weib, hatte sieben Söhne und zwei Töchter und lebte bis zum 95. Jahre. Es sprach beständig: Gott ist der Richter — aber die Schicksalsgöttinnen sind Lügnerinnen.

(Der Verfasser hat, wie ersichtlich, die einschlägige fremde wie russische Literatur gründlich studirt; die vielfachen Hinweise auf die benutzten Quellen haben wir natürlich hier fortlassen müssen.)

[1]) Sie werden „wila“ genannt.

Digitized by Google

Die Angolares-Neger der Insel São Thomé.

Von Dr. Richard Greeff, Professor in Marburg.

I.

Während meines Aufenthaltes auf dem im Meerbusen von Guinea, unfern der Südküste der Insel S. Thomé gelegenen Eilande Rolas[1]) in den ersten Monaten des Jahres 1880, hatte ich häufig Gelegenheit mit den den Süden von S. Thomé bewohnenden und uns somit benachbarten Angolares zu verkehren, einem eigenthümlichen Negervolk, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich auf der Insel angesiedelt und von da ab lange Zeit in dem hohen und wilden Waldgebirge des Südens als freier Volksstamm unter einem selbstgewählten Könige sich behauptet hat. Später der portugiesischen Herrschaft unterworfen, haben sich die Angolares doch bis auf den heutigen Tag in ihren alten Wohnplätzen als besondere abgeschlossene Gemeinschaft erhalten, getreu ihrer ursprünglichen Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen. Die Angolares spielen außerdem in der Geschichte der Insel S. Thomé eine nicht unbedeutende Rolle und es mag deshalb wohl von Interesse sein über dieses merkwürdige, bisher wenig bekannte und beachtete Negervolk durch die folgenden Mittheilungen etwas Genaueres zu erfahren.

Im Jahre 1544, 74 Jahre nach der Entdeckung und Besitznahme von S. Thomé durch die Portugiesen, strandete an den „Sete Pedras“ (sieben Felsen), einer ungefähr 6 bis 7 km von der Südküste der Insel aus dem Meere aufzutauchenden Gruppe von Basaltklippen ein von Angola kommendes Sklavenschiff. Nach einer auf S. Thomé, ja auch unter den Angolares selbst, wie es scheint, verbreiteten Annahme, stammten die Sklaven vom Zaire (Congo), doch spricht, wie wir später sehen werden, der noch heute unter den Angolares herrschende Bunda-Dialekt entschieden mehr für ihre Herkunft aus dem eigentlichen Angola- als aus dem Congo-Gebiet. Die Bestimmung des Sklavenschiffes scheint unbekannt geblieben zu sein.

Die Schiffbrüchigen gewannen durch Schwimmen die nahe Küste von S. Thomé an der Angra de S. João, einer in das dunkele Waldgebirge der Insel einschneidenden, nur nach Südosten geöffneten Bucht, die wegen ihrer geschützten Lage einen der besten Hafenplätze von S. Thomé darstellt. Im Grunde derselben dehnt sich ein breiter glatter Sandstrand, trefflische Landungsplätze bietend, aus; auf diesen folgt nach innen ein Wald von Kokospalmen, von zwei Gebirgsflüssen, die in die Bucht sich ergießen, durchrauscht und dann steigen fast ringsum grüne Berge und Felswände zu einem weiten Moutel auf, im Süden auf einem halbinselartigen Vorsprung der Küste, der Ponta do Ilheo grande, der Pico Macurú und im Norden und Westen ein hohes mit üppigen Baum- und Strauchmassen bedecktes Felsenufer.

Damals war die ganze Südostküste und mit ihr die Angra de S. João noch völlig unbewohnt und unkultivirt. Heute liegt hoch oben auf einem grünen, steil aufsteigenden Hügel im Norden der Bucht, wie ein Adlerhorst, die kleine Villa de Santa Cruz dos Angolares, ein aus einigen ärmlichen Häusern und Hütten bestehendes Negerdorf, der südlichste Vorposten der portugiesischen Kolonisation und Herrschaft, der seit einigen Jahren nun auch ein den ganzen Distrikt von Santa Cruz dos Angolares verwaltendes kleines Militärkommando erhalten hat.

Nur ein sehr schmaler und spärlicher Kulturstreifen zieht sich an der Küste entlang über die Villa de Santa Cruz und die Angra de S. João nach Südwesten hinab bis zur Bahia da Praia grande dos Angolares (Praia grande do Sul). Im Uebrigen ist auch heute noch der ganze Süden der Insel S. Thomé, abgesehen von den zerstreuten und meistentheils unfern der Küste gelegenen kleinen Niederlassungen der Angolares und den sie verbindenden Gebirgspfaden, mit dichter Urwaldvegetation bedeckt, aus dem die mächtigen Berge der Insel in malerischer Schönheit aufragen, unfern unserer Angra der phantastische Riesenkegel des Cão grande und das hohe grüne Horn des Pico Maria Fernandez, weiterhin, immer höher sich auftürmend, die steile Pyramide des Pico Cabombey und der breite Rücken des Pico de Anna des Chaves bis zu dem alle überragenden über 2000 m aufsteigenden majestätischen Centralstock, dem Pico de S. Thomé.

Die schiffbrüchigen und glücklich gelandeten Angolenser Sklaven nahmen, nachdem sie, theils schon auf dem Meere, theils auf dem Lande die europäische Bemannung des Schiffes getödtet hatten, von der rettenden und, wie es schien, herrenlosen Küste alsbald Besitz, zunächst an der Angra de São João und den sie umgebenden üppigen Urwaldbistritten sich ansiedelnd. Die fischreiche Küste und die Früchte des Waldes boten ihnen hinreichende Nahrung, natürliche und künstlich hergestellte Höhlungen in den zerklüfteten Bergwänden dienten ihnen zur Anlage ihrer „Quilombos“, ihrer Wohnungen.

Die portugiesischen Kolonisten im Nordosten der Insel scheinen die Ankunft der neuen Gäste wohl bemerkt zu haben, aber ohne ihrer Ansiedelung Hindernisse zu bereiten, ja ohne sie weiter zu beachten, zumal sie durch hohe unzugängliche Waldgebirge von ihnen getrennt waren, vielleicht auch in dem Glauben die weitere Kultivirung und Kolonisirung der Insel durch sie fördern zu können. Doch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sollten sie für ihre sorglose Gastfreundschaft hart büßen müssen. Bereits nach dreißig Jahren war aus dem Haufen gestrandeter Sklaven ein wildes und kräftiges Negervolk herangewachsen, das von der Angra de S. João aus immer mehr sich ausdehnend und durch das Gebirge und den Wald sich Bahn brechend, im Jahre 1574 plötzlich drohend im Nordosten der Insel erschien und bald darauf in das Gebiet der portugiesischen Kolonie einfiel, zu einer Zeit, als dieselbe ohnehin schon eine schwere Heimsuchung erlitten hatte.

Nach Entdeckung der Insel S. Thomés durch die Portugiesen zu Ende des Jahres 1470 wurden die ersten Versuche zur Kolonisation im Jahre 1485 durch João de Paiva unternommen, dem ersten Generalkapitän von S. Thomé, dem nebst ausgedehnten Privilegien die Hälfte der Insel von João II. als Schenkung verliehen ward. Aber alle Bemühungen zur Bevölkerung und Kultivirung

[1]) Siehe diese Zeitschr. XLI, 1882, S. 110 u. ff.

Digitized by Google

hatten in den ersten Decennien wegen des gefährlichen und bald allgemein gefürchteten Klimas, dem auch Paiva wie sein Nachfolger João Pereira nach wenigen Jahren erlagen, wenig Erfolg, zumal sich damals dem mächtig aufstrebenden portugiesischen Staate fast auf allen Theilen der bekannten Erde große fruchtbare Kolonien und überreiche Quellen des Wohlstandes erschlossen. Erst als im Jahre 1493 bei der unter João II. in Portugal ausgebrochenen Judenverfolgung eine große Anzahl gerandter und getaufter Judenkinder, zu gleicher Zeit auch Verbrecher und Degradirte aller Art nach S. Thomé gesandt wurden, gewann die Kolonisation festen Boden auf der Insel. Von den ersten von Paiva angelegten kleinen und dürftigen Wohnplätzen im Nordwesten und Norden an der Praia de Anna Ambó und der Ponta Figo wurde nun die Ansiedelung nach der zur Kultivirung günstigeren Nordostküste verpflanzt und hier auch durch den Generalkapitän Alvaro de Caminha in einer weiten schönen Bucht, der Bahia de Anna de Chaves, ein neuer größerer Siedelplatz gegründet, die spätere Stadt und Hauptstadt der Insel, die Cidade de S. Thomé.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts besaß die Kolonie im Nordosten große und reiche Zuckerantpflanzungen und war stetig wachsend zu Wohlstand und vorher nicht gehoffter Ausdehnung gelangt, als sie im Jahre 1567 plötzlich von französischen Korsaren überfallen wurde. Plündernd und mordend drangen diese auf die friedlichen Einwohner ein, beraubten ihre Tempel und verwüsteten die blühenden Pflanzungen und Wohnplätze, so daß die Kolonisten in die Wälder und das Gebirge der Insel flüchteten und sich vor den nichts schonenden Unholden nur dadurch zu schützen wußten, daß sie das Wasser und die Nahrungsmittel vergifteten. Und kaum hatten sie sich von diesem schweren Schlage einigermaßen wieder erholt, so erwuchs ihnen, sieben Jahre später, durch den räuberischen Einfall der Angolares eine neue Geißel. Ihren ersten Angriff richteten diese auf die südlich von der Bahia de Anna de Chaves gelegenen Ansiedelungen bei Mecia Alves und drangen dann, in wildem Siegeszuge Alles vor sich her zerstörend und verbrennend, drohend gegen die Cidade selbst vor. Hier wurden sie, nur mit Pfeilen bewaffnet, durch die ihnen bis dahin unbekannten Feuerwaffen der portugiesischen Besatzung erschreckt und zurückgetrieben. Aber schon nach kurzer Zeit brachen sie von Neuem aus dem Gebiege hervor und hielten seitdem über hundert Jahre lang durch einen in fortgesetzten Angriffen geführten Buschkrieg („guerra do mato“) die Kolonisten im Nordosten beständig in Furcht und Schrecken, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1693) der damalige Gouverneur von S. Thomé Ambrozio Perreira de Beredo durch den tapfern Buschkapitän („o capitão dos matos“) einen geordneten Kriegszug gegen die wilden Ruhestörer unternehmen ließ, der mit ihrer vollständigen Besiegung und ihrer Unterwerfung unter die portugiesische Herrschaft endigte. Ein großer Theil der Angolares wurde gefangen genommen und zu einem Drittheil dem königlichen Fiscus und zu zwei Drittheilen den Siegern als Sklaven zuertheilt. Den Uebrigbleibenden gab man ihre ursprüngliche Wohnsitze an der Angra de São João und der Südostküste zurück, ja gewährte ihnen hier sogar ihre bisherige Freiheit einer eigenen Gemeinschaft mit einem selbstgewählten Könige. Allmählich über den ganzen hochgebirgigen Süden der Insel, insbesondere den Küstentheil desselben sich ausdehnend, haben sie sich hier bis in die neueste Zeit als besonderer, unter dem Namen der Angolares bekannter Volksstamm erhalten, von nun ab friedlich gegen ihre Nachbarn im Norden, sogar mit diesen in Verkehr und Handelsbeziehungen tretend und die portugiesische Oberhoheit anerkennend.

Im Jahre 1869 empörten sich die Angolares gegen ihren damaligen König Roberto Mannel velho, der, wie es scheint, ein sehr absolutes und strenges Regiment führte und richteten Klage gegen ihn bei der portugiesischen Regierung. Roberto wurde in Folge dessen abgesetzt und die Angolares wählten aus ihrer Mitte ein neues Oberhaupt, Domingo Pires, der zu Anfang des Jahres 1878 starb als der letzte König der Angolares. Die Provinzial-Regierung von S. Thomé benutzte diesen Todesfall, um die merkwürdige Autonomie der Angolares aufzuheben und dieselben nun der portugiesischen Verwaltung unter anderweitiger Organisirung ihres Gemeindewesens unterzuordnen. Das interessante Aktenstück, das den Angolares eine neue Verfassung giebt, ist vom 10. September 1878 datirt und beginnt mit der Erklärung, daß der bisherige Zustand der Selbstregierung und -Verwaltung der Bevölkerung des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares ein ungesetzlicher und unhaltbarer sei und daß es geboten erscheine, jenes Volk in den Schoß der öffentlichen Verwaltung und gesetzlichen Ordnung sowie zur Gemeinschaft der Civilisation, von der es sich weit entfernt habe, einzuführen. Bei der großen Entfernung aber dieses Gemeindedistriktes von dem von Santa Anna (dem nördlich von Santa Cruz gelegenen Distrikte) und bei dem Mangel regulärer Verbindungen zwischen diesen beiden Distrikten bestimme der Gouverneur der Provinz von S. Thomé und Principe, daß, so lange innerhalb der Gemeinde der Angolares selbst keine geeigneten Personen zur Uebernahme der Verwaltungsämter sich fänden, ein von der Regierung besonders hiermit beauftragter Militärkommandant die Funktionen der öffentlichen Verwaltung auszuüben habe und zwar unter besonderen weiteren Bestimmungen. Es folgen nun 14 Artikel, durch welche eine ganz genaue Regelung des Gemeindewesens, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares hergestellt wird und welche auch den Angolares selbst unter dem Oberbefehl des Militärkommandanten noch einen wesentlichen Antheil an ihrer Selbstverwaltung und -Regierung gewähren. Auch über die Errichtung einer Schule zum Unterricht der Kinder der Angolares[1]) sowie zur Anbauung und Förderung von Kulturen des Bodens werden besondere Verordnungen getroffen.

So endete die Selbstherrschaft dieses merkwürdigen Negervolkes, das indessen von einer Verschmelzung mit anderen Elementen und Auflösung ihrer Stammesgemeinschaft noch weit entfernt ist. Dagegen schützen sie zunächst ihre Wohnplätze in den wilden von Norden fast unzugänglichen Wald- und Küstengebirgen des Südend der Insel und andererseits ihre argwöhnische Abgeschlossenheit und ihr zähes Festhalten an ihrem Stamm, ihrer Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen.

Auf mich haben die Angolares im Allgemeinen in Rücksicht auf ihre Intelligenz, ihren Charakter und ihre Sitten immer einen durchaus günstigen Eindruck gemacht, obgleich sie sich von Seiten der Portugiesen und der übrigen eingeborenen Neger von S. Thomé keiner besonderen Zuneigung und guten Meinung zu erfreuen haben. Namentlich wird ihnen ihr scheues mißtrauisches Wesen und damit zusammenhängend, vielleicht aber mit Unrecht, Falschheit vorgeworfen. Vortheilhaft zeichnen sich die Angolares

[1]) Im Jahre 1878/79 besuchten nach dem amtlichen Berichte bereits 14 Kinder der Angolares die in Villa de Santa Cruz unter einem Lehrer errichtete Schule.

Digitized by Google

jedenfalls durch ihre noch einfachen Sitten und ihre Mäßigkeit aus. Von der bei den Thomenſern, ſowie den meiſten Negerſtämmen Weſtafrikas, die mit europäiſcher Kultur in Berührung gekommen ſind, immer mehr um ſich greifenden und ſie in Feſſeln ſchlagenden Leidenſchaft für den Branntwein und Tabak haben ſie ſich bisher noch faſt vollkommen frei gehalten. Auch wird, wie ich glaube, noch eine geraume Zeit vergehen, ehe ſich die Angolares der Kultivirung des Bodens reſp. dem Ackerbau zuwenden. Die fiſchreiche Küſte und die das ganze Jahr hindurch ohne Arbeit und Sorge reifenden Bananen, Kokosnüſſe und ſonſtige Früchte bieten überreiche Nahrung. Ihre übrigen Bedürfniſſe erwerben ſie ſich durch den lebhaft von ihnen betriebenen Holzhandel. Mit ihren groben Fleiſchmeſſern, den einzigen, an ihrer Seite nie fehlenden Werkzeugen und zugleich ihrer Waffe, zerlegen ſie ohne Säge oder andere Inſtrumente die größten Baumſtämme von feſtem Holz in dünne Bretter und dieſe bilden ihren Haupthandelsartikel. Außerdem ſind ſie ſehr geſchickt im Aushöhlen der Baumſtämme zu Kanoes, theils zu ihrem eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf. Auch dieſe werden lediglich vermittels der großen Meſſer bearbeitet.

Das erſte Auftreten des Eiſens in Nord-Europa [1]).

α. Unter den jüngeren ſkandinaviſchen Archäologen hat ſich Dr. Undſet durch die Sicherheit, mit welcher er ausgedehnte prähiſtoriſch-archäologiſche Gebiete beherrſcht, ſchnell einen ausgezeichneten Namen gemacht. Mit Recht! Schon ſein vor zwei Jahren erſchienenes Werk über die ungariſche Bronzezeit zeigte, wie er auf dem Kontinente zu Hauſe iſt und mit Neid müſſen wir Deutſchen es jetzt geſtehen, daß wir ſeiner — von Frl. J. Meſtorf mit gewohnter Sachkenntniß und Sorgfalt überſetzten — Arbeit über den im Titel präciſirten Gegenſtand nichts an die Seite zu ſtellen haben.

Von Süden nach Norden verfolgte Undſet in Dutzenden von Muſeen und Sammlungen, in hunderten von Büchern und Abhandlungen das erſte Auftreten des Eiſens und er beweiſt uns, daß es in den nordeuropäiſchen Ländern viel ſpäter in allgemeinem Gebrauch kommt, als gemeinhin angenommen wurde, während in Süd- und Mitteleuropa es ſchon relativ früh im Gebrauche iſt. Und dieſes ſpäte Auftreten muß umſomehr auffallen, als doch ein reger Verkehr zwiſchen Süden und Norden ſich nachweiſen läßt. Je weiter nach Norden in Europa ein Gebiet liegt, deſto ſpäter empfängt es das Eiſen. „Die von Süden nach Norden getragenen Induſtrieerzeugniſſe zeigen uns überall, wie archäologiſch jüngere und ältere Kulturſtadien in verſchiedenen Gegenden chronologiſch gleichzeitig ſein können“, was bei der Betrachtung unſeres Themas vor Allem im Auge behalten werden muß, wenn kein falſcher Standpunkt eingenommen werden ſoll.

Undſet geht von den berühmten, theilweiſe ſchon vor zwanzig Jahren gemachten Funden bei Bologna (Villanova, la Certoſa ꝛc.) aus, wo eine eigenthümliche etruskiſche Induſtrie blühte, die man in die Zeit von 900 bis 400 vor unſerer Zeitrechnung ſtellt, und deren Typen dann nach Norden ſich verbreiten. Hier ſind es zwei Lokalitäten in den Alpen, die dann ausſchlaggebend und vermittelnd für die weiter nördlich gelegenen Gegenden werden: Hallſtadt im Salzkammergut und eine „Station“ am Neuenburger See, wo die Kelten das Eiſen ſchmolzen und ſchmiedeten.

In Hallſtadt ſind 1000 Gräber geöffnet und namentlich durch v. Sacken muſtergiltig beſchrieben worden; über 6000 Gegenſtände wurden hier gefunden. Am Nordende des Neuenburger Sees, beim Dorfe Marin, wurde in einer Untiefe (la Tène im dortigen Fiſcherdialekt) eine bedeutende Menge Eiſengeräth von eigenthümlichem Charakter gehoben und durch Keller geſchildert. Was charakteriſtiſch für beide Gruppen, was ihnen gemeinſam, ſtellt unſer Autor zuſammen. An die hier feſtgeſtellten beiden Typen knüpft ſich aber mehr oder minder alles im Norden an. Die Hallſtädter Sachen ſind zunächſt im Donauthale verbreitet, während die la Tène-Gruppe das Rheinthal beherrſcht. Hier ſind die früheſten Eiſenkulturſtätten, von hier erſtreckt ſich die Wirkung nordwärts bis Skandinavien. Undſet geht nun die einzelnen geographiſch und archäologiſch gegliederten Gebiete Norddeutſchlands und dann Skandinaviens durch und wir wollen ihm in Bezug auf erſtere hier folgen.

Man muß dabei aber nicht wähnen, daß der Autor ſich blos auf die Schilderung des Eiſens und ſeines Auftretens in dem über 500 Seiten ſtarken Bande beſchränkt; es wird alles einſchlägige prähiſtoriſche Material dabei behandelt, manches, wie die Geſichtsurnen, im Zuſammenhange und der ganzen Ausdehnung nach, wohl zum erſten Male. Für Norddeutſchland ſind von beſonderer Wichtigkeit die Urnenfriedhöfe, welche über das ganze Gebiet zerſtreut, aber nach den verſchiedenen Gegenden von verſchiedenem Charakter ſind. Sie ſcheinen von Mitteleuropa auszugehen, über Mähren und Böhmen, und ſich alsdann über die norddeutſche Tiefebene fächerartig auszubreiten bis ans Meer. Dieſe Urnenfelder, die am beſten in Poſen entwickelt ſind, zeichnen ſich durch einen großen Reichthum an keramiſchen Produkten aus; jedes einzelne Grab enthält oft eine Serie von Gefäßen der mannigfaltigſten Formen, alle vortrefflich gearbeitet und oft ſchön dekorirt. Manche Urnen ſind mit Graphit geſchwärzt und polirt. Nach Weſten zu werden die einfachen Urnenfriedhöfe von den Steinkiſtengräbern abgelöſt, in denen oft die Todtenurnen ganzer Familien beigeſetzt ſind. Im Mündungsgebiet der Weichſel erſcheinen die merkwürdigen Geſichtsurnen, deren eine ſchon in Schleſien auftritt. In der Lauſitz werden als charakteriſtiſch die Buckelurnen geſchildert. Ueberall aber hier im Oſten läßt ſich eine lebhafte Verbindung mit der älteſten mitteleuropäiſchen Eiſenkulturepoche, jener von Hallſtadt nachweiſen.

Von da kam die Kenntniß des Eiſens über Mähren und Böhmen, wie die gleichzeitig mit dem Eiſen gefundenen Bronzeſachen beweiſen, welche nordhalliſchen Typus zeigen, der für Hallſtadt maßgebend war. „Mit den fremden Eiſenſachen eignete man ſich die Kunſt an das neue Metall dem an dieſem Mineral reichen Erdboden abzugewinnen und in Folge deſſen finden wir manche lokale Bronzealterformen in Eiſen ausgeführt.“ Waffen und größere Werk-

[1]) Eine Studie in der vergleichenden vorhiſtoriſchen Archäologie von Dr. Ingvald Undſet. Deutſche Ausgabe von J. Meſtorf. Mit 209 Holzſchnitten und 32 Tafeln. Hamburg. Otto Meißner. 1882.

Digitized by Google

zeuge von Eisen sind anfangs noch selten; meistens findet man Dinge zum persönlichen Gebrauche, und die Pferdetrensen deuten darauf, daß das Pferd schon zum Reiten benutzt wurde.

Mit Annahme dieser ostdeutschen Gruppe, die unter dem Einflusse der Kultur von Hallstadt das Eisen kennen lernte, zeigt der übrige deutsche Norden die Eisenzeit unter der Einwirkung der la Tène-Kultur. An manchen Orten können wir auf den Begräbnißplätzen beobachten, wie diese neue Kultur nach und nach vorzuherrschen beginnt. Zuerst erscheinen in den Gräbern Urnen von Bronzealterform und neben alten Bronzen einzelne Eisensachen; bald mehrt sich die Zahl derselben und schließlich erfahren die Formen der Urnen und die Begräbnißmethode mancherlei Aenderungen, Eisen- und andere Sachen im la Tène-Typus herrschen vor: eine neue Kulturperiode ist eingetreten. Dieser allmähliche Uebergang läßt sich hauptsächlich an der Unterelbe verfolgen, in Brandenburg, in der Provinz Sachsen und im östlichen Hannover. „Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, durch welche die neuen Formen und das fremde Metall sich verbreiteten." Ein neu einwanderndes Volk aber war es nicht, welches in Norddeutschland die Eisenkultur entwickelt; ein entscheidendes Argument gegen eine solche Annahme liegt darin, daß die Begräbnißweise dieselbe blieb.

Da nun die la Tène-Kultur unzweifelhaft ganz, jene von Hallstadt wohl größtentheils von Kelten getragen wurde, so ist diesem Volke, nach Lindset's Untersuchungen, die Einführung des Eisens in Norddeutschland zu verdanken. Der Zeitraum, in welchem dieses allmählich geschah, wird von unserm Autor in die ersten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Um die Zeit von Christi Geburt faßten dann die Römer festen Fuß am Rhein und im Norden der Alpen; römische Produkte ergossen sich über das Land und damit begann eine neue Kulturperiode für das ganze nördliche Europa.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Reise durch Kamtschatka.

Der auf einer Reise um die Erde begriffene Mr. G. T. Kettlewell ist mit seiner Dampfyacht „Marchesa" am 5. Oktober von einer achtwöchentlichen Fahrt in den Gewässern nördlich von Japan in Jokohama eingetroffen. In Gesellschaft von Lieutenant Tolliott Powell und Dr. Guillemard hat er während dieser Zeit eine Reise durch Kamtschatka gemacht, über welche ein Brief des Dr. Guillemard (The Mail, 17. November 1882) einiges berichtet. Am 4. August verließ die Yacht Hakodade und erreichte nach neuntägiger Fahrt unter Dampf und Segel Petropaulowsk, eine Stadt von circa 300 Einwohnern an der Awatscha-Bai (53° n. Br.) Es ist das ein vollständig von Land umschlossener Hafen, welcher wie der von Sydney zahlreiche kleinere Buchten enthält und sowohl diesen wie denjenigen von Rio Janeiro an Schönheit und Großartigkeit der Umgebung übertreffen soll, indem fünf gewaltige Vulkane von 7000 bis 11 000 Fuß Höhe das stille Gewässer der Bai überragen. Hier verweilte die Gesellschaft eine Woche, um ihre Expedition nach Norden zu organisiren, und brach dann am 19. August in Begleitung von zwei russischen Führern und Dolmetschern und fünf Kamtschadalen zur Wartung der 26 erforderlichen Pferde und Fohlen auf. 14 Tage lang reisten sie nach Norden, wobei sie täglich neun Stunden ritten und nur zwei Tage Halt machten — den einen um zu jagen, ohne indessen mehr als einen Bären zu erlegen — dann erst befanden sie sich an den Quellen des Großen Kamtschatka-Flusses, deren Entfernung die Führer bedeutend unterschätzt hatten. (Die Erman'sche Karte von Kamtschatka, welche den Engländern nicht bekannt gewesen zu sein scheint, setzt diese Quellen unter 58° n. Br., also nur einen Breitengrad nördlich von Petropaulowsk.) Da man Anordnungen getroffen hatte, die Yacht an der Küste wieder zu treffen, und nicht wünschte, daß sie länger als nöthig in nicht aufgenommenen Gewässern sich aufhalte, so gab man alle Jagdpläne auf und begann ohne Zögern die Reise auf dem Flusse abwärts. Ueber aus Baumstämmen ausgehöhlten Kanoes wurden Flöße erbaut, und auf diesen schwamm die Expedition eine Entfernung von 400 engl. Meilen bis zum Meere hinab. Meist fuhr man auf weiten seenartigen Flußstrecken, die von Birkenwald eingesäumt waren, dahin, und erst, als man sich der Seeküste näherte, wurde die Scenerie großartiger. An einer Stelle waren gleichzeitig sechs prachtvolle Berge in Sicht, darunter der herrliche Klutschewskoi Vulkan, der vollständig kegelförmig gestaltet ist und zu nahe 17 000 Fuß ansteigt (Erman's Karte giebt ihm nur 14 790 Pariser Fuß und verdient jedenfalls mehr Vertrauen). Inzwischen übte der Herbst seine Wirkung auf die Landschaft aus und färbte die Wälder mit scharlachenen, karmesinrothen und goldgrünen Tinten, wie nach Dr. Guillemard's Urtheil die Birken, Espen und Eschen in Lapland und Norwegen. Nachts lagerte die Expedition am Ufer; das Wetter war herrlich, aber nach Sonnenuntergang so kalt, daß selbst in den Zelten das Quecksilber unter 0° fiel. Doch war es eine trockene Kälte, und alle erreichten die Küste in völliger Gesundheit. Bären kamen in den Wäldern massenhaft vor; in einem Weiler, den man passirte, waren ihrer im Laufe eines Monats nicht weniger als 90 erlegt worden. Enten und andere jagdbare Vögel waren in Menge vorhanden, und stellenweise war der Fluß so voll von Lachsen, daß seine Ufer mit Tausenden von todten und sterbenden Fischen bedeckt waren. Dr. Guillemard konnte 6 bis 7 Varietäten von Lachs unterscheiden, giebt aber die Möglichkeit zu, daß es ihrer noch mehr sein könnten. Die hervorragendsten Berge wurden unterwegs photographirt, ihre Lage und Höhe durch Beobachtungen bestimmt (was Erman wahrscheinlich schon besser gemacht hat) und auf dem ganzen Flusse von der Quelle bis zur Mündung Lothungen vorgenommen. An der Mündung des Flusses fand man die Yacht vor, fuhr nun hinüber nach Berings-Insel, wo 50 000 Seehundsfelle auf dem flachen Strande trockneten, und kehrte dann an die Küsten von Kamtschatka zurück. Hier hatten die Reisenden am Vorgebirge Schipunskoi Nos gute Jagd auf Bergschafe und besuchten dann nochmals Petropaulowsk und die Südspitze der Halbinsel, wo die Aleuten die hochgeschätzten Felle der Seeottern erbeuten. Auf der Ueberfahrt nach Japan hatte die „Marchesa" noch einen heftigen Teifun zu bestehen, in welchem sie einen Matrosen, zwei Boote und einen Theil des Bordes verlor.

Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien.

Ueber die deutsche Südpolar-Expedition berichtet ein in der „Deutschen La Plata Zeitung" (vom 15. Oktober) veröffentlichter Brief eines Mitgliedes, des Dr. C. Clan's (d. d. Süd-Georgien 1. September 1882) das Folgende: Am

Digitized by Google

23. Juli verließ die Korvette „Moltke“ mit der Expedition on Bord Montevideo und segelte bei ungünstigen Winden langsam nach Süden. Am 7. August traf man auf 52° südl. Br., 42° 34′ westl. L. Gr. den ersten Eisberg, einen gewaltigen Koloß von 35 m über dem Wasser und 2000 m größter Längenausdehnung. „Wegen dichten Nebels war es an den folgenden Tagen geboten, beizudrehen, damit das Schiff nicht durch Eisblicke gefährdet werde. Erst am 11. August konnte wiederum zuverlässige Ortsbestimmung gemacht werden, deren Ergebniß war, daß wir den 54° südl. Br. bereits überschritten hatten, daß wir somit in eine Nord-Südströmung gerathen waren. Der Cours wurde ostnordöstlich genommen und am 11. August kam Land in Sicht. Erst tauchten einige schneebedeckte Spitzen über dem Horizont auf, die sich bei unserer Annäherung mehr und mehr zu einer langgestreckten Gebirgskette mit steilen Wänden, mächtigen Gletschern mit direktem Abfall nach dem Meere zu vereinigten. Vor uns lag Süd-Georgien. Vom 12. bis 16. August kreuzte die Korvette vor der Insel, die bald wegen des dichten Nebelschleiers, bald wegen der vorgerückten Tageszeit, zu welcher eine Annäherung gefährlich war, nicht angelaufen werden konnte.

Am 16. August lief die Korvette in eine Bai ein und ging hier nach vorgenommenen Lothungen vor Anker. Die von Seiten des Herrn Dr. Schrader, zu Land gemachten Observationen ließen die Frage offen, ob wir uns in der Royal- oder Cumberlandbai befänden, da die erhaltene Länge für erstere, die Breite für letztere stimmte. Heftige Böen rissen die Korvette am 17. Morgens vom Ankergrunde los, der in diesem Hafen höchst ungünstig ist, und die Anker an den Ketten nachschleppend arbeitete sich das Schiff mit Dampf wieder in die offene See hinaus. Vom 17. bis zum 20. kreuzten wir abermals vor der Insel, das alte Manöver wiederholend.

Reiner Zufall war es, daß wir uns am 20. August Mittags bei schönstem Wetter derart nahe der Insel befanden, daß eine Einfahrt in die nächste Bucht gewagt werden konnte, und ein Glücksfall war es, daß diese Bucht einen sichern Hafen und guten Ankerplatz bot, so daß wir Anker werfen konnten.

Die Bai wird im Norden durch eine schmale Landzunge mit flachem Terrain gegen den Ocean abgegrenzt. Diese Landzunge erschien uns gleich bei unserer Einfahrt für unsere Zwecke als völlig geeignet, und nachdem eine aus Land gesandte Expedition das Gebiet als frei von lokalen magnetischen Einflüssen konstatirt hatte, wurde eine nach der Bucht reichende Einsenkung als definitiver Stationsort bestimmt.

Der Name der Bai konnte noch nicht festgestellt werden, da die von Süd-Georgien existirenden Karten nicht hinreichend genau sind. Vermuthlich sind wir in der Royal-Bai oder im Little Hafen. Im Süden und Westen bilden wilde Gletscher die Umgrenzung der Bucht, über welchen sich gewaltige zerrissene Felswände, die zur Zeit fast völlig in Schnee gehüllt sind, erheben.

Nach Osten communicirt die Bucht mit dem Meere. Die Landschaft erinnert in ihrer Großartigkeit an die Partien, wie wir sie in den Tyroler Alpen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe treffen. Das Innere der Insel scheint nur schwer zugänglich zu sein. Die Thierwelt ist durch eine Anzahl von Vögeln vertreten. Unter diesen herrschen Pinguine, Sturmvögel, Kormorane, wilde Enten, Sturmschwalben, Mantel- und Raubmöven, sowie die Kerguelentaube (Landvogel) vor. Außerdem giebt es Seerobben, Elephanten und Leoparden. Wider alles Erwarten haben wir außer der Kerguelentaube noch einen Landvogel, einen schwarzgefleckten Insektenfresser von der Größe einer Lerche getroffen. Höchst drollig nehmen sich die an Land spazierenden Pinguinscharen aus, die in Reih und Glied unter Kommando zu marschiren scheinen. Der vorderste streckt vergnüglich seine Flügelstummel in die Luft und, indem er sich häufig nach seinen Genossen umsieht, sieht es aus, als ob er nach Art eines Feldherrn auf den einzuschlagenden Weg deute. An Insekten fand ich auf dem Schnee eine Carabusart, die gleich den auf Kerguelen vorkommenden Käfern nur Flügeldecken und keine Flügel besitzt.

Der Boden ist dicht mit Tussackgras und mit verschiedenen Moosarten überwachsen. Das Gras wurde von unserm mitgebrachten Vieh mit Vergnügen gefressen. Der Grund, auf welchem unsere Häuser errichtet wurden, besteht aus einer zur Zeit gefrorenen Moos-, einer Torf- und einer Lehmschicht (verwitterter Thonschiefer), unter welcher sich größere Steinblöcke vorfinden.

Die sechs Häuser (Wohnhaus, Variationshaus, Haus für absolute magnetische Messungen, astronomisches Observatorium, Drehkuppel, Pyschrometerhaus) waren in zehn Tagen bei der rüstigen Arbeit der Matrosen aufgebaut. Die Pfeiler in den Observatorien sind ebenfalls gesetzt, der Wohnplatz ist mit einem Entwässerungsgraben umgeben, so daß wir, abgesehen von der Aufstellung der Instrumente und kleineren inneren Einrichtungen mit der Etablirung fertig sind und wir uns beruhigt unserm Schicksal überlassen können.

Die klimatischen Verhältnisse sind durchaus nicht polar, indem wir nicht unter — 7° Temperatur hatten und wir uns nicht wärmer zu kleiden brauchen, als wir es bei uns in Deutschland im Winter gewohnt sind. Am täglichen Gange sind die aus den verschiedenen Winkeln der Bucht wehenden Böen, denen jeder Meteorologe ohne Bedenken den Grad 12 beilegt.

In allen Richtungen der Naturwissenschaft wird es hier ersichtlich für uns zu thun geben und wollen wir nur hoffen, daß wir unserer Aufgabe nach Kräften gerecht werden.“

Asien.

— Der „Golos“ konstatirt, daß das Gebiet von Kars unter russischer Herrschaft stark heruntergekommen ist. Dasselbe bildete früher die Kornkammer für die benachbarten Wilajete und führte über eine halbe Million Hektoliter Getreide jährlich nach Rußland aus; seine jährliche Ernte belief sich auf circa 900 000 bis 1 000 000 hl Weizen und circa 400 000 hl Gerste. Jetzt müssen dagegen jährlich 100 000 bis 140 000 hl aus Alexandropol, Eriwon und Odessa eingeführt werden; früher kostete ein Somor (5½ hl) Weizen 5 bis 8 Rubel, ein Somar Gerste 2 bis 4 Rubel, jetzt resp. 16 bis 20 und 7 bis 9 Rubel. Der Grund davon liegt einmal darin, daß durch die starke russische Besitzung die Zahl der Konsumenten zugenommen hat, besonders aber in der enormen Auswanderung. Nach officiellen Angaben sind bis zum 1. August 1881 aus dem Gebiete von Kars nach der Türkei ausgewandert 87 760 Personen, dafür eingewandert 10 744 Griechen, 7072 russische Sektirer und 4074 Armenier, zusammen nur 21 800 Personen.

— Mit viel Humor und Geist, aber auch mit unverbitterlicher Strenge gegenüber den verlotterten Zuständen schildert Wilhelm Joest in seinem Buche „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien“ (Köln, Dumont-Schauberg 1883) den Schluß seiner fast sechsjährigen Reisen in allen fünf Erdtheilen. Joest reiste als Tourist, und für solchen mag Sibirien, besser die große Poststraße mit ihren geringen landschaftlichen Reizen, unbequemen Transportmitteln und ihrer schlechten Verpflegung wenig bieten; ein Reisender mit bestimmten wissenschaftlichen Zwecken mag vielleicht günstiger urtheilen. Aber man darf dann nicht vergessen, daß wissenschaftliche Reisende meist mit Unterstützung der Regierung reisen, viele Schwierigkeiten sich aus dem Wege geräumt sehen, später auch wohl manches, was sie erfahren haben, dankbar verschweigen, während Joest als Privatmann dazu keine Veranlassung hat. „Welch hochcivilisirte Russen mag der Mann kennen gelernt haben, — ruft er S. 257 aus — der das Wort: „Gratsch le Russe etc.“ erfunden hat; bei den meisten, die ich traf, war das „gratsch“ wahrlich nicht nöthig.“ Man lese, was er auf S. 149 ff. von den Spitzbübereien mancher Gouvernenre berichtet, von den unglück-

Digitized by Google

lichen Barsaten, welche zweimal 50 000 Rubel für ein zu errichtendes Gymnasium aufbrachten und beidemal darum bestohlen wurden, von dem Geldmachen der Beamten auf Dienstreisen (S. 173 und 174), von der Nichtswürdigkeit der dortigen Kirche (S. 198). „In keinem Lande der Erde wie in Rußland ist es gerade die Kirche, die so viel zur moralischen und auch physischen Verkommenheit des Menschen beiträgt und derselben Vorschub leistet. Die Kirche ist es, die dem Volksunterrichte entgegenarbeitet, die Kirche, welche die Masse der Bevölkerung in krassestem Aberglauben an wunderthätige Heiligenbilder und dergleichen erhält, die Kirche, welche den Bauern verkommene Subjekte als Priester aufzwingt und die in starrer Weise auf das Einhalten der Fast- und Feiertage hält. Wer will es dem Bauern, der sich geistig nicht beschäftigen kann, der nicht lesen und schreiben gelernt hat und der an den Feiertagen nicht arbeiten darf, verübeln, daß er sich in Schnapskneipen herumtreibt, zumal wenn ihm der Pope darin als leuchtendes Beispiel vorangeht? . . . Wenn die Kirche den Leuten an 226 Tagen statt des Essens das Trinken verböte, so würde sie sich gewiß damit unsere Achtung erwerben; heute aber müssen wir sie gerade beschuldigen, den Krebsschaden der russischen Bauern, die Trunksucht zu fördern und zu veranlassen." Erbaulich ist auch, wie die Kirche es versteht, die Millionen der stupiden, durch Industrie und Handel unermeßlich reich gewordenen Sibirier zu erlangen (S. 220 ff.); die drei reichsten Leute in Irkutsk besitzen keine legitime Erben und man fürchtet, daß auch ihr Geld in die unersättlichen Krallen der todten Hand wandern wird. Mit Ausnahme des wohlbekannten großartig freigebigen Herrn Sibirjakow sind alle diese Millionäre vom schmutzigsten Geize, von welchem Zaest ergötzliche Beispiele mittheilt, wie überhaupt sein Buch reich ist an pikanten Geschichten, für deren Wahrheit er eintritt (vergl. S. 70 bis 72. 111, 199, 293 u. f. w.). — Chabarowka, die Hauptstadt des Primorskt Oblast — um ein weiteres Beispiel der unglaublichen sibirischen Zustände anzuführen — „ist auf drei Hügeln angelegt, die indeß leider noch nicht durch passirbare Straßen mit einander verbunden sind, so daß sich zu Füßen der Hügel kleine Kothseen gebildet haben, die man in steter Gefahr, wenn nicht sein Leben, doch seine Stiefel lassen zu müssen, selten bei Tage, nie bei Nacht passirt; auch die Häuser wären wohl längst die Hügel hinuntergerutscht, wenn sie nicht verzögen, langsam aber sicher in die Erde zu versinken, wobei sie wiederum leider nicht symmetrisch vorgehen, so daß die linke Seite eines Hauses oft noch zu ebener Erde steht, während die rechte schon drei Fuß sich gesenkt hat." Von Interesse sind ferner die Mittheilungen über die Deportirten, über die Juden (S. 120), für welche Sibirien eine Art Paradies gegenüber dem europäischen Rußland ist, und anderes mehr. Vom Seewege nach Sibirien (S. 276) hält der Autor nicht viel; stelle sich doch der erste glücklich nach Hamburg gebrachte sibirische Weizen dort theurer, wie selbst californischer. — Möge es dem Verfasser des gut (auch mit fünf Lichtdrucken und einer Karte) ausgestatteten Buches gefallen, auch andere von ihm besuchte Gebiete mit gleicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit vorzuführen.

— Der russische Ingenieur Lessar, dem wir schon interessante Aufnahmen im Lande der Achal-Tekke (s. „Globus" XLI, S. 218) und die Ermittelung einer Depression daselbst verdanken, setzt seine Reisen in den Turkmenenwüsten und Persien rüstig fort. Im Sommer 1882 ging er von Serachs, der nordöstlichsten persischen Grenzfestung, am Heriruh aufwärts nach Süden bis Ghurian, welches nur noch 65 km von Herat entfernt ist, wobei er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Wege und Brücken richtete. In einem großen Bogen durch das nordöstliche Chorassan, welcher Chaf, Turbet-Haidari, Meschhed und Turbet-i-Schech-Dschami berührte, kehrte er nach Serachs zurück, um alsbald Merw, Buchara und Chiwa zu besuchen. Von letzterer Stadt ging er quer durch die Wüste nach Askabad, wo er am 9. Oktober eintraf. In den durchreisten Gebieten war, von einigen Räubereien der Saröt-Turkmenen abgesehen, alles ruhig — doch dürfte diese Reise in England etwas Unruhe hervorrufen.

Afrika.

— Der spanische Schuner „Liera" ist mit einer kleinen Abtheilung Soldaten nach der marokkanischen Küste gesendet worden, um dort den Hafen Santa Cruz de Mar Pequena zu besetzen, welchen Marokko schon im Jahre 1860 an Spanien abgetreten und seitdem vergeblich gegen eine Geldentschädigung oder Ueberlassung anderer Punkte in der Nähe von Ceuta wieder zu erlangen versucht hat. Die Besetzung des Hafens soll für die große spanische Fischerflotte, welche im Süden der Canarien ihrer Arbeit nachgeht und dort oft beunruhigt wird, von Nutzen sein.

— Der Franzose Dr. Defournoux hat von Marokko aus eine Reise über Figig, das südliche Oran u. s. w., Tebessa nach Kairwan in Tunesien gemacht und überall bei den Muhammedanern gute Aufnahme gefunden. Seine Route hat er mit dem Kompaß aufgenommen, überall möglichst viele Beobachtungen über Land, Leute, Sitten, Handel ꝛc. gemacht, namentlich auch, seinen Sollup in der Hand, auf Ruinen und Inschriften geachtet. Er war der erste Franzose, der bei dem gefürchteten Scheich des Stammes Zelas der Uled Jendassen, welcher am Ued Mergelil sitzt, Gastfreundschaft gefunden hat. In Kairwan hat der Scherif der großen Moschee ihm Handschriften, welche für die historische Geographie Nordafrikas von Wichtigkeit sind, zur Verfügung gestellt. Dort wollte Dr. Defournoux, wie er am 18. August schrieb, einige Zeit verweilen und sich zu seiner großen Reise nach Timbuktu vorbereiten.

— Von Jnan Maria Schuver, jenem im Gebiete des Blauen Nil reisenden Holländer (vergl. „Globus" XLI, S. 127 und 351) sind nach längerer Unterbrechung einige Briefe vom Mai, Juni und Juli dieses Jahres in Gotha eingetroffen und in Petermann's Mittheilungen 1882, Heft X abgedruckt. In Folge des Aufstandes südlich von Chartum sind andere Sendungen verloren gegangen. Der Reisende hat den Blauen Nil bis 1° südlich von Famaka in Dar Fazogl, also bis 36° B. L. Gr. und die Berge nördlich davon, zwischen dem Blauen Nil und dem Dinder, namentlich den Gebel Duba und den Gebel Abu-ramle, bereist. In ersterem besuchte er ein sehr interessantes gelbes Völkchen, Sienetio mit Namen, welches auf einem circa 5000 Fuß hohen Berge wohnt und eine ganz selbständige Sprache spricht, die mit keiner der von den benachbarten Stämmen gesprochenen etwas gemein hat. — Von Interesse ist, was Schuver über die beiden italienischen Reisenden Gessi und Matteucci schreibt, welche im April 1878 eine Reise südwärts von Famaka unternahmen und über Fadaß hinaus bis zum Gebel Sore (c. 9° n. Br.) vordrangen. „Daß Matteucci und Gessi niemals einen Schritt südlich von Fadaß gemacht oder am Jabus gewesen sein sollten, muß ich als Erfindung bezeichnen. Es giebt dort keine Ortschaft Afsilo, auch keinen Berg Sore. Spätere Reisende werden zwischen Matteucci und mir entscheiden; da die beiden italienischen Forscher todt sind, so will ich sie nicht weiter angreifen."

— Von Zeit zu Zeit kam seit Sir Samuel Baker's Reise die Meldung nach Europa, daß weit westlich von Albert Njanza noch ein weiterer großer Aequatorialsee existire. Jetzt liegt über denselben eine bestimmtere Nachricht vor in einem Briefe des Mr. F. Lupton, des Gouverneurs der ägyptischen Provinz Bahr el-Ghazal, an die Londoner Geographische Gesellschaft, d. d. Dehm Sibet 27. Juli. Danach theilte ihm Rasai Nga, einer seiner Untergebenen, bei seiner Rückkehr von einer Expedition nach Süden mit, daß er im Lande der Barboa, eines mächtigen, kupferfarbenen Stammes, einen großen See gesehen habe,

Digitized by Google

dessen Lage Mr. Lupton etwa in 3° 40′ n. Br. und 29° 8. L. Gr. setzt, und dessen Größe derjenigen des Victoria Nianza gleich kommen soll. Bei gutem Wetter fahren die am Ufer wohnenden Barboos in großen, offenen, aus je einem Baume verfertigten Booten über den See, was drei Tage in Anspruch nimmt, und erhalten von den Bewohnern des westlichen Ufers Artikel von europäischer Herkunft, wie blaue Perlen und Messingdraht. Nafai Aga beschreibt seine Reise dorthin folgendermaßen: Brach auf von Dehm Bekir (6° 52′ n. Br., 26° 22′ 8. L.), marschirte sechs Tage südwestlich nach der Scriba el-Daaleb, dann vier Tage gegen S. S. W. nach Bengier, vier Tage S. W. nach Scriba Warendema, sechs Tage S. W. b. W. nach dem Bahr el Makwar, welche ich überschritt, nachdem ich verschiedene sehr große, von den Balanga bewohnte Inseln besucht hatte. Der Makwar wird von den Arabern Bahr el-Warschal genannt und fließt in den Uelle, ist aber viel größer als dieser; beide fließen nach W. S. W. Dann 10 Tage S. S. W. nach der Residenz des „Sultan" der Barbaa, welcher mich gut aufnahm. Der See liegt noch vier Tagemärsche südwestlich von des Sultans Wohnort.

— Mit großer Freude ist überall Lieutenant Wißmann's kurzes Telegramm aus Zanzibar, 17. November 1882 begrüßt worden: „Gesund angekommen. Pogge vom Lualaba zurück nach Station Mukenge". Dr. Pogge hat seinen Plan (s. oben S. 169) also durchgeführt und den Lualaba erreicht, mithin einen mindestens 600 km langen Marsch durch völlig unbekanntes Gebiet zurückgelegt. Ob er auf den Lualaba bei dem wohl bekannten Orte Njangwe oder weiter südlich traf, wird erst in einiger Zeit sich herausstellen — sicher ist, daß er dort, etwa unter 26° 8. L. Gr. ein Gebiet erreichte, das und durch Livingstone, Cameron, Stanley und Thomson in seinen Hauptzügen bekannt ist; während sein Begleiter wahrscheinlich auf bekannten Wegen von dort dem Ocean und der Civilisation zuwanderte, kehrte er selbst zu den Tuschilange in das Innere zurück, ein gewaltiger Entschluß, dessen nur Jemand fähig ist, der so vorzüglich mit den Schwarzen umzugehen versteht, wie Pogge. Die bisher eingelaufenen Proben lassen übrigens Lieutenant Wißmann als einen geschickten Topographen erscheinen; man darf daher von dieser Reise auch für die Karte großen Gewinn erhoffen.

— Der Municipalrath der Stadt Paris hat Savorgnan de Brazza für seine Entdeckungen in Innerafrika einstimmig eine goldene Medaille im Werthe von 3000 Franks zuerkannt.

— Der junge Naturforscher Butikofer, welcher 1880 von dem naturhistorischen Museum in Leiden nach Liberia geschickt wurde, um zoologische Sammlungen zu machen und die Geographie des Landes zu studiren, ist nach seiner Heimathstadt Bern zurückgekehrt, um sich von den Folgen des Fiebers zu erholen. Während seiner zweijährigen Expedition hat er das Plateau Mandingo erforscht, sowie den St. Paul-Fluß und den Great Fish Lake genau aufgenommen.

— Am 21. November hat die französische Kammer den Gesetzentwurf, welcher Savorgnan de Brazza's Vertrag mit Makoko über Gebietsabtretung am Stanley-Pol ratificirt, angenommen. Wenn aber im Zusammenhange damit die Zeitungen berichten, daß das französische Kanonenboot „Sagittaire" nach dem Congo gesandt werden soll, so ist nicht recht abzusehen, was es dort soll; denn den Stanley-Pol kann es der Katarakte halber nicht erreichen. — Inzwischen ist in Liverpool folgende Nachricht eingetroffen: Congo-Fluß, 7. Oktober. Eben ist ein Bote vom obern Congo hier eingetroffen und meldet, daß die Stanley'sche Station dort, Leopoldville, von feindlichen Eingeborenen angegriffen wurde. Einzelheiten sind noch nicht bekannt, doch wird angegeben, daß Dr. Pechuel-Lösche, der derzeitige Vorsteher der Station, verwundet wurde." Indem wir die Hoffnung aussprechen, daß die Sache möglichst gut verlaufen möge, müssen wir doch konstatiren, daß das Verhältniß zu den Eingeborenen am Stanley-Pol kein zu gutes ist, wie es Stanley jüngst geschildert hat.

Südamerika.

— Was bisher über das große Unternehmen des Panama-Kanals verlautete, war meist parteiisch gefärbt und überdies nach der einen oder andern Seite. Vorurtheilsfrei gehalten dagegen erscheint uns, was Hugo Zöller in „Der Panama-Kanal" (Stuttgart 1882; W. Spemann, 48 S. Mit 4 Bildern und 1 Kartenskizze) mittheilt. Auf Grund von Autopsie weist er darauf hin, daß die Arbeiten längst begonnen haben, daß sie mit Energie und Sparsamkeit weitergeführt werden, und daß in Anbetracht der ungeheueren Schwierigkeiten schon recht viel geleistet wurde, und hofft (wohl zu optimistisch) das Werk in einem Jahrzehnt vollendet zu sehen. Das schlimmste Hinderniß sind die klimatischen Verhältnisse, über welche er eingehende Daten beibringt; von der leidem hervorgetretenen Erdbebengefahr dagegen wußte er damals noch nichts. Die Arbeiterfrage scheint keine Schwierigkeiten zu bieten. Gebraucht werden nach den bisherigen Entwürfen deren 7000 bis 13 000, von welchen möglicherweise zuweilen etwa 1000 und mehr in den Hospitälern liegen würden. Für die Erdarbeiten werden fast ausschließlich westindische Neger verwendet werden, welche, wie es heißt, in jeder beliebigen Anzahl zu Gebote stehen; das Fällen der Bäume und Niederbrennen der unglaublich dichten Buschvegetation wird am besten durch columbische Mexikos verrichtet. Die Verwendung europäischer Arbeiter verbietet sich durch das Klima von selbst. Ueber alle diese und manche andere Dinge giebt das kleine Heft erwünschte Auskunft. Daß das Riesenwerk ausführbar ist, darüber zweifeln wohl Wenige; ob aber innerhalb zehn Jahren und für den veranschlagten Preis, das kann wohl heutzutage noch niemand mit Sicherheit behaupten. An Ort und Stelle, und anscheinend selbst bei den französischen Ingenieuren, ist die Ansicht verbreitet, daß die jetzige französische Gesellschaft bald mit ihren Mitteln zu Ende sein werde, und ebenso eine zweite, daß aber schließlich die dritte nordamerikanische die Arbeit vollenden werde.

— Die argentinische Expedition unter Fontana, welche am Pilcomayo-Flusse Creeux' Schicksal feststellen sollte, ist gleich der bolivianischen (s. oben S. 192 und 288) resultatlos verlaufen. Mitte September kehrte sie nach Corrientes zurück, nachdem sie trotz allen Anstrengungen keine Spur von der verunglückten französischen Mission gefunden hat. Fontana selbst kam mit fünf Begleitern im Boote bis an die bolivianische Grenze, bis wohin der Fluß in den Monaten Januar bis Juli schiffbar ist.

— „Bei den Patagoniern" betitelt sich die Schilderung eines Jagdausfluges nach dem südlichsten Patagonien durch eine unternehmende Dame, die Lady Florence Dixie (Deutsche Ausgabe, Leipzig, F. Hirt u. Sohn), welche sich durch eine literarische Vertheidigung des Zulu-Königs Ketschwaja bekannt gemacht hat. Ueber die Eingeborenen des Landes enthält das Buch nicht viel, dagegen besonders spannende Jagdabenteuer und landschaftliche Schilderungen.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China II. (Mit sieben Abbildungen.) — Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes II. (Schluß.) — Dr. Richard Greeff: Die Angolares-Neger der Insel São Thomé I. — Das erste Auftreten des Eisens in Nord- Europa. — Aus allen Erdtheilen: Eine Reise durch Kamtschatka. — Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 18. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

III.

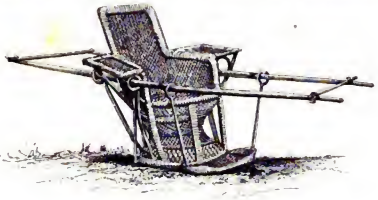
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Für die Weiterreise landeinwärts, die zunächst den Hankiang hinauf und durch mehrere, nach den letzten Unständen noch nicht ganz beruhigte Provinzen führen sollte, war nach der Meinung der in Han-tschöu ansässigen Europäer eine chinesische Militäreskorte unerläßlich. Dieselbe war hier nur durch den in Wu-tschang-fu residirenden Statthalter der Provinzen Bei-hu und Hu-nan zu erlangen, der auf Schewelow's Vermittelung den Fremden eine Audienz bewilligte. Von den Dolmetschern und den Kosaken begleitet — denn es galt heute den officiellen Charakter der Expedition besonders hervorzuheben — begaben sich die Reisenden zum Flusse hinab und von hier in mehreren Booten nach dem jenseitigen Ufer, wo ihrer die schon vorher hinübergesandten zwanzig Träger mit den fünf Palankins warteten. Der chinesische, aus Bambus geflochtene Palankin ist durch seine große Leichtigkeit ungemein praktisch; er ist bei weitem bequemer für den Insassen als der japanische Tragstuhl, aber in der Form kaum weniger unschön als jener. Für mäßige Entfernungen sind zwei Träger stets hinreichend; gilt es aber einen feierlichen Besuch bei einer angesehenen Persönlichkeit, so gehören selbst für den kürzesten Weg vier Träger und mehrere Diener zu jedem Palankin. So bildete denn auch die in Wu-tschang-fu einziehende Expedition einen stattlichen Zug; die Volksmenge, die sie umdrängte, wurde nicht müde, die Pracht der russischen Uniformen zu bewundern und dieser Bewunderung den lebhaftesten Ausdruck zu geben. Freilich der Eindruck, den die Reisenden ihrerseits empfingen, war von Bewunderung und Wohlgefallen weit entfernt. Es schien Pjasetzki, als habe er noch nie so viele kränkliche, bleiche und schlechtgenährte Individuen beisammen gesehen, wie sie ihn hier auf allen Seiten umdrängten. Ueberall fiel der Blick auf elend abgemagerte oder krankhaft aufgedunsene Gesichter, die durch häßlichen Ausschlag, frische Blatternarben oder stark entzündete Augen noch vollends entstellt wurden. Wie Pjasetzki später erfuhr, hatten die Pocken in diesem Jahre gerade ungemein stark in der Stadt grassirt; doch geht er wohl kaum fehl, wenn er den Grund für das allgemeine krankhafte Aussehen der Einwohner dieser reichen Provinzhauptstadt in dem Vorhandensein besonders ungünstiger lokaler Bedingungen, wie sumpfigen Bodens, schlechten Trinkwassers u. s. w. sucht.

Durch ein scheinbar endloses Labyrinth von Gassen und Gäßchen gelangte man endlich zu dem Palaste des Statthalters, einem hinter hoher Mauer belegenen ausgedehnten, aber natürlich einstöckigen Gebäude. Ein breites Thor, das durch die Mauer führt, ist allein für den Mandarinen selber bestimmt. Für jeden Andern befindet sich der Zugang am entgegengesetzten Ende des aus mehreren großen Höfen bestehenden Grundstückes. So ging es weiter durch lange, schmale Gassen bis zu einer großen Gitterpforte, die den Eintritt in den ersten Hof gewährte. Nach fest vorgeschriebener Sitte mußte hier der vorderste Palankinträger versuchen, das Gitterthor zu öffnen, daran aber durch den daneben

Digitized by Google

stationirten Pförtner verhindert werden, der gleich darauf die großen, rothen chinesischen Visitenkarten der Reisenden in Empfang nahm, um sie dem Statthalter zukommen zu lassen. Die Palankins wurden auf den Boden gesetzt, und Träger und Insassen mußten sich draußen vor dem Gitter, gedrängt und gestoßen von Tausenden von Neugierigen, in Geduld fassen, bis endlich der Bescheid zurückkam und das Thor sich ihnen öffnete. Langsam wurden jetzt drei weite, mauerumgebene Höfe durchschritten, die in ihrer Unreinlichkeit, mit den allenthalben aufgehäuften Ansammlungen von Schmutz und Abfällen aller Art nach unseren Begriffen nichts von einem Palastzugange hatten. Am Eingange



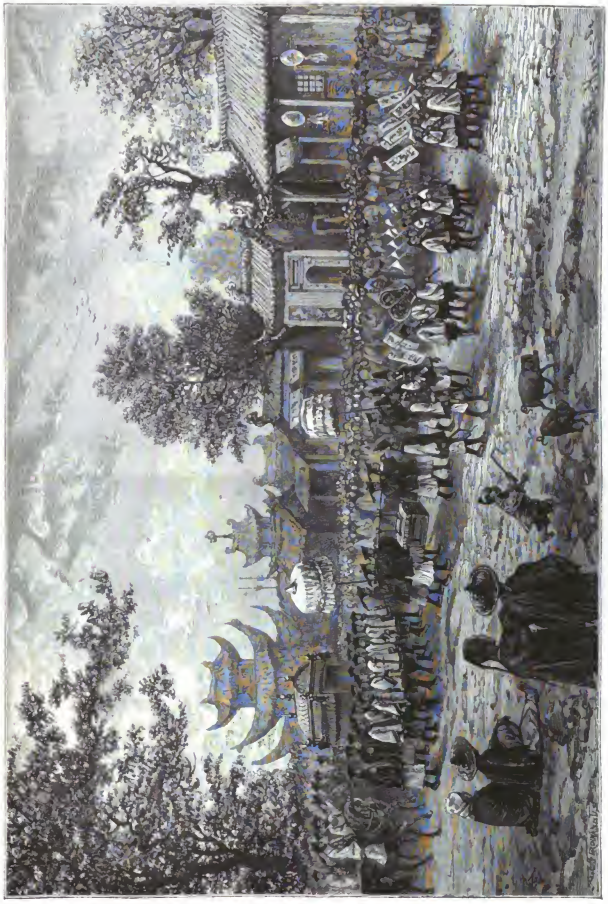
Chinesischer Palankin.

zum vierten Hofe standen unter einer Art offenen Kiosk mehrere Mandarinen in großer Uniform, die nach den vorgeschriebenen Begrüßungen eine kleine Pforte öffneten. Von den beiden anderen Thüren, die sich daneben befinden, darf die eine nie, die zweite nur für Angeklagte oder verurtheilte Verbrecher geöffnet werden. Denn in dem vierten Hofe hält der Statthalter die öffentlichen Gerichtssitzungen ab. Ein flaches Gerüst von Bambusstäben, auf welches

Oeffentlicher Gerichtshof in Wu-tschang fu.

Matten oder Bretter zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen gelegt werden können; an der einen Seite eine offene Halle, unter der ein Tisch und mehrere Sessel für die Richter stehen; große Papierlaternen von verschiedener Form: darauf beschränkt sich die Einrichtung des weiten Raumes. Die Angeklagten stehen, ebenso wie das stets zahlreich versammelte Publikum während der Sitzungen im Hofe. Der Empfang durch den Statthalter, der inmitten eines glänzenden Gefolges die Fremden im fünften Saale erwartete, entsprach allen Wünschen. Nach den nöthigen Formalitäten und einem Hin und Her von feierlichen Reden führte er die Fremden in seinen wunderlich ausstaffirten Empfangssaal,

Digitized by Google



Estorte eines Mandarinen.

Digitized by Google

auf deſſen Pracht er augenſcheinlich ſtolz war. In der That hingen auch an den Wänden zwiſchen blau und roth angeſtrichenen und mit Goldrahmen eingefaßten Tafeln zahlreiche Manuſkripte auf langen Papierſtreifen herab, die den beliebteſten Zimmerſchmuck der Chineſen ausmachen. Zwiſchen zwei wie Schirme mitten im Zimmer aufgeſtellten hohen Spiegeln europäiſchen Fabrikats ſtand das niedrige kange oder Ruhebett, unter dem ein kleiner rother Teppich auf den Backſteinfußboden gebreitet war. Oberſt bunte Baumwollenvorhänge vor den Fenſtern, ein ungeordnetes Durcheinander von verſchiedenartigen Seſſeln, Tiſchen und Fächerſchränken in wunderlichen Formen und abenteuerlicher Lackarbeit, ſowie große, tief von der Decke herabhängende Laternen gaben dem Raume etwas ſeltſam Fremdartiges. Schon am folgenden Tage erſchien der oberſte Mandarin von Han-thöu im Fremdenquartier, um Sosnowski die angenehme Mittheilung zu überbringen, daß ein chineſiſches Kriegsſchiff angewieſen worden ſei, die Expedition auf ihrer Fahrt den Han aufwärts zu begleiten. Bei dieſem Beſuche kam Pjaſetzki endlich die lange gewünſchte Gelegenheit, ein Bild von dem eigenthümlichen Aufzuge zu entwerfen, ohne welchen kein höherer Mandarin ſich zu einer officiellen Handlung oder einem Beſuche aus ſeinem Hauſe begiebt. Nicht weniger als 48 Perſonen bilden den Zug, der von mehreren Trupps gleichmäßig gekleideter, bunte Fähnchen und die Würdentafeln des Mandarins tragender Knaben eröffnet, und von einer Schar berittener Unterbeamten beſchloſſen wird. Vier Scharfrichter, die außer den

Chineſiſche Kriegsbarke vor Tan-guan.

großen Peitſchen, mit denen ſie den Weg von Zudringlichen frei halten, auch noch die ſchweren ſymboliſchen Ketten tragen, die den Mandarinen an die Macht des über ihm ſtehenden Geſetzes erinnern ſollen, gehören ebenſo unabänderlich zu dem Zuge wie die beiden, auf dem kupfernen Lo lärmenden Muſikanten und die zahlreichen Soldaten, welche theils als Wache, theils als Träger der nothwendigen Utenſilien des Mandarinen fungiren. Zu dieſen gehören einmal die beiden großen rothen Sonnenſchirme, die für den Fall, daß der Mandarin eine Strecke zu Fuß zurückzulegen wünſcht, in Anwendung kommen; dann aber für den Fall eines Witterungswechſels, der ein Umkleiden unterwegs nöthig machen könnte, der an Stangen getragene Kaſten mit Kleidern und die buntbemalten, großen „Fächer der Schamhaftigkeit“, die, von ſpatenförmiger Geſtalt, während des Umkleidens vor die Seitenöffnungen der koſtbaren Sänfte gehalten werden.

Um die Mitte des Januar verließ die Expedition nach einem über die Gebühr ausgedehnten Aufenthalte von zwei Monaten Han-thöu, das ihnen von ihren hier anſäſſigen Landsleuten allgemein als der letzte Vorpoſten der Civiliſation bezeichnet worden war. Das erſte Ziel der Reiſe waren die einander gegenüber auf den Ufern des Han belegenen Städte Fang-tſcheng und Siang-jung-fu. Von dem kleinen chineſiſchen Kriegsſchiffe begleitet, gingen die drei für die Expedition gemietheten Transportbarken den Han hinauf. Bei Sonnenuntergang hatte man den Quai von Han-thöu verlaſſen, und die Nacht war längſt hereingebrochen, als

Digitized by Google

man endlich die letzten Häuser der Stadt hinter sich hatte und vor Anker gehen konnte. Die Barken, die von den Eigenthümern und einigen Gehülfen geführt wurden, waren vollständig gedeckt, der Raum unter Deck aber in drei Abtheilungen getheilt, von denen die mittlere und zugleich höchste für die zu transportirenden Waaren oder Passagiere bestimmt ist, während in den beiden anderen der Eigenthümer mit seiner Familie und die Schiffermechte hausen. Während der ersten Tage schien es den Reisenden, als wäre ein längerer Aufenthalt in dem halbfinstern Raume, in dem man nur eben aufrecht stehen konnte, ein Ding der Unmöglichkeit. Man war genöthigt, während des ganzen Tages Licht zu brennen, und die dünnen chinesischen Kerzen, die unter einem leichten Ueberzuge von Wachs unverfälschtes Talg sind und qualmende Dochte aus den Stengeln einer Art Artemisia haben, trugen das ihrige dazu bei, die dumpfige Luft zu verschlechtern. Mit der Zeit gewöhnte man sich aber auch hieran, zumal da das Wetter unfreundlich wurde und die einförmige Uferlandschaft wenig bot, was für den auch nicht behaglichen Aufenthalt auf dem mit allerhand Frachtgütern bepackten Deck entschädigt hätte. Matuszowski freilich, der sich mit einer genauen Aufnahme des Han-kiang beschäftigte, blieb droben; Piasetzki, der mit dem Ordnen seiner Sammlungen, mit Ausarbeitung seines Reisejournals u. s. w. viel zu thun hatte, unterbrach diese Arbeiten häufig, um durch ein kleines Fenster in der Zwischenwand einen indiskreten Blick in den hintern Raum zu werfen, in dem die, nach chinesischer Ausdrucksweise zehn Münder starke, Familie des Besitzers jahraus jahrein lebte. In dem niedrigen Loche gesellte sich zu dem Qualm der Talglichter noch der dichte Rauch eines kleinen Ofens, auf dem für die zehn Münder gekocht wurde. Außer dem Schiffer, seiner Frau, seiner alten Mutter und drei erwachsenen Kindern beherbergte die Kajüte auch noch vier jüngere Kinder, die noch nicht vollständig von den Pocken genesen waren und das Bett hüteten.

Während der ersten Tage der Fahrt war der Wind ungünstig, und das Rudern oder Ziehen der Schiffe ging nur langsam von Statten. Der Tagelohn eines chinesischen Schiffermechtes betrug hier nach unserm Gelde etwa 50 bis 60 Pfennige; dazu kam freilich noch die Kost, die er geliefert erhielt, die aber aus nichts anderm als einigen Tassen Reis bestand. Auf sehr viel mehr schien sich der Durchschnittsverdienst des Eigenthümers der Barke auch nicht zu beziffern, der doch eine große Familie zu erhalten hatte. Trotz der sichtlichen Armuth aber und trotz der schweren Arbeit, von der die Reisenden täglich Zeugen waren, vernahmen sie nie ein Wort der Klage aus dem Munde des stets willigen und dienstbereiten Mannes. Am Abende des zweiten Tages wurde bei dem großen Dorfe Thai-pan Halt gemacht, inmitten einer Menge anderer vor Anker liegender Schiffe. Die Ankunft der Fremden und des sie begleitenden Kriegsschiffes versammelte regelmäßig sämmtliche Einwohner der Dörfer am Ufer. Ihr Benehmen gegen die Europäer war fast überall dasselbe. Anfangs verhielten sie sich ruhig und friedlich, umdrängten die Barken mit ihren Booten, um allerhand Eßwaaren, vornehmlich eine kleine Art süßer, stark mit Knoblauch gewürzter Kuchen, zu verkaufen, sobald die Barken mit den Fremden aber sich vom Ufer entfernten, brach die versteckte feindselige Stimmung hervor. Drohende Fäuste und ein gellendes Geschrei: „Jan-gui-tsi", d. i. „überseeische Teufel", gaben den Reisenden stets das Geleit. Unter diesen Umständen war die Begleitung des Kriegsschiffes in der That ein werthvoller Schutz, um so mehr, als man nach wenigen Tagen in eine Gegend kam, wo nächtliche Raubanfälle gegen Schiffe nicht

Flößen des Bambusrohres.

Digitized by Google

zu den Seltenheiten gehörten. Zur Warnung für die Räuber, deren man trotz aller Bemühungen nicht habhaft werden konnte, meldete das Kriegsschiff hier seine Ankunft bei Sonnenuntergang stets mit einem Kanonenschusse an, und die um neun Uhr Abends von seinem Deck erschallenden Trommeln gaben das Zeichen, daß jetzt auf den in seiner Nähe liegenden Booten das geräuschvolle Treiben aufzuhören habe.

Der 24. Januar, der Vorabend des chinesischen Neujahrsfestes, brachte endlich günstigen Segelwind, der den Schiffern erlaubte, sich mit den Vorbereitungen zu dem hohen Feste zu beschäftigen, die seit vielen Tagen schon in allen Uferdörfern im Gange waren. Von der Großartigkeit, mit der das Neujahrsfest in allen bedeutenderen Städten des Reiches begangen wird, hatten die Reisenden viele Schilderungen gehört und es mehr als einmal lebhaft bedauert, daß sie den Tag auf dem Wasser zubringen sollten. Was sich ihnen aber hier an Volksleben darbot, war in seiner Art kaum weniger interessant, als die rauschenden Feste und Feuerwerke der großen Städte. Alle Schiffe wurden gefegt, gewaschen, mit frischem Grün, farbigen Papierzierrathen und Lichtern geschmückt. Auf dem Vordertheile wurden die auf großen Platten geordneten Opfergaben, Brot, verschiedenes Fleisch, Fische, Tassen mit Reis, Wasser und Branntwein, aufgestellt, und rings herum Kerzen angezündet. Daneben stand, in andächtiges, von heftigem Auf- und Niederneigen des Oberkörpers begleitetes Beten vertieft, der Eigenthümer oder Führer des Fahrzeuges. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Andacht, um ein Packet Opferpapier zu verbrennen oder einige Raketen in die Luft steigen zu lassen und die werthvolleren Opfergaben, den Reis, den Branntwein und das Wasser in den Fluß zu schütten. Bei dem Dorfe Tan-guan, wo man mit Sonnenuntergang Halt machte, lag noch ein an-

Nudelbereitung.

deres Kriegsschiff vor Anker. Mit dem Eintritt der Dunkelheit und dem Anzünden der unzähligen bunten Laternen, dem unaufhörlichen Abbrennen von Raketen und Schwärmern fing ein fast betäubender Lärm an. Ueberall wurden unter lautem Jubel die für das Neujahrsmahl bestimmten Hähne geschlachtet und das mit ihrem Blute besprengte Opferpapier unter Anrufung irgend einer Gottheit verbrannt. Dazu ertönten die ohrenzerreißenden Klänge der Kupferinstrumente. Kurz vor Mitternacht wurde plötzlich Alles still, und der Kanonenschuß, der von dem Kriegsschiffe den Beginn des neuen Jahres verkündete, rief den tollen Jubel auch nicht wieder hervor. Jetzt nahmen die gegenseitigen Beglückwünschungen der Familienglieder in einer bestimmt vorgeschriebenen Reihenfolge ihren Anfang; danach folgte das gemeinsame Festmahl, das die ganze Nacht hindurch währte.

Der folgende Tag brachte unfreundliches, rauhes Wetter; heftiger Wind wehte den Ufersand in großen Wolken über den Fluß und trieb ihn durch jede Fuge des Schiffes in das Innere. Trotzdem dauerten die Lustbarkeiten im Freien fort; es war ein ewiges Hin und Her von glückwünschenden Gästen; auf dem Verdecke jedes Schiffes saßen vergnügt plaudernde Gruppen bei Thee oder Wein. Am Ufer spielten die Kinder in großen Scharen, fast alle durch dickwattirte Kleider unförmlich entstellt; das landesübliche Kinderspielzeug der in kleinen kupfernen Röhren befindlichen Feuerwerkskörper war ihnen in reichlichem Maße gespendet worden, und wurde von vier- und fünfjährigen Kleinen mit einer Geschicklichkeit gehandhabt, welche die Sorglosigkeit der Eltern erklärlich machte.

Auch die Reisenden wurden vielfach und feierlich beglückwünscht; zuerst stellten sich die Mandarinen der beiden Kriegsschiffe, dann die Mannschaften derselben ein. Das eigentliche Neujahrsfest, während dessen alle Geschäfte ruhen müssen, dauert drei Tage, doch zieht sich die Feststimmung und ein gewisses Nachlassen des geschäftlichen

Digitized by Google

Verkehrs meist noch durch mehrere Wochen hin. Als die Reisenden am 4. Februar Fang-tscheng erreichten, eine wichtige Handelsstadt am obern Han (der hier schon den Namen Sien-ho führt) fanden sie es schwer, sich den nöthigen Proviant zu verschaffen, da die Mehrzahl der Verkaufslager noch geschlossen war. Hier sollten der Verabredung gemäß Andrejewski und der chinesische Dolmetscher die Expedition erwarten, und es war eine unangenehme Ueberraschung, als man bei der Landung erfuhr, daß dieselben wohl hier gewesen waren, aber nach langem vergeblichem Warten sich vor wenigen Tagen auf den Weg nach Han-thün gemacht hatten. So hatte man sich ohne Frage auf dem Han-Flusse mit ihrem Boote gekreuzt, und es blieb nun nichts anders übrig, als sie so schnell wie möglich zurück zu berufen und bis zu ihrer Ankunft in Fang-tscheng zu bleiben. Die Stadt an und für sich bot nicht viel Merkwürdiges dar, und das nunmehr Leben, das an dem Flusse herrschte, wo zahlreiche Bambusflößer den ganzen Tag über mit dem Zusammenbinden ihrer leichten Flotten beschäftigt waren, und die Neugier überdies stets ein großes Publikum versammelt hielt, wurde bald durch anhaltendes kaltes Regenwetter vertrieben. So besuchte man die am andern Ufer belegene alte Stadt Siang-jung-fu, deren starke, aus großen Granitblöcken aufgeführte Befestigungen schon im Jahre 1268 unserer Zeitrechnung einer fünfjährigen Belagerung durch Kubilai-Chan, widerstanden haben sollen. Heute hat die ehemals für den Handel wichtige Stadt nur noch als Festung einige Bedeutung. Bei seinen häufigen Spaziergängen durch dieselbe wurde Piaseçki wohl durch die Neugier, nie aber durch irgend welche feindselige Kundgebungen der Einwohner belästigt. Viele Läden, in denen neben einheimischen auch schon europäische Waaren, Gläser, Uhren, Lampen, Kerzen, Streichhölzer u. s. w., ihren Platz hatten, ließen erkennen, daß man hier den Werth der „überseeischen Teufel" schon zu schätzen wußte. Von einer lebhaften Industrie war übrigens hier nichts zu merken; die Mehrzahl der Einwohner schien aus Kaufleuten zu bestehen. Nur die dem täglichen Bedürfniß

Goldwäscherei am Han-kiang.

dienenden Gewerbe wurden betrieben, und wie überall, so auch hier vorzugsweise auf der Straße. Einen besonders eigenartigen Anblick gewährten die im Freien arbeitenden Bäcker und die in jeder Straße vielfach vertretenen Fabrikanten der Lieblingsspeise des chinesischen Volkes, der Nudeln. Auf einem langen Bambustabe sitzend, der über den auf niedrigem Tische ausgebreiteten Teig gelegt und an seinem einen Ende festgebunden ist, bewegt sich der Bäcker unablässig hüpfend vor- und rückwärts, um den Teig durch das Aufpressen des Stabes durchzuarbeiten. Gewöhnlich befindet sich gleich neben ihm das Gerüst des Nudelfabrikanten, der seine aus zähem Mehlteige geformten Ringe an kleinen Pflöcken aufhängt, um sie dann mittels eines hindurchgesteckten verstellbaren Stabes allmählich zu der gewünschten Länge und Dünnheit auszudehnen.

Endlich, nach vierzehntägigem ungeduldigem Warten, trafen die Dolmetscher ein; man hatte sich schon vorher mit Proviant und allerhand kleinen Geschenken für die Einwohner der entlegenen Provinzen, Spiegeln, Metallknöpfen, Nadeln u. s. w., versehen: so stand der Abreise nichts mehr im Wege. Matusowski und Pjasetzki zogen es vor, auf ihrer alten Barke zu bleiben und nicht auf das große Schiff überzusiedeln, das Sosnowski trotz aller Vorstellungen hier für das ganze Expeditionspersonal gemiethet hatte. Dasselbe war durchaus ungeeignet für die immer beschwerlicher werdende Fahrt auf dem von Sandbänken und Felsen durchsetzten obern Theile des Flusses. Eine kurze Strecke war man erst von Fang-tscheng entfernt, als der Charakter der bisher flachen Uferlandschaft ein vollkommen anderer wurde. Hohe, vielfach zerklüftete Kalksteinfelsen mit zahlreichen Grotten und Höhlen erhoben sich zu beiden Seiten. Immer wieder gab es kleine Stromschnellen zu überwinden, immer wieder erforderten Klippen und Sandbänke die größte Aufmerksamkeit der Schiffer. Das große Schiff kam nur langsam vorwärts, und die schnellere Barke mußte zum nicht geringen Verdruß ihrer Passagiere mehrmals am Tage stundenlang vor Anker gelegt werden, um das schwerfällige Fahrzeug zu erwarten. So rastete man am zweiten Tage an einer Stelle des Ufers, wo mehrere Chinesen vor Kurzem eine Goldwäscherei angelegt hatten. Für eine geringe Summe pachtet man hier von der Regierung kleine Uferparcellen; mit unsäglicher Mühe und Ausdauer gewin-

Digitized by Google

nen die Arbeiter aber nicht mehr als durchschnittlich pro Tag 20 bis 30 Pfennige nach unſerm Gelde. Für einen außerordentlichen Glücksfall gilt es, wenn einmal die Arbeit eines Tages, d. h. das zweimalige Waſchen von 500 kg Uferkieſeln einen Ertrag von einer Mark Werth einbringt. Trotzdem wird hier das Waſchen des Goldes während der Winterzeit, wo es keine Feldarbeit giebt, heute noch ebenſo eifrig betrieben, wie vor Jahrhunderten; denn, wenn auch die Menge des von dem Fluſſe geführten Goldes nur geringe iſt, ſo iſt doch, wie es heißt, ſeit vielen hundert Jahren von einer Abnahme nichts zu merken. Wenige Tage darauf langte die Expedition in Lao-ho-kou, einem bedeutenden Handelsflecken, an, wo Pjaſekyki und Matuſowski ſich zu ihrem größten Leidweſen von ihrem Schiffe und ſeinem Führer trennen mußten. Der Letztere, ein Muſter von Gewiſſenhaftigkeit, weigerte ſich entſchieden, die Fahrt auf dem ihm von hier an unbekannten Fluſſe fortzuſetzen.

Die Angolares-Neger der Inſel São Thomé.

Von Dr. **Richard Greeff**, Profeſſor in Marburg.

II.

Die Angolares ſtellen einen der kräftigſten und ſchönſten Negerſtämme dar, die ich ſah, der ſich namentlich im Allgemeinen ſehr vortheilhaft gegen die eingeborenen Thomenſer Neger und die Angola-Neger, die jährlich in großer Anzahl von der Küſte in ſogenannten „Kolonnen“ eingeführt und auf den Rocas zur Arbeit verwandt werden, abhebt. Sie ſind meiſtens hochgewachſen, mit kräftiger Muskulatur, breiten Schultern und breiter gewölbter Bruſt. Ihre Bewegungen ſind äußerſt gewandt und ſicher, wie das namentlich bei ihren Holzarbeiten und beim Fiſchfang u. ſ. w. hervortritt. Die Hautfarbe iſt im Allgemeinen dunkelſchwarz, nur ſelten ſieht man etwas lichtere Färbung. Die Meiſten, namentlich die jüngeren Männer, bequügen ſich in ihrer Kleidung mit einem an ſchmalem bandartigem Gurt befeſtigten kleinen Schurz, während die angeſehenneren und älteren Leute mit einem mehr oder minder breiten zuſammengefalteten Streifen blau und weiß karrirten baumwollenen Zeuges die Lenden umgeben. Nur wenige tragen ein buntes baumwollenes Hemd.

Den oben erwähnten vorletzten König der Angolares, Roberto Manuel velho, lernte ich während meines Aufenthaltes auf Rolas bei Gelegenheit eines Beſuches kennen, den er mit ſeinen Söhnen und anderen Familiengliedern meinem Wirthe, Herrn de Aranjo, hauptſächlich behufs Verkaufs eines von ihm gebauten Kanoes machte. Ich war überraſcht über die in der That ſittliche Haltung und den ſtolzen Gang des hochgewachſenen ſtattlichen Negers, ſo daß ich ihn bei ſeiner Ankunft mit ſeiner kleinen Flotille von Kanoes ſofort unter ſeinen Genoſſen erkannte. Die Geſichtszüge des ſchon ergrauten Mannes waren energiſch und feſt und ſchienen den früheren ſtrengen und abſoluten Herrſcher zu bekunden, doch ſprach ſich in ſeinem ruhig ſichern Verkehr und ſeiner Unterhaltung etwas Gewinnendes und Vertrauenerweckendes aus. Seine Kleidung beſtand, abweichend von der Einfachheit der Tracht ſeiner Stammesgenoſſen, in einem langen bis unter die Knie reichenden bunten Hemde und einem kleinen zierlich eingefalteten und gefällig aufgeſetzten Filzhut. Roberto lebt nun als einer der Gemeindevorſteher der Angolares an der Rolas gegenüber liegenden Ponta da Balea der Südküſte von S. Thomé und iſt als einer der tüchtigſten Erbauer von Kanoes bekannt, mit denen er, ſowie mit Banholz, einen einträglichen Handel treibt. Augenblicklich war er mit dem Bau eines Kanoes von rieſigen Dimenſionen, d. h. von mehr als 20 m Länge, für eine der größten Kakao- und Kaffeeplantagen der Inſel, der an der Oſtküſte gelegenen Roça Agua Izé beſchäftigt. Mit Roberto's älterm Bruder, Manuel Loares, einem an der Südſpitze von S. Thomé, der Ponta de Homem da Capa wohnenden, ebenfalls angeſehenen Vorſteher der Angolares, habe ich in mehrfachem Verkehr geſtanden, namentlich mit dem ſeiner heimiſchen Küſte, der Meeresriefen an derſelben ſowie der Beſchaffenheit des Meeresbodens, ja des lokalen Vorkommens von Seethieren in der Tiefe fehr kundigen Manne wiederholt mit ſehr gutem Erfolge Schleppnetz-Exkurſionen aufs Meer gemacht. Auch verdanke ich ihm einige ſehr intereſſante Korallen, die er vermittels ſtarker Angeln, deren ſich die Angolares zum Fiſchfang vielfach bedienen, aus der Tiefe hervorgeholt hatte. Einigemale beſuchte ich ihn in ſeiner kleinen, aus einigen Hütten beſtehenden Niederlaſſung an der Südküſte von S. Thomé, in welcher er mit ſeinen Frauen, unter denen eine als große Heilkünſtlerin weiten Ruf hat, und inmitten eines zahlreichen Familienkreiſes wie ein Patriarch wohnt, erregte aber bei den im Uebrigen freundlichen Leuten durch mein forſchendes Umherſtreifen in ihrer Niederlaſſung und im Walde Mißtrauen, da ſie fürchteten, ich beabſichtige ihr Gebiet von der portugieſiſchen Regierung zu kaufen und ſie alsdann zu vertreiben. Mißtrauen iſt in der That ein ſehr hervortretender Zug ihres Weſens, der ſich bei jeder Gelegenheit, oft ganz unerwartet, kund giebt.

Einen äußerſt lebhaften Verkehr unterhielten die Angolares mit unſerm Eilande Rolas. Es verging faſt kaum ein Tag während meiner Anweſenheit dort, an dem ſie uns nicht mit ihren leichten zierlichen Kanoes behufs Handels- und Tauſchgeſchäfte einen Beſuch abſtatteten. Die Kanoes wiſſen ſie mit großer Gewandtheit zu handhaben, aber eigenthümlich erſcheint die Art ihres Rudern's. Zwei Männer rudern ſtehend und mit freier Hand nach derſelben Seite hin, um nach einigen Ruderſchlägen beide nach der andern Seite überzuſpringen und hier ebenfalls einigemale einzutauchen, und ſo immer abwechſelnd beide gleichzeitig bald nach der einen, bald andern Seite. Die hierdurch beim Fahren naturgemäß erzeugte Zickzacklinie wird durch geſchickte Ruderbewegung faſt vollſtändig ausgeglichen. Bei günſtigem Winde ſpannen ſie ihre kleinen Segel auf, die oft nur aus einem kleinen Stück baumwollenen Zeuges beſtehen, das an dem Vordertheil des Kanoes befeſtigt und vermittels eines dünnen Baſtſtrickes mit der Hand geführt wird und wie im Fluge gleitet das leichte Fahrzeug über die Waſſerfläche dahin.

Ihren Haupthandelsartikel, den ſie nach Rolas in großer

Digitized by Google

Menge lieferten, bildete das Bauholz resp. die, wie oben erwähnt, mit ihren Fischinenmessern gehanenen Bretter. Außerdem brachten sie hin und wieder köstlichen Palmwein und sehr häufig Fische, frische und getrocknete, unter den letzteren zuweilen eigenthümliche Fischkuchen, bestehend aus sehr kleinen kuchenartig zusammengepreßten und so getrockneten Fischen. Gegen diese Dinge handelten sie baumwollene Zeuge, Fischinenmesser, namentlich aber in großer Zahl junge Schweine ein, die sie für ihre Festtage mästen.

Sehr ergötzlich und psychologisch interessant war mir, wenn ich diesen zum Theil in fast völlig wildem Zustande lebenden Negern bei ihren Besuchen in Rolas meine naturwissenschaftlichen Apparate und Beobachtungen zu erklären suchte und ihnen sogar kleinere lebende Organismen im Mikroskope zeigte. Ihr Erstaunen und offenbares Interesse fand kein Ende und äußerte sich namentlich in dem häufigen ihnen eigenthümlichen Ausruf „eh! eh!“ mit dem sie auch im Gespräch und sonstigem Verkehr ihre Theilnahme und Zustimmung zu bekunden pflegen und der auch eine der am häufigsten vorkommenden Interjektionen des Bunda-Idioms zu sein scheint. Jedenfalls entnahm ich hieraus, sowie aus den durch meinen Wirth mir verdolmetschten Unterhaltungen mit den Angolares und den mit ihnen ausgeführten schon früher erwähnten Exkursionen die Ueberzeugung, daß ihre rasche Auffassung und ihr Verständniß, namentlich aber auch ihr Interesse für Dinge, die völlig außer ihrem gewohnten Gesichts- und Denkkreise liegen und für sie auch keine praktische oder nutzbringende Bedeutung haben, keinenfalls geringer sind, als bei den unteren Klassen civilisirter Völker.

Die Angolares haben die bei ihrer Einwanderung nach S. Thomé von Angola mitgebrachte Bunda-Sprache bis heute beibehalten; sie bildet die einzige Verkehrssprache zwischen den Stammesangehörigen. Viele derselben sind indessen auch der S. Thomé-Sprache mehr oder minder mächtig, einem zweiten sehr merkwürdigen Neger-Idiom, das von den übrigen eingeborenen Negern gesprochen und in den letzten Jahrhunderten unter diesen auf der Insel entstanden ist. Im Wesentlichen stellt dasselbe ein sehr korrumpirtes Portugiesisch dar, wie es scheint ohne Flexion und mit wenigen anderen Beimischungen. So bestehen auf der verhältnißmäßig kleinen Insel drei verschiedene Verkehrssprachen, nämlich die Portugiesische, die Negersprache von S. Thomé und die Angolares-Sprache.

Durch gütige Vermittelung des Herrn Francisco José de Araujo habe ich vorläufig mit Sicherheit die Zahlen von 1 bis 10 in der Angolares-Sprache ermittelt, aus denen schon ersichtlich ist, daß die Bunda-Sprache in diesem merkwürdigen Negerstamme sich vollständig erhalten hat, wenngleich schon einige, vielleicht bemerkenswerthe dialektische Abweichungen im Laufe der Zeit eingetreten sind. Die Zahlen der Angolares stimmen im Allgemeinen vollkommen überein mit denen des typischen Bunda von Angola, weichen aber in einigen Punkten von dem Congo-Dialekt ab, so daß schon hieraus, vielleicht ohne große Gefahr des Irrthums, der interessante Schluß gezogen werden darf, daß die Angolares nicht, wie mir Herr de Araujo als die verbreitete Meinung mittheilte und wie jene selbst zu glauben scheinen, vom Zaire (Congo) stammen, sondern in der That aus dem eigentlichen Angola.

Die folgende Tabelle giebt die Zahlen von 1 bis 10 im Portugiesischen, in der Negersprache von S. Thomé, in der Angolares-Sprache, im typischen Bunda von Angola und im Congo-Dialekt, die beiden letzteren nach zweien mir vorliegenden portugiesischen Grammatiken des Bunda, die eine von Fr. Bernardo Maria de Cannecattim vom Jahre 1805 [1]) und die andere von Dr. Saturnino de Souza-Oliveira und Manuel Alves de Castro Francines vom Jahre 1864 [2]).

Tafel

der Zahlen von 1 bis 10 in der **Portugiesischen**, der **S. Thomé-**, der **Angolares-**, der **Bunda-Sprache** und dem **Congo-Dialekt**.

	Portugiesisch	S. Thomé	Angolar	Bunda (Angelensis)	Congo
1	Um	Ua	Emoxe (fr. Emoseche)	Moxi (fr. Moschi)	Moxi
2	Dois	Domzo	Edre	Biari	Solle
3	Tres	Treze (fr. Tresche)	Etáto	Tátu	Tátu
4	Quatro	Quatro	Uána	Uána (fr. Huána)	Mála
5	Cinco	Xinco (fr. Schinco)	Táno	Táuu	Táuu
6	Seis	Seze (fr. Seeche)	Samáno	Somáuu	Samáuu
7	Sete	Sete	Sambodri	Sambuari	Sambodri
8	Oito	Oito	Naqua	Naqui	Náne
9	Nove	Nove	Uva	Hiua	Kóua
10	Dez	Dezi (fr. Deschi)	Cumbe	Cumbi	Cumi

Abweichungen des Angolar vom Congo treten hiernach besonders in der Zahl 2, 4 und in geringem Maße in 8 hervor, wobei ich indessen ausdrücklich bemerke, daß ich mich bezüglich dieser Vergleichung mit dem Angola- und Congo-Dialekt lediglich auf die beiden oben erwähnten Grammatiken stütze. Nach Bastian [3]) lauten die Zahlen am Zaire und im Congogebiete zum Theil noch anders als nach der ältern Grammatik von Cannecattim, nämlich in Congo: 1 Kochi, 2 Kalle, 3 Tatu, 4 Cuya (Maya), 5 Cutanu, 6 Sambanu, 7 Samboali, 8 Enane, 9 Evua, 10 Eumi und am Zaire: 1 Boza, 2 Biola, 3 Tatu, 4 Una, 5 Tanu, 6 Sambona, 7 Samboali, 8 Nana, 9 Iwua, 10 Cumi. Hiernach würden die Unterschiede zwischen dem Angolar- und Congo- resp. Zaire-Dialekt noch größere sein und die obige Annahme vielleicht noch weitere Begründung erhalten. Doch werden hierüber, sowie über das Verhältniß der Angolares-Sprache zum Bunda erst weiter gehende Forschungen über die erstere sichern Aufschluß geben können.

Was den Namen „Angolares“ betrifft, so scheint mir kaum zweifelhaft, daß derselbe der Annahme der Herkunft des damals gestrandeten Sklavenschiffes und seiner Insassen aus dem Angola-Gebiete entstammt und nicht etwa weil die Angolares heute die Süd-Ecke (Angulo) der Insel S. Thomé bewohnen. Die Wohnstätte dieses Negerstammes blieben lange Zeit auf die Südostküste beschränkt und waren es wahrscheinlich auch dann noch, als derselbe schon längst den Namen Angolares führte. In Rücksicht auf ihren Ursprung aus Angola würde man sie freilich richtiger im Portugiesischen „Angolenses“ haben nennen müssen, aber wahrscheinlich gerade um sie von den Bewohnern Angolas, den eigentlichen Angolenses zu unterscheiden, hat man ihnen den Namen Angolares gegeben.

Das von den Angolares heute bewohnte Gebiet erstreckt sich über die ganze Südecke von S. Thomé, namentlich den

[1]) Collecção de Observações grammaticaes sobre a lingua Banda ou Angolense. Lisboa 1805.

[2]) Elementos grammaticaes da Língua Nbundu. Loanda 1864.

[3]) A. Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango Küste II, S. 269.

Digitized by Google

Küstentheil desselben von der Pedra Furada im Osten und der kleinen nahe der Küste gelegenen Insel S. Miguel im Westen nach Süden hin. Die Grenze des eigentlichen gewernementalen Distrikts von Santa Cruz bei Angolares geht noch etwas höher hinauf, nämlich östlich bis zum Rio Ribeira und westlich zum Rio Lembá.

Dieses ganze Gebiet wird jetzt von 1400 bis 1500 Angolares-Negern bewohnt in 280 bis 300 Familien. Nach der amtlichen Aufstellung vom 31. December 1878 enthielt der Distrikt von Santa Cruz das Angolares 1275 Einwohner resp. Angolares-Neger, 641 männlichen und 634 weiblichen Geschlechtes. Doch werden diese Zahlen wohl kaum auf einer, jedenfalls sehr schwer auszuführenden genauen und methodischen Zählung, sondern nur auf Schätzung nach Maßgabe gewisser Nachforschungen und Erkundigungen beruhen. Auf einer solchen, aber auf Grund ziemlich genauer Ermittelung stützt sich auch die oben angegebene höhere Seelenzahl von 1400 bis 1500, die mir in diesem Jahre von Herrn de Araujo mitgetheilt worden ist.

Der Zeidner Berg in Siebenbürgen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Hoch stand die Sonne bereits am Himmel, als ich am 29. Juli 1880 die Jalousien meines Zimmers öffnete und erstaunt die hell beleuchteten Abhänge des unmittelbar vor mir aufragenden Zeidner Berges betrachtete. Es war mir fast so schwer geworden, mein prächtiges Lager zu verlassen, als es zu bekommen; hatte ich doch erst über ein halbes Dutzend auf den Dielen des Gastzimmers schlafender Rumänen wegsteigen müssen und dann mit dem Herrn Wirth, der mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte, lange vergeblich verhandelt. Erst nach Berufung auf Pfarrer und „Bischof“ (d. i. Superintendent) war das anfänglich besetzte Zimmer für den bei Nacht und Nebel mit einem Schwarm rumänischer Gerber angelangten Gast plötzlich leer geworden!

Während des Frühstücks, welches in dem saubern und mir, der lange in Schäferhütten und schmutzigen Schänken hatte hausen müssen, schier opulent erscheinenden Zimmer vortrefflich mundete, betrachtete ich mir den Zeidner Berg, der sich über den enteholzten und zum Theil verrüsten Vorbergen mit steiler Waldlehne emporhob. Der Anblick des bis zur Höhe emporreichenden Laubwaldes fesselte das an düstere Fichtengründe gewöhnte Auge; die Möglichkeit des Aufsteigens oder vielmehr die leichteste Art desselben beschäftigte kurze Zeit die Gedanken. Zeiden liegt 589 m, der Gipfel des Berges 1294 m; in zwei Stunden mußte es möglich sein, auf die Kuppe zu gelangen, Umschau zu halten und dann weiter auf Kronstadt zu wandern! So war mein Entschluß, als ich die breiten Straßen des Fleckens entlang wanderte auf den Markt, um, mit Empfehlungskarten vom Herrn Bischof Teutsch aus Hermannstadt versehen, dem Herrn Pfarrer und Herrn „Notair“ guten Tag zu sagen. Aufs Freundlichste ward ich aufgenommen, so freundlich, daß mein Operationsplan bedeutende Modifikationen erlitt. Allein dürfe ich nicht auf den Berg gehen, — hieß es — vorher müßten wir auf jeden Fall zusammen essen! Den Aufenthalt im Studirzimmer des greisen Pfarrers konnte man sich schon gefallen lassen! Ueber Bäume und Dächer schweifte der Blick in die Fruchtebene des Burzenlandes, die von einem Kranze steil aufragender Höhen malerisch umrahmt ist. Mit beredten Worten erklärte der Greis das fesselnde Panorama und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit legte er mir aus seiner reichhaltigen Bibliothek vor, was für mich von Interesse sein konnte. So war die Mittagszeit unvermerkt herangekommen; noch während des Mittagessens erschienen drei Lehrer der Zeidner Bürgerschule und wurden mir als meine Begleiter auf den Berg vorgestellt. Es ist wohl noch nie Jemand freundlicher eskortirt worden!

Muntern Schrittes wanderten wir durch die sauberen Straßen Zeidens. Mit Wohlgefallen betrachtet man die freundlichen, alle gleichartig gebauten Bauernhäuschen mit den weißgetünchten Wänden und den grünen Jalousien. Der zweifenstrige Giebel blickt auf die Straße, durch den bogenartig übermauerten Thorweg und über den von Mauern und Ställen dicht umschlossenen Hof gelangt man zur Hausthür. Bald lag Zeiden hinter uns, wir stiegen über Konglomeratfelsen empor, die theils mit Buschwerk, theils mit Rasen bedeckt sind, aber auch kahl liegen, wo härtere Schichtenköpfe hervorragen und wo abfließendes Wasser feine Rinnsale eingrub. Wir kamen an dem Spielplatze der Zeidner Jugend vorüber, passirten eine kleine Senke und stiegen nun steiler empor über die mit Buchenwald und eingesprengtem Ahorn geschmückten Lehnen der Kalkfelsen. Nach zweistündigem, allerdings in ziemlich schnellem Tempo ausgeführten Steigen betraten wir von Norden her den mit Buschwerk von Buchen und Ahornen geschmückten Gipfel über eine schöne grüne Wiesenfläche, aus deren spärlicher Humusdecke hier und da weiße Leisten die Köpfe der Kalksteinbänke ein wenig hervorschauen. Auf benachbarten Bergen geht die Buche übrigens in Baumform verschiedentlich über 1300 Meter Meereshöhe hinaus und bedeckte auch einst die höchste Kuppe des Zeidner Berges, bis der fürt die Umschau über das südöstliche Siebenbürgen wie geschaffene Berg bei der Landesvermessung 1733 sich eine Tonsur gefallen lassen mußte. Herr Ingenieur-Lieutenant Zeltner brauchte, wie die Zeidner Chronik erzählt „um einen Schauplatz zu machen „5 Täge 14 Personen und verzehrt für 9,30 Gulden Wein!“

Lange weidete sich nach dem ersten freudigen Staunen das Auge an den einzelnen Landschaftsbildern des für den Geologen wie Kulturhistoriker gleich interessanten Panoramas. Während die Reisegefährten sich in der Nähe gelagert hatten, umwandelte mich, der, auf einem Steine sitzend, die Eindrücke fixirte, aufmerksamen Blickes in gemessener Entfernung ein Hirt. Machte ich eine Wendung, so blickte er auch nach der Gegend, die ich ins Auge zu fassen schien, nickte und schüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige Worte, die sich wie „skrisse binje!“, d. i. „schreibt gut“ anhörten, und setzte dann, der Blick auf mich gewandt, seinen Rundgang fort. Meine Reisebegleiter hatten dem armen Teufel eingeredet, der schreibende Mann notire für

Digitized by Google

den Kaiser in Wien, wie es hier bei den Hirten ausſähe und wie ſie ſich betrügen! Vielleicht ſchlug ihm das Gewiſſen!

Mir will das „ſchreibt gut“ des Hirten recht zweifelhaft werden, wenn ich die eilig hingeworfenen Skizzen überleſe und ſie mit dem mir unauslöſchlich eingeprägten Bilde vergleiche! Indeſſen auch die beſte Beſchreibung giebt ja kein adäquates Bild; verſuchen wir denn mit Hinweglaſſung des Details ein Landſchaftsbild in ſeinen Hauptzügen zu entwerfen und dem Leſer eine etwa zur Hand genommene größere Karte auf dieſe Weiſe zu illuſtriren und verſtändlich zu machen.

Der Kalkgebirgsſtock des Zeidner Berges erhebt ſich als Kulminationspunkt des ſogenannten Perſaniyer Höhenzuges, welcher als ein kuppenreiches Waldgebirge die Fogaraſcher und Burzenländer Hochebene von einander trennt und das mächtige Fogaraſcher Gebirge mit dem Trachytzuge der Harghitta verbindet. Ein waldgeſchmückter Bergzug, von jeder der Hochebenen aus geſehen, erſcheint es vom Hochgebirge nur als dunkler Streifen zwiſchen den Fruchtfeldern der Ebenen. Thäler gehen quer durch den Zug, weiter im Norden das vom Gipfel des Zeidner Berges nicht ſichtbare That des Alt, welcher durch dieſes Thor die Waſſer aus der Csik, der Haranyſzek und dem Burzenlande weiter führt zur Fogaraſcher Hochebene; unmittelbar nördlich vom Zeidner Berge jene Senkung, durch welche die alte Reichsſtraße von Kronſtadt nach Hermannſtadt führt und an welcher langgeſtreckt das durch die Fabrikation von Schubkarren im Südoſten Siebenbürgens bekannte Dorf Vledény liegt. So überblickte ich mit einem Male das in der Dunkelheit durchreiſte Gebiet; ſchmal ziehen ſich die Maisfelder längs der hell ſchimmernden Straße hin, weiter hinauf unkleidet Laubwald die Höhen, die ſich jenſeits Vledény wie zu einem kurzen weſtöſtlichen Zuge zuſammenſchließen, hinter dem dann Kuppe an Kuppe hervorragt. In der That haben wir es mit keinem weſtöſtlichen Zuge zu thun, denn parallel zu den gegen die Fogaraſcher und Burzenländer Ebene prall abfallenden Gebirgsrändern ziehen die zum Kreidezeitalter und zum Tertiär gehörigen Geſteinszonen in nahezu nordſüdlicher Richtung. Hier und da in einem tief eingeſchnittenen Thale hat die erodirende Kraft des Waſſers ſich bis zur Glimmerſchieferunterlage hindurch gearbeitet, eruptive Geſteine treten in einzelnen Gängen auf und haben ſtellenweiſe über den durchbrochenen Schichten niedrige Kuppen und Kegel gebildet. Nach Weſten hin dehnt ſich weit die Fogaraſcher Hochebene; aus den in Bäumen verſteckten Dörfern inmitten weiter, bald gelb bald grün erſcheinender Felder erheben ſich die hellſchimmernden Thürme; unter dem oft ſteil und kahl abbrechenden Rande des inneren tertiären Hügellandes blinkt hier und da der Streifen des Alt, und jenſeits deſſelben breitet ſich das durch ein Netzwerk größerer und kleinerer, meiſt ſteilwandiger Thalfurchen zu einzelnen Plateaus, Kämpen und Rücken ausgemeißelte Hochland.

In weiterer Ferne zeigt ſich der dunkle Zug des Hargittagebirges, deſſen mächtige, ſtumpfe Trachytkegel mehrfach 1700 m überſteigen, ja, nördlich jenes tiefen Querthales, durch welches die Maros die im Hochthal der Gyergyó geſammelten Waſſer hinausführt ins ſiebenbürgiſche Binnenland, ſogar 2000 m. Deutlich erkennbar iſt die Einſenkung des Paſſes von Tusnad, in dem das von den Rumänen als Sommerfriſche viel beſuchte Bad gleichen Namens liegt und durch den der Alt aus der Csik hinausſtürmt ins Burzenland. So wird der langgeſtreckte Körper des größten europäiſchen Trachytgebirges zweimal von tiefen Querthälern völlig durchſchnitten und orographiſch in drei an Höhe und Länge ſehr ungleiche Theile gegliedert. Der kleinſte und niedrigſte im Oſten des Altheiſſe's iſt der am öfteſten beſuchte und beſchriebene. In ihm liegt der durch ſeine tödlichen Exhalationen bekannte Berg Büdös und unmittelbar neben demſelben der kreisrunde, von ſteilen Waldhängen, die nach allen Seiten wie die Wände eines Trichters anſteigen, umwahmte St. Annenſee. Spuren vulkaniſcher Thätigkeit ſucht man vergebens; die trichterförmige Einſenkung hat ſich wohl ſchon bei der Erhebung der Maſſen durch ein Zurückſinken an dieſer Stelle gebildet. Die Partie im Oſten des Paſſes zeigt eine dreimal ſtachgewellte Linie, die ſich dann ſteiler hinabſenkt und das Ende des dunklen Waldgebirges bezeichnet. Ein Waldgebirge war die Hargitta, wie wenig andere, und ſie würde es bleiben bei ſyſtematiſcher Waldwirthſchaft, ſelbſt wenn doppelt ſo viel Flöße als jetzt die Maros und die Kokeln hinabglitten; leider wird oder ward wenigſtens an vielen Stellen ſchonungslos gewüſtet. Das Feuer hat manchen Urwaldbeſtand im Laufe des letzten Jahrhunderts zerſtört. Von der Hargitta ſchiebt ſich als ſlache Zunge das vom Alt umfloſſene Tertiärland, in dem das Bad Elöpatak liegt, in die Burzenländer Ebene hinaus; über Dörfer und Felder ſchweift das Auge zu dem prall anſteigenden Krany der Berge im Süden der Ebene. Halb in den Bergen verſteckt liegt in einer Entfernung von zwei Meilen, ein reizendes Landſchaftsbild, unter den waldigen Abhängen der „Zinne“ Kronſtadt. Waldige Höhen führen empor zu dem Gipfel des Schuller, hinter dem, vom Zeidner Berge in der Luftlinie mehr als drei Meilen (26 km) entfernt, der Piatra mare emporragt, von dem ein gipfelreicher Kamm ſich mit unten kahlen und verriſſten Hängen hinabſenkt zu der großen von Rumänen und Magyaren bewohnten Anſiedlung der Siebenbörfer, die ſich eine Meile lang am Fuße der Höhen hinzieht.

Mit ſteilen Wänden ragt im Süden der maſſige Bucſecs (ſprich Butſchetſch) empor, auf ſeinem breiten Rücken ein hochgipfliges, weit in den blauen Himmel hineinragendes Wolkengebirge tragend, bei dem man unwillkürlich an den „Wolkenverſammler“ der alten Griechen erinnert wird. Immer wieder haftete der ſtannende Blick an den lühnen, ſchimmernden Wolkengebilden, als ſuchte er hinter ihnen den Vater Zeus, der die Verſammlung leicht lebender Götter hoch über dem „niederen Erdenleben“ und verhüllt vor profanen Blicken dort zuſammenberufen hätte, als ſei es vergeſſen, daß durch dieſe Wolken ſchmutzige Csobanen dahinſchreiten, die von Mamaliga und Schafmilch leben! Unverhüllt, mit ſcharfen Konturen, wie ein Stock der nördlichen Kalkalpen, ragt der ſich nur in der Schmalſeite präſentirende Königſtein auf, und jenſeit der im Wechſel von hell- und dunkelgrün ſchimmernden Kuppen und Gründe, zwiſchen denen die verſtreuten Hütten von Holbok liegen, ſteigt hinter das mit dem Kamm ebenfalls in Wolken verſteckte Hochgebirge von Fogarasch empor.

So weit, ſo mannigfaltig war die Ausſicht! Ueber zwei größere Ebenen, über die verſchiedenartigſten Bergformen ſchweifte das Auge. Klar und durchſichtig war die Luft, ſcharf traten die Konturen der einzelnen Berge hervor; nur die Rieſen hüllten die ragenden Häupter in düſteres Schleier. Gern hätte ich das vorher durchwanderte Fogaraſcher Gebirge in ſeinen öſtlichen Theile von hier in der Verkürzung geſehen; kouliſſenartig ſchob ſich ein Ausläufer nach dem andern gegen die Ebene vor, einer genau wie der andere, ſo daß eine Orientirung, da die Höhen über dem Walde dauernd verhüllt blieben, nur nach den Ortſchaften in der Fogaraſcher Ebene möglich war. Die Wolken auf dem Bucſecs ſtörten mich nicht; mit iſt der unförmliche, ſteilwandige Koloß nie wieder ſo ſchön erſchienen, als wie vom

Digitized by Google

Zeidner Berge aus, wo er mehr der in allen Wänden und Abhängen scharf gezeichnete Sockel des mächtigen hochgipfligen Wolkengebirges über seinem Haupte war.

Und wie gern wendet sich der Blick dann hinab, um auszuruhen und zu halten an dem freundlichen Zeiden! Wie sauber sehen die niedlichen Bauernhäuschen aus, wie Spielzeug neu aus der Fabrik und eben erst sorgfältig geordnet und aufgebaut! Von den 4000 Einwohnern sind 70 Procent deutsche Sachsen, sie sind meistens Ackerbauer und bestellen ihr Feld mit zwei Ochsen oder vier Pferden, obschon es auch einige Bauern giebt, die sieben bis acht Pferde haben. Zumeilen wohnen Ur-ahn, Großvater, Vater und Kind oder auch die entsprechende weibliche Serie in einem Hause. Die Feldmark oder der Hattert zeigt Eichwald, Weideland und Ober-, Mittel- und Unterland. Noch ist der Zeidner Ackerbürger oder Bauer nicht zu einer Separation der Feldstücke geschritten, noch wohnen alle dicht bei einander in dem großen Flecken, so wie es einst die Noth geboten hat. Schwer ist der Bauer von der durch Jahrhunderte geheiligten Wirthschaftsmethode abzubringen, hier und da haben ungeschickte Versuche zur Neuerung ihn wohl gar in seiner Abneigung bestärkt und zu der Ansicht geführt, für sein Klima und seinen Boden passe einzig und allein der Urväter alte, erprobte Methode. Ein gutes Vorbild rationeller Wirthschaft bietet das zwischen Kronstadt und Rosenau gelegene Dorf Neustadt, dessen Bewohner der Mangel an ausgedehntem Weideplande früh zu intensiverer Kultur zwang.

Daß in früheren Jahrhunderten Niemand daran denken konnte, außerhalb des Dorfes inmitten eines von der Gemeinde durch Kauf erworbenen Grundstückes ein Gehöft zu erbauen, liegt daran, daß sich die Bewohner eng zusammenhalten mußten gegen feindliche Unbill. Schon bei der ersten Besiedelung war das nöthig; sind ja doch die Deutschen als Grenzwächter und Vertheidiger gerufen! Seit der Zeit der Türkenkriege und bis weit in das 17. Jahrhundert hinein wuchs die Nothwendigkeit eines engen Zusammenrückens zu gegenseitigem Schutz und Schirm. Da die Bauernhöfer zu groß und weit waren, um sie mit einer Mauer zu umgeben, legte man innerhalb des Dorfes ein schirmendes Kastell an, man befestigte die Kirchen! Es ist kein schöner Bau die stark und massiv dastehende Sachsenkirche, wie sie auftragt inmitten der dicken Kirchhofsmauer, aber das Herz schlägt uns schneller, wenn wir uns vorstellen, wie hierher die friedliche Bevölkerung eilig flüchtet und sich in dem Raume, wo jeder dauernd seine Vorrathskammer für die Zeiten oft wiederkehrender Bedrängniß hat, zur Vertheidigung einrichtet. „Am Ruheplatz der Todten da pflegt es still zu sein“ sagt das Dichterwort, das gilt für die Zeit vom 15. zum 17. Jahrhundert in Bezug auf die siebenburgisch-sächsischen Friedhöfe so wenig, wie für Döffingen. Wenn aus dem brennenden Dorfe das Gebrüll des Viehes und das wilde Toben barbarischer Horden drang, dann standen blutern Blickes über den Gräbern der Ihrigen ernste Männer und muthige Frauen längs der oft vergeblich bestürmten Mauern, dann sandte von hoher Warte der sichere Schütze die Todesbotschaft ins Lager der Bedränger! Die Vertheidigung einer Sachsenkirche müßte ein vortreffliches Objekt für einen tüchtigen Maler geben. Ich wollte, Lessing wäre darauf gestührt, als er nach einem Pendant für den „Klosterbrand“ suchte!

Mit Recht konnte Bischof Teutsch bei seiner Inspectionsreise im Jahre 1879 seinen Brüdern zurufen: Deine Väter waren ein starkes Geschlecht!, als er in Rosenau unter dem alten Burgfesten über den Text predigte: „Gedenke der vorigen Zeiten, was spricht die Stimme der Werke deiner Väter zu dir!“ [1]) Schön gewählt war für das südlich von Zeiden gelegene Wolkendorf das Thema: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!“ An dem Thorthurm stehen nämlich die Worte: „Im Jahre 1521 ist der Grund dieser Mauern gelegt worden. 1611 ist dieser Ort von den Tataren verheert worden, so daß nur fünf Personen am Leben geblieben!“ Aus der Asche hat sich der Ort aufs Neue erhoben, wie mancher der Nachbarorte. Die Geschichte dieser so freundlich auf der Ebene des Burzenlandes gelegenen Dörfer ist mit Blut geschrieben; erst wer die Schwierigkeit der Entwickelung kennt, hat ein Recht über die Gegenwart zu urtheilen! Wenden wir darum noch einmal den Blick auf Zeiden. Aus den unlängst gedruckten Denkwürdigkeiten will ich ohne weitern Kommentar die vier ersten Daten mittheilen, sie lauten:

„Anno 1335 legten die Tataren den ganzen Ort in Asche.

Anno 1421 verheerte der türkische Kaiser Amurathes den Markt Zeiden aufs Jämmerlichste.

Anno 1432 wurde der Markt wieder verheert von den Türken. Darnach in diesem Jahre 1432 das Schloß oder die Pastei um die Kirche zu bauen angefangen.

Anno 1530 wurde der Markt von den Türken verwüstet.“

Ich übergehe die Erwähnung anderer Drangsale, mehrmaliger Feuersbrünste, um wenigstens in den Hauptzügen die Ereignisse des Jahres 1658 anzuführen: „Die Türken kommen bei einem Einfalle auf Weydenbach, wo sie das Schloß beschlossen, bis sie endlich hineingedrungen, die Leute, so sie in der Kirche fanden, niederhieben, plünderten und gebunden wie das Vieh wegtrieben. Dieses schreckliche Spektakel erschreckte die Zeidner.“ Sie senden ihren Richter mit Geschenken, bitten um Gnade und erhalten die Antwort, sie sollen Frieden haben, wenn sie „all ihr Vieh“ freiwillig geben wollten. Man giebt das Vieh, es sollen nun auch noch Kleinodien erpreßt werden, da wollen sich einige durch falsche Walachen verlocken lassen, in den Wald zu fliehen. „Es stunden aber“ — so fährt die Chronik fort — „alte erfahrene Männer und Weiber in den Riß und wehrten diesem Vorhaben und stellten ihnen vor: warum haben unsere gottfeigen Vorelteren dieses Schloß mit hohen Mauern gebaut, wenn sie gedacht haben, daß der Busch sicherer wäre, sich drinnen wider den Feind zu beschützen; nein, das soll nicht sein, wir wollen lieber hier mit einander sterben, als dem Feind in die Hände geben; dieweil wir Pulver, Zinn und Blei und anderes Gewehr haben, wollen wir uns bis in den Tod wehren!“

Das sollte nur in irgend einem lateinischen Schriftsteller stehen, in wie viel lateinischen Aufsätzen unserer Primaner würde die Stelle paradiren, ohne daß so schöne, kernige Ausdrücke, wie das „in den Riß stehen“, das Herz erfreuten. Uebrigens könnten dieser Ausdruck und die Bezeichnung „Busch“ für Wald in Fritz Reuter's Werken stehen, so echt nord- und plattdeutsch sind sie.

Meine Reisebegleiter hatten oben auf der grünen Bergwiese reichliche Vorräthe fürs Beisperbrod ausgepackt, denen wir alle in bester Stimmung auf das Kräftigste zusprachen. Wir gingen darauf zu der sogenannten Höhle, einer bei ausbrechendem Unwetter nicht zu verachtenden Zufluchtsstätte unter vorspringenden Kalkfelsen und stiegen von hier direkt ab auf Zeiden. Anfänglich folgten wir einer durch Buschwald steil hinabführenden Runse. Indem wir uns

[1]) Philippi: Erinnerungen an die General-Kirchenvisitation im Burzenlande im Jahre 1879. Kronstadt 1880.

Digitized by Google

bald rechts, bald links an den Zweigen festhielten, kamen wir springend, laufend, kletternd schnell abwärts, obwohl wir hier und da im Dickicht Pause machen mußten, wenn, angefeuert durch den lauten Zuruf des Hintermannes, eine Partie polternder Steine in die Tiefe eilte. Ich glaube, die Fahrt war gemacht, um mich, der beim Aufstieg stets an der Tête marschirt war, auf den Abstieg zu prüfen. Mir gefiel derselbe recht gut, dem jüngsten an das Bergsteigen nicht gewöhnten Reisegenossen aber erschien er etwas barbarisch; er war entschieden froh, als wir wieder auf geebneten Pfaden abwärts schritten. Bei prächtiger Abendbeleuchtung traten wir aus dem Walde und besichtigten, ehe wir Zeiden erreichten, am Abhange noch die Reste eines Häuschens, das sich 1846 der Pfarrer Teutsch als einsames Plätzchen seiner Studien hatte erbauen lassen. Herr Pfarrer Dück meinte, es wäre ihm zu unbequem gewesen, sein Arbeitszimmer oberhalb Zeidens am Berge zu haben, so schön der Platz sei. In der That giebt die schon oben erwähnte Aussicht vom Zimmer des Herrn Pfarres derjenigen von der Solitude wenig nach. Wie ich in der Abenddämmerung eintrat, stand am Fenster des Arbeitszimmers noch das große Fernrohr; der einst so rüstige Bergsteiger hatte sich künstlich die Berge näher gebracht, auf die ihn die schwach gewordenen Füße nicht mehr tragen wollten und sich an dem in Scharten und Schluchten der zerrissenen Cukasswände grell hervortretenden Wechsel von Schatten und goldiger Abendbeleuchtung erfreut.

Die Nacht lag über dem Burzenlande, als ich vom gastlichen Zeiden schied und nach Kronstadt fuhr. Mein Wirth war beim Abschiede gegen mich, als einen Gast des Herrn Pfarrers, sehr freundlich; der frische, stramme Kerl hätte mir noch besser gefallen, wenn er mir bei meiner Ankunft nicht bloß mit den Augen, sondern mit hürren Worten gesagt hätte, daß er mir nicht recht traue und deshalb kein Zimmer hergebe. Es wird in der Welt so viel mit freundlichen Worten und freundlichen Geberden gelogen, daß es einem ordentlich leid thut, wenn eine ehrliche Grobheit nicht ganz rein zu Tage kommt.

Sakit Latah.

Von **E. Metzger.**

In seinem Aufsatz „Die Entdeckung des Hypnotismus“ erinnert Professor W. Preyer daran, daß schon Braid (Manchester) nachgewiesen hat, daß die Bedingungen für den Eintritt der Hypnose nur in der Person liegen, an welcher das Experiment gemacht wird, und von keinem, von dem Experimentirenden ausgehenden Fluidum die Rede sein kann, daß es aber möglich ist durch Beispiel und Aufforderung beliebig auf den Hypnotisirten zu wirken. Bei dem Lesen dieser Bemerkung wurde ich an einen auf Java nicht gerade selten vorkommenden Krankheitszustand erinnert, den man sakit latah nennt. Ueber die Bedeutung des Wortes lata oder latah kann ich leider keine wissenschaftliche Erklärung geben (sakit heißt krank!); da ich die Sprachen des Archipels nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht habe, beschränken sich meine Hilfsmittel in dieser Beziehung auf einige Wörterbücher zum täglichen Gebrauch, während die größeren (wenn sie überhaupt genauere Auskunft geben) mir jetzt nicht zugänglich sind. In einem malaiischen Wörterbuch von Morel steht: „latah: nachsprechen, wiederholt dasselbe sagen, z. B. orang (Mensch) latah Jemand, der was er sagt (oder sagen hört) wiederholt und dabei lacht. latah-latah nachsprechen [1].“ Jon. Rigg in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuch sagt: „lata eine Person, welche halb verrückt ist, oft eine Frau, welche an Geistesstörung leidet und außergewöhnliche Einfälle hat. (In Batavia und auf Bali bekannt. Gericke, der Verfasser eines javanischen Wörterbuchs, giebt: ohne Unterbrechung lachen, was das Zeichen der Leute ist, welche lata sind).“ Grashuis (holl.-mal. Wörterbuch) übersetzt das Wort nabauwen (wiederholen, was Jemand gesagt hat) u. a. durch lata; in dem javanisch-französischen Wörterbuch des Abbé Favre habe ich das Wort vergebens gesucht.

In Wirklichkeit beschränkt sich die Krankheit derjenigen, welche sakit latah sind, durchaus nicht auf das Nachsprechen von Worten, sondern geht viel weiter. Uebrigens muß ich, ehe ich dazu übergehe, das, was mir über diese Krankheitserscheinung bekannt ist, mitzutheilen, im Voraus bemerken, daß die orang latah (also die Leute, welche an der latah genannten Krankheit leiden) durch die Eingeborenen nicht als Geisteskranke betrachtet werden. Während letztere ein Gegenstand der aufmerksamsten Sorge, ich möchte beinahe sagen der Ehrfurcht sind, werden erstere verlacht und verspottet, wird ihre Krankheit oft ganz muthwilliger Weise zum Ausbruch gebracht, um die Unglücklichen zum Gegenstand manchmal recht unpassender Scherze zu machen.

Die Erscheinungen der Krankheit sind: Ebenn der Patient durch lautes Anrufen, durch eine plötzliche heftige Bewegung u. s. w. einer vor ihm stehenden Person erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von derselben nicht abwenden und ist gezwungen Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird (pfeifen, rufen, Bewegungen u. s. w.), nachzuahmen, anfänglich noch widerstrebend, später aber ganz gehorsam, ja sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung weiter durchzuführen. Um die Bedeutung, welche ich den letzten Worten beilege, näher anzudeuten, will ich gleich ein Beispiel anführen. In einer mir bekannten Familie diente ein jüngeres Dienstmädchen, welches sakit latah war. Eines Tages befand sich ein Besuch bei der Familie in der Pendoppo (Hintervorandha, dem Raume, wo auch gespeist wird), als das Mädchen mit einem Stoß Teller auf dem Arm eintrat; zufällig hatte man vorher von latah gesprochen und wollte nun dem Fremden gleich eine Probe davon geben. Man brachte die Krankheit durch Anrufen und eine lebhafte Armbewegung zum Ausbruch, wobei man sich sicher fühlte, daß den Tellern kein Unglück widerfahren würde, da man sich beschränkte die Patientin durch Worte, die immer schneller gesprochen und ebenso immer schneller nachgesprochen wurden, zu stets zunehmender Aufregung zu steigern; die Dame, welche auf sie wirkte, rief ihr zu die Teller nicht fallen zu lassen und wiederholte diese Worte immer lebhafter (djangan djatoh,

[1] Die Verdoppelung drückt im Allgemeinen Verstärkung des Begriffs aus.

Digitized by Google

djangan djatoh, nicht fallen, zu ergänzen piring (Teller) was die Dienerin nachsprach; dabei gerieth erstere unwillkürlich in Feuer und streckte die Hände aus, wie wenn sie den Fall der Teller verhüten wollte; das Mädchen aber machte diese Bewegung nach und einige Dutzend Teller lagen klirrend auf dem Flur.

Ich selber habe nur ältere, abgelebte Frauen gesehen, welche sakit latah waren; sie fielen, wenn man sie aufmerksam beobachtete, durch ihre äußere Erscheinung, Erschlaffung der Züge, matte Augen, namentlich durch eine gewisse Nachlässigkeit im Anzug auf. Wiewohl es einzelne Male in meiner Gegenwart vorkam, daß Anfälle der Krankheit zufällig und auch wohl absichtlich hervorgerufen wurden, so hielt mich Mitleid mit dem Zustand der Patienten zurück die Sache weiter zu verfolgen oder gar Versuche zu machen. Anders wurde dies jedoch, als mir nach und nach durch Lektüre einzelne Erscheinungen, die ich für verwandt hielt, bekannt geworden waren und mein Interesse erregt hatten. Ich hatte mich im Jahre 1874 auf einer Station der Triangulirung häuslich eingerichtet und zu diesem Zweck auch eine Köchin für die Zeit meines Aufenthalts in Dienst genommen, welche, wie sich früher ergab, sakit latah war. Sie mußte jeden Vormittag vor mir erscheinen, um meine Befehle für den Tag zu empfangen und ich hatte dabei bemerkt, daß sie in auffallender Weise meinen Blick zu vermeiden suchte und fortwährend in nervöser Weise mit den Fingern Bewegungen machte, die Hände rang oder wohl auch den ganzen Körper wand und eigenthümlich vor sich hin lachte. Alles dies war sehr auffallend, denn der Eingeborene senkt allerdings den Kopf und die Augen, wenn er einem Höhergestellten zuhört; wenn er selbst aber zu sprechen anfängt, erhebt er Kopf und Augen und sieht den, zu welchem er spricht, wenigstens einen Augenblick lang, an, vielleicht aber spricht er auch mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen weiter; jedenfalls aber ist es auffallend, wenn er bei erhobenem Kopf rechts oder links sieht; jede spielende Bewegung der Hände oder des Körpers, überhaupt jedes Zeichen der Unaufmerksamkeit scheint unschicklich. Als ich meinen vertrauten Diener fragte, was der Grund dieses Benehmens sei, erhielt ich die Antwort, die Köchin sei sakit latah, und nun beschloß ich, gelegentlich einen Versuch zu machen. Eines Morgens, als sie wieder vor mir hockte und ich, meiner Gewohnheit gemäß, mit ziemlich leiser Stimme mit ihr gesprochen hatte, rief ich ihr plötzlich sehr laut zu: ma (Abkürzung für Mama, die gewöhnliche vertrauliche Anrede älterer Frauen) und sprang schnell vom Stuhle auf. Anfänglich versuchte sie den Anfall (wenn ich dies Wort gebrauchen darf) zu unterdrücken, sie hatte noch Kraft „djangan tinvan djangan“ (nicht doch, Herr) zu rufen; dann aber sprang sie auf, stellte sich mir gegenüber und ahmte die heftigen Armbewegungen, die ich machte, nach. Immer noch versuchte sie es sich meinem Einfluß zu entziehen; beinahe war ihr dies gelungen, im Anfang hatte ich noch gezögert den Ausbruch ihrer Krankheit zu verschlimmern, doch nun drückte ich mich plötzlich mit einem starken Aufschrei; sie mußte, durch das Ohr aufmerksam gemacht und erschreckt, meine Bewegung nachmachen und nun hatte sie alle Macht über sich selbst verloren; mit halbgeschlossenen, starren Augen hing sie unverwandt an meinen Blicken; von nun an wurde jede meiner Bewegungen, die ich, ihr sichtbar, machte, sofort nachgemacht und wenn es je einmal etwas länger dauerte, oder sich Spuren zeigten, daß sie Widerstand zu leisten versuchte, so genügte ein lautes „ma“, eine heftige Bewegung, um sie zum Gehorsam zurückzuführen. So wurden nach und nach einzelne Kleidungsstücke abgelegt und wieder angezogen, die verschiedensten Körperstellungen stehend und auf einem Stuhle sitzend (was der Frau natürlich etwas sehr Ungewohntes war, da die Eingeborenen nur selten in europäischer Haltung auf einem Stuhle sitzen) nachgemacht, einige Gläser auf den Boden geschleudert, getrunken u. s. w. Bei allen diesen Vorgängen erfolgte die Nachahmung beinahe ohne den geringsten Zeitverlust. Ich gehe auf diese Einzelheiten, welche man sich ja leicht vorstellen kann, nicht weiter ein, um nur noch etwas anzuführen, was mir besonders auffiel: es war dies das genaue Nachsprechen einiger in fremder Sprache vorgesagten Wörter. Wie ich schon erwähnte, hatte ich mich mit Ueberlegung auf den Versuch vorbereitet und nur einige Wörter ausgesucht, die den Sundanesen (meine Köchin war eine sundanesische Frau) ganz unbekannte und gewiß schwierige Buchstaben enthielten. Das deutsche ö und ɔ machen diesen Bergbewohnern ebensoviel Schwierigkeiten wie die Aussprache des Namens „Göthe“ einem Engländer im Anfang seiner deutschen Studien je verursacht hat, und das ei der Italiener würde sie gewiß eben so sicher zum Tode führen, als es den Tausenden von Franzosen am 30. März 1282 das Leben gekostet hat. Als ich meine Kunst erschöpft hatte, hat ich einen der bei mir befindlichen Europäer, einen geborenen Slaven, einige recht tüchtig mit slavischen Zischlauten beschwerte Worte vorzusprechen überlaut natürlich, um die Aufmerksamkeit der Frau auf sich zu ziehen) die ebenso, vollkommen richtig, soweit mein Ohr es beurtheilen konnte und wie er bestätigte, nachgesprochen wurden, als dies vorher in Bezug auf die durch mich vorgesprochenen Wörter der Fall gewesen war. Es ist dies gewiß auffallend, wenn man bedenkt, daß Laute wie ach, z dem Sundanesischen ganz fremd sind. (sch in manchen Transkriptionen, z. B. Radscha), giebt die auf Java gewöhnliche Aussprache nicht wieder.)

Endlich dachte ich, daß es des grausamen Spieles genug sei; ich setzte mich hin, sie folgte meinem Beispiele und als ich einige Augenblicke bewegungslos gesessen hatte, kam sie zu sich, faß noch einen Augenblick mit ganz weit geöffneten Augen wie erstarrt, raffte sich dann auf und eilte, so schnell sie konnte, zur Thür hinaus, wobei sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, was durchaus nicht wie ein Segenswunsch klang; dann ging sie wie gewöhnlich an ihre Arbeit, hatte auch meine kurz vor dem Anfall gegebenen Befehle ganz gut behalten. Ich dagegen, der ich allerdings damals an sehr starker Nervenerregung litt, hatte mich während des Vorgangs ungemein aufgeregt, so daß die Steigerung des Tempos und das wiederholte Aussprechen desselben Wortes schließlich auch bei mir wohl nicht mehr ganz freiwillig waren und etwas krampfhaft Erregtes hatten; nachher hatte ich einige Stunden Ruhe nöthig, um zu meinem normalen Zustand zurückzukehren. Nach einigen Tagen, als die Frau wieder beruhigt war und ich durch ein Geschenk und das Versprechen keine weitere Versuche zu machen, mir ihr Vertrauen wieder gewonnen hatte, versuchte ich es auszuforschen, ob sie irgend welche Erinnerung an ihren Zustand behalten hatte und ob sie sich des während des Anfalles Geschehenen bewußt war. Trotzdem ich einigen meiner vertrauten Leute den Auftrag gab, sie hierüber zu befragen, konnten sie mir nichts darüber berichten und auch mir gegenüber sagte die Alte immer ziemlich kurz: stau (ich weiß es nicht), wenn ich es vorsichte mit ihr über den Vorgang zu sprechen.

Soweit mir bekannt, ist diese Krankheit, wenn sie nicht etwa in Fachblättern berührt ist, nur bei W. A. van Rees in den seinem Toontje Poland beigegebenen Schetsen erwähnt. Dies ist der Grund, weßhalb ich mir an dieser Stelle auf eine gewiß sehr interessante Erscheinung aufmerksam zu machen erlaube, da dadurch Fachmänner, die diese

Digitized by Google

Erscheinung beobachtet haben oder denen die Gelegenheit geboten ist dies noch zu thun, sich möglicherweise angelegt fühlen der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich vor einiger Zeit mit dem Ordnen meiner Tagebücher beschäftigt, den oben kurz berührten Vorgang bearbeitete, hat ich einen mir befreundeten, pensionirten Militärarzt, der zwanzig Jahre lang in Niedert. Indien gelebt hat, um Mittheilung seiner Erfahrungen, resp. seiner Ansicht; namentlich ersuchte ich ihn mich wissen zu lassen, ob ihm über das Vorkommen der Krankheit bei jüngeren Frauen etwas bekannt geworden sei, da ich dieselbe nur bei älteren Frauen gesehen hatte und den oben mitgetheilten Fall, wo sie bei einer jüngern Frau aufgetreten sein sollte, mir nur vom Hörensagen bekannt war. Er erwiederte mir darauf, daß er sich erinnere Fälle von sakit latah bei älteren Frauen gesehen zu haben; „doch zweifle ich nicht" fährt er fort „daß die Krankheit auch bei jüngeren Frauen vorkommen kann. Sie gehört jedenfalls in die viel umfassende Kategorie der hysterischen Nervenalterationen. Gleiche Formen sind meines Wissens in Europa nicht beobachtet, wohl aber verwandte. Wie die Geistesthätigkeit des Malaien auch im gesunden Zustand gewisse der Rasse eigenthümliche Abweichungen zeigt, so scheint dies auch bei krankhaften Reaktionen des Nervensystems der Fall zu sein, z. B. bei Männern die mata glap (das verfinsterte Auge) und das Amokmachen. Es wäre hier sicher ein interessantes Feld für weitere Untersuchungen." Da hat mein verehrter Freund, dem ich diese Mittheilung verdanke, gewiß sehr Recht; er hätte aber auch hinzufügen können: ein sehr schwieriges Feld; schwierig weil es beinahe unmöglich ist sich über das Geisteleben einzelner Personen zu orientiren, die nicht Stammgemeinschaft mit uns haben, noch schwieriger ein Urtheil über das Geistesleben eines ganzen Volkes zu fällen, dasselbe gewissermaßen zu rubriciren oder zu klassificiren, wobei wir meistens unsern eigenen Gedankengang als Maßstab annehmen. Was die Folge ist, liegt auf der Hand: wir sehen Engel und Teufel, hochbegabte Menschen und Dummköpfe, wo vielleicht nur gewöhnliche Sterbliche zu finden sind, nur mit dem Unterschiede, daß deren Ansichten von den unserigen in vieler, wenn nicht in jeder, Beziehung sich gründlich unterscheiden. Solange man solche Erscheinungen wie sakit latah als einfach pathologische Fragen auffaßt, kann man sie vielleicht von unserm Standpunkte aus beantworten; wenn man die Frage verschiebt, dürfte die Beantwortung viel schwieriger oder unmöglich werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den Antheil der Konfessionen an der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches und über das Verhältniß des Wachsthums derselben wird auf Grund der letzten Volkszählungen Folgendes berichtet: Im Jahre 1867 wurden im Gebiete des Deutschen Reiches (bei Elsaß-Lothringen ist auf die französische Zählung von 1866 zurückgegriffen) 24 921 000, 1871 25 583 900 und 1880 28 333 652 Evangelische gezählt. Der Antheil der Evangelischen an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 62,14 Proc., 1871 62,31 Proc., 1880 aber 62,64 Proc. Als Katholiken bekannten sich 1867 14 564 000, 1871 14 967 000 und 1880 16 234 475 Bewohner. Der Antheil der Katholiken an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 36,31 Proc., 1871 36,21 Proc. und 1880 35,88 Proc. Die Zahl der Juden wuchs von 490 006 im Jahre 1867 auf 512 300 im Jahre 1871 und auf 562 675 im Jahre 1880. Ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 1,24 Proc., 1871 1,25 Proc. und 1880 1,24 Proc. Im Jahre 1880 wurden außerdem noch gezählt 73 965 Sektirer und 29 294 Bewohner ohne Angabe der Religion. Die Zunahme der Evangelischen würde in den Jahren 1867—80 eine noch größere gewesen sein, wenn nicht gerade die vorwiegend evangelischen Provinzen Preußens: Ostpreußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Sachsen ein starkes Kontingent zur überseeischen Auswanderung gestellt hätten. In Preußen gab es am 1. December 1880 17 645 848 Evangelische, 9 206 283 Katholiken und 363 790 Juden; 1871 15 991 350 Evangelische, 8 268 438 Katholiken und 325 544 Juden. Für Preußen gilt im Allgemeinen der Satz, daß in den einzelnen Provinzen die konfessionelle Minderheit schneller wächst als die konfessionelle Mehrheit. So zeigen die Evangelischen in Rheinland und Westfalen ein rascheres Wachsthum als die Katholiken. Umgekehrt ist in rein evangelischen Provinzen das Wachsthum der Katholiken ein stärkeres. (A. Z.)

— Am 4. April 1882 betrug die Bevölkerung der englischen Insel Man 53 492, gegen 1871 eine Abnahme von 550 Menschen. Im Jahre 1871 wurde die Insel im Sommer und Herbst von circa 75 000 Personen besucht, 1881 dagegen von etwa 130 000.

— Das Landschaftsamt („Semstwo") des Gouvernements Olonetz hat sich wiederholt um die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem Weißen Meere und dem Onega-See bemüht. Nach einem im Jahre 1873 dem Ministerium der Wege- und Wasser-Kommunikationen eingereichten Projekt der Firma Aschcharumow u. Comp. sollte der Kanal durch eine Aktiengesellschaft, aber unter Beihilfe der Regierung gebaut werden. Hiernach sollte die Linie führen: vom Powenetz am Flusse Powenitschanka längs diesem Flüßchen bis zu seiner Quelle, dann durch den Wolo-See (an der Wasserscheide zwischen dem Baltischen und Weißen Meere), weiter durch den Matko-See, den Fluß und See von Telekin, durch den Wog-See und den Fluß Wog, welcher bei Sorokpaja in den Onega-Busen des Weißen Meeres fällt. Die Staatsregierung sollte dazu nicht weniger und nicht mehr als 500 000 Dessjätinen (eine Dessjätine ist etwa einem Hektare gleich) Wald auf 81 Jahre der Gesellschaft überliefern. Das erschien dem Ministerium doch zu viel. Rechnet man die Einnahme einer Landstrecke von 500 000 Dessjätinen Wald jährlich zu 50 000 Rubel, so würde dadurch die Staatsregierung im Laufe von 81 Jahren eine Ausgabe von 32 Millionen Rubel haben; das wäre doch zu theuer. Neuerdings haben zwei der Aktionäre, die Herren Gubonin und Subkow, sich bereit erklärt, die Frist auf 60 Jahre zu verkürzen. Allein der Minister hat es nicht für vortheilhaft erachtet, auf diesen Vorschlag einzugehen. („Golos" 259.)

— Das Orientalische Museum in Wien hat sich um die Kenntniß der kommerciellen Verhältnisse Konstantinopels ein neues Verdienst durch Herausgabe der „Neuen volkswirthschaftlichen Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet" (Wien 1882) erworben. Direktor von Scala unternahm selbst eine Reise in die Levante, gewann an Ort und Stelle unter den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Botschaft und des Konsulats und

Digitized by Google

unter hervorragenden Kaufleuten die kompetentesten Mitarbeiter für seine Zwecke und war so im Stande, eine völlig neue Darstellung der dortigen merkantilen Verhältnisse zu veröffentlichen, eine Sammlung von Monographien über Kulturpflanzen, Handelsverträge, Zollwesen, Schiffahrt, Finanzen 2c., so wie über die wichtigsten Produkte der Levante, welche nicht nur für den praktischen Interessenten, sondern für jeden, der sich um eine eingehendere Kenntniß jener wichtigen Gebiete bemüht, von hohem Nutzen sich erweist.

Asien.

— Aus dem Fort Bachty (im Gebiet Semiretschensk) schreibt man unter dem 1. September dem „Golos“ (Nr. 264): Die Lage der russischen Kaufleute in der 18 Werst entfernten chinesischen Stadt Tschugutschak ist eine äußerst kritische, insofern der Handel mit den Chinesen vollständig ins Stocken gerathen ist. Die Ursache liegt darin, daß mit dem Beginn dieses Jahres in Tschugutschak chinesisches Papiergeld, aber nicht unter Garantie der Regierung ausgegeben worden ist. Die Billete tragen den Charakter privater kurzterminirter (2 bis 3 Monat) Scheine und wenn sie aus irgend einem Grunde im Verlauf dieser Zeit nicht gegen Silber eingewechselt werden, so verlieren sie ihre Gültigkeit. Natürlich weigern sich die russischen Kaufleute ihre Waare gegen solche Billets zu verkaufen, zumal da auch die Chinesen sie nur gezwungen und mit niedrigem Kurs nehmen. Ein solches Billet gilt etwa 80 Kopeken Silber (circa 1,60 Mark). Aus Peking wird seit Monaten kein Silber mehr ausgeführt. Etwa die Hälfte aller russischen Läden ist jetzt geschlossen; außerdem haben einige Kaufleute ihre Handlungen in andere chinesische Städte, Schicho, Derbulschin verlegt. Selbst die Chinesen haben die Zahl ihrer Läden um mehr als den vierten Theil verringert. Bis zum Anfang dieses Jahres betrug der jährliche Umsatz in Tschugutschak fast 2½ Millionen Rubel. Fast eine Million Rubel wurde in Form von Jamben (Silberbarre von 4¼ Pfund) von den russischen Kaufleuten ausgeführt. Bis jetzt sind etwa nur für 200 000 Rubel Jamben abgeführt und zwar zu einem hohen Kurs: früher galt ein Jamba 125 bis 128 Rubel (250 bis 256 Mark) jetzt gilt sie bis 135 Rubel (270 Mark). Tschugutschak, früher eine lebhafte Handelsstadt, ist jetzt leer und ohne Leben, und ist in Gefahr seine Handelsbedeutung zu verlieren.

— Die ganze Thätigkeit der turkestanischen Topographen konzentrirte sich im Jahre 1881 auf die Aufnahme des Gebietes von Kuldscha vor dessen Rückgabe an China. Hier wurde aufgenommen: 1. das Quellgebiet des Flusses Kasch, 2. der mittlere und obere Lauf der Tzanma, 3. das Gebiet zwischen den Flüssen Ili und Tekes bis zur chinesischen Grenze, 4. der Raum zwischen den Flüssen Tekes, Kok-su und dem Kamme des Tien-schan und 5. der Raum nördlich des Ili zwischen dem Chorgos im Westen und der Grenzlinie der Aufnahme von 1880 im Osten. Mit Aufnahme dieser zusammen 27 295 Qu.-W. in 1:84 000 (2 W. = 1") war die detaillirte Erforschung des ganzen an China zurückzugebenden Gebietes beendet. Die Aufnehmer hatten hier vielfach mit natürlichen Hindernissen in wegloser, jedes Pflanzenwuchses entbehrender und theilweise in der Region des ewigen Schnees gelegener Gegend zu kämpfen. „Das Thal des Ili, sagt der Bericht, einst dicht bevölkert, zeigt heute nur die Spuren früherer Kultur, und wenige große Ortschaften ausgenommen trifft man ganze Massen von Ruinen. Die dem Flusse nächstliegenden Vorberge enthalten reiche Lager vorzüglicher Steinkohle, sind von einer Menge kleiner Gebirgswässer durchschnitten und auch durch viele Saumwege leicht zugänglich. In den höher gelegenen Regionen aber, am Kasch, an der Tzanma und zwischen Tekes und Kok-su bedurften die Aufnehmer aller Energie, um fern von der Hilfe auch nur nomadisirender Bewohner ihre Aufgabe zu lösen.“ Nur ein kleiner Theil des Laufes des Kok-su und vom Oberlauf des Chorgos ist nicht direkt baltinstrumental (graphisches Netz, Höhenbestimmung mit Instrumenten) aufgenommen worden.

— In den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ (Heft 27) giebt Otto H. Schütt eine schöne Karte des Fuji-jama und seiner Umgebung in 1:200 000 mit begleitendem Texte, in welchem die Reinische Skizze des berühmten Vulkans (Petermann's Mitth. 1879, Heft 10) scharf kritisirt wird. Wir wünschen nur, daß Schütt's Arbeit ihrerseits die Kritik besser aushält, als ein Theil seiner Routen im südlichen Congo-Becken. An dieser Stelle wollen wir nur auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam machen, welche Schütt im Herbste 1881 viermal zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn nämlich nach längerem Umhüllthein der Berg sich zeigte, hatte er auf dem Gipfel eine Kappe von weißen Wolken aufbehalten, welche weit flacher, als der Berggipfel, oben ganz scharf abgegrenzt war und unten mehrere Abhsiufungen hatte, die ganz deutlich zeigten, daß die Kappe aus mehreren Hüllen oder Schalen bestand, zwei, meiß aber drei aber vier. Einmal hatte der Wind die seltsame Kappe unversehrt abgehoben und sie thronte, einem japanischen Helme sehr ähnlich, volle sechs Stunden lang unbeweglich in der reinen blauen Luft, gerade soviel seitwärts vom Gipfel nach Osten hin verzogen, daß ihr Rand denselben nicht mehr berührte; diese Kappe zeigte drei Schalen in einander; das Loch, worin der Berg gesteckt, war deutlich und scharf sichtbar. Nach Ablauf dieser Zeit begann sie zu zergehen. Schütt erinnert sich, japanische Abbildungen dieser Kappe irgendwo einmal gesehen zu haben, hielt sie jedoch für Phantasiegebilde, so eigenthümlich und unglaublich sah es aus. In Wirklichkeit aber ist die Erscheinung förmlich gespenstisch zu nennen. Eine Erklärung versucht Schütt nicht; wohl aber kann er bestätigen, was die Umwohner des Berges sagen: daß der Erscheinung, die tagüber, und natürlich bei klarem Himmel stattfindet, Nachts ein äußerst heftiger, 24 Stunden andauernder Regen folgt. Alle vier Male trat dies genau zu.

Südamerika.

— Lieutenant Bove hebt den übrigen italienischen Mitgliedern der „antarktischen“ Expedition ist bereits nach Italien zurückgekehrt. Am 16. September war er von seiner nicht ganz glücklichen Fahrt nach dem Feuerlande wieder in Buenos Aires eingetroffen und hatte sofort dem Präsidenten der Republik und den Ministern des Innern und Aeußern Bericht erstattet, in Folge dessen diese beschlossen haben, auf Staten Island eine Ansiedelung und besonders Leuchtthürme zu errichten, um den häufigen Schiffbrüchen dort vorzubeugen. Wie erfahren hierbei auch, daß es längs der Magalhaens-Straße schon zehn chilenische Kolonien giebt, welche sich mit Viehzucht beschäftigen, keine hat unter 2000 Schafe und manche bis 500 Kühe. Ihre Zahl soll noch vermehrt werden.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China III. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.) — Dr. Richard Greeff: Die Angolares-Neger der Insel São Thomé II. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Der Zeidner Berg in Siebenbürgen. — E. Metzger: Sakit Latah. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 26. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu drei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 24. — 2. Prospekt der Verlagshandlung von Ferdinand Enke. „Humboldt.“ Herausgegeben von Dr. Georg Kreb. — 3. Prospekt der Verlagshandlung von J. G. Cotta. Erdbeschreibung, Länder- und Völkerkunde.

Digitized by Google

HOME USE
CIRCULATION DEPARTMENT
MAIN LIBRARY

This book is due on the last date stamped below.
1-month loans may be renewed by calling 642-3405.
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.
ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL 7 DAYS AFTER DATE CHECKED OUT.

REC CIRC MAR 6 1986

JUL 16 1975 24

REC'D CIRC DEPT JAN 20'75

JUL 23 1979

RETURNED TO
ANTHRO LIB.
FEB 7 1979
REC. CIR. FEB 0 8 1979

MAR 27 1980

REC. CIR. JAN 2 1 '80

LD21—A-40m-12,74
(S2700L)

APR 3 1989

General Library
University of California
Berkeley

590032 G1 G5 v.42
Globus.
590032
G1
G5
v.42
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000999928

Digitized by Google